UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Leben
des
Freiherrn Max von Gagern

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/lebendesfreiherr00past

Mme Gagern

HG.B
G1338
.Y6

Leben
des
Freiherrn Max von Gagern
1810—1889

Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts

Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet
durch

Ludwig von Pastor

Mit einem Bildnisse Gagerns.

177179
30.12.22

Kempten und München
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
1912

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Ihrer Hoheit

der durchlauchtigsten Frau Herzogin

Sophie von Hohenberg

ehrerbietigst zugeeignet

Vorwort.

Während meiner Wiener Studienzeit lernte ich im Mai 1877 durch Ludwig von Arndts den Mann kennen und schätzen, dessen langes und bewegtes Leben darzustellen für mich eine Pflicht der Dankbarkeit ist. Denn seit meiner Übersiedlung nach Österreich im Jahre 1881 hat Freiherr Max von Gagern mir in fremdem Lande und bei einer schwierigen Laufbahn stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Wir sahen uns jedes Jahr in Innsbruck, wo Gagern seine Tochter Elisabeth besuchte, dann öfters auch in Wien.

Max von Gagern war, wie sein Bruder Heinrich rühmte, ein Erzähler par excellence. Vieles, was er mir mitteilte, schien zu wertvoll, um es verloren gehen zu lassen; ich zeichnete es auf und benutzte diese Niederschriften für die Geschichte des 19. Jahrhunderts, die ich seit dem Sommer 1886 in einem Zyklus von vier Semestern gelesen habe. Für dieses Kolleg diktierte Gagern mir im November 1886 in Innsbruck eine Darstellung seiner Teilnahme an den Ereignissen des Jahres 1848, die ich für die vorliegende Arbeit mit um so größerem Nutzen heranzog, als seine im hohen Greisenalter aufgezeichneten Lebenserinnerungen nur bis 1844 reichen. Er vermachte diese Papiere dem nun auch bereits verstorbenen Jesuitenpater Löffler, der sie mir freundlichst zur Verfügung überließ und mir dadurch die Möglichkeit gewährte, auch dort, wo Briefe fehlen, Gagern mit seinen eigenen Worten redend vorzuführen. Wichtige Materialien für die früheste Lebenszeit bot eine von ihm 1829 im Haag gemachte Aufzeichnung. Diese und andere Schriftstücke erhielt ich von der Witwe Gagerns, die leider viele Papiere vernichtet hatte, bevor sie von meiner Absicht, ein Lebensbild zu entwerfen, Kenntnis erhielt. Eine Anzahl von bedeutsamen Aktenstücken aus dem Gagernschen Familienarchiv zu Schloß Neuenbürg bei Erlangen verdanke ich dem als hessischen Gesandten in Berlin am 3. Januar 1911 verstorbenen Freiherrn Max von Gagern, einem Sohne Heinrichs. So war es mir möglich, den fast gar nicht bekannten Verlauf der im März 1848 von den südwestdeutschen Staaten abgeordneten Gesandtschaft, welche auf die Übertragung der Kaiserwürde an Friedrich Wilhelm IV. hinarbeitete, in allen ihren Einzelheiten darzustellen und auf diese Weise einen neuen Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen zu liefern.

Ich beschäftigte mich mit der vorliegenden Biographie von 1890—91, mußte jedoch die Arbeit zurücklegen, als der Tod meines teuren Lehrers Janssen mir neue, schwere und dringende Verpflichtungen brachte. Durch ein Augenübel, das sich im Dezember 1909 einstellte, wurde ich gezwungen, die Fortsetzung meiner Papstgeschichte für einige Zeit zu unterbrechen. Um nicht ganz müßig zu sein, nahm ich die frühere Arbeit wieder auf, die ohne Gefahr übermäßiger Anstrengung meiner Augen vollendet werden konnte. Bei derselben haben mich außer den schon Genannten durch Mitteilung wichtiger Materialien von der Familie des Verstorbenen unterstützt dessen Tochter Freiin Elisabeth, sein Sohn Freiherr Karl und endlich ganz besonders sein Enkel Freiherr Hans von Gagern, gegenwärtig Legationssekretär bei der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Bukarest. Ihnen wie allen übrigen, die meine Arbeit gefördert haben, spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus.

Innsbruck, 10. Juli 1911.

Ludwig von Pastor.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung . . . . . 1—4

I. Kapitel. Kindheit und Schuljahre. 1810—1826 . . . . . 5—17

Gagerns Geburt; seine Geschwister 5. Die Eltern und Paten 6—7. Einwirkung der Mutter 8. Erste Eindrücke des Knaben in Weilburg und Monsheim 8—10. Der Erzieher Gagnebin 10. Im Pensionat zu Hanau und auf dem Gymnasium zu Kreuznach. Direktor Eilers 10—12. Auf dem Lyzeum zu Mannheim. Konfirmation und Religionsunterricht 12—14. Privatstudium in Hornau. Tod seines Bruders August 14—15. Beendigung der Gymnasialstudien zu Weilburg. Mangel an tieferen religiösen Eindrücken 15—17.

II. Kapitel. Universitätsstudien (Heidelberg, Utrecht und Göttingen) 1826—1829 . . . . . 18—28

Eintritt zu Heidelberg in die deutsche Burschenschaft. Charakter der Letzteren. Juristische Vorlesungen. Der Historiker Schlosser. Religiöse Verwahrlosung 18—21. Ein trauriges Jahr in Utrecht. Ernüchterung durch die holländische Prosa. Audienz bei dem niederländischen Könige Wilhelm I. 21—25. Sommeraufenthalt in Hornau. Die Schwägerin Luise 25—26. Beendigung der juristischen Studien zu Göttingen. Zur Charakteristik von Heeren. Besuch bei Goethe in Weimar 26—28.

III. Kapitel. Aufenthalt in Paris. 1829 . . . . . 29—38

„Zum ersten Male auf eigene Füße gestellt". Freundliche Aufnahme bei den niederländischen Diplomaten Fagel und Fabricius 29. Pariser Eindrücke und Erfahrungen 30—31. Volontär in der niederländischen Gesandtschaftskanzlei 31—32. Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten. Französische Preßzustände 33. Besuch bei Talleyrand. Zur Beurteilung dieses Staatsmannes 33—36. Das Ministerium Pollignac. Die Entwickelung Frankreichs seit der großen Revolution 36—37. Herzog Bernhard von Weimar. König Karl X. 37—38. Reise nach dem Haag 38.

IV. Kapitel. Der niederländische Zivil- und Militärdienst. 1829—1833 . . . . . 39—55

Audienz bei dem niederländischen Könige Wilhelm I. Anstellung im königlichen Kabinett 39—41. Strenger Dienst. Einsames und eintöniges Leben. Wechselnde Stimmungen. Weltschmerz und Unzufriedenheit; deren Ursachen 41—45. Eintritt als Freiwilliger in die holländische Armee 46. Im Hauptquartier des Herzogs von Weimar zu Antwerpen. Bei Lier zum ersten Male im Feuer 46—48. Das Bombardement von Antwerpen und die Expedition nach Maastricht 49—51. Die Trennung Belgiens von Holland 51—52. Plan der Wiedergewinnung Luxemburgs 52—53. Die Schlacht bei Löwen (12. August 1831) 53—54. Im Feldlager auf der nordbrabantischen Heide 54—55. Rückkehr ins königliche Kabinett und Austritt aus dem holländischen Dienste 55.

Seite

V. Kapitel. Heirat und Familienleben zu Hornau im Taunus. Historische Studien und Verkehr mit Johann Friedrich Böhmer. 1833—1836 . . . . . 56—71

Verlobung mit Franzina Lambert 56—57. Ernste religiöse Stimmung 57—58. Heirat und stilles Leben in Hornau 59—60. Große Schwierigkeiten bei der Wahl eines neuen Berufes 60—67. Historische Studien und Verkehr mit Johann Friedrich Böhmer 67—69. Entschluß, sich in Bonn als Privatdozent zu habilitieren 69—71.

VI. Kapitel. Privatdozent für Geschichte an der Universität zu Bonn. Der erste preußische „Kulturkampf" 1837—1840 . . . 72—111

Aufnahme in Bonn 72—74. Dissertation über das Leben Kaiser Arnulfs. Urteil Böhmers. Erwerbung des philosophischen Doktorhutes 74—76. Habilitation und Probevorlesung 77—80. Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte und Politik. Schwierigkeiten der akademischen Laufbahn 80—83. Der Kölner Kirchenstreit von 1837 und seine Beurteilung durch Gagern. Der Universitätskurator von Rehfues gegen die freie Meinungsaussprache von Dozenten 83—89. Wachsende Bedeutung des Kölner Kirchenstreites. Beurteilung desselben durch Gagerns Vater 89—92. Stellung von Fritz und Heinrich von Gagern 92—94. Max von Gagerns Haltung gegenüber dem ersten preußischen „Kulturkampfe" und seine damalige Stellung zur katholischen Kirche 94—97. Besuch bei Bruder Heinrich in Monsheim 97—99. Zweite Heirat Heinrich von Gagerns 100—101. „Das Auf- und Nieder" der Bonner Dozententätigkeit 101—103. E. M. Arndt, Welcker und A. W. von Schlegel 104—105. Rheinpreußen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. 107—108. Verzicht auf die Dozentenlaufbahn und Anstellung in Nassau 108—110. Bonner Freunde 110—111.

VII. Kapitel. Nassauischer Staatsdienst und Rückkehr zur katholischen Kirche. 1840—1843 . . . . . 112—152

1. Licht- und Schattenseiten der nassauischen Dienststellung. Tätigkeit für die „Allgemeine Zeitung" 112—115. Sendung nach Haag und München in Sachen der Limburger Bischofswahl 115—118, Vertrauen des Herzogs, Sendung nach Baden-Baden 118.

2. Tiefreligiöse Veranlagung, aber Mangel an religiöser Unterweisung in der Jugend. Sittenreinheit 118—119. Stellung zum Protestantismus, Einfluß von Böhmer und Friedrich von Gagern 120—121. Erster Anstoß zur Konversion durch die Gefangennahme des Erzbischofs Klemens August von Köln, Katholische Freunde: Hermann Müller, Arndts und Dr. Kalt 121—122. Mangelndes Verständnis für die katholische Kirche während der Bonner Zeit 122—123. Einwirkung Böhmers 123—124. Thomas von Kempen die Hauptquelle für Gagerns katholische Erkenntnis 124. Dr. Moritz Lieber. Ratschläge des Domkapitulars Diehl. Die Gräfin von Westphalen 124—126. Der Limburger Bischof Blum und der feste Entschluß des Übertrittes zur katholischen Kirche 126—127. Gründe, welche Gagern zu diesem Schritte bewogen 127—132. Gagerns Gemahlin katholisiert ebenfalls 132. Hindernisse, die sich Gagerns Konversion entgegenstellten 133—138. Der Übertritt am 28. August 1843 zunächst geheim gehalten 138. Glückwunsch seitens des Limburger

Seite

Bischofs Blum 139. Auseinandersetzung mit den Brüdern Heinrich und Fritz 140—142. Randglossen über das Gerede der Welt 142—143.

3. Reise nach St. Petersburg. Bekanntwerden von Gagerns Konversion 143—144. Verhalten des Herzogs von Nassau und des Kaisers Nikolaus von Rußland 144—145. Gagern über seine Konversion an den protestantischen Bischof Heydenreich in Wiesbaden 145—148. Würdige Antwort des Letzteren 148—150. Mißbilligung der Konversion durch König Friedrich Wilhelm IV., die nassauische Beamtenschaft und die Großherzogin Pauline 150—151. Gagerns Vater über die Konversion seines Sohnes 151—152.

VIII. Kapitel. Nassauischer Gesandter am holländischen und belgischen Hofe. Der Deutschkatholizismus in Nassau 1844—1847 153—175

Rückkehr nach Wiesbaden. Erinnerungen an die russische Reise 153—154. Böhmer über Gagerns Konversion 154—155. Mission Gagerns nach Wien 155—156. Ernennung zum außerordentlichen Gesandten beim niederländischen und belgischen Hofe (17. Mai 1844) 156. Aufenthalt im Haag; Verkehr mit Bruder Fritz, Groen van Prinsterer, Graf Senfft und Baron Maltitz 156—159. Aufenthalt in Brüssel; Frau von Sydow 156—161. Sorge für den greisen Vater 161—162. Der Deutschkatholizismus in Nassau 163—168. Verkehr mit Böhmer 168—170. Briefwechsel mit dem Vater 170—171. Englische Reise; Aufenthalt in Schottland 171—174. Wiederherstellung der Eintracht mit Bruder Heinrich 175.

IX. Kapitel. Der Märzsturm des Jahres 1848 in Wiesbaden. Max von Gagern als Führer der Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten in Sachen der Bundesreform und der Plan des preußisch-deutschen Kaisertums. Tod Friedrich von Gagerns. . . . . 176—254

Die Pariser Revolution und ihre Folgen für Deutschland. Der Märzsturm des Jahres 1848 in Wiesbaden 176—182. Gagern bestimmt den Herzog von Nassau betreffs Reform der Bundesverfassung in einheitlicher und freiheitlicher Beziehung sich mit den süddeutschen Regierungen in Verbindung zu setzen 182—188. Betrauung Gagerns mit dieser Mission 184—185. Gagern in Darmstadt 185. Friedrich von Gagern und sein Programm zur Lösung des deutschen Einheitsproblems. Der Plan des preußisch-deutschen Kaisertums 186—190. Die religiöse Frage. Das Verhältnis zu Österreich 190—191. Die Lockerung des preußischen Staatsverbandes als Bedingung der Kaiserkrone 191—192. Heinrich von Gagern als Schüler seines Bruders Friedrich 192—194. Max von Gagern und das Programm der preußischen Führerschaft in Deutschland 194—196. Hindernisse der deutschen Einheit 196—197. Die religiöse Frage und ihre verschiedene Beurteilung durch Max und Heinrich von Gagern. Vereinbarung mit Gervinus 199—200. Max von Gagerns Erfolg in Darmstadt und sein Schreiben an Minister Canitz 201—203. Glückliche Verhandlungen in Karlsruhe 204. König Wilhelm von Württemberg erklärt sich für das preußische Erbkaisertum 205—206. Verabredung mit Württemberg 206—207. Gagerns Bericht an Heinrich von Arnim 207. Der Herzog von Nassau billigt Gagerns Vorgehen und schreibt nach Berlin und Wien 207—208. Die

Seite

Stellung von Max und Heinrich von Gagern gegenüber Österreich 208—210. Gervinus Hoffnungen für die Lösung der deutschen Frage 210—212. Gagerns Bemühungen, Bayern zu gewinnen. Verwirrung und Schwierigkeiten in München 212—213. Gagerns Appell an König Ludwig I. Dieser will nichts „ohne Österreich" 213. Der bayerische Kronprinz. Perfides Verhalten Badens 214—215. Volksaufstand in München. Einlenken der bayerischen Regierung 215—216. Gagerns Schilderung der wirren Lage in München und seiner dortigen Verhandlungen 216—218. Gagern erhält in Dresden die erste Nachricht von der Märzkatastrophe in Berlin und entschließt sich zur sofortigen Reise dorthin 218—219. Die Berliner Märztage des Jahres 1848 219—225. Gagerns Ankunft in Berlin (21. März). Die dortigen Zustände und seine Verhandlungen mit Arnim 225—227. Rede Gagerns im Hotel de Russie 227—229. Neue Verhandlungen mit Arnim. Zusammenhang des Umrittes König Friedrich Wilhelms IV. mit der Nachricht von den Erfolgen der Gesandtschaft Gagerns 229—230. Der Krieg gegen Rußland als Mittel zur deutschen Einheit 230. Denkwürdige Audienz der Bevollmächtigten von Nassau, Hessen-Darmstadt und Württemberg bei König Friedrich Wilhelm IV. (23. März). Berichte über dieselbe von Lehrbach und Gagern 231—235. Gagern über die kleinlaute Haltung des preußischen Königs und Begründung der Aufforderung zum Kriege gegen Rußland 235—236. Konferenz mit Arnim; Zurückweichen Preußens 237—238. Die preußische Zirkulardepesche vom 25. März 238—239. Gagerns Beurteilung der Lage und seine Rede in der Berliner Universität 239—241. Max und Heinrich von Gagern halten trotz der wiederspruchsvollen Stellungnahme Friedrich Wilhelms IV. an der Idee der preußischen Führerschaft fest 241—242. Unwille weiter Kreise über die Haltung des preußischen Königs 243. Gagern einer der siebzehn Vertrauensmänner in Frankfurt 243—244. Das Frankfurter Vorparlament 244—246. Rückkehr Friedrichs von Gagern nach Deutschland 246. Max von Gagern Präsident des Siebzehner Ausschusses. Der Entwurf der Reichsverfassung 247—249. Friedrich von Gagern Kommandant des badisch-hessischen Armeekorps gegen die Aufständischen im badischen Oberlande und sein Tod bei Kandern 249—253. Verhältnis von Max zu dem verstorbenen Bruder 253—254.

X. Kapitel. Max von Gagern im Frankfurter Parlament und seine politische Solidarität mit Bruder Heinrich 1848—1849. 255—318

Gagerns Wahlmanifest 255—257. Reise nach Brüssel. Audienz bei König Leopold I. 257—258. Abstecher nach London. Unterredungen mit Palmerston und dem Prinzen Wilhelm von Preußen 258—260. Eröffnung der Frankfurter Nationalversammlung. Wahl Heinrichs von Gagern zum Präsidenten 260—263. Die Partei des „Kasino" 263—264. Eine Demonstration des Friedens 264—265. Wahl des Reichsverwesers 265—266. Katholikenfeindliche Parlamentsmitglieder 266—267. Bildung des katholischen Klubs 267. Die religiöse Frage im Verfassungsausschuß 268. Gagern und die Beratung über den Entwurf über die Reichsgewalt 268—269. Antrag auf Abschaffung des Zölibates 269—270. Gagerns Ernennung zum Unterstaatssekretär im Reichsministerium der Auswärtigen Angelegenheiten 270—271. Gagern zur Wahrung der deutschen

Seite

Interessen nach Berlin und Schleswig Holstein gesandt 271. Seine dortige Tätigkeit 272—278. Der Waffenstillstand von Malmö und seine Sistierung durch das Frankfurter Parlament. Demission des Reichsministeriums 278—279. Parlamentsverhandlungen über das Verhältnis von Staat und Kirche 280. Gagerns Parlamentsrede über seine Mission nach Berlin und Schleswig-Holstein 281—285. Die September-Unruhen in Frankfurt am Main 285. Gagern lehnt das Portefeuille des Auswärtigen ab und wird wieder Unterstaatssekretär 285—286. Schwere Erkrankung der Gemahlin Gagerns 286—287. Die politische Lage im November. Reise Heinrichs von Gagern nach Berlin 288—289. Heinrich von Gagern Ministerpräsident — Sein Programm zur Lösung der deutschen Frage 290—291. Umgestaltung der Parteien. Scheidung in Groß- und Klein-Deutsche 291—192. Max von Gagern über das Vorgehen und den Charakter seines Bruders Heinrich 292—294. Die parlamentarischen Parteikämpfe seit Januar 1849 294. Die Reden Heinrich von Gagerns am 11. und 13. Januar 1849 295. Zunehmende Verschlimmerung im Befinden von Gagerns Gemahlin. Ihr Tod am 13. März 1849 296—299. Rückkehr ins Parlament. Die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser 299—300. Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. 300. Fortschreitende Auflösung des Frankfurter Parlaments. Austritt der Gagern'schen Partei. Begründung dieses Schrittes durch Max von Gagern 301—304. Bericht von Gagerns Vater über die Lage in Frankfurt zu Ende Mai 304—305. Gagerns Ablehnung der Übernahme des Ministeriums in Nassau 305. Gagern als Urheber der Versammlung der Erbkaiserlichen in Gotha 305—306. Rechtfertigung seiner Stellung im Frankfurter Parlament durch die „Ansprache an seine Wähler" 306—314. Großdeutsche Kritik der „Ansprache" 314—316. Die politische „Solidarität" mit Bruder Heinrich 316—317. Urteil über Gagerns Teilnahme am Frankfurter Parlament 317—318. Gagerns spätere Selbstkritik 318.

XI. Kapitel. Tod der Tochter Karoline und der Eltern. „Kulturkämpferei" in Nassau und Gagerns Austritt aus dem Staatsdienst. 1850—1854 . . . . . 319—356

Wiedereintritt in den nassauischen Staatsdienst. Ministerialrat in der neugebildeten Abteilung des Innern 319. Schwierigkeiten infolge der politischen Haltung während der Jahre 1848—1849. Wandlung der Anschauungen des Herzogs Adolf von Nassau 319—320. Teilnahme am Erfurter Parlament 320—321. Gagern in Ungnade bei dem Herzog von Nassau 321—322. Die Witwerzeit. Rat des Vaters zur Wiederverheiratung. Gagerns Wiederstreben 323—325. Gagern am Krankenbett seiner Tochter Karoline. Ihr Tod (6. März 1851) 325—326. Aufsatz über das katholische Leben in Metz 326—328. Tod der Mutter (4. Juni 1851) 328—329. Gagern zieht sich vom politischen Leben völlig zurück 329. Briefwechsel mit dem Vater. Meinungsverschiedenheit des Letzteren mit Heinrich in der deutschen Frage 329—332. Schreiben an den Herzog von Nassau 333—335. Tod des Vaters (22. Oktober 1852) 335. Gagerns Wiedervermählung (20. August 1853) 336. „Kulturkämpferei" in Nassau 336—338. Gagern durch Minister von Wittgen-

Seite

stein zum Austritt aus dem nassauischen Staatsdienst gezwungen (1854) 338—353. Seine Beschwerde bei dem Herzog 353—354. Urteil über die Gagern zu teil gewordene Behandlung 354—356.

XII. Kapitel. Berufung nach Wien. Österreichischer Staatsdienst. 1855—1873. . . . . 357—420

Der belgische König Leopold I. regt Gagerns Berufung nach Österreich an 357—358. Ludwig von Biegeleben vermittelt Gagerns Ernennung zum Ministerialrat im Ministerium des Äußern 359. Bedeutung der Berufung Gagerns nach Österreich 359—361. Übersiedlung nach Wien; anfängliche Schwierigkeiten 362. Wiener Freunde. Verkehr mit Metternich 363. Beziehungen zu Erzherzog Maximilian. K. Mathy über die europäische Lage im April 1858 363—364. Gagern Leiter des handelspolitischen Departements im Auswärtigen Ministerium 364—365. Gagern an der Spitze des Preßdepartements. Beziehungen zu F. Kolb, H. von Orges und J. Fröbel 365—368. Briefwechsel über die deutsche Frage mit dem Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha, Ende 1860 eingeleitet durch Orges 369—373. Die Korrespondenz Gagerns mit dem genannten Herzog im Jahre 1861 373—380. Das Frankfurter Schützenfest (1862) und der Herzog von Koburg 380—381. Der Plan des Frankfurter Fürstentages. Gagerns Audienz bei dem Kaiser Franz Joseph am 11. Juni 1863. Versöhnliche Gesinnungen dieses Monarchen gegenüber Preußen 381—384. Korrespondenz mit dem Herzog von Koburg im Sommer 1863 384—386. Der Frankfurter Fürstentag 386—387. Schreiben des Herzogs von Koburg vom 11. November 1863 387—389. Die schleswig-holsteinische Frage 389—390. Schreiben des Herzogs von Koburg vom 3. Januar 1864 dem Kaiser von Österreich vorgelegt 390—392. Gagerns Antwort vom 25. Januar 1864 393—395. Erwiderung des Herzogs von Koburg vom 1. Februar 1864 mit scharfer Verurteilung Bismarcks 395—399. Der Besuch des Herzogs von Koburg bei Kaiser Napoleon III. (März 1864) 399—400. Warnungsschreiben des Herzogs nach Wien (31. Mai 1864) 401—402. Ende des Briefwechsels mit Ernst II. 402. Gagern durch Mensdorff von der Leitung der Preßangelegenheiten entbunden 402—403. Gagern als Leiter der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Ministeriums. Einreihung in den Status der Hofräte 403—404. Die Biographie des Bruders Fritz an Heinrich überlassen 404—405. Heinrichs Übertritt zu den Großdeutschen — seine Ernennung zum hessischen Gesandten in Wien 405. Freundschaft mit Ludwig von Biegeleben. Gagern und die hohe Politik von 1859—1866 406—407. Das Jahr 1866. Zwei Sonnette Biegelebens 407—410. Beziehungen zum Herzog von Nassau 410—411. Die Berufung von Beust 411. Gagern und die österreichische Handelspolitik 411. Hochherzigkeit des Kaisers Franz Joseph. Audienz vom 31. Januar 1867 411—413. Sendung nach Ägypten und Besuch Roms (1869) 413—414. Scharfes Urteil über Beust. Andrássy 414—416. Pensionierung und Verleihung des Exzellenztitels (1873) 416. Ein liberales Urteil über Gagerns Tätigkeit im österreichischen Dienste 416—417. Tätigkeit bei der Wiener Welt-Ausstellung. Ordens-Auszeichnungen und Berufung ins Herrenhaus (1874) 418—419. Stellung gegenüber dem deutsch-österreichischen Bündnisse 419—420.

Seite

XIII. Kapitel. Teilnahme am katholischen Leben und charitative Tätigkeit. Letzte Jahre und Tod (1889) . . . . . 421—447

Teilnahme an allen katholischen Bestrebungen. Förderung der katholischen Presse. Die St. Michaelsbruderschaft 421—422. Winteraufenthalt in Italien (1873—1874) 423—424. Audienzen bei Pius IX. 424—426. Jährlicher Besuch seiner Kinder und Freunde 427. Charitative Tätigkeit. Förderung des Vinzentius-Vereins 427—428. Sorge für die Erziehungsanstalt Vinzentinum in Döbling bei Wien 428—429. Sorge für geistliche Genossenschaften und für die Armen Wiens. Die St. Regis-Konferenz. Besuch der Kranken 429—430. Tod des Bruders Moritz und Hermann Müllers. Biographie des Letzteren 431—432. Korrespondenz für auswärtige Zeitungen 432. Plan einer Biographie seines Bruders Heinrich 432—437. Aufzeichnung seiner eigenen Lebenserinnerungen. Veröffentlichung der „Jugenderinnerungen" 437—439. Festschrift zur Sekundizfeier Leos XIII. (1887) 439. Die Beschwerden des hohen Alters. Abnehmen der Kräfte. Letzte Reise 440—441. Sommeraufenthalt im Wiener Walde. Letzte Lebenszeit 441—443. Gagerns Tod (17. Oktober 1889) 444. Zur Charakteristik Gagerns 444—447.

Anhang.

I. Die Familie derer von Gagern. . . . . 448—451

II. Übersicht der Beiträge Max v. Gagerns zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung". 1840—1849. . . . . 451—453

III. 1. Minister Heinrich von Gagern an Oberhofmarschall und Generalmajor Grafen von Lehrbach. Darmstadt 1848, März 8. 453

2. Max von Gagern an den Herzog Adolf von Nassau. Darmstadt 1848, März 8. . . . . 454—455

3. Max von Gagern an Prinz Friedrich von Württemberg. Heidelberg 1848, März 9. . . . . 455—456

4. Herzog Adolf von Nassau an Prinz Wilhelm von Preußen. Wiesbaden 1848, März 11. . . . . 456—458

5. Minister von Canitz an Max von Gagern. Berlin 1848, März 12. . 458—459

6. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, März 12. . . . . 459—460

7. Herzog Adolf von Nassau an König Ludwig I. von Bayern. Wiesbaden 1848, März 12. . . . . 460—461

8. Herzog Adolf von Nassau an den Kronprinzen Max von Bayern. Wiesbaden 1848, März 12. 461

9. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, März 13. 461—462

10. Herzog Adolf von Nassau an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Wiesbaden 1848, März 13. 462

11. Herzog Adolf von Nassau an Erzherzog Albrecht. Wiesbaden 1848, März 13. . . . . 462—464

12. Herzog Adolf von Nassau an Erzherzogin Sophie. Wiesbaden 1848, März 13. 464

13. Denkschrift von Max von Gagern für König Ludwig I. von Bayern. München 1848, März 14. . . . . 465—466

14. Privatschreiben von Max von Gagern an König Ludwig I. von Bayern. München 1848, März 14. . . . . 466—467

Seite

15. Aufzeichnung Max von Gagerns für die bayrische Regierung. [München 1848, März 15.] . . . . . 467—468
16. Denkschrift der Bevollmächtigten von Nassau, Hessen-Darmstadt und Württemberg für die bayrische Regierung. München 1848, März 16. . 468—471
17. Ablehnung der Anträge der Zirkulargesandtschaft durch die bayrische Regierung. [München 1848, März 16.] 471
18. Vertrauliche Antwort des Fürsten Wallerstein. München 1848, März 16. 471—472
19. Vereinbarung der Zirkulargesandtschaft mit der bayerischen Regierung. [München 1848, März 17.] 472
20. Graf Lehrbach an Minister Heinrich von Gagern. München 1848, März 18. . . . . 472—473
21. Max von Gagern an seinen Bruder Heinrich. München 1848, März 18. 473
22. Minister Heinrich von Arnim an Max von Gagern. Berlin 1848, März 21. 474
23. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, März 22. . . . . 474—476
24. Max von Gagern an Herzog Adolf von Nassau. Berlin 1848, März 24. 476—477
25. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, März 30. 477
26. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, März 31. 477
27. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, April 5. 478
28. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Wiesbaden 1848, April 9. 478
29. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1848, Juni 7. 478—479
30. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1858, Juni 23. 479—480
31. Heinrich von Gagern an seine Gemahlin. Berlin 1848, November 28. 480—481
32. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1848, Dezember 10. 481

IV. 1. Max von Gagern an Lord Palmerston. Frankfurt am Main 1848, Mai 20. 481—482
2. Max von Gagern an Lord Palmerston. Frankfurt am Main 1848, Mai 21. 482
3. Max von Gagern an Lord Palmerston. Frankfurt am Main 1848, Mai 29. 482—483
4. Max von Gagern an Lord Palmerston. Frankfurt am Main 1848, Juni 5. 483
5. Max von Gagern an Lord Palmerston. Frankfurt am Main 1848, Juli 1. 483—484

V. 1. Max von Gagern an General von Below. Rendsburg den 23. August 1848. 485
2. General von Below an Max von Gagern. Malmö 1848, August 26. 485—486
3. Max von Gagern an General von Below. Rendsburg den 27. August 1848. 486—487

VI. 1. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1849, März 14. 487
2. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1849, April 10. 487—488
3. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern. Biebrich 1849, April 12. 488

Personen-Register . . . . . 489—499

Einleitung.

Im südlichen Teile des Taunus erhebt sich unweit von dem durch seine malerischen Burgtrümmer bekannten Städtchen Eppstein der mit prächtig frischem Laubwald bedeckte Staufen. Von seinem Gipfel eröffnet sich eine liebliche Fernsicht über die gesegneten Gaue des Maintales bis zu den dunklen Höhen des Spessarts und Odenwaldes. Diesen Berg bestiegen am Morgen des Ostermontags 1836 drei hochgewachsene Männer, Sprossen jener Linie des von der Insel Rügen stammenden freiherrlichen Geschlechtes der von Gagern, welche im Jahre 1731 in die reichsunmittelbare Ritterschaft am Oberrhein aufgenommen worden war.[1]) Infolge einer schweren Krankheit der Mutter waren die drei Brüder auf dem nahegelegenen Familiengute Hornau zusammengekommen, welches der Vater Hans Christoph Ernst nach den Befreiungskriegen erworben hatte. Jetzt, da die Gefahr glücklich vorübergegangen war, stand die Trennung der Brüder bevor. Friedrich Balduin, der älteste von ihnen, Oberstleutnant des niederländischen Generalstabs, sollte in seine Garnison nach Holland, der zweite, Heinrich, nach dem von ihm bewirtschafteten anderen Familiengut Monsheim zurückkehren, während der dritte, Max, sich nach Bonn begeben wollte, um an der dortigen Universität sein Glück als Privatdozent für Geschichte zu versuchen.

Auf das lebhafteste besprachen die drei die eigene Zukunft wie die Lage des geliebten deutschen Vaterlandes. Von dem ältesten ging oben auf dem Staufen die Anregung aus, sich gegenseitig zu versprechen, daß sie gemäß dem längst stillschweigend bestehenden Einverständnis bei allen wichtigen Fragen und Ereignissen immer in brüderlicher Einigkeit zusammenstehen würden. Darauf gaben sie sich bei dem sagenumwobenen Mannstein, einem seltsam geformten Felsen, im Angesicht des zu ihren Füßen liegenden Hornau das Wort. Friedrich insbesondere verpflichtete sich, im Falle großer Gefahren und Entscheidungen für das Vaterland in die Heimat herbeieilen zu wollen.[2]) Auf diesen Schwur, der durchaus dem Geiste

[1]) Vgl. über die Familie Anhang I.

[2]) Vgl. Heinrich v. Gagern, „Das Leben des Generals Friedrich v. Gagern" II, 1, S. 241 u. 306, sowie Max Freih. v. Gagern, „Jugenderinnerungen aus dem Gebiete der Nationalität" (Regensburg 1889), 23, wo statt 1838 zu lesen ist 1836.

und Sinne des edlen Vaters entsprach, bezieht sich ein Gedicht, das Friedrich im folgenden Jahre auf nordbrabantischer Heide verfaßte und später seinem Bruder Heinrich sandte. Darin heißt es:

„Die trüben Wolken, die, vom Sturm getragen,
So geisterhaft am Mond vorüberziehn,
Die trüben Wolken gleichen meinen Tagen, —
Sie kommen, werfen Schatten und entfliehn.
Schon ferne ist die Jugendzeit
Und manche Hoffnung ist zerronnen,
Und manches Werk, so froh begonnen,
Ging unter in Vergessenheit;
Doch was der Brüder Eintracht sich versprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach,
Und wie die Inschrift, in den Stein gegraben,
Besteht das Wort, das wir zum Bund uns gaben."

Der Name von Gagern hatte schon damals in deutschen Landen einen guten Klang. War doch bereits seit einem Menschenalter Hans Christoph von Gagern[3]) als geistvoller Schriftsteller, gewandter Diplomat und Staatsmann, besonders aber seit den Befreiungskriegen durch seine Beteiligung bei allen bedeutenderen politischen und sozialen Zeitfragen als begeisterter Freund der Größe, der Ehre und des Wohles des gesamten deutschen Vaterlandes glanzvoll hervorgetreten.[4])

Im Sturmjahre 1848 festigte und erweiterte sich der Ruf der Familie so, daß man geurteilt hat, sie sei damals eine europäische Berühmtheit geworden.[5])

Die Schwurgenossen vom Staufen lösten nun ihr Wort ein. Ihre Eintracht, auf welche der älteste gleich dem Vater so großen Wert legte, war auch durch die 1843 erfolgte Rückkehr von Max zur katholischen Kirche nicht ernstlich und dauernd gestört worden. So wenig Verständnis auch Friedrich und Heinrich für die Beweggründe des Schrittes ihres jüngern Bruders zeigten, so würdigten sie es doch, daß dieser aus vollster und echtester Überzeugung gehandelt hatte. Auch Meinungsverschiedenheiten in politischen Fragen waren hervorgetreten, indes schwanden sie jetzt durch

---

[3]) Geb. am 25. Januar 1766.

[4]) Vgl. Die Gegenwart I (Leipzig 1848), 713 ff. Treitschke, Hist. u. polit. Aufsätze (5. Aufl., Leipzig 1886), 143 ff. Allgem. deutsche Biographie VIII, 306 ff. S. auch Scheidler in dem Anm. 5 zitierten Aufsatze 199 ff. und K. Menzel, Geschichte von Nassau III, (Wiesbaden 1889).

[5]) S. Scheidler in Ersch-Gruber, Enzyklopädie, I. Sektion, 52. Bd., (Leipzig 1851), S. 198.

die Macht der Ereignisse und die Notwendigkeit zu handeln, „zur großen Befriedigung des ältesten und nicht ohne dessen erneuerten Einfluß“.[6]) In engster Verbindung und beständiger Wechselwirkung griffen die drei Brüder in die das ganze deutsche Vaterland erschütternden Ereignisse ein.

Friedrich von Gagern ließ sich trotz der verlockendsten Aussichten für die Zukunft, die ihm gerade damals in den Niederlanden winkten, gleich beim Ausbruch der großen deutschen Bewegung nicht in der Fremde zurückhalten; schon am 5. April 1848 traf er bei den Brüdern in Frankfurt ein, um dann, noch ehe seine dienstlichen Beziehungen zu dem holländischen Könige gelöst waren, die Stellvertretung des Prinzen Max von Baden in der Führung der badischen Division gegen die Aufständischen zu übernehmen. Er faßte diesen Entschluß „aus Pflichtgefühl“, in der Hoffnung, seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, denn mit Recht erblickte er in der Erhebung der süddeutschen Republikaner eine gewaltige Gefahr für den weitern günstigen Fortschritt der nationalen Einheitsbewegung. Der ritterliche Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Größe bezahlte am Gründonnerstag, dem 20. April, seinen heldenmütigen Entschluß mit dem Leben.

Aber der Geist und die Ideen des auf so tragische Weise durch meuchlerische Kugeln Dahingerafften lebten fort in seinen Brüdern. Diese Einmütigkeit sowie die bedeutende Rolle, welche nun Heinrich und Max für die Verwirklichung jener nationalen Ideen zufiel, „die vom Vater her gleichsam traditionell in der Familie geworden waren,“[7]) trösteten den bereits zweiundachtzigjährigen Hans Christoph einigermaßen über den so schweren Verlust. Es ist bewunderungswürdig, daß der hochbetagte Greis alsbald noch die Kraft fand zu seiner Schrift: „Allocution an die Nation und ihre Lenker“. Er mußte es freilich erleben, daß die hier ausgesprochenen Winke für das deutsche Verfassungswerk unberücksichtigt blieben, wie auch seine Söhne Heinrich und Max das schließliche Mißlingen all ihrer hochfliegenden politischen Pläne nicht abwenden konnten.

Nachdem alles gescheitert war, wofür sie sich in den schweren Jahren 1848 bis 1850 bemüht hatten, sehen wir sie in brüderlicher Eintracht bestrebt, dem ihnen allzu früh entrissenen unvergeßlichen ältern Bruder ein würdiges biographisches Denkmal zu errichten.[8]) Für die oft gewünschte Darstellung der Tätigkeit, welche Heinrich von Gagern in einem langen Leben entfaltet

---

[6]) S. Leben Friedrichs v. Gagern II, 2, 617—618.

[7]) Vgl. Biedermann in Rotteck u. Welcker, Staatslexikon VI, 62.

[8]) Das Leben des Gen. Friedrich von Gagern erschien in drei starken Bänden zu Leipzig in den Jahren 1856—1857. Aus der Vorrede I, S. 9, ergibt sich nicht der große Anteil, den Max an diesem Werke hatte, der aber durch das Zeugnis des letzteren verbürgt ist. (Vgl. unten.)

hat, ist kürzlich ein sehr wertvoller Anfang gemacht worden.[9]) Den Lebensschicksalen des dritten Schwurgenossen vom Staufen sind die nachfolgenden Blätter gewidmet.

[9]) Paul Wentzcke, Zur Geschichte Heinrich von Gagerns. Seine Burschenschafterzeit und seine deutsche Politik in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung" herausg. v. H. Haupt, Bd. I (Heidelberg 1910), S. 162—239. Dem Verfasser dieses wertvollen Aufsatzes blieb es leider versagt, in den Nachlaß Heinrich v. Gagerns Einsicht zu nehmen. Es erklärt sich dies daraus, daß der Besitzer desselben, der kürzlich verstorbene hessische Gesandte am Berliner Hof und Bundesratsbevollmächtigte Max Freiherr von Gagern, selbst eine Geschichte des Lebens seines Vaters verfassen wollte. Infolgedessen machte derselbe mir bei der gütigst gestatteten Benutzung des Neuenbürger Archivs die Bedingung, dieser Arbeit in keiner Weise vorzugreifen. Ich konnte daher einige Fragen nicht so behandeln, wie ich gewünscht hätte, mußte mir überhaupt manche unliebsame Zurückhaltung auferlegen. Immerhin bin ich noch sehr dankbar, daß mir die Max von Gagern unmittelbar betreffenden Akten des Familienarchivs zur Verfügung gestellt wurden.

Erstes Kapitel.

Kindheit und Schuljahre. 1810—1826.

Maximilian Josef Ludwig Freiherr von Gagern wurde am 25. März 1810, dem Fest Mariä Verkündigung, in der kleinen Fürstenresidenz Weilburg, dem schönsten Punkte des romantischen Lahntales, als jüngstes der zehn Kinder[1]) des Reichsfreiherrn Hans Christoph Ernst von Gagern und der Freiin Franziska Caroline Josefa von Gaugreben geboren. Als Geburtstag wurde jedoch in der Familie irrigerweise stets der 26. März gefeiert und dieser Tag ist auch in alle bisherigen Lebensbeschreibungen übergegangen. Indessen hat Max, nach dem Kirchenbuch der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Weilburg an der Lahn, am 25. März zwischen 1 und 2 Uhr morgens das Licht der Welt erblickt.[2])

---

[1]) 1. Friedrich Ludwig Balduin Karl Moritz (in der Familie Fritz genannt) geb. auf dem Schlosse zu Weilburg am 24. Oktober 1794, gefallen bei Kandern am 20. April 1848.

2. Karl Emil August, geb. auf dem Schlosse zu Weilburg am 24. Januar 1796, gest. zu Heidelberg am 10. Januar 1862.

3. Amalie Henriette Wilhelmine Charlotte Clementine Laurentia (in der Familie Amélie genannt), geb. auf Schloß Eremitage bei Bayreuth am 21. Januar 1798, gest. zu Aschaffenburg am 1. April 1880; vermählte sich am 7. April 1817 mit Anton Philipp Freiherrn von Breidbach-Bürresheim, genannt von Riedt, nachm. hzgl. nass. Generalmajor, sowie k. k. Kämmerer.

4. Wilhelm Heinrich August, geb. zu Bayreuth am 20. August 1799, gest. zu Darmstadt am 22. Mai 1880.

5. Karoline Wilhelmine Felicitas Marianne („Linchen" genannt), geb. zu Weilburg am 14. März 1801, gest. auf Schloß Steinbach in Unterfranken am 2. Juni 1895; war verm. seit 18. Juli 1830 mit dem kgl. bayer. Kämmerer Johann Philipp Gottfried Freiherrn von Mauchenheim, genannt Bechtolsheim, auf Mainsondheim in Unterfranken.

6. Alexander Friedrich Wilhelm, geb. zu Weilburg am 19. März 1803, gest. daselbst am 4. August 1812.

7. August Ludwig Emil, geb. zu Weilburg am 14. September 1804, gest. zu Hornau am 23. Juli 1824.

8. Luise Friederike Karoline, geb. zu Weilburg am 7. Juli 1806, gest. auf Schloß Monsheim in Rhein-Hessen am 22. Oktober 1818.

9. Moritz Karl Christian Philipp, geb. zu Weilburg am 28. August 1808, gest. auf Schloß Huis de Paauw nächst dem Haag am 2. Januar 1877.

[2]) Im Kirchenbuche steht auch noch der Vorname Gunder, was wohl Günther bedeutet. Gagern machte indessen von diesem Namen niemals Gebrauch.

Während der Vater noch auf reichsunmittelbarem Boden, dem großväterlichen Schlosse Klein-Niedesheim in der heutigen Rheinpfalz, nahe von Worms, geboren worden war und sich gleich dem Großvater Carl Christoph Gottlieb[3]) bis zu seiner durch den Frieden von Lunéville 1801 endgültig herbeigeführten Mediatisierung der staatsrechtlichen Vorzugsstellung, keines Fürsten Untertan zu sein, erfreuen konnte, kam Max als Untertan des Fürsten von Nassau-Weilburg zur Welt. Hans Christoph von Gagern war nämlich, kaum 22 Jahre alt, im Jahre 1788, zunächst unbeschadet seiner unmittelbaren Stellung zu Kaiser und Reich, als leitender Minister an die Spitze der Regierung des Fürstentums berufen worden. Bei der vollständigen Zersetzung der Verhältnisse des alten Reiches nach dem Lunéviller Frieden war es natürlich, daß Hans Christoph von Gagern als Vertreter eines kleineren Fürstenhauses wie Nassau-Weilburg, welches seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer bereits verloren hatte, seine Tätigkeit verdoppeln und oft auf Dienstreisen von Hause abwesend sein mußte. Da fortan die Interessen und Entschädigungen deutscher Fürsten mit Erfolg nur mehr in der Hauptstadt des französischen Reiches betrieben werden konnten, wurde er zum Bevollmächtigten aller drei Linien des nassauischen Gesamthauses in Paris bestellt, wo er seit Anfang des Jahrhunderts öfteren und längeren Aufenthalt nehmen mußte.

Caroline Josefa Wilhelmine Freiin von Gaugreben, in der Familie Charlotte genannt, entstammte einem uralten, dem westfälischen und hessischen Herrenstand angeschlossenen Geschlechte.[4]) Sie war am 1. November 1776 in der kurpfälzischen Stadt Düsseldorf als Tochter des kurpfälzischen Geheimen und Hofkammerrates, sowie „Landhofmeisters" des Herzogtums Berg Freiherrn Friedrich Christian von Gaugreben-Oberalmen[5]) und der Freiin Maria Balduina[6]) von Scharpffenstein genannt Pfeill[7]) geboren und dann bei den englischen Fräulein zu Lüttich sorgfältig erzogen und fein ge-

[3]) Karl Chr. G. Reichsfreiherr von Gagern hatte die reichsunmittelbare Ritterschaft am Oberrhein noch kurz vor ihrer Mediatisierung 1799 auf dem Reichsfriedenskongreß zu Rastadt vertreten. Er bekleidete am Hofe der Herzöge Christian IV. und Karl von Pfalz-Zweibrücken die oberste Hofwürde, die des Oberstthofmeisters, und war mit Susanna Esther Reichsfreiin von La Roche-Starkenfels vermählt.

[4]) Dieses zum ältesten westfälischen Adel gehörende, schon im 12. Jahrhundert nachweisbare Geschlecht hatte im Jahre 1461 seine Grafschaft Grünberg und Schloß Godelsheim dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehen aufgetragen. Johann Christian von Hellbach, Adelslexikon, Bd. I (Ilmenau 1825), 407 und 408. Vgl. über die Familie der von Gaugreben: A. Fahne von Roland, Geschichte der westphälischen Geschlechter (Cöln 1858), 167—168, 170—171.

[5]) Geb. 1738, gest. zu Düsseldorf am 30. Dezember 1783.

[6]) Geb. 1744, gest. zu Düsseldorf am 8. Februar 1822.

[7]) Altes kurkölnisches Geschlecht, das mit der am 25. Januar 1903 unvermählt verstorbenen Freiin Leontine (geb. 18. Juli 1830) gänzlich erloschen ist.

bildet worden. Schon mit sechzehn Jahren Hofdame in Zweibrücken bei der Herzogin Maria Amalia, hatte sie mit siebzehn geheiratet, um über ein „halbes Jahrhundert die Seele des heimischen Herdes" zu bleiben.[8]) Gemäß dem Ehevertrag sollten die Söhne der Religion des evangelisch-reformierten Vaters, die Töchter derjenigen der katholischen Mutter folgen. So wurde auch Max am 30. März durch den reformierten Geistlichen von Weilburg getauft. Seine Paten waren der König Maximilian Josef von Bayern, der zu Hans Christoph von Gagern zeitlebens in freundschaftlichen Beziehungen stand, und die damals regierende Fürstin Luise von Nassau-Weilburg.

Das Haus, in welchem Max geboren wurde, lag an einer der Hauptstraßen von Weilburg; es war von der Lahn nur durch einen schmalen, tiefer gelegenen „Hain" getrennt und hatte den Ausblick auf die jenseitige steile Felswand, die „Hauslei", und auf das rechts davon sich ausdehnende Wäldchen, das sog. „Wehrholz". Schon in seinem dritten Lebensjahre wurde Max, der zusammen mit seinem Bruder Moritz aufgezogen ward, so heftig von Keuchhusten befallen, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Durch die Hausmittel der alten Wärterin Lisbeth Birkin geheilt, galt der blasse, schnell in die Höhe geschossene, sehr weinerliche und reizbare Knabe bis zu seinem achten Jahre für kränklich und schonungsbedürftig. In seinem Äußern war sein Bruder Moritz viel hübscher, während Max sich durch frühere Geweckteit, lebhafte Phantasie und originelle Einfälle geistig hervortat.

Der Vater, der, wie alle am linken Rheinufer Geborenen, durch Napoleons Dekret von Trianon vom 26. August 1810 zum französischen Bürger erklärt worden war, verließ, empört über die wachsende Willkür Frankreichs, welcher er in der Stellung eines deutschen kleinstaatlichen Ministers keinen wirksamen Widerstand zu leisten vermochte, 1811 den nassauischen Staatsdienst und weilte die folgenden Jahre zumeist fern von seiner Familie, zunächst bis 1813 als Privatmann in Wien, sodann kurze Zeit im preußisch-russischen Hauptquartier zu Breslau und beim Prinzen von Oranien in England, 1813—1814 als dessen leitender Staatsminister für die deutschen altoranischen Erblande in Dillenburg, 1814—1815 als niederländischer Gesandter sowie auch Bevollmächtigter für die deutschen Interessen der Oranier und zugleich als Vertreter der beiden deutschen (älteren) Linien des Hauses Nassau beim Kongreß in Wien, endlich als Gesandter des Königs Wilhelm I. der Niederlande in Paris beim Abschluß des Zweiten Pariser Friedens. Es ist daher begreiflich, daß bei Max aus der Kinderzeit tiefere Eindrücke nur von der Mutter und der Wärterin zurückblieben.

---

[8]) Siehe d. Leben d. Gen. Friedr. v. Gagern I, 6ff.

Der Mutter klarer und besonnener Verstand, ihre sanfte, ruhige Natur, ihr einfach würdevolles Wesen prägte sich jedem, der ihr näher trat, ein. „Solange ich lebe, wenigstens meines Gedenkens," heißt es in einer 1829 niedergeschriebenen Aufzeichnung Gagerns, „Data aus meinem Leben", „habe ich von meiner Mutter niemals ein böses Wort bekommen, und solches ohne Schwäche; daher ist ihr Bild allezeit meiner Einbildungskraft gegenwärtig in unzertrennlicher Verbindung mit den Begriffen von Religion, Reinheit des Gewissens, Pflicht und Aufopferung." Erst bei der Trennung von der liebevollen Hüterin seiner Kindheit kam es ihm voll zum Bewußtsein, wie sehr sein Herz an ihr hing, welch' „unumschränkten Einfluß" sie auf seinen Charakter hatte. „Die Erinnerung an sie leitete von jeher meine Gedanken und Handlungen stärker und sicherer als die mahnende Stimme eines Lehrers, und hätte er neben mir gestanden; die Übertretung seiner Verbote verantwortete ich mir mit Leichtigkeit und ohne Gewissenszwang; wenn ich aber dachte, 'wenn das die Mama wüßte', dann kam es auf meine Rechnung und Gewissen."

Von der alten Lisbeth Birkin, die alle zehn Kinder und von der folgende Generation noch fünf Enkel auferzog, hat Max von Gagern im Leben seines Bruders Heinrich (I, 8ff.) ein anziehendes Bild entworfen. In ihrer sorgfältig beibehaltenen Volkstracht der pfälzischen Bürgersfrauen stand sie auch im Alter noch lebhaft vor seinem geistigen Auge. Des Schreibens nicht kundig, vermochte sie doch ein Stammbuchblatt zu diktieren wie das folgende: „Lieber Max, vergiß Gott nicht und die Pflege deiner Eltern." Von der treuen Wärterin vernahm er die schönsten Märchen in mündlicher, echtester Überlieferung. In seinen „Jugenderinnerungen" betonte er, daß er dieser Quelle den Sinn für die poetische Seite des deutschen Nationalcharakters verdanke.

Der Kriegslärm der Zeit drang auch in die stille Kinderstube von Weilburg. Die beständigen Durchzüge fremder Truppen erregten die lebhafte Phantasie des Knaben. Wie am Rhein[9]) so machten sich auch in Nassau am meisten die Preußen unbeliebt und verhaßt. Eines Tages wurde der einzige Sohn der alten Lisbeth, ein gutmütiger, aber fast blödsinniger Gartenknecht, als er sich aus Mißverständnis weigerte, für durchmarschierende preußische Kavalleristen zum Wegweiser zu dienen, an einen Pferdeschweif gebunden und mitgeschleppt. „Das hat seine Mutter nie vergessen können und ihr eingefleischter Grimm," so urteilte Gagern, „war wohl der erste Keim eines Vorurteils auch bei mir gegen den preußischen Namen." Am tiefsten prägten sich Max die Russen ein mit ihren Kosaken, Baschkiren und Tataren. Merkwürdigerweise waren die Kosaken „als die gutmütigste Einquartierung und als Kinderfreunde bei den Bürgern beliebt".

[9]) Vgl. Pastor, August Reichensperger (Freiburg i. B. 1899) I, 10.

Max war noch nicht vier Jahre alt, als ihm im Nachbarhause durch eine halbgeöffnete Tür eine kolossale Gestalt, auf einem Ruhebette ausgestreckt, nach dem Mittagsmahle schlafend und schnarchend, gezeigt wurde. Es war der Kosakenhetman Platoff. Die zuletzt durch Nassau passierenden österreichischen Weißröcke mit den flotten ungarischen Husaren, alle ohne Unterschied der Nationalität als „die Kaiserlichen" bezeichnet, waren bei der Bevölkerung die populärsten[10]).

Im Jahre 1816 verlegte der Vater den Wohnsitz der Familie, die er während der für ihn so bewegten letzten Jahre der napoleonischen Ära in Weilburg zurückgelassen hatte, von dort an den Rhein nach seinem Gute Monsheim bei Worms, dem letzten ehemals reichsunmittelbaren Sitze seiner Familie, der seinerzeit vom Fürsten von Leiningen erworben worden war. Hans von Gagern war damals vom König Wilhelm I. der Niederlande in Anerkennung der Dienste, die er ihm auf dem Wiener Kongresse bei Schaffung seines Königreichs geleistet hatte, zu seinem Gesandten beim Frankfurter Bundestag für das Großherzogtum Luxemburg ernannt worden, das der alte Gagern stets als seine ureigenste Schöpfung betrachtete.

In Monsheim öffnete sich für Max ein neuer Schauplatz. Im lebhaften Andenken blieb ihm namentlich die hier am 7. April 1817 gefeierte Hochzeit seiner Schwester Amalie mit dem Freiherrn Anton von Breidbach-Bürresheim, nassauischem Major und Flügeladjutanten des Herzogs Wilhelm. In dem würdigen Pfarrer von Hohensülzen, welcher die Ehe einsegnete, sah er zum erstenmal einen katholischen Priester. Bei dem Feste anwesend war ein großer Teil der Familie, so vier Geschwister des Vaters und der Großvater Freiherr Karl Christoph Gottlieb von Gagern. An der Festtafel saßen drei militärische Stelzbeine: der ebengenannte Großvater, dem als siebzehnjährigem Jüngling in der Schlacht bei Corbach im Siebenjährigen Kriege das linke Bein unter dem Knie abgeschossen worden war, ferner des Vaters Vetter, der aus dem russischen Feldzuge verstümmelt heimgekehrte badische Reitergeneral Philipp Freiherr von La Roche-Starkenfels, und ein nassauischer Hauptmann von Waldschmidt, ein Kriegskamerad des Bräutigams und der älteren Brüder von Max. Von diesen hatte Friedrich im Jahre 1812 als Kadett bei den österreichischen Dragonern unter dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg den Feldzug gegen Rußland mitgemacht und bei Pinsk im Feuer gestanden, 1813 als kaiserlicher Dragonerleutnant bei Dresden, Kulm und Leipzig und 1815 als niederländischer Generalstabshauptmann bei Quatre-Bras gegen Napoleon gefochten, während Karl als bayrischer Chevauxleger bei Arcis-sur-Aube und der fünfzehnjährige Heinrich als nassauischer Leutnant bei Waterloo gekämpft hatten, — letzterer war bei dieser Gelegenheit verwundet worden.

[10]) S. „Jugenderinnerungen" S. 6.

Die beiden jüngsten Brüder erhielten in Monsheim in dem reformierten Predigtamtskandidaten Charles Gagnebin aus Neuchâtel in der Schweiz einen Hofmeister, bei dem sie den Elementarunterricht empfingen und ziemlich viel Französisch lernten. Von einem positiven Religionsunterricht blieb Gagern keine Erinnerung, auch nichts von dem Erlernen eines einzigen Gebetes.

Den ganzen Winter 1817—1818 brachten die beiden Knaben mit ihrem Hofmeister in Frankfurt zu, bei ihrem Vater, der dort allein, d. h. ohne die Mutter, die in Monsheim geblieben war, Haus hielt. „Herr Gagnebin," erzählt Gagern in seinen handschriftlich hinterlassenen Erinnerungen, „nahm uns Sonntags gewöhnlich mit in die französisch-reformierte Kirche, wo mich die langen Predigten in der Kälte sehr langweilten und abschreckten." Der sehr gutmütige Mentor, der bis zum Januar 1819 bei seinen Zöglingen blieb, war „ein gläubiger Christ und eine reine Seele", auch warnte er seine beiden Zöglinge früh vor dem „vilain monde". Gagern bewahrte ihm zeitlebens ein dankbares Andenken.[11])

Im Jahre 1818 löste der Vater seinen Frankfurter Hausstand auf und übersiedelte mit den beiden Knaben zur Mutter nach Monsheim. Ermüdet durch die unpatriotische Beschaulichkeit und müßige Vielrednerei, in die der Bundestag immer mehr verfallen war, schied damals Hans von Gagern von seinem Gesandtenposten und damit endgültig aus dem Staatsdienst, um fortan in ländlicher Zurückgezogenheit seinen literarischen Neigungen zu leben. Diese hinderten ihn indessen nicht, noch Jahrzehnte hindurch bis ins höchste Greisenalter in der Ersten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen, in die er auf Grund des Besitzes von Monsheim berufen wurde, seine Stimme in fast allen die öffentliche Meinung bewegenden Tagesfragen zu erheben und so am Staatsleben fast bis zum letzten Atemzug aktiven Anteil zu nehmen.

Die glückliche Kindheit nahm für die beiden jüngsten Söhne ihr Ende, als sie im Herbst 1818 nach Hanau in die Privaterziehungsanstalt Zipf und Ruth kamen, wo sie nicht ganz zwei Jahre blieben. Das schon mit Gagnebin begonnene Latein wurde fortgesetzt, so daß die noch nicht zehnjährigen Knaben hier bis Julius Cäsar und Ovid kamen, — daneben wurde auch schon für Griechisch der erste Grund gelegt. Der Religionsunterricht bestand im Lesen der biblischen Geschichte und Auswendiglernen von Sprüchen, besonders von Psalmen. Die Lehrer und fast alle Schüler waren protestantisch. Max empfand bei seiner weichen Gemütsart in Hanau starkes Heimweh, für welches ihm „die Ferien heilenden Balsam" boten. In diesen lernte er zum ersten Male im Jahre 1819 das neue väterliche

[11]) Gagnebin vernahm zweieinhalb Dezennien später als Pfarrer zu Grandval (Kanton Bern) die Nachricht von dem Übertritt seines Schülers zur katholischen Kirche, „wenn auch nicht ohne Schmerz, so doch ohne Vorwurf", und besprach sie in einem liebevollen Briefe.

Landgut Hornau kennen, das seit 1822 der ständige Wohnsitz der Familie wurde und durch mehr als drei Dezennien ihr Lieblingsaufenthalt blieb, während das viel größere Monsheim vom Vater dem Sohne Heinrich zur Bewirtschaftung überlassen wurde.

Regelrechten Gymnasialunterricht erhielt Max seit 1820 gemeinsam mit seinen Brüdern August und Moritz auf dem neugegründeten preußischen Gymnasium zu Kreuznach, wo er in der Familie eines Lehrers, eines Schweizers aus der Schule Pestalozzis, untergebracht wurde. Die Anstalt, deren Direktor Gerd Eilers[12]), ein Oldenburger und Schüler Schlossers war, hatte Freiherr vom Stein dem alten Gagern als beste Bildungsanstalt für seinen Sohn angeraten.[13]) Während der ältere Bruder in Tertia kam, wurden die jüngeren der Quarta zugewiesen. An dem Gymnasium pflegte Eilers besonders die klassischen Sprachen; schon in Tertia durfte sich Max an Homers Odyssee versuchen.[14]) Er verdankt diesem Dichter „die erste Freude am klassischen Lernen". Zeitlebens bewahrte er eine gewisse „Schwärmerei" für den blinden Sänger: noch im höchsten Alter konnte er einzelne Stellen, z. B. Hektors Abschied, Ilias 7, 440 in der Originalsprache zitieren.

In der Mathematik war Gagern schwach. „Was die Religion betrifft," schreibt er in seinen Denkwürdigkeiten, „so erinnere ich mich nicht eines bestimmten Unterrichts. Schule und Lehrkörper waren ganz protestantisch. Direktor Eilers hielt auf stramme Disziplin, insofern auch in religiöser Richtung, als der Unterricht jeden Morgen mit einem gemeinsamen Gebet und Gesang in der früheren Klosterkapelle anfing. Einst verwies Eilers mir ein stürmisches Rennen vom Gebete weg ins Schulzimmer, wobei er mich anhielt und fragte, ob ich wohl auch für mich und aus eigenem Antrieb bete? Die Frage lautete wohlwollend und machte mir Eindruck." In seiner Schrift „Meine Wanderung durchs Leben" sagt Eilers (I, 285), Max von Gagern habe zu den Schülern gehört, die er am meisten geliebt habe. Bruder August, der durch seinen vortrefflichen Charakter einen sehr wohltätigen Einfluß auf die beiden jüngeren Geschwister ausübte, führte in Kreuznach in den freien Stunden die Aufsicht über sie. Im allgemeinen erfreuten sich die Knaben einer „fast unglaublichen Freiheit", die Max zum Umherschweifen in der schönen Umgebung benutzte. Beim Baden in der Nahe wäre er einmal fast ertrunken. „Die

---

[12]) Vgl. über diesen bedeutenden Mann Allgem. deutsche Biographie, Leipzig 1877, V, 756 ff. In seiner interessanten Selbstbiographie „Meine Wanderung durchs Leben" findet sich II, 169 ff. ein besonderer Abschnitt über die Zustände des Kreuznacher Gymnasiums.

[13]) S. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben I (Leipzig 1856), 284.

[14]) Die fast unglaubliche Tatsache, daß Gagern bereits mit elf Jahren Homer las, steht fest durch sein Gedenkbuch von 1829.

Freiheit und Verwilderung in den zwei Schuljahren zu Kreuznach," urteilte er später, „war allerdings ein gewagtes Probestück der Erziehung; aber wir wurden daran gewöhnt, unseren freien Willen auf eigne Gefahr zu erwägen und zu verantworten, auch lag ein körperliches Abhärten und derbes Aufwachsen in der Richtung der Zeit nach den Freiheitskriegen. Sonderbarerweise wurde damals gerade das Turnen, wohl nicht verboten, doch von der Schule aus nicht betrieben, weil auf den Universitäten dasselbe von den Regierungen mit politischen Freiheitsideen in Verbindung gefunden worden war. Die Abhärtung blieb also den einzelnen überlassen und im Garten des Direktors stand wenigstens ein Barren und ein Reck. Einige Vernachlässigung in der Kleidung, das Tragen von langen Haaren bis über die Schultern, das Ausgehen ohne Kopfbedeckung, selbst auf weiteren Spaziergängen war in der kleinen Stadt nichts Ungewöhnliches und Unschickliches."

Es fiel dem Gymnasiasten in Kreuznach besonders auf, daß die französische Fremdherrschaft keine so feindseligen Spuren und haßerfüllten Gesinnungen hinterlassen hatte, wie man hätte erwarten sollen. Dagegen war er Zeuge der Unzufriedenheit der dortigen Bevölkerung mit dem preußischen Regierungssystem. Ironisch hörte er sagen: „Die Preußen hätten in fünf Jahren ein Kunststück fertig gebracht, das die Franzosen nicht in zwanzig Jahren vermocht: nämlich das, die Franzosen beliebt zu machen." (Siehe „Jugenderinnerungen" S. 11.)

Maxens Gesundheit kräftigte sich in Kreuznach bedeutend. In den Ferien sah er abwechselnd die älteren Geschwister zu Hornau und zu Monsheim.

Nachdem Gagern zwei Jahre „mit Nutzen und in der Verwilderung glücklich" in Kreuznach zugebracht, kam er im Herbst 1822 mit seinem Bruder Moritz für fast zwei Jahre, bis nach Ostern 1824, nach Mannheim auf das Lyzeum, dessen Leitung alljährlich zwischen einem katholischen, einem reformierten und einem lutherischen Direktor wechselte. Auf die Kreuznacher Anstalt hatte man hauptsächlich aus dem Grunde verzichtet, weil August von Gagern die Universität bezog und so jede Aufsicht für die jüngeren Brüder fehlte. Für diese aber nahte die Zeit der Konfirmation heran. Auch die Tatsache, erzählte Gagern später, daß die beiden Kreuznacher Superintendenten wegen Erbschaftsschleicherei zu Koblenz gefangen saßen[15]) und zur Vorbereitung für die Konfirmation dem Vater nicht geeignet erschienen, bestimmte diesen zum Wechsel der Schule.

In Mannheim waren die Knaben bei Privatleuten untergebracht, ohne besondere Aufsicht, doch fanden sie liebevolle Aufnahme bei den

[15]) Über diesen Vorfall, der großes Aufsehen in ganz Deutschland machte, s. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben, II, 97 ff.

verwandten freiherrlichen Familien v. Wambolt und v. La Roche-Starkenfels. Besonders zur „Tante Dina", der Freifrau Clementine von Wambolt, der gütigen Schwester ihrer Mutter, fühlten sie sich hingezogen und besuchten sie täglich nach der Schule. Im Hause dieser Tante begegneten sie auch den daselbst verkehrenden vornehmen Leuten und so fanden sie dort die erste Erziehung zu weltmännischen Umgangsformen.

Das Lyzeum zu Mannheim hatte einen guten Ruf, besonders der Direktor Nüßlin war ein ausgezeichneter Mann. Von äußerster Strenge, behandelte er mit besonderem Eifer und größter Energie die alten Sprachen, in denen Max tüchtige Fortschritte machte. Hier wie in anderen Fächern kam ihm sein vortreffliches Gedächtnis und seine rasche Auffassungsgabe sehr zustatten. An Geschichte und Poesie hatte er am meisten Freude. Im deutschen Aufsatz zeichnete er sich wie in Kreuznach so auch in Mannheim aus. Die Mathematik dagegen blieb noch immer seine schwächste Seite. Der Religions- und der Geschichtsunterricht wurden konfessionell getrennt erteilt. Die Religionsstunde benutzte Nüßlin, um griechisch das neue Testament lesen zu lassen. Ältere Mitschüler von Max in Mannheim waren die später als Politiker bekannt gewordenen Soiron und Mathy.

Im Winter auf 1824 erhielten die beiden Brüder mit nur einem Mitschüler mehrere Monate hindurch privaten Vorbereitungsunterricht für die Konfirmation bei dem ausgezeichneten protestantischen Prediger Karbach. „Ich weiß," sagt Gagern, „daß unser Vater sich von diesem Lehrer, natürlich unserer Mutter wegen, die möglichste Rücksicht bezüglich der katholischen Unterscheidungslehren erbeten hatte, und ich muß anerkennen, daß, wenn die Bitte überhaupt nötig war, dieselbe ehrlich erfüllt wurde. — Nach der letzten Stunde sprach Karbach noch zu uns beiden Brüdern allein und über die katholische Kirche. Er empfahl uns ‚Achtung vor der Religion unserer Mutter, zugleich aber Vorsicht gegenüber der bewunderungswürdigen Konsequenz des katholischen Glaubens; die Kirche stehe nach diesem Glauben noch aufrecht, wenn auch nur noch drei Menschen sich zu ihr bekennen sollten!' Mit Bleistift stehen in meinem Heftchen noch drei Bücher, die er uns empfahl, verzeichnet: ‚die Heilige Schrift in berichtigter Übersetzung mit Anmerkungen, übersetzt von J. F. v. Mayer'; die ‚biblische Geschichte von Vater' und dann ‚Thomas von Kempen, Von der Nachfolge Christi.' Zu Ostern (d. h. am Weißen Sonntag 1824), als ich eben 14 Jahre alt geworden war, legten wir vor der ersten protestantischen Abendmahlsfeier unser Glaubensbekenntnis ab."

„Aus diesem privaten Religionsunterricht zu Mannheim," fährt Gagern fort, „ist mir wie aus dem zu Hanau besonders der Schatz schöner Bibelsprüche, die wir auswendig zu lernen hatten, in dankbarem Gedächtnisse zurückgeblieben wie auch lange ein persönliches gutes Andenken an den geistlichen Lehrer. Nicht positiv genug aber wurden

uns die kirchlichen Glaubenssätze eingeprägt, von den zehn Geboten und dem Vaterunser bis zum apostolischen Glaubensbekenntnis, viel weniger wurde uns die übersinnliche Natur des ganzen christlichen Glaubens zu Gemüt geführt. Ich weiß nicht zu sagen, wie bald jene Glaubenssätze in bestimmter Fassung meinem sonst guten Gedächtnisse entfallen oder wie lange sie demselben fremd geblieben sind. Mit der Gewohnheit eines Gebetes stand es bei mir ganz schwach; es bestand wohl nur aus Stoßseufzern in der Not. Von kirchlicher Übung erinnere ich mich nur, daß wir unsern Vater in den nächsten Jahren noch zweimal von Hornau aus in den Osterferien zum Gottesdienst und Abendmahl in den nahen protestantischen Kirchen zu Eppstein und Oberliederbach begleiteten."

In Mannheim wurde bei Max das erste Interesse für die Schätze der neueren deutschen Literatur geweckt. Er lernte durch das dortige gute Theater Schillers Räuber, Tell und Wallenstein kennen und bat sich mit vierzehn Jahren Schiller als Weihnachtsgeschenk aus; diesen Dichter liebte der Knabe mehr als Goethe. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn auch die Lektüre der Gerichtsverhandlungen gegen den Räuberhauptmann Schinderhannes und Genossen, die er bis spät in die Nacht im Bett studierte.

Für den Sommer 1824 hatte der nichts weniger als pedantische Vater beschlossen, nicht bloß die beiden Mannheimer Lyzeisten, sondern auch seinen Sohn August, Studenten der Rechte im dritten Semester, von Heidelberg abzuberufen nach Hornau, um dort unter seiner Aufsicht zu sehen, wieweit die Genannten sich privatim durch wissenschaftliche Studien fördern könnten, bevor im Herbst nach amtlicher Vorschrift der nassauischen Regierung die jüngern nach Weilburg auf das Landesgymnasium, der Jurist nach Göttingen geschickt werden sollte.

Auch der ältere Bruder Friedrich, der als niederländischer Hauptmann des Generalstabs der Bundesmilitärkommission zu Frankfurt für ein Jahr zugeteilt war, nahm Anteil an den Hornauer Privatstudien seiner jüngeren Brüder, die er „Leibzwerge" nannte und mit liebenswürdigem Humor bald ausfragte über ihr Wissen, bald über ihr Nichtwissen aufzog.[16]) Friedrich, in der Familie gewöhnlich Fritz genannt, kam fast jede Woche nach Hornau herüber, wo ein bewegtes, heiteres Leben herrschte. Die Eltern erfreuten sich ihrer acht anwesenden Kinder. Dem Vater machte es besonderes Vergnügen, sich zuweilen von sechs Söhnen zu Roß begleiten zu lassen, wobei freilich auch Ackerpferde genügen mußten.[17])

Die überaus glücklichen Tage wurden leider durch den am 23. Juli 1824 nach einer rasch verlaufenen Darmentzündung erfolgten Tod des August von Gagern bitter getrübt. Auf Max machte der Tod des lieben Bruders,

---

[16]) Vgl. Leben des Generals Friedrich v. Gagern, Bd. I, 321, 322.

[17]) Vgl. ebenda S. 328.

der immer besonders gut gegen ihn gewesen war, „einen unvergeßlich tiefen Eindruck". „Im übrigen," heißt es in seinen Erinnerungen, „bildete jener freie Sommer 1824 in meiner Entwicklungsgeschichte einen der glücklichsten und nützlichsten Zeitabschnitte. Ich hatte Zeit und Freiheit, mich in der väterlichen Bibliothek umzusehen, und geriet auf allerlei mir erfreuliche Entdeckungen, besonders in der reichen englischen Abteilung. Da fand ich unter anderm die Hogarthschen Kupferstiche und die deutschen Erklärungen von Lichtenberg, die trotz ihres Mangels an Poesie doch meine Welt- und Menschenkenntnis erweiterten. Nichts darin war aber für mich so epochemachend als die Bekanntschaft mit Shakespeare, wenngleich vorerst nur in einer altmodisch deutschen steifen Übersetzung in Prosa von Eschenburg. Im Hamlet ging mir ein neues, tieferes Gemütsstudium auf, in Romeo und Julia eine reiche, ungeahnte Liebeswelt. Da kam mir der lebhafte Wunsch, die Ursprache des Dichters zu erlernen, und glückselig war ich, als ich sofort in Hornau an meiner lieben Tante Dina Wambolt eine bereitwillige Lehrerin gewann. Sie hatte gleich wie die teure Mutter im englischen Kloster zu Lüttich die Sprache erlernt, dieselbe aber auch bei ihrem bewegten Leben in größern Städten noch weiter geübt und die neuere Literatur, besonders Byron, gut kennen gelernt. Meine raschen Fortschritte machten ihr Freude, und wenn es auch nicht zu Sprechversuchen kam, so war doch der Grund gelegt."

Der frühen Bekanntschaft mit Shakespeare verdankte Gagern seine Vorliebe für die englische Literatur, die ihm auch in spätern Jahren blieb.

Im Oktober 1824 wurden die beiden Brüder nach Weilburg auf das nassauische Landesgymnasium gebracht, wo sie bis Ostern 1826 blieben. Sie fanden dort noch aus der Residenzzeit des Hofes einen Kreis befreundeter Familien, wie Dungern, Künsberg und Bibra, bei welchen ihnen eine sehr gute Aufnahme zuteil ward. Überhaupt gestalteten sich diese beiden letzten Schuljahre für Max zu einer sehr glücklichen Zeit. Den Glanzpunkt bildeten an den freien Tagen die Ausflüge in das herrliche Lahntal, die Max meist zu Pferde machte.

Die Brüder wohnten in Weilburg bei einem reformierten Kirchenrat Ammann. „Wir mußten," schreibt Gagern, „Sonntags die Kirche besuchen, in welcher außer diesem — gemäßigten Rationalisten — der General-Superintendent Gieße, ein heftiger Eiferer, predigte, der mitunter einzelne unserer Mitschüler persönlich andonnerte." Am Gymnasium wurde den Schülern in den beiden höchsten Klassen kein eigentlicher Religionsunterricht durch einen Geistlichen erteilt, „doch trug," sagt Gagern, „der würdige alte Direktor Snell in seiner ‚Erfahrungs-Seelenlehre' manche gute theologische Gedanken vor und wir wußten von ihm, daß ein jüngerer Bruder und ein Sohn von ihm als politische Flüchtlinge in der Schweiz lebten, was auch für ihn bei uns günstiges Vorurteil begründete."

„Protestantisch waren alle Professoren, bis auf den der Mathematik, ganz besonders aber war es der Geschichtslehrer, der in seinen Diktaten alles Antikatholische gleichsam als selbstverständlich dennoch extra zu Papier gab. — Durch den häufigen Wechsel der Schulanstalten kam es, daß in der Geschichte dieselben Zeiträume uns öfters doppelt, in der Mathematik die wichtigsten Stücke gar niemals gelehrt wurden. Dieser Nachteil war weit weniger fühlbar im klassischen Unterricht des Lateinischen und Griechischen."

In diesen Sprachen besaß Gagern wirklich tüchtige Kenntnisse, als er Ostern 1826 mit kaum erreichtem sechzehnten Jahre samt allen älteren Mitschülern einschließlich Bruder Moritz nach bestandener Prüfung als reif für die Universität erklärt wurde. „Ich war es in der Tat nicht," betont er in seinen Erinnerungen; er beklagt hier besonders eines: „Aus Büchern hatte sich zuerst eine ernste und hohe Sprache wie die der Propheten und Apostel in Bibelsprüchen mir eingeprägt. Aber das erhabene Vorbild, das uns darin zur Lebenswahl und Nachfolge aufgestellt ist für unser Tun und Leiden, die lebendige Gestalt des aus dem Judenvolk erstandenen Christus war meinem Herzen noch nicht nahe gekommen. Bei weitem eher konnte ich mich wie mein Bruder Fritz" [in seinem Gedicht an Bruder Heinrich, Strophe 16] erinnern:

‚In unsrer Jugend hörten wir erzählen,
Wie Herkules am Scheidewege stand
Und da, — unschlüssig, welchen Pfad zu wählen,
Zwei Frauen von verschied'nem Wesen fand.'

„Unter den Lebenden war damals, mit vollem Recht oder ganz natürlich, meine höchste Autorität die meines teuren Vaters, den ich eben erst zu verstehen und zu würdigen anfing. Es war erst um diese Zeit sein origineller Briefwechsel mit uns beiden Jüngsten in Gang gekommen und ich bewahre Briefe von ihm in absichtlichem Küchenlatein, sozusagen herausfordernd zum Bessermachen. Aber die in seinem aphoristischen Stil verfaßten Fragen an uns verlangten ebenso lebhafte und gutgelaunte Antworten. Wenn uns auch der öftere Schulwechsel einige Nachteile gebracht hatte, so verdiente doch die uns gewährte große Freiheit, die Berücksichtigung unserer Wünsche die freudigste Dankbarkeit. Die Autorität des Bruders Fritz, die im freien Sommer 1824 zu Hornau durch seinen Anteil an unserm Privatstudium begonnen hatte, kam erst allmählich zur Geltung und fand frühe genug bei mir Anklang."

Auf seine religiöse Entwicklung während seiner ganzen Jugend bis zum Beginn seines Universitätsstudiums zurückblickend, sagt Gagern:

„Aus meiner ganzen Schulzeit wüßte ich keine tieferen religiösen Eindrücke wiederzugeben; alle Sittenlehren waren mir entweder gemütlich,

selbstverständlich oder hatten außerdem einen ästhetischen Ursprung aus der klassischen Literatur oder auch aus deutscher Lektüre. In meinem vierzehnten Jahre legte ich mir ein Album an, worin als erster Spruch die Verse aus Schillers Tell stehen:

‚Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.'

„Von den Bibelsprüchen blieben mir viele, aber als ich im Sommer 1826 die Universität Heidelberg bezog, wußte ich geläufig weder die zehn Gebote noch das Vaterunser auswendig. Wenn ich in der Not oder auch in dankbarer Stimmung vielleicht zu manchen Zeiten ganz allgemein die Gedanken und Empfindungen zu Gott richtete, so war dies kein ruhiges, regelmäßiges Gebet kindlicher Unterwerfung. Weder ein ernstes Schuldbewußtsein noch ein freudiges Vertrauen auf Grund bestimmter Glaubenssätze und Vorstellungen war mir eigen; die Möglichkeit übernatürlichen Glaubens, das Bedürfnis der Erlösung blieb mir fremd."

Zweites Kapitel.

Universitätsstudien (Heidelberg, Utrecht und Göttingen). 1826—1829.

Zeitlebens hat es Max von Gagern beklagt, daß er „allzu frühe und unreif zu einem steuerlosen Studentenleben und zum selbständigen Studium der Rechtswissenschaft gelangte". Als er mit seinem Bruder Moritz Ostern 1826 nach Heidelberg aufbrach, entließ ihn der Vater mit männlichen, kräftigen Ermahnungen, sein Schicksal in seine Hand stellend.

In der schönen Neckarstadt angekommen, machte Max dort alsbald die Bekanntschaft eines nassauischen Landsmannes, W. L. von Preuschen, der ihn in das Kaffeehaus der Burschenschaft brachte; hier fühlte er sich schnell heimisch. Es dauerte nicht lange, so trieb sein „Schifflein mit vollen Segeln sorgenlos auf dem Lethe der Studentenwelt".

Die Lösung der Frage, die sich damals auf den deutschen Universitäten jedem Neuling gleichsam als Prüfstein frühzeitiger politischer Richtung zur Entscheidung darbot, ob er dem auf partikularistischer Grundlage ruhenden Landsmannschaftentum oder der Allgemeinen deutschen Burschenschaft als der einheitlichen Vertretung der ganzen deutschen Nation anzugehören wünschte, konnte Gagern keine Schwierigkeiten machen. Nach dem Vorgange der älteren Brüder traten jetzt auch die jüngeren, unbekümmert um polizeiliche Rücksichten, in die Burschenschaft ein, „die zwar nicht mehr gemäß ihren ursprünglichen Satzungen und in ihrer wahren Gestalt existierte, dennoch aber viel Gutes bezweckte und auch erreichte". Bei einem Rückblick auf seine Studienzeit betonte Gagern in einer Aufzeichnung vom Dezember 1829: „Manches jugendlich schöne, edle Gefühl, das sich bei mir in jenen Tagen an die Burschenschaft knüpfte, macht mir noch bis zum heutigen Tage jene oft verkannte und verleumdete Verbindung mit allen ihren und meinen Idealen unvergeßlich."

[1]) Vgl. Ed. Dietz, Die deutsche Burschenschaft zu Heidelberg (Heidelberg 1895), 12 ff. und die Angaben von Wentzcke, Zur Geschichte Heinrich von Gagerns. Seine Burschenschafterzeit und seine deutsche Politik in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der deutschen Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung her. v. Haupt, Bd. I (Heidelberg 1910) 163 u. 168.

In seinen „Jugenderinnerungen" von 1885 hebt er hervor, daß die Allgemeine deutsche Burschenschaft zu jener Zeit nur mehr sehr wenig Politik trieb, wohl keine hochverräterischen Mitglieder zählte und sogar etwas inkonsequent bei den Kommersen die respektiven Landesväter hochleben ließ: „Die jugendlich begeisterten Burschen ignorierten nur einstweilen die territorialen und dynastischen Grenzen, die sie als Philister doch bald wieder sehr beherzigen mußten — und an die Stelle des Christentums setzten sie den Kultus einer sich selbst beräuchernden Nationalitätsidee. Was sie von den Mitgliedern der Landsmannschaften vorteilhaft unterschied, war, daß sie in ihrer Haltung gegenüber dem weiblichen Geschlechte mehr als jene auf Sittenreinheit hielten. Und dafür," fügte er hinzu, „trage ich den Dank ihr noch heute nach."[1])

Vorlesungen hörte Gagern im ersten Semester bei dem berühmten Romanisten Thibaut über „Institutionen und Geschichte des römischen Rechtes" sowie „Hermeneutik und Kritik des römischen Rechtes", dann im zweiten Semester Pandekten, außerdem bei Schlosser „Neuere Geschichte". Der Vortrag des letzteren machte keinen günstigen Eindruck: „Der schnarrende Ton und die schulmeisterliche Arroganz seines Urteils über hohe, zum Teil noch lebende Persönlichkeiten schien mir für einen Stubengelehrten doch unbescheiden; und obgleich ich geringschätzige Äußerungen über Österreich und besonders über Päpste vom Gymnasium her gewöhnt war, so schien mir doch Schlossers Sprache dabei gar zu überhebend." Den ersten Sommer in Heidelberg, während dessen die Vorlesungen „noch ziemlich fleißig" besucht wurden, hielt Gagern damals für die schönste Zeit seines Lebens.

Heidelberg, die einzige Stadt, und das Neckartal übten auch auf ihn einen unbeschreiblichen Zauber aus. Die Kommerse hoch über der Stadt auf der Altane des halb verfallenen Burgschlosses, die Eichendorff (Nachlaß 294ff.) so poetisch beschrieben hat, blieben ihm ebenso unvergeßlich wie die überschwenglichen Burschenlieder, die Herz und Ohren um so mehr beglückten, je weniger in manche Sinn und Verstand zu bringen war.[2]) „Meine ganze Lebensweise," heißt es in der erwähnten Aufzeichnung von 1829, „grenzte eigentlich kaum mehr an die Wirklichkeit. Der allgemeine Vereinigungspunkt war den ganzen Tag über auf dem Hödtschen Kaffeehaus, wo ich denn auch ganz und gar zu Hause war.

[1]) In einer anderen späteren Aufzeichnung Gagerns heißt es: „Politisch war die Verbindung in Heidelberg damals 1826—1827 nicht derart gefährlich, daß sie der Staatspolizei hätte in die Hände fallen müssen. Sie enthielt aber immerhin geistig den Kern der nationalen Einheitsbestrebung, den in edler wie in gefährlicher Richtung entzündlichen Stoff für jugendliche Gemüter."

[2]) Von solchen Liedern zitiert Gagern in seinen „Jugenderinnerungen" S. 7 „salvo errore nach fast 60 Jahren" eine Stelle aus dem Liede „Vaterlands Söhne" von A. L. Follen. Sein Zitat ist nach dem Lahrer Kommersbuch richtiggestellt in den „Akademischen Monatsblättern" (V, 1892, 46).

Liederlich bin ich niemals gewesen, wohl aber habe ich nach alter und junger deutscher Sitte stark getrunken, auch habe ich mich mehrere Male geschlagen und drei Wochen auf dem Karzer zugebracht."

Kunstgerechten Fechtunterricht hatten die Brüder Gagern alsbald genommen, gute Fechter wurden sie jedoch nicht. Einst besuchte Max die Mensur zweimal an einem Nachmittag, wobei er seinem ersten preußischen Gegner einen Hieb von oben herab auf den Kopf beibrachte, vom zweiten dagegen selbst einen gehörigen zwischen Schulter und Brust davontrug. „Ich hatte," erzählte er, „mit sechzehn Jahren schon meine volle Länge (von 192 cm) erreicht, war aber durch das schnelle Wachsen nicht stark in den Muskeln und der öfter wechselnde Mittagstisch, besonders aber das obligate und überflüssige Trinken des Bieres, das ich nicht einmal liebte, trugen bei schwachem Magen nicht dazu bei, meine Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen, obwohl ich in Heidelberg — außer der Pflege der Hiebwunde — keinen Tag krank war. Im Gefühl meiner Schwäche war ich weder mutwillig streitsüchtig noch ehrgeizig, doch ließ ich mich einmal von meinem ältern Mitburschen Mathy auf die Preußenkneipe mitnehmen, um Händel anzubinden — mit obigem Ergebnis, wobei er mir aber auch wacker sekundierte."

Unter den Altburschen, mit denen zu verkehren als Ehre galt, finden sich in seinem Gedenkbuche besonders folgende Namen verzeichnet: Wilhelm Beseler und Francke aus Schleswig, Venedey aus Köln und Hans Schröder aus Mecklenburg, „alle vier vorzügliche Schläger, von denen die ersten ebenso wie Soiron und Mathy im Jahre 1848 wieder als Politiker auftauchten". In dem Gedenkbuche sind ganz abenteuerlich als „durchreisende Philhellenen" verzeichnet: Remke aus Kiel, Bruhn aus Altona und Kamenß aus Mecklenburg.

Wie den meisten Studenten jener traurigen Zeit war auch Gagern die Empfänglichkeit für übersinnliche Wahrheiten allmählich abhanden gekommen. „Meine zu Gott wohl zuweilen in der Not gerichteten Gedanken waren vag," bekennt er in seinen Erinnerungen, „sie waren keine Zerknirschung in Gottesfurcht und kindlicher Unterwerfung. Die Liebe zu Gott, die Liebe und Zuflucht zu seinem Ebenbild, unsrem göttlichen Heilande, der Gedanke, ihm anzugehören, der Wunsch, ihn anrufen und ihm nachfolgen zu können, — ja auch nur die Pietät für den Gekreuzigten und sein menschliches Leiden — das alles waren mir fremde Begriffe; um so viel mehr ein Anrufen seiner ‚Vermittlung', eine Fürbitte seiner heiligen Mutter. Der katholische Ausdruck ‚Mutter Gottes' schien mir nur in das Gebiet der bildenden Kunst zu gehören, für welche ich noch gar wenig Geschmack und Verständnis hatte. Mein in Abstraktionen verflüchtigtes Christentum ließ mich in Heidelberg nicht einmal auf den Gedanken kommen zu fragen, wo eine protestantische Kirche gelegen sei. Glaubensunterschiede zwischen beiden

Konfessionen waren in der Burschenschaft nicht zu bemerken, weil davon keine Rede war![1]) Unter solchen Umständen war es wohl noch ein Glück für mich, daß aus dem Elternhause die milden, philosophischen Lehren unsres teuren Vaters ‚vom notwendigen Wohlwollen gegen die menschliche Gattung' und ‚vom sittlichen Beruf zur Aufopferung für Staat, Nation und Vaterland' sowie nicht minder die mütterlichen Erinnerungen an ‚Bewahrung der Herzensreinheit' mich begleiteten und einigermaßen die sonst leere Stelle wahrer Religiosität bei mir einnahmen. Ein Glück war es ferner, daß, wie ich schon oben dankbar bemerkt habe, die Burschenschaft selbst in ihren Liedern mit patriotischem, sittlichem Anklang gegen schlechten Umgang einigen Halt bot." — Was die geliebte Mutter angeht, so findet sich in den Notizen von 1829 die folgende Stelle: „Meine Mutter hat auf mich von jeher nur einen Eindruck gemacht, der auch nimmer getrübt oder verwischt worden ist: es war ihr Einfluß, den sie auf die Bildung meines Charakters, auf mein ganzes Wesen unwillkürlich, selbst unsichtbar, geübt hat. Ihr gegenüber bin ich noch heute so gut ein Kind, als dies meine ältesten Erinnerungen zurückrufen. Aus dieser Quelle stammen die tiefsten, sanftesten Ideale meiner Religion."

Schnell war das „glückliche Jahr" in Heidelberg vergangen, der Abschied war um so schmerzlicher, da der Vater beschlossen hatte, die beiden Söhne auf eine holländische Universität nach Utrecht zu schicken. Weil der Jahreskurs dort erst im Oktober begann, konnten die beiden Studenten den Sommer 1827 im Familienkreise zu Hornau zubringen, dort noch mancherlei im römischen Recht nachholen und vor allem aus dem Munde des weisen Vaters vieles für ihre Zukunft Wichtiges vernehmen. Maxens Herz hatte sich mit Wehmut von Heidelberg losgerissen und so herrschte bei ihm nicht mehr der ruhige Friede, den er sonst im Elternhause empfand. Im Laufe des Sommers besuchte er noch einmal die ihm so teuer gewordene Neckarstadt, auf dem Rückwege begleitete ihn der von ihm leidenschaftlich geliebte Hans Schröder nach Hornau zurück und blieb dort fast vierzehn Tage. „Das waren denn auch meine letzten Stunden eines deutschen Studenten."

Mit dem „Marschbefehl nach Utrecht" trat an Max von Gagern zuerst der Ernst des Lebens heran. Sein Vater war wegen seiner Mitwirkung bei der Gründung des Königreichs der Oranier und infolge des Austausches der altoranischen Erblande in Deutschland gegen das neugebildete Luxemburg für sich und seine Nachkommen auch in dem neu-

[1]) Ein so vollständiges Zurücktreten der konfessionellen Gegensätze, wie es hier Gagern für das damalige Heidelberg bezeugt, herrschte übrigens keineswegs überall sonst in der deutschen Burschenschaft. Vgl. die Zeugnisse in dem Aufsatz „Burschenschaftliches" in den Akademischen Monatsblättern VI (1894) Nr. 9, nach denen antikatholische Tendenzen vielerorts unzweifelhaft vorhanden waren.

geschaffenen Königreiche der Niederlande naturalisiert worden, welches bis 1830 Holland und Belgien samt dem Großherzogtum Luxemburg umfaßte. König Wilhelm I. hatte dem alten Gagern aus Erkenntlichkeit für seine großen Verdienste und als Entschädigung dafür, daß er während des ganzen Wiener Kongresses zur würdigen Vertretung des Königs aus freien Stücken ein glänzendes Haus geführt und dabei einen großen Teil seines Vermögens geopfert hatte, versprochen, nicht nur seinem ältesten Sohne Fritz eine militärische Laufbahn, sondern auch einem der beiden jüngsten eine Zivilkarriere zu eröffnen.

Im September 1827 wurde auf einem der damals neuen Dampfboote die Fahrt nach Holland angetreten. Der Anblick von Nymwegen, der ersten holländischen Stadt, war Gagern „interessant, fast unheimlich"; er fühlte, daß „jetzt eine andere Weltordnung für ihn beginnen sollte. Die netten Straßen mit gleichfarbig roten Backsteinhäusern, jeder Backstein weiß eingefaßt, die hellgrünen Jalousie-Läden; an den auf- und abzuschiebenden Fenstern meist Spionen-Spiegelchen, um die Vorübergehenden schon von weitem zu erspähen; die sonderbaren Aufschriften von Kammern und ganzen Häusern zum Vermieten, alles ganz anders als in alten und neuen deutschen Städten!"

Utrecht, das damals noch von Wällen umgeben war, machte den beiden Studenten einen viel großartigeren Eindruck als Heidelberg. Am 29. September 1827 wurden sie inskribiert. „Es war uns nicht zweifelhaft, daß wir im römischen Recht von neuem die Pandekten in Angriff nehmen mußten, die vom ersten Rechtslehrer, Professor Arntzenius, nicht etwa wie von Thibaut nach seinem eigenen Handbuch — sondern nach der alten Legal-Manier gründlich, Titel für Titel, durchgenommen wurden, was uns nicht wenig imponierte. Außerdem ließen wir uns noch bei Professor van Enschut für Kriminalrecht sowohl als für Staats- und Völkerrecht einschreiben. Wir waren fleißig, gewöhnten uns auch bald an den lateinischen Vortrag als Hörer, doch riskierten wir nicht, sobald uns zum Respondieren zu melden, wie es dort üblich war. Es sind nämlich die holländischen Studien so eingerichtet, daß in den zwei ersten Jahren des Universitätslebens die Studierenden zuerst noch lateinische und griechische Klassiker lesen, geschichtliche und philosophische Vorlesungen hören, dann erst eine Prüfung in den ‚Letteren' bestehen und das Bakkalaureat erlangen, bevor das Fachstudium beginnt. Dadurch wurde das Lateinsprechen in einem für uns überraschenden Grade eingeübt. Holländische Vorträge bekamen wir dadurch gar nicht zu hören und wir nahmen daher Privatunterricht bei einem Sprachlehrer."

Eine eigentümliche Sitte in Utrecht war, daß die Professoren an bestimmten Abenden bei sich ein „Tee-Kollegium" für ihre Zuhörer hielten, wobei „von der Tochter des Hauses Tee serviert, sodann eine irdene Pfeife

angeboten, im übrigen aber die Unterhaltung in lateinischer Sprache geführt wurde."

Die holländischen Studenten empfingen die deutschen Ankömmlinge von Anfang an freundlich und nahmen sie in ihre juristische Körperschaft, „Societeit" genannt, auf. Auch in verschiedene Familien wurden sie durch Empfehlungen des Vaters eingeführt, so namentlich bei dem Kurator der Universität, Baron van der Capellen, der zwölf Jahre früher dem Vater zum Wiener Kongreß als dritter Gesandter für speziell holländische Interessen beigegeben worden[1]) und ihm befreundet geblieben war. Auf seinem prachtvollen Landsitze Vollenhoven, eine Stunde von Utrecht, hatte Baron van der Capellen, der als Generalgouverneur von Niederländisch-Indien zehn Jahre lang in Batavia regiert hatte, seine Sammlungen aufgestellt. Gagern bekam hier zuerst „eine Vorstellung von indischer Herrlichkeit in Vegetation, Ausschmückung aller Räume mit Kunstwerken und Altertümern östlicher Weltteile, wie sie ein vornehmer Europäer von klassischer Bildung und gutem Geschmack für seine alten Tage zu sammeln und zu ordnen vermag, umgeben von einer reichhaltigen Bibliothek aller Zeitalter und Nationen."

Dem guten Anfang in Utrecht entsprach nicht der Fortgang. Max vermochte sein Heidelberg nicht zu vergessen. „Wir konnten uns an den lateinischen Vortrag der Rechtslehrer wohl bald gewöhnen; die Kaffeehaussitten waren nicht allzu verschieden; gute Getränke waren für gutes Geld zu haben, auch Tabak in irdenen Pfeifen, aber keine so recht gemütliche deutsche Kneipe, kein Turnen, keine Paukereien, keine Würdigung für eine anständige Klinge und dann, welche sonderbar abweichende Lieder: statt Gaudeamus igitur — nur Jeho vivat fraterna sanitas! Es war doch keine geringe Zumutung, das bekannteste holländische Studentenlied ohne Mundzerreißen gefällig mitzusingen: ‚Wem Niederlandsblut durch die Adern fließt, von fremdem Fleck (smet) befreit!' (smet heißt sowohl Schmutz als Ansteckungsstoff.) Wir fanden auch, die Holländer hätten für ihre ältere, mit uns gemeinsame Vorzeit und für ihren Zusammenhang mit dem Deutschen Reich gar wenig Pietät, viel weniger verwandtschaftlichen Stolz; ihre Nationalgeschichte ginge — nach ehrenvoller Meldung der alten Batavier — meist mit weitem Sprung plötzlich über auf den Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft der Habsburger, ihre Sympathie gehörte allzu ausschließlich dem nicht allzu deutschen Ruhme der Oranier oder noch ausschließlicher ihren eigenen republikanischen Staats-

[1]) Der Prinz von Oranien, „souveräner Fürst der vereinigten Provinzen der Niederlande", sodann als König Wilhelm I. anerkannt, hatte für die Zeit des Kongresses neben seinem am Wiener Hofe beglaubigten Gesandten Baron G. K. Spaen von Voorstonden den Staatsminister Freiherrn Hans von Gagern mit den gleichen Vollmachten als Gesandten zur Führung der Verhandlungen mit den Mächten bestellt.

männern und Seehelden. Im übrigen bekamen wir vor dem nüchternen, aber bei näherer Bekanntschaft zuverlässigen holländischen Charakter alle Achtung," aber Zuneigung wollte sich nicht einstellen.

Im Gegenteil, je länger der Aufenthalt dauerte, desto größer wurde Gagerns „Mißbehagen in dieser fremden, unangenehmen Welt". Sein warmes deutsches Nationalgefühl ließ bei ihm keine Liebe zu den Holländern aufkommen. Der Vater tat durch seine Briefe alles, um zu trösten und zum Aushalten anzuspornen. Aus seinen trefflichen Winken geht deutlich hervor, daß Maxens Berichte bei allem Bestreben, guten Willen und Interesse zu zeigen, doch ein Unbehagen, einen Zweifel am Gelingen und viel Unruhe verrieten, gepaart mit Kritik über holländische Studien, Studenten und Professoren. Seine Unruhe stieg, seitdem er wußte, daß ihm allein die holländische Zukunft zugedacht war. Große Sorge machte ihm namentlich der Umstand, daß er nicht erfahren konnte, wie er es mit den juridischen Prüfungen zu halten haben werde, ohne vorher das in Holland vorgeschriebene Bakkalaureat in den Letteren erlangt zu haben. Vertrauliche Anfragen, die er bei den Professoren stellte, hatten kein klares Ergebnis. Eine private Vorbereitung wurde angeraten, jedoch sei der Fall ein ungewöhnlicher. Da Gagern sich bewußt war, „nicht zum Rentier geboren zu sein", faßte er auf eigene Gefahr den kühnen Entschluß, nach dem Haag zu reisen und sich bei dem König Wilhelm selbst die nötige Dispens zu erbitten.

Der Entschluß wurde ebenso schnell gefaßt wie ausgeführt. Ostern 1828 reiste er nach dem Haag und meldete sich dort im alten Palais bei dem sehr wohlwollenden Direktor des königlichen Geheimen Kabinetts, Herrn Hoffmann, einem geborenen Nassauer. Dieser beschied ihn zur nächsten allgemeinen Audienz. „In schwarzem ausgeschnittenem Staatskleide mit dreieckigem Hut und Degen" nahm er Platz unter den vielen Wartenden und rückte endlich zum Einlaß vor. „Der König, den ich sogleich in sauberm Holländisch ansprach, nahm das sehr gnädig auf, aber ohne auf meine Dispensbitte näher einzugehen als nur mit dem gütigen Kopfnicken, dieselbe würde, sobald es Zeit sei, berücksichtigt werden. Er stellte mir dann unmittelbar die Frage, zu welchem Dienst ich wohl Lust hätte? ‚Zu jedem,' war meine Antwort, etwas unüberlegt, ‚zu jedem, den Eure Majestät für mich bestimmen; ich ginge aber besonders gerne nach Griechenland mit dem Prinzen Friedrich.' Diesen nämlich hielt ich damals noch für den griechischen Thronkandidaten. Darauf nun erwiderte mir der König etwas ironisch lächelnd: ‚Dort habe ich ja aber keine Stelle zu vergeben; doch ich will nicht im Wege sein; fragen Sie nur erst den Papa, was der dazu sagt?' Da der König mir wirklich sehr freundlich erschien, so war ich mit dem Ausgang meiner Audienz gar nicht übel zufrieden. In meiner Aufzeichnung von Dezember 1829, worin die Bitte um Dispens eigentlich als Vorwand der Audienz

eingestanden wird, findet sich hierzu die Glosse: Auf jeden Fall hat mich zu diesem Schritt bewogen ein gewisser Drang, zuerst um von Utrecht wegzukommen, und dann besonders ein Drang, um alte Ideale zu erreichen und etwas Großes, Ungewöhnliches zu tun." In seinen „Jugenderinnerungen" von 1885 setzt Gagern noch hinzu: „In meiner treuen Schwärmerei für Homer wußte ich damals noch nicht, daß die modernen Hellenen noch nüchterner sind als die Holländer."

Nach Utrecht zurückgekehrt, beschrieb Max ganz ehrlich den Hergang im nächsten Brief an den Vater. Von diesem lief folgende Antwort ein: „Hornau, den 4. Mai 1828. Du bist doch eigentlich ein frecher Kerl! Nicht als ob ich an sich tadelte, in schwierigen Verhältnissen de prendre son parti. Doch, glaube ich, wäre es hier noch Zeit gewesen, mich zu konsultieren. Namentlich war die Erwähnung von Griechenland aus zehn Ursachen gar nicht an der rechten Stelle und mit Recht wird uns der König allesamt für Phantasten halten, was ziemlich aus seinen Worten hervorging. Doch transeat! Ich wünsche sehr, daß diese Kurse die andern um Pfingsten nicht hindern, namentlich daß Ihr beide Herrn Hoffmann zu sprechen bekommt, der bedeutender ist als Ihr wähnt, Dillenburger, deutsch und wohlmeinend. Nur laß mir das Griechenland weg und sage lieber, daß Du gerne an der Welt Ende gingest, wenn der König Dich dahin schickte. Beigegeben [der Gesandtschaft] zu Paris oder London würde Dir viel zuträglicher sein; mit mehr Weltkenntnis spielt man eine solide Rolle ubicunque."

Die Nachsicht des Vaters gegenüber seiner unbesonnenen, eigenmächtigen Improvisation rührte Gagern, aber bei aller Dankbarkeit für die Verzeihung verfolgte er von nun an „freieren Gemütes das erhoffte Ziel, mit dem einen Jahr von Utrecht loszukommen und seine Studien wieder auf einer deutschen Universität fortzusetzen und zu beendigen, auf die Gefahr hin, sich den späteren Eintritt in den holländischen diplomatischen Dienst mit einer einzigen allgemeinen Dispens ermöglichen zu müssen". Ende Juni traten die Brüder die Heimreise an, Moritz über Belgien, Max über Amsterdam nach Hamburg und von dort über Hannover, Göttingen nach Frankfurt. Am 2. Juli 1828 traf er nach fast einjähriger Abwesenheit zu Hornau ein, wo er nun mit Fritz und Heinrich zu den „politischen Söhnen" von seinem Vater gerechnet wurde.

In Hornau verlebte Max nun einen überaus glücklichen Sommer. Fast die ganze Familie war versammelt, Heinrich als glücklicher Bräutigam der Luise von Prettlack. Diese, ein fast „ätherisches Wesen", von bezaubernder Anmut, hochgebildet und genial, „machte im geistigen Leben von Max Epoche". Die Bewunderung war gegenseitig. In einem Briefe, in welchem Luise ihrer Freundin Jenna von Biegeleben von dem Gagernschen Familienkreise ein anziehendes Bild entwirft, schreibt sie: „Max ist von

allen Brüdern der geistreichste und lebendigste, er ist noch ganz jünglingsfrisch. Sein Äußeres hat noch keine Reife und sein Gesicht kann nie schön werden. Eine frohe Kühnheit hat er in seinem Wesen, aber gar nichts Inniges und Liebendes bis jetzt. Alles angeregte Gefühl, was ich noch in ihm sah, drückte sich dann nur durch Ernst aus, aber rechten . . . Sein ältester Bruder hat sichtlich Freude an ihm; er greift ihn immer an in seinen Worten und tadelt ihn oft streng, aber man sieht die Freude in seinen Augen leuchten, wenn er sich tüchtig wehrt und, wie es fast immer ist, Sieger bleibt; nicht daß er mit schärferem Verstande spräche, — nur mit mehr Mutwillen und Keckheit."[1])

Das beglückende Andenken an die neue Schwägerin, die im September mit Heinrich Hochzeit gehalten, begleitete Max nach Göttingen. Im Oktober 1828 reiste er dorthin, „nach der genügenden Ernüchterung von studentischen Traumbildern durch die holländische Prosa von Utrecht schon mit dem festen Vorsatz, an Burschenschaft, Paukerei und Kneipabenden nicht mehr teilzunehmen". Während sein Bruder Moritz die in Nassau vorgeschriebenen Rechtsstudien verfolgte, wendete er sich mit Rücksicht auf seine noch ungewisse Zukunft mehr den politischen und historischen Vorlesungen zu. Bei Heeren belegte er „Neuere Geschichte" und „Statistik", bei Saalfeld „Völkerrecht", „Politik" und „Nationalökonomie".

Durch Empfehlung und fortgesetzte Aufträge des Vaters kam er mit Heeren auch in nähere persönliche Berührung. Die Eindrücke, die er hierbei empfing, waren nicht sehr günstig. In seinen Erinnerungen urteilt er: „Aus hannöverscher Deferenz für die Personal-Union mit England war Heeren mehr Europäer als Deutscher und mein Bruder Fritz hatte vielleicht recht, als er ihm vorwarf, es dürfte ihm nicht Ernst gewesen sein zu behaupten, ‚das Gleichgewicht des europäischen Staatensystems würde nicht dabei bestehen können', wenn die deutsche Nation statt vieler einzelner Staaten nur einen einzigen bildete. Aber Heeren war eben kein physisch tapferer Sterblicher. Er war so ängstlich, daß, wenn zufällig in seinen Hörsaal ein Hund sich verlief, er mit peinlichster Miene ein Bein um das andere aufhob und leise flehentlich bat, ihn von dem Ungeheuer zu befreien; während Saalfeld in gleichem Falle letzterem lächelnd mit einem Bückling die Türe öffnete. Heeren war, — gleich dem klügsten Könige unsrer Zeit, — der Meinung, es wäre doch schade, wenn die kleinen Staaten verschwänden, denen der deutsche Bürgerstand der vielen Landstädte und besonders der Residenzen, eine höhere und allgemeinere Bildung verdanke, als der provinziale Bürgerstand von Frankreich und England besitze. Er war ein praktischer Gelehrter und Lehrer des Friedens und sein ‚Staaten-System' war das lehrreichste Handbuch neuerer Geschichte."

[1]) Leben des Generals Friedrich von Gagern I, 350, 351.

Gagern war in Göttingen sehr fleißig, er schrieb die Vorlesungen, besonders die sehr lehrreichen von Heeren, genau nach, ging sie zu Hause nochmals durch und gab sich auch noch mit Privatstunden im römischen Rechte ab, „nicht ohne Sukzeß". So verging ihm ziemlich schnell der Winter auf 1829. In der freien Zeit verkehrte er meist mit nassauischen Landsleuten. Für die Osterferien kehrte er nach Hornau zurück. Als hier die Nachricht von dem Tode seines Vetters von Seidlitz eintraf, nahm der Vater ihn nach Berlin mit, wohin er als authentischer Universalerbe des Verstorbenen amtlich berufen worden war. Auf dieser Reise wurde zunächst ein Ruhetag in Weimar gemacht. Der Vater besuchte dort seinen alten Freund, den Kanzler von Müller, einen jährlichen Gast von Hornau, und den berühmtesten Mann jener Zeit, Goethe.[1]) Max durfte ihn hierbei begleiten. Das war für ihn eine „unerhörte freudige Ehre". Alle seine Vorstellungen von dem großen Manne wurden übertroffen. „Nachdem mein Vater mich ihm vorgestellt hatte, kam es zu folgendem Dreigespräch: Goethe: ‚Und was hat denn der junge Herr studiert?' Ich: ‚Zur Rechtsgelehrsamkeit konnt' ich mich schwer bequemen.' Goethe: ‚Ich will es Ihnen dann auch nicht übel nehmen; man kann aber nebenher auch andere Liebhabereien verfolgen, wie ich deren mehrere habe." Vater: ‚War das eben nicht ein Anklang an den Faust? O! Sie müssen gestehen, daß Sie dem Teufel darin doch eine gar zu schöne Rolle zugeteilt haben.' Darauf Goethe mit merkwürdig ernstem Blick aus seinen unvergeßlich schönen braunen Augen: ‚Ja, es ist etwas von der Hölle darin!' Ich hatte von diesen Worten und deren ‚merkwürdigem Ernst' den Eindruck, als hätte mein Vater den Goetheschen Teufel zu leicht genommen und darum einen kleinen Verweis erhalten. Doch die folgende längere Unterredung beider alten Herren ließ an Wärme nichts zu wünschen übrig; wenngleich zwischen ihnen kein eigentlich gemeinsames Gebiet von Liebhabereien und kein genügender Stoff zum Briefwechsel bestand. Als Beweis sehr freundlicher Gesinnung aber wurde ein gegenseitiges Andenken durch den Austausch von Porträten in Kreidezeichnung verabredet, wozu Goethe den Anstoß gab. Er erwähnte nämlich, daß er eben in Weimar einen Künstler zur Hand habe, dessen Abbildungen man allgemein die bestgetroffene Ähnlichkeit zuerkenne; dabei erbat er sich ausdrücklich, daß mein Vater

---

[1]) Hans von Gagern war bereits 1794 anläßlich seiner Schrift „Ein deutscher Edelmann an seine Landsleute" in Verbindung mit Goethe getreten; vgl. Erdmannsdörffer in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern VI (1896), 205 ff. Später interessierte sich Goethe lebhaft für Gagerns „Nationalgeschichte der Deutschen." Charlotte von Gagern schrieb darüber, dat. Biebrich 1826 Januar 17, an ihren Sohn Max: „Er (der Vater) erntet sich durch dieses Werk großes Lob, besonders von Weimar aus; Goethe liest es mit dem größten Interesse und hat ihm durch Kanzler Müller die größten Flattousen darüber sagen lassen, was denn den Vater mehr wie alles freut".

für sein Bild demselben bekannten Maler Schmeller zu sitzen versprechen müsse."

Der Austausch fand im Laufe des folgenden Jahres statt. Goethes Porträt ist nach dem kompetenten Urteil von Zarncke eine der vorzüglichst gelungenen Kreidezeichnungen des Dichters im hohen Alter; es befindet sich jetzt in der Sammlung Figdor zu Wien.

In Berlin hörten Vater und Sohn, daß ihr Name besonders durch die Rolle, welche Heinrich in den Protokollen der antidemagogischen Untersuchungskommission zugeschrieben sei, „einen keineswegs empfehlenden Klang habe". Trotzdem wurde der Vater am königlichen Hofe, wo er zur Tafel befohlen worden war, sehr gnädig empfangen. In Berlin eröffnete der Vater seinem Sohne Max, daß er beschlossen habe, ihn nicht zur Beendigung seiner Studien nach Göttingen zurückkehren zu lassen, sondern ihn für ein halbes Jahr nach Paris zu schicken, um diejenige Sprache geläufig zu erlernen, die in Belgien nicht bloß in den ganz wallonischen Provinzen, sondern auch in den gebildeten Klassen der flämischen und sogar im halb deutschen Großherzogtum Luxemburg die herrschende war.

Die Ursache des veränderten Entschlusses lag darin, daß Vetter Seidlitz sein Testament widerrufen hatte und Gagerns Vater sich jetzt genötigt sah, seine beiden jüngsten Söhne um so schneller ihre Studien beenden zu lassen. Als er die Nachricht zu Berlin in den Gasthof zurückbrachte mit den Worten: „pas un sou", ging er zuerst im Zimmer auf und ab, wiederholte dann aber nach einigen Augenblicken den Spruch des Horaz: „Aequam memento rebus in arduis servare mentem." Diese philosophische Fassung imponierte Max ungemein und stimmte ihn nunmehr dankbarer, weil der Entschluß, ihn trotzdem nach Paris zu senden, gerade in jenem Augenblick ein ungewöhnliches Geldopfer verlangte.

Max, der Anfangs Mai nur wenige Tage zu Hornau in der Nähe der teuren Eltern, der Geschwister und der verehrten Schwägerin Luise verweilte, hatte das Gefühl, „von nun an auf eigene Kraft und Verantwortung angewiesen sich den Weg in die Welt hinein bahnen zu müssen".

Drittes Kapitel.

Aufenthalt in Paris. 1829.

Als Max, kaum neunzehn Jahre alt, in den ersten Maitagen des Jahres 1829 über Mainz und Metz die Reise nach der französischen Hauptstadt antrat, war er nach eigenem Geständnis „noch immer ein recht unfertiger deutscher Student, nicht bloß von lückenhaftem Wissen, sondern auch ohne die feineren Manieren der Welt". Zum ersten Male von seinem Bruder Moritz getrennt, war er ganz auf eigene Füße gestellt, — dazu noch in dem fremden, viel Gefährliches bietenden Seine-Babel.

Glücklicherweise fand er dort bei zwei Freunden seines Vaters eine Aufnahme, wie er sie liebevoller nicht wünschen konnte. Es waren dies der niederländische Gesandte General Baron Robert Fagel und Herr von Fabricius, niederländischer Legationsrat und zugleich nassauischer Geschäftsträger. Fagel war Angehöriger einer alten oranisch gesinnten Patrizierfamilie und hatte dem König Wilhelm I. als Adjutant durch alle Schicksalsschläge hindurch persönlich bis zur Gründung des Königreiches gedient.

Am 9. Mai in Paris angekommen, besuchte Gagern zunächst Fabricius, der bereits Wohnung für ihn in einem kleinen Hôtel Garni gemietet hatte und ihn sogleich zum Diner der Familie einlud; in der ältesten Tochter des Legationsrats fand Max eine Freundin seiner Schwester Amalie, die mit ihr in demselben Kloster erzogen worden war. Fabricius stellte Gagern am folgenden Tage dem Gesandten vor. Dieser hatte kaum den väterlichen Empfehlungsbrief gelesen, als er bemerkte: „Ich habe zwar gerade einen meiner Brüder zum Besuche bei mir, aber, sobald dieser in wenigen Wochen mich verlassen haben wird, müssen Sie dessen Zimmer in meiner Wohnung einnehmen." Außerdem wurde Gagern von Fagel eingeladen, sich künftig täglich um neun Uhr bei ihm einzufinden, wo er dann mit Herrn von Fabricius und seinem Neffen Boreel, dem Attaché der Gesandtschaft, vor den Kanzleistunden würde konversieren und die Zeitungen lesen können.

Durch die beiden Diplomaten kam Gagern sofort in die hohe Sphäre der Pariser Gesellschaft. Schon am 12. Mai nahm er an einem der berühmten „dîner encyclopédique" teil, das Julien, Redakteur der „Revue encyclopédique" und als „Chevalier Alphonse" bekannter Verehrer der Madame de Staël veranstaltete. Zu Ende der Tafel nahm Julien das Wort, erklärte den kosmopolitischen Zweck der Versammlung und schlug

als Toast vor: Die katholische Emanzipation, die Freiheit der Presse und ein König, unter dem man solches genießt.

Am folgenden Tage traf Gagern auf einer glänzenden Soiree bei dem General Lafayette, an den er ebenfalls ein väterliches Empfehlungsschreiben hatte, eine große Anzahl berühmter Persönlichkeiten, wie Benjamin Constant de Rebecque, Casimir-Périer und die beiden Dupin.

In eingehenden französisch geschriebenen Berichten[1]) schilderte er seinem Vater alles, was er in der Weltstadt an der Seine erlebte und sah. Und das war nicht wenig. Denn außer dem interessanten Verkehr in der diplomatischen Gesellschaft besuchte er auch in der Sorbonne Vorlesungen bei Guizot, Cousin, Villemain und suchte sich auch alle sonstigen Bildungsmittel zunutze zu machen. Über die mannigfaltigen Eindrücke, die in Paris auf Gagern einstürmten, schreibt dieser in seinen Erinnerungen: „Der Ernst des Lebens und die Einsicht in die Notwendigkeit, mir einst durch eigene Mühe einen Weg durch die Welt bahnen zu müssen, dann aber auch begründete Zweifel an meiner Befähigung dazu kamen jetzt in steigendem Maß über mich, abwechselnd mit freudiger Anregung und Lebenslust. Ich lernte jetzt erst recht die ganze Stufenleiter der Stimmungen kennen, von der ungeschicktesten Schüchternheit bis hinauf zum verwegensten Unternehmungssinn und so wieder hinab; die ganze Plage eines überwiegend sanguinischen Temperaments. Auf mich ganz besonders war anwendbar, was Bruder Fritz zuweilen als eine Familien-Eigenheit bezeichnete: ‚Eine bedenkliche Mischung von Trotz und Wehmut.' Der Gleichmut fehlte mir, das ruhige, aber feste Gottvertrauen, die Richtschnur des Glaubens, die Anerkennung einer Autorität in göttlichen Dingen, die Liebe zu Gott! Die fehlten mir und sollten leider mir noch länger fehlen! Meine Vorsätze waren gut, die Lebenszeichen aus der Heimat billigend und ermutigend; der Anfang war gemacht und ich wollte durchaus nichts versäumen, was mir zu sehen und zu hören nützlich sein konnte: Guter Rat fehlte mir ja auch nicht. Zu meinen Fortschritten in der Sprache trug wohl nichts so sehr bei als meine Intimität in der Familie Fabricius: nach ihren Vorschlägen besuchte ich die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und die der schönen Umgebungen; Versailles und die foire de St. Cloud; im Jardin des Plantes die Bären und mit väterlichen Grüßen die naturhistorische Größe Geoffroy Saint-Hilaire; mehrmals jede Woche die Deputiertenkammer; dann die Assisenverhandlungen, die Bildergalerie im Louvre, die Theater groß und klein, die Bibliotheken und die Vorlesungen in der Sorbonne, die Königsgruft zu St. Denis und die Gräber des Père-la-Chaise; ja zur Morgue stieg ich hinab am Ufer der Seine, wo sieben Tote in allen Farben der Verwesung —

[1]) Von solchen liegen im Ganzen 24 vor, beginnend mit dem 10. Mai und schließend mit dem 3. November 1829.

von Rosenrot bis Dunkelgrün — ihrer Wiedererkennung und eines endlichen Grabes harrten; „it's a horrid sight," stöhnte ein junger Engländer, der halb ohnmächtig vor dieser Ausstellung floh! Das alles mußte ich sehen, wenn auch planlos, und ich wurde darin von meiner klugen Freundin Frau von Fabricius und ihren drei guten Töchtern öfter examiniert. Unerfahren und unverdorben, wie ich war, ging mir über manches ein neues Licht auf. Als ich eines Abends aus dem Theater nach Hause ging — es war sogleich in den ersten Wochen —, begegnete ich in der rue St. Honoré vielen schön gekleideten jungen Frauengestalten, die mir bei halber Beleuchtung ungewöhnlich reizend vorkamen, und eine derselben sprach auch lieblich mich an: ich war halb verlegen und halb betäubt, ich hörte einen Augenblick hin, doch plötzlich sagte die innere Stimme mir: ‚Du bist in Gefahr, du bist am Scheidewege!' Ich faßte mich schnell, riß mich in Gedanken von aller Versuchung los und machte so große Schritte, daß ich alsbald das Gefühl bekam, als würde ich wie von Springfedern aus Stahl bei jedem einzelnen Schritte gehoben; ich war ganz glückselig auf meinem weitern Heimweg fort, denn mein Vorsatz stand fest, daß mich Paris nicht drunter kriegen sollte. Dieser Abend schwebt mir auch heute als eine erste und besondere Äußerung göttlicher Gnade vor, denn ich glaube, es hätte keiner großen Kunst bedurft, mich mit List allmählich zu verderben, wenn junge Bekannte es irgendwie darauf abgesehen hätten. Gottes Erbarmen mit meiner Schwäche und ‚Verführbarkeit' (wie es Bruder Fritz nannte) hat meine jungen Jahre davor bewahrt!"

Auch vor einer andern Gefahr wurde er glücklich geschützt. Mehrere junge Holländer seiner Bekanntschaft waren Mitglieder des Freimaurerordens und ganz von der Bedeutung dieses Geheimbundes erfüllt. Gagern folgte indessen ihren Wegen nicht. Ebensowenig fühlte er freilich einen Antrieb, in Paris irgendeine Kirche, protestantisch oder katholisch, aufzusuchen. „Ich besah wohl," erzählte er, „einige katholische Kirchen als Merkwürdigkeiten; doch, da ich verlegen war, wie ich mich darin zu benehmen hätte, fühlte ich mich schon darum nicht angezogen und könnte nicht beschwören, ob und welche Kirchen ich damals sah — die letzte Fronleichnamsprozession des Königs Karl X. sah ich unter freiem Himmel und sie imponierte mir als wundervolles Schauspiel, doch nicht mehr! Ich kannte ja kaum deren Bedeutung."

Nach vier Wochen siedelte Gagern in die Wohnung seines väterlichen Freundes Fagel über; durch sein solides Leben und seinen guten Willen gewann er bald so sehr die Zuneigung und Achtung seines Beschützers, so daß dieser ihn als Volontär dienstlich in der Gesandtschaftskanzlei beschäftigte. Gagerns Ehrgeiz wurde dadurch mächtig angespornt. Wenn er auch sein Bestes zu leisten versuchte, so fehlte es doch an Schwierigkeiten nicht. „In lebhafter Erinnerung," erzählt er, „steht mir noch die Stunde,

in welcher mir mein freundlicher Meister zum erstenmal ein offizielles Aktenstück in größtem Format auf Ministerpapier zum Kopieren in Reinschrift anvertraute. Es war die Begrüßungsnote des niederländischen Gesandten an den neu ernannten Ministerpräsidenten Polignac und mit Eifer setzte ich mich ans Werk: Hoch oben setzte ich die korrekte Anrede „Prince" und schrieb oben weiter eine Viertelseite herunter, bis mein Chef sich die Probe ausbat. Da hörte ich bald das Knistern des steifen Papiers in seiner Hand, dann einen verhaltenen Seufzer und darauf die Worte: ‚Aber lieber Freund, ist das so Ihr Bestes von Schönschrift? Ja, wissen Sie, da sind doch gewisse Regeln zu beobachten für die Distanzen, den Rand usw. Aber auch Ihre französischen Buchstaben, besonders die großen, sind doch nicht für offizielle Schriften im diplomatischen Verkehr hinreichend gefällig und brauchbar! Aber hören Sie, man findet hier vielfach, selbst auf den Boulevards angeschlagen, die Ankündigungen von einem kalligraphischen Kursus in zwölf Lektionen. Wäre es nicht gut, wenn Sie diese benützten?' Da war ich in meiner Illusion des „docti male pingunt" wie vom Schlage gerührt. Die Reinschrift an den Fürsten Polignac mußte nun auf Freund Boreel warten, der sie mit seiner englischen Meisterschrift kopierte; ich aber durfte längere Zeit gesandtschaftliche Berichte und Schriften für die Außenwelt nur in das Kopierbuch für die Kanzlei eintragen! Ich war tief gedemütigt und dennoch hatte ich nicht die Seelenstärke, den guten Rat zu befolgen! Lieber stand ich morgens früher auf und übte mich in meinem Zimmer einsam im Malen der Buchstaben nach einer Vorschrift sowie im geläufigen Fließenlassen gerader und gleicher Zeilen. Die Spuren des kalligraphischen Fortschrittes finden sich noch in meinen Briefen nach Hornau, in welchen die gelehrte Knabenhand allmählich einer Lateinschrift lebender Sprachen gewichen ist. Dankbar aber bin ich meinem Legationsrat für die so schonende Demütigung geblieben!"

In der Familie Fagels, in der Gagern immer mehr heimisch wurde, machte er die meisten französischen Bekanntschaften, zu welchen er sonst in den Sommermonaten zu Paris schwer gelangt wäre. Dort traf er unter anderen Maret, Herzog von Bassano, den General Horace Sebastiani, den Herzog von Dalberg, Benjamin Constant, Minister Pourtalès, Baron Clemens Hügel und den österreichischen Botschafter Grafen Apponyi, dessen Gemahlin sein Vater in der Geschichte des Wiener Kongresses als Muster der Grazien verherrlicht hatte. In den Abendgesellschaften bei Fabricius lernte er mehrere französische Schriftsteller von der romantischen Schule kennen, wie Alfred de Vigny und Emil Deschamps, welche sich damals bemühten, dem französischen Publikum Shakespeare und Schiller näher zu bringen. Aus jenen Abenden stammt auch die Unterhaltung über die Gründe der Zwietracht zwischen Holländern und Belgiern, die Gagern in seinen „Jugenderinnerungen" (S. 12) mitteilt. Vertreter beider Reichs-

teile führten dabei politische, kirchliche und sprachliche Argumente gegeneinander ins Feld, bis ein französischer Literat bemerkte: „Que voulez-vous, messieurs; il y a incompatibilité d'humeur.“ Gagern wollte dem Holländer vom Standpunkt nationaler Verwandtschaft zu Hilfe kommen, aber nun entspann sich ein neuer Streit zwischen diesen beiden über Originalität oder Gleichwertigkeit der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache. Da tat derselbe Schiedsrichter den Spruch: „Messieurs, à mon avis, le hollandais est pour l'allemand, ce que le portugais est pour l'espagnol.“ Gagerns Entschuldigung, daß er beider letzteren Sprachen nicht mächtig sei, ließ er nicht gelten, sondern schlichtete den neuen Streit mit der auch anderwärts allen künftigen Vermittlern zu empfehlenden Auskunft: „Oh, ce n'est pas que je connaisse aucune des quatre, mais c'est une idée que je me suis formée à ce sujet.“

Durch den ausgedehnten gesellschaftlichen Verkehr lernte Gagern französische Ansichten aus allen politischen Lagern jener Epoche kennen. Dazu kam sein fleißiges Studium der Zeitungen. „Nach den Blättern,“ berichtete er am 21. Juni seinem Vater, „gährt es in der Tat sehr stark und künstlich wird der Stoff zusammengetragen aus allerlei skandalösen Denkwürdigkeiten und alten Polizeiberichten, wodurch Leute aller Parteien kompromittiert werden. Diese Sorte Preßfreiheit wird bedenklich!“ In einem Schreiben vom 2. August heißt es: „Polignac ist endlich in Paris angekommen und man wird bald sehen, ob das Schicksal ihn mehr begünstigen wird als Chateaubriand, der übrigens noch einmal hierher kommen wird, bevor er auf seinen Botschafterposten nach Rom zurückkehrt. Der Zeitungslärm ist schon im vollen Gang und die Preßprozesse mehren sich. Das ‚Journal de Paris‘ ist das insolenteste Blatt, dann kommen ‚Courrier‘, ‚Constitutionnel‘ und ‚Globe‘; das ‚Journal des Débats‘ ist das gemäßigteste, der ‚Messager‘ ist Martignacs Organ; ‚Quotidienne‘ und ‚Gazette‘ seien, wie man sagt, zu schwach, von der apostolischen Partei und vom Jesuitengeneral P. Roothaan unterstützt. In der auswärtigen Politik werden die russischen Siege gewaltig gefeiert und der Botschafter Pozzo di Borgo tut sein Bestes, im Einklang mit den Preußen, die beinahe als Alliierte dabei auftreten, während Graf Apponyi sich zurückhaltend benimmt; Fürst Metternich hat ihm einen tüchtigen Botschaftsrat, Baron Clemens Hügel, zur Verstärkung geschickt, dem ich bei unserm Diplomatentisch im Café de Paris sehr gerne zuhöre.“

Am 7. August hatte Gagern durch Vermittlung von Fabricius Audienz bei Talleyrand. „Ich mußte wohl lange warten,“ heißt es in dem Bericht an seinen Vater, „bis er — unerwartet durch eine Tapetentür aus seinem Schlafzimmer heraustretend — vor mir stand und, etwas mühsam hinkend, auf einen Stock gestützt, — einen Shawl um den Kopf mit graugelber Gesichtsfarbe —, mit sonderbar toten Augen mich betrachtete und ansprach;

aber der Blick wurde alsbald belebt und der Empfang war sehr freundlich. Er erfreute sich Ihres Wohlbefindens und des lebhaften guten Andenkens, das Sie ihm bewahrten, und verglich Sie mit der Frühlingsschwalbe in der Fabel von Lessing; dann sagte er ganz ausdrücklich, wie ihm der Umgang mit Ihnen immer angenehm gewesen; denn Sie seien ‚un homme plein de lumière et de savoir, plein d'énergie et le cœur toujours droit'; es tut mir leid, nicht andere für Sie freundlichere Ausdrücke wörtlich behalten zu haben."[1])

Talleyrand sprach auch von den Eindrücken seiner Reise nach Aachen und seines Aufenthalts in Preußen (1828) und machte dazu die Bemerkung: „J'y ai vu bien des choses qui doivent donner à réfléchir à leurs voisins". „Das waren wohl Dinge," urteilt hierüber Gagern in seinen „Jugenderinnerungen" von 1885, „wie die sparsame Ordnung und stramme militärische Disziplin; die Schule der Rechtlichkeit in der Verwaltung, wie sie sich aus Steins Städteordnung und Provinzial-Stände-Verfassung fortgesetzt hatten, aber auch die alte Kunst, schnell Steuern und Soldaten zu schaffen. Mir aber waren jene Dinge wohl auch im Hinblick auf meine holländisch-belgische Zukunft zu Gehör gesagt; denn in Belgien war die übertriebene und unnütze holländische Tendenz zur Assimilierung der flämischen Mundart mit der eigenen in den Schulen, die Abneigung um so mehr gegen alles Französische und überhaupt gegen die steife Manier der holländischen Verwaltungsbeamten schon damals so lästig geworden, daß seit 1827 die beiden Oppositionen Belgiens, die französisch-liberale und die katholische Partei, sich — unerachtet der inneren Gegensätze — doch zu einem gemeinsamen Programm vereinigt und so die Chancen einer Revolution vorbereitet hatten, in Verbindung mit den in Frankreich selbst verwandten Elementen."

Über das Ende seiner Unterredung mit dem greisen Staatsmanne erzählt Gagern: „Beim Abschied, und fast unter der Türe, richtete Talleyrand noch die folgenden Worte an mich: ‚Je vous suivrai dans votre carrière; vous avez un grand exemple devant vous; quand vous écrirez à M. votre père, je vous prie de le remercier de ma part du plaisir qu'il m'a procuré de vous voir.' Ich hatte also den Mann, den Politiker gesehen, der drei

[1]) Über die Beziehungen Hans von Gagerns zu Talleyrand vgl. H. C. Freiherr von Gagern, „Mein Antheil an der Politik", Bd. I (Stuttgart und Tübingen 1823), S. 104ff., 119ff., 133ff., 167ff., 174ff.; Bd. II (Stuttgart und Tübingen 1826), S. 36ff., 50ff., 69ff., 77ff.; und besonders Bd. V, 2. Teil (Leipzig 1845), Kap. XXIII, S. 200ff., wo mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinen der Tagebücher von Talleyrands Nichte und Hausgenossin, der Herzogin von Dino, (Duchesse de Dino, Chronique de 1831 à 1862, publiée par la princesse de Radziwill, Tome II, 1836—1840 [Paris 1909]) nach den Mitteilungen ebenderselben Zeugin in authentischer Weise über die letzten Stunden und den sog. Widerruf Talleyrands berichtet wird (S. 280ff.).

Jahre vorher in Heidelberg vom Historiker Schlosser mir als ‚Talleyrand der Schuft' bezeichnet worden war, an den aber mein mild urteilender Vater mir Empfehlungen aufgetragen und von dem er noch in seinem Brief vom 5. Juli mir vor meiner Audienz geschrieben hatte: ‚Vous aurez toujours vu de près un homme fort remarquable.' Dann heißt es weiter in dem väterlichen Brief: ‚Tout est ‚mode' en France et je m'aperçois bien que la persécution des Jésuites, — les questions religieuses, les reproches d'ultramontanisme, ne sont pas pour le moment à l'ordre du jour, cependant la loi sur le sacrilège ne vivra plus trois ans; les plus petites circonstances suffiront pour ramener la religion dans les combats de l'esprit de parti. Fréquentez un peu les églises, protestantes et catholiques, et dites-moi l'impression qui vous en sera restée.'

„Mein Vater," fährt Gagern in seinen Denkwürdigkeiten fort, „hatte Herrn von Talleyrand bei den entscheidenden Weltläuften bis 1815 nur als den Mann der jeweiligen Situation beurteilt und behandelt, ihn unter den gegebenen Umständen gemäßigt und wohlwollend befunden, durch ihn manches Wertvolle für die Interessen seiner Kommittenten erwirkt. Was seine Haltung in der ersten Revolutionszeit betraf, besonders als Bischof von Autun, so war in den Augen eines Protestanten wohl die Tatsache entschuldigend, daß Talleyrand in früher Jugend und durch harte Verfügung seiner Eltern wider seinen Willen und mit Verlust seines Erstgeburtsrechtes zum Priesterstand verurteilt worden war. Wie er selbst auf der Höhe seines politischen Einflusses meinem Vater einst bekannte, hat er die höhere Einsicht in das Wesen der katholischen Kirche und in die Weisheit ihres theologischen Lehrgebäudes erst als abtrünniger Bischof, in der Zeit seines bitteren Exils in Nordamerika während der Schreckenszeit, durch tiefere Studien gewonnen und dafür seine Bewunderung ihm ausgesprochen. Die gelehrten Herren, welche von der Höhe eines Katheders herab das Richtschwert über Könige und Staatenlenker nach dem Motto: ‚Männerstolz vor Fürstenthronen' handhaben wollen, sollten billigerweise erst Zeugen dafür mitbringen, daß sie selbst schon auf dem glatten Parkett von Audienzsälen ohne auszugleiten sich aufrecht bewegt und Stand gehalten haben. Durch eine solche Bemerkung soll aber Talleyrand weder als Bischof noch als Staatsmann, noch weniger als privater Charakter rein gewaschen werden; ich wollte nur daran erinnern, daß, je höher die Begabung, desto stärker auch die Versuchungen unter den außerordentlichen Zeitereignissen waren, die nach dem Verlassen des Audienzzimmers an meinem Gedächtnisse vorübergingen. Die grauen, anscheinend toten Augen Talleyrands konnte ich ebensowenig vergessen wie die kaum ein Vierteljahr früher von mir bewunderten Augen Goethes, die zwei Jahre später mit der Sehnsucht nach „mehr Licht" erloschen. Auf welcher von beiden hohen Begabungen besteht größere Verantwortung? Talleyrand war bei seiner

Nation moralisch ein abschreckendes Beispiel; Goethe bei der seinigen ein verführerisches Vorbild materieller Weltanschauung."

An demselben 9. August, an welchem Gagern seinem Vater über die Audienz bei Talleyrand berichtete, erschien im „Moniteur" die königliche Ordonnanz betreffend die Ernennung des Ministeriums Polignac. Gagerns Schreiben verbreiten sich nun eingehend über die veränderte Sachlage: „Jetzt ist das neue Ministerium vierzehn Tage am Ruder," heißt es in einem Briefe vom 23. August, „und endlich vervollständigt durch d'Haussez als Marine-Minister. Ich weiß, daß Sie Chateaubriand als Staatsmann nicht hochschätzen. Ich bewundere ihn aber doch wegen des hohen poetischen Schwunges seiner Schriften: er trifft darin den richtigen Ton für den Genius seiner Nation. Die Franzosen würden sich von ihm manches gefallen lassen, was sie von der nur frommen Umgebung des Königs ohne alle Begeisterung nicht vertragen. Das Volk, welches Adel, Priester und Privilegierte seit der großen Revolution haßt und die neuernannten Minister alle für Jesuiten hält, verlangt in seiner Regierung doch etwas seinem nationalen Ehrgeiz Entsprechendes."

Gagern betonte später, wie schwer es für ihn als jungen Mann war, die damalige aufgeregte öffentliche Stimmung richtig zu beurteilen: „In der französischen Nation," schreibt er, „namentlich in den mittleren Schichten der Gesellschaft, war die Tradition der alten Monarchie zu stark unterbrochen worden durch zwei Dezennien einer republikanischen Nivellierung und einer neuen, soldatisch siegreichen Dynastie, um es dann wieder mittelmäßigen, zwar erbberechtigten, aber nicht einmal ganz achtbaren Persönlichkeiten wie Ludwig XVIII. und Karl X. zu ermöglichen, auf einem kaum noch erkennbaren Rechtsboden wieder einen wohnlichen Neubau weiter aufzuführen. Talleyrand konnte beim Wiener Kongreß auf fremdem Boden das Prinzip der Legitimität zur Standarte aller erblichen europäischen Monarchen mit Geschick und Glück aufpflanzen, aber auf seinem heimischen Boden versagte das Experiment! Er war der erste, der dasselbe verloren gab und einen gemischten Stil englischen Verfassungsbaues empfahl, woran ein halbes Jahrhundert sich weiter abmühte. Für mich waren die Ereignisse um 1829 und 1830 das erste praktische Studienfeld und sie bildeten den Anfang meiner politischen Orientierung. Daß ich bei obigem Echo in den Fehler verfiel, den Ausdruck ‚Jesuiten' zur Bezeichnung einer extremen kirchlichen Richtung zu gebrauchen, ist wohl einem jungen Protestanten zu verzeihen, der von Jesuiten noch nichts gelesen, gehört oder gesehen hatte! Geht es doch heute noch manchen Katholiken so, daß sie sich auf diesem Gemeinplatz ergehen, auch ohne alle Entschuldigung solcher Unwissenheit. Für den Segen eines erblichen Herrschergeschlechtes hatte ich durch meine eigene Jugendgeschichte noch kein Verständnis. Ganz unvermittelt war ich aus stagnierenden deutschen Kleinstaatszuständen und

holländischem Stilleben in das bewegte Treiben einer großen Nation verpflanzt worden, zwar nur zum Beobachten und Lernen; aber das Vergleichen lag doch zu nahe, um mich nicht täglich dabei mit meiner eigenen Zukunft zu beschäftigen."

Max von Gagern setzte sich deshalb auch in Briefwechsel mit seinem ältesten Bruder Fritz, der, obgleich er seit 1815 beständig nur in belgischen Garnisonen und gar nicht in Holland lebte, ihm doch für höhere politische Verhältnisse der Monarchie als Autorität erschien. Er bat daher den Bruder um seine Ansicht und erhielt diese offenherzig und nicht ganz ermutigend in einem Schreiben aus Gent vom 24. August.[1])

In Frankreich gestaltete sich unterdessen die Lage immer bedenklicher. „Obgleich bestimmte Tatsachen nicht vorliegen," heißt es in einem Briefe Gagerns vom 11. September, „so fangen doch die gemäßigtesten Leute an zu glauben, daß der jetzige Gang der Dinge nicht lange fortdauern könne und daß derselbe übel endigen werde." Zwei Tage später berichtete Gagern: „Die Dinge in der hiesigen politischen Welt gestalten sich immer gefährlicher. Das Ministerium Polignac zeigt keinerlei Entschiedenheit gegenüber seinen zahlreichen und wohlgeschulten Gegnern."

Gagern, der im September wegen des Urlaubs von Boreel allein unter Fabricius den ganzen Dienst der Gesandtschaftskanzlei versah, lernte in Paris auch eine Reihe deutscher Fürsten kennen, so den Markgrafen Wilhelm von Baden, den Prinzen Leopold von Koburg (späteren ersten König der Belgier), den Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin und dessen blendend schöne Gemahlin Alexandra, Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, endlich den regierenden Herzog Bernhard Erich Freund von Meiningen und den niederländischen General Herzog Bernhard von Weimar. Alle diese hohen Herren waren ihm sehr gütig und er sah durch sie manches, was nicht allgemein zugänglich war. So nahm ihn der Herzog von Weimar mit nach dem Hotel des Invalides, wo vor den Reliefplänen der französischen Festungen ein Genie-General den Besuchern die Honneurs machte. „Als Herzog Bernhard, der mit seiner Riesengestalt auch ein Riesengedächtnis verband, bei jeder Festung die einzelnen Belagerungen, die sie ausgehalten, die Feldherren, die sie angegriffen und verteidigt hatten, aufzählte, war der gelehrte General über den gelehrten Prinzen so in Bewunderung, daß er ihm sofort ein druckfertiges Werk über Festungsbauten widmete."

Vor seiner Abreise wurde Gagern durch Vermittlung von Fabricius noch dem Könige Karl X. vorgestellt. An dessen Namenstag, dem 4. November, nahm er in den Tuilerien an dem feierlichen Empfang teil, bei dem alle Großwürdenträger und das ganze diplomatische Korps ihre Glück-

[1]) Abgedruckt im „Leben des Generals Friedrich von Gagern" I, 353 ff.

wünsche darbrachten. „Der Thronsaal," berichtet Gagern, „hatte bereits alle Teilnehmer aufgenommen, als Karl X. in violettem Samtmantel und mit großer Diamant-Agraffe an seinem hohen Hute aufrecht und majestätisch mit seinem ganzen Hofstaat eintrat, die Stufen des Thrones würdevoll langsam erstieg und, nach allen Seiten sich verneigend, dadurch das Zeichen zu einer Ansprache gab, welche nun, an der Spitze des diplomatischen Korps, der päpstliche Nuntius Lambruschini mit hohem Anstande an ihn hielt. Ich erinnere mich zwar nicht genau aller königlichen, sehr friedlich erklungenen Dankesworte; doch glaube ich den Schlußsatz derselben sicher wiederzugeben: ‚Et j'espère de mon côté que le Saint-Père daignera m'assister de Ses prières et de Ses lumières.' Ich beobachtete dabei scharf die Gesichtszüge des Oberstkämmerers Talleyrand, der in Gala, aber wegen seines gebrechlichen Fußwerks auf ein Tabouret neben dem Thron sich stützend, jedem Worte des Königs mit sarkastischen Mundwinkeln lauschte. — Ahnte er vielleicht, als politischer Weltkundiger ohnegleichen, daß zwischen diesem Karlsfeste von 1829 und dem von 1830 schon die Juli-Revolution ihre Schatten warf? Der Augenblick aber schien anderen für Karl X. nicht ungünstig, und nachdem das diplomatische Korps das Feld geräumt, verlief auch die übrige Festlichkeit befriedigend."

Am 7. November verließ Gagern, voll Dank gegen seine väterlichen Gönner Fagel und Fabricius, die französische Hauptstadt, um sich in Holland für eine Anstellung zu melden, welche König Wilhelm I. seinem Vater zugesagt hatte. Er reiste über Gent direkt auf sein Ziel los, nach dem Haag, wo für das laufende Jahr die Residenz des Königs und der Sitz des Ministeriums war. Gagern trat die Reise mit um so größerem Vertrauen an, weil er wußte, daß Fagel, sein gütiger Pariser Chef, kurz vorher bei einer Urlaubsreise ihn dem Könige mündlich warm empfohlen hatte. In Gent traf er seinen Bruder Friedrich, der ihm mit Rücksicht auf die unsichere Zukunft in Holland wertvolle Winke namentlich in nationaler Hinsicht gab.

Welcher Art diese waren, mag man aus der berühmt gewordenen Charakteristik der Holländer ersehen, die in dem Leben Friedrich von Gagerns (II, 1, 16 ff.) gedruckt ist. Diese beginnt mit den Worten: „Die Holländer sind zwar von deutschem Stamm, aber eine ganz eigentümlich ausgebildete Nationalität unterscheidet sie jetzt wesentlich von den Deutschen."

Viertes Kapitel.

Der niederländische Zivil- und Militärdienst. 1829—1833.

Im Haag, der vornehmen, stillen Residenzstadt, waren die ersten Schritte Gagerns am 12. November 1829 zu seinem edlen Gönner General Robert Fagel gerichtet, den er als Gast bei seinem älteren Bruder Henri zu Hause fand. Er traf ihn „ganz wie bei dem Lebewohl in Paris, damit ist alles gesagt," heißt es in einem Brief an den Vater. Fagel führte Gagern sogleich zum Direktor des königlichen Kabinetts, Herrn Hoffmann, von dem sie erfuhren, daß Wilhelm I. den neuen Ankömmling in der nächsten allgemeinen Audienz zu sehen erwarte. Auch von dem Gouverneur der Provinz Südholland, dem Grafen van der Duyn, und dem Vorgesetzten seines Bruders, dem General Constant, wurde Gagern sehr wohlwollend empfangen, da die Genannten sich der Verdienste seines Vaters aus früherer Zeit sehr gut erinnerten.

Am 20. November hatte Gagern Audienz bei dem Könige. Über diese berichtete er sofort seinem Vater: „Seine Majestät hat mich aufs gnädigste empfangen. Ich habe ihm meine Ansprache holländisch gehalten[1]) und das ist mir nach anderthalbjähriger Vernachlässigung — noch ziemlich gut gelungen. Unter anderen Fragen, welche mir der König gestellt, scheint mir die wichtigste die folgende zu sein: „Ist es Ihnen gleichgültig, in welcher Karriere oder auf welchem Bureau ich Sie anstelle?" Meine Antwort war — (wie Sie wohl denken) — daß ich dies ganz der Weisheit Seiner Majestät anheimstelle. Endlich, nach hinreichender Betonung, wie viele junge Leute täglich sich um Stellen bewerben, schloß Seine Majestät in den verbindlichsten Worten, daß die Ihm soeben von mir vorgetragene Bitte in ganz besondere Erwägung gezogen werden würde. Eine Frage, die mich ein wenig erschreckte, war noch die: ‚Wo werden Sie denn bis zur Entscheidung Ihrer Sache sich aufhalten? ‚Sire,' erwiderte ich, ‚das Ergebnis möchte ich am liebsten hier im Haag abwarten.' So weit also wären wir. Dank Gott und Ihnen, teurer Vater,

Ihr treuer

Max."

---

[1]) Dies hatte Bruder Fritz dringend angeraten; s. Leben I, 355.

Bereits am 26. November vernahm Gagern von Hoffmann die Freudenkunde, daß König Wilhelm I. ihn durch Dekret vom vorhergehenden Tage zum „Commies van Staat" in seinem Kabinett ernannt habe. „Ich empfand eine kindliche Dankbarkeit dafür gegen den lieben Gott. Das Dekret meiner Ernennung, vom König selbst vollzogen, war eine wirkliche Staatsanstellung, wie sie in den Niederlanden in Ermanglung von Staatsprüfungen sonst nur studierten Juristen, die den Doktorgrad auf einer Universität erworben oder sich anderweit wissenschaftlich bekannt gemacht hatten, verliehen wurde. Meine Besoldung betrug zwar nur 500 fl., aber in anderen Staaten waren und sind ja die untersten Dienstesstufen meist ganz unbesoldet und es war immerhin ein Anfang. Die Anstellung war aber sogleich auch in der Kategorie der Konzeptsbeamten, nicht der Offizialen, die, ohne eigentliche theoretische Studien, bloß praktisch vorgeschult ankommen. An meinem holländischen Ernennungs-Protokoll erfreut mich besonders der motivierende Schlußsatz: 'Dieweil Wir solches zum Dienste des Reiches also befunden haben zu gehören.' Meine größte Freude war aber doch, daß ich meinem teuren Vater sogleich nach einer weiteren und besonderen Dank-Audienz am 2. Dezember melden konnte, wie freundlich der König mir gesagt habe, daß Er mit meiner Anstellung in Seinem eigenen Kabinett hauptsächlich ‚*ihm habe Vergnügen machen wollen*'. Der Gedanke, dies zu tun, mag Seiner Majestät wohl durch meinen großen Protektor R. Fagel nahe gelegt worden sein, da derselbe mir schon in Paris diese Auskunft als die glücklichste und als *seinen* Wunsch angedeutet hatte. Ohne Zweifel war in diesem Fall seine Bürgschaft für meine Diskretion und Zuverlässigkeit ins Gewicht gefallen, denn er wußte, daß es ein Erfordernis für die Vertrauensstelle in den Augen des Königs war, keine verwandtschaftlichen Beziehungen und keine ausgebreiteten Bekanntschaften an Ort und Stelle zu haben. Da nach der eigentümlichen niederländischen Verfassung der König keine Verpflichtung anerkannte, ein solidarisches Ministerium von bestimmter Parteifarbe zu haben, so gab es keinen Ministerrat mit regelmäßigen Sitzungen, sondern die Verbindung unter den einzelnen Ministerien wurde wesentlich durch einen Minister-Staatssekretär unterhalten und der König arbeitete nach Bedarf mit den einzelnen Ministern hauptsächlich auf schriftlichem Wege, so daß ihm täglich die ministeriellen Berichte und Vorträge massenhaft zugingen, die zu bestimmten Stunden von früh bis spät von Seiner Majestät erledigt wurden. Das königliche Kabinett hatte die Aufgabe, diese Arbeit in bestimmten Formen zu erleichtern, und bestand aus einem Direktor, Herrn Hoffmann, zwei Sekretären, Groen van Prinsterer (Holländer) und Gobart (Belgier), zwei Referendären, van Stralen (Holländer), de Welleas (Belgier), und dazu kam ich als Staats-Kommis. In einer untergeordneten

Abteilung von Offizialen wurden alle Anstellungs- und Bittgesuche verzeichnet. Die Masse des Einlaufs wurde durch den Kabinettsdirektor in den Räumen zunächst dem Arbeitszimmer des Königs gesichtet und verteilt, die wichtigsten davon, besonders auswärtige, ‚outwards', Seiner Majestät unmittelbar vorgelegt oder zunächst den beiden Sekretären zugeteilt, die Berichte oder Vorträge der Minister aber den in einem besonderen Zimmer arbeitenden zwei Referendären und mir behufs Anfertigung von Auszügen auf großen Bogen mit Kolonnen übergeben, so daß der König unmittelbar hinter dem ministeriellen Vortrag auf einer letzten Kolonne seine Entschließung verzeichnete. Daß zu dieser Arbeit in sehr kurzer Zeit meine holländische Redaktionskunst genügte, machte mich überglücklich; ich erlernte wirklich bald die Kunst, die ‚breitesten Bettelsuppen' holländischer Prosa mit endloser Partizipal-Konstruktion auf schmalsten Raum zu filtrieren und sinngetreu zu servieren; nur ‚etwas größere Buchstaben sollte ich machen', ließ mir der König durch Hoffmann sagen! Sonst vernahm ich niemals eine Kritik, weder von Ihm, noch von Vorgesetzten im Kabinett.

„So war ich denn beruhigt. Ich war aber auch sehr fleißig und lernte viel durch den Einblick in die Wirkungskreise so verschiedener Verwaltungsgebiete wie Inneres, Justiz und Finanzen, das für Holland so wichtige der Staats-Wasserbauten, für Belgien vorzugsweise das der Industrie, dann aber das mir interessanteste, nämlich das der Kolonien, deren Geheimnisse in Holland lange Zeit so gut gewahrt wurden. Der Reiz der Neuheit und das Bewußtsein, in meiner Sphäre zu genügen, erfüllten mein ganzes Geistesstreben und ich suchte meine Lebensart danach einzurichten."

Gagerns Anstellung im königlichen Kabinett hatte bei seinen Alters- und Studiengenossen Aufsehen und wohl auch Neid erregt. Nur wenige kannten ja die Dienste, die sein Vater bei der Gründung des Königreiches geleistet, und seiner auf diesen Umstand sowie auf den Austausch der oranischen Stammlande basierten Naturalisation.

Der Dienst war anstrengend und erforderte vor allem vollkommenste Verschwiegenheit und möglichst beschränkte Verbindung mit der Welt. Gagern besuchte daher nur wenige Freunde seines Vaters und einige Utrechter Bekannte. In seinem Bureau im Palast des Nord-Endes arbeitete er zusammen mit zwei Referendären, die monatelang gleich stumm untereinander wie mit ihm waren. Eines Tages, als der sehr fleißige Holländer sich einmal entschuldigt hatte, trat der sehr bequeme Belgier vertraulich an Gagern heran mit den Worten: „Ecoutez, mon cher, vous me faites l'effet d'être un ambitieux! Vous arrivez à $8^1/_2$ et vous vous en allez à 3 h. Avec cela vous n'irez pas loin; vous donnez de l'ombrage à bien des envieux.

Tenez, moi je viens à 11 h. et je file à 2 h.; personne ne m'en veut et personne n'a peur de moi etc., etc.“[1])

Abends blieb Gagern meistens zu Hause allein in eifriger Korrespondenz mit seinen Lieben zu Hornau. Leider befolgte er nicht den Rat seines guten Vaters, sich täglich genügende Bewegung zu machen. Die angestrengte und dabei stumme Lebensart machte ihn schon nach einiger Zeit etwas hypochondrisch. „Ich nahm den Eingeborenen nicht übel,“ schreibt er in den „Jugenderinnerungen“, „daß sie mich etwas schief ansahen. Ist doch der Deutsche in Holland lange Zeit ein Gegenstand mehr der Verachtung als des Neides gewesen! Was die Wellen des Rheins jahraus jahrein an deutschem Menschenmaterial hinabspülen, der geworbene Soldat, der Handlungsreisende, Handwerksbursche, arme Student, Hofmeister, der Musikant oder sonstige would be Virtuose, das alles ist nicht geeignet zu imponieren und wird von den Holländern a priori als ‚Fortuynsoeker‘ (Glückssucher) aufgefaßt. Die erborgte Nationalität gilt nichts in der ersten Generation und die wenigen, die wirklich Glück machen, vermehren nur den Hang zur Abneigung und Kühle der Behandlung. Das wußte ich, schon ehe ich beneidet wurde.“

Gagerns Tagebuch aus jener Zeit zeigt ein Auf- und Niederwogen seiner Stimmungen, die nur zu oft in Mißtrauen und Unzufriedenheit übergingen. Bei seinem vorwiegend sanguinischen Temperament wechselten die Stimmungen beständig „zwischen Trotz und Wehmut“. Bruder Fritz neckte ihn oft mit „freudvoll und leidvoll gedankenvoll zu sein“. Alles das buchte er getreulich in sein „Diarium“. Dies unnütze Selbstbefragen nach eigenen Stimmungen und Gedanken zum Einschreiben ins Tagebuch lag gleich dem Weltschmerz in dem Geiste der damaligen Zeit, wie denn auch der fast gleichalterige August Reichensperger damals von ähnlichen Gefühlen heimgesucht wurde.[2])

Die unbefriedigte Stimmung beider, ihr Mangel an Gleichmut hatten ihren Hauptgrund darin, daß sie keinen Halt fanden im festen Glauben an Gott und seine Offenbarung durch Christus. Die Mahnung des Vaters zum Kirchengehen[3]) befolgte Gagern nicht. Wie es bei ihm in religiöser Hinsicht stand, erhellt aus den Aufzeichnungen des Tagebuchs über seine Unterhaltungen mit einem Groninger Freunde, Baron Hora

---

[1]) Gagern, welcher dies in seinen „Jugenderinnerungen“ S. 16 erzählt, fügt hinzu, daß er fünfzehn Jahre später den leichtfertigen Mann, der das Kabinett nach dem Abfall von Belgien verließ, als Croupier an dem Spieltisch zu Homburg sitzen sah.

[2]) Vgl. Pastor, Reichensperger I, 36ff., 39ff.

[3]) In einem der Briefe des Vaters bemerkt dieser: „Je voudrais vous rendre attentif et plus qu'attentif. Il n'est pas permis dans les Pays-Bas et à la cour du Roi d'être ‚parcus Deorum cultor‘ et de négliger l'église. Il faudrait subir cette gêne si c'en était une.“

Siccama, der neben dem belgischen Kolonialbeamten Vicomte Eduard Conway sein intimster Bekannter war. Bei Siccama entschlüpfte Gagern das Bekenntnis, „daß, was bei anderen Glauben sein soll, bei ihm nur eine Hoffnung sei, ein dunkles Vertrauen, daß Gott ihm in Not und Zweifeln helfen werde wie schon oft.“ — „So offen,“ heißt es in dem Tagebuche, „hatte ich mich noch niemals ausgesprochen. Aber ist es gut, sich solche Geständnisse auf gut Glück entlocken zu lassen? Bis jetzt hat es mir, glaube ich, nicht geschadet. Aber was hat mich bewogen, mich allgemein so gegen die Geistlichen, besonders gegen die protestantischen, zu erklären? Gewiß weil diese, mehr noch als die katholischen, dem Verstand und Gefühl der Laien eigenwillig gebieten wollen und sich an Einsicht über alle anderen Menschen erheben. Die katholischen Priester, die ihrer Kirche nur als Werkzeuge und Beauftragte dienen, haben deren Glaubenslehre nach unbestrittenen Regeln zu verkünden oder auszulegen und scheinen mir schon wegen dieser Bescheidenheit vorzuziehen, wie ich dessen bei den zwei geistlichen Erziehern im Hause meiner Schwester Breidbach mich dankbar erinnere. Freilich müssen für gebildete Stände auch gebildete Geistliche zu ihrem Amte berufen werden. Aber bei aller Offenheit muß ich mich künftig doch nicht ganz aufdecken.“

Wie eintönig damals Gagerns Tage verliefen, beklagt er unaufhörlich in seinen Aufzeichnungen. Es heißt dort wiederholt: „In der Frühe Kabinett, um Mittag kurzes zweites Frühstück zu Haus, wieder Kabinettsarbeit bis drei Uhr, dann Speisestunde, dann Societät mit Zeitungsleserei; dann zu Hause Besuch von Siccama.“ Zuweilen ist der Besuch eines Balles eingetragen mit der Bemerkung: „Langweilige Treibjagd, die mein größter Greuel ist und bleibt.“ Von Ende Januar 1830 an zeigt der „Launenbarometer“ ein täglich tieferes Sinken. Zum 7. Februar heißt es: „Wann werde ich endlich dazu kommen, mehr gleichartige, feste Ansichten über mich und meinen Stand in der Welt und unter Menschen zu erreichen? Trotz allem Streben nach Ruhe und Gleichmut nimmt die glückliche Anlage meines Charakters täglich ab. Wenn dabei auch manches in meinem Körper und in meiner Lebensart liegt, so trägt doch das viele Alleindenken — zumal bei wenig freundlichen äußeren Eindrücken — auch viel dazu bei.“

Die Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst nahm immer mehr zu. Oft beschlich ihn auch der Verzicht auf seine deutschnationalen Jugendideale „wenn nicht in Reue, doch in Trauer“. Er fühlte, daß er „unfähig war, sich ganz in die Lebensrolle eines geborenen Holländers hineinzufinden, und war darum auch ungerecht gegen seine freundlichsten Bekannten wie besonders gegen den guten Siccama, der sich doch wirklich Mühe gab, ihm zu folgen.“ Mit letzterem las er Goethes Faust und Shakespeare, aber auch Byron. Immer mehr verfiel Gagern pessimistischem

Grübeln. Zum 26. März 1830 trug er in sein Tagebuch ein: „Mein Geburtstag. Gefühl eines neuen Zeitabschnitts, doch vormittags starke Kabinettsarbeit. Siccama gratuliert mir recht artig mit Byrons Vers: ‚Be still as you are now.' Das ist doch rührend. Wir speisen auch zusammen; dann Zeitungslektüre. Abends zwinge ich mich in die Welt zu gehen, zu Selby (dem dänischen Gesandten). Gespräch mit der ältesten Tochter gelungen. Dann aber verunglückte Anrede an Fräulein T., die nicht zartfühlend genug ist, um mich zu verstehen; sie ist, wenn auch Deutsche von Geburt, doch keine deutsche Frau. Im ganzen war ich diesen Abend ohne Verstand und Geistesgegenwart. Die meisten jungen Leute, die mir doch nicht überlegen sind, helfen sich doch besser; selbst die schlechtesten. Zu Hause zurück unzufrieden, aber müde genug, um nicht tiefer einzugehen. Gesellschaften, Solons sind meine Sache nicht, das ist ausgemacht. Aber was ist es denn? Wohin soll ich mich wenden? Laß mich wenigstens stark sein und bleiben; trutzen, wenn's Not tut. Was von Satire noch an mir ist, muß weg; wenn ich auch dadurch noch flacher werde."

In einem Rückblick auf die tiefe Melancholie, an der er damals krankte, schrieb Gagern in seinem Alter: „Der wahre Gleichmut, besonders auf Grund religiöser Weltverachtung, ging mir gänzlich ab. Mit Lektüre zu Hause und in seltenen müßigen Stunden auch auf dem Kabinett bis 3 Uhr und dreimal abends wöchentlich war ich reichlich versehen und eifrig beschäftigt, auch sehr mit ernster, wie unter anderm mit Tacitus, aber höchst unzweckmäßigerweise auch mit Byrons ‚Child Harold'. Auf religiöse Lektüre irgendeiner Art kam ich lange gar nicht; mein ‚Thomas von Kempen' lag zwar zu Hause, hatte aber Ruhe vor mir, und in die Kirche zog es mich gar nicht. Nur einmal, ich darf es nicht Zufall nennen, geriet ich unbeschäftigt und allein im Kabinett an einen Bücherschrank mit Prachtbänden, die dem König verehrt worden waren, und das erste Buch, das mir in die Hände fiel, war eine holländische Übersetzung der Psalmen. Die Mundart erschien mir ebenso würdevoll altniederdeutsch, wie die früheste lutherische uns Hochdeutschen klingt, und ganz besonders feierlich. Ich fand auch alsbald einige der schönen Stellen wieder auf, die mir aus dem Pensionat zu Hanau im Gedächtnis geblieben waren. Die erste war die Warnung König Davids vor der ‚Bank der Spötter'; nicht daß ich mich dadurch als schuldig betroffen gefühlt hätte; denn nach dem guten Rat meines Bruders Fritz hatte ich Spott, Satire, Parodie und Judenwitz schon ziemlich abgelegt; aber bitterer Ernst kam dadurch doch über mich. Das herrliche, siegreiche Gottvertrauen des Psalmisten war es besonders, was mich ergriff und beschämte; da dasselbe doch auch mich schon wunderbar geführt und vor Feinden und Gefahren bewahrt hatte. Diesen Abend blieb ich auch zu Hause allein."

Zum ersten Juli enthält das Tagebuch folgendes Geständnis: „Meine

Ruh' ist hin und ich habe nicht die geringste Aussicht auf Besserung Ich sehe immer klarer, daß ich ein ganz mittelmäßiger Tropf bin, und auch durch meine Schuld. Alle Extreme und Gegensätze streiten sich in mir auf die albernste Art: Poesie und Prosa, Religiosität oder Neigung dazu mit Gleichgültigkeit bis zu empörtem Trotz, Demut und Stolz, Eitelkeit und Nachlässigkeit, — Selbstgefälligkeit und totale Unzufriedenheit, ein Funken Verstand gegen vielfache Dummheit! Da helfe einer! und nicht einmal geholfen will ich haben. — Wofür büße ich durch ewige Unzufriedenheit mit mir selbst und warum büße ich nicht immer, wozu die lucida intervalla, die mich nachher nur stärker unzufrieden machen? Mein Urlaub im Herbst kann vielleicht einen guten Einfluß auf mich haben, wenn ich die Meinigen alle nur einmal wiedergesehen haben werde."

Zu der unsichern, wirren und düstern Stimmung Gagerns, der als Deutscher von Geburt im Haag sehr allein stand,[1]) trug wesentlich auch seine Lektüre bei. Neben Stellen aus Byrons „Child Harold", in dessen tiefen Weltschmerz er sich leidenschaftlich versenkte und bei dem er seine eigenen Empfindungen am erhabensten wiedergegeben fand, stehen in dem Tagebuch auch Auszüge aus Voltaires „Pucelle". Er notierte den Eindruck zwar öfter mit Verachtung, zuweilen jedoch auch mit versteckter Zustimmung oder Zweifeln darüber, ob diese Weltanschauung nicht vielleicht dennoch praktisch und sittlich entschuldbar sein könnte. „Herunterziehen", urteilte er später, „konnte und mußte mich eine solche Lektüre. Wenn ich auch meine eigene Anlage und Lust zur Spötterei zum Schweigen gebracht hatte, so hatte ich doch im Stillen einen gewissen Hang zu derartiger Literatur und ich fand Geschmack an manchen von Bérangers Gedichten, die mir in Paris wunderbarerweise entgangen waren. Diese ganze Mischung von Eindrücken zusammengenommen erklären mir heute genügend, wie ich mich unglücklich fühlen und in Gedanken an die herrliche, reine Atmosphäre meiner teuren Schwägerin Luise herabgekommen und unrein finden mußte."

Wie schwer der Druck der Verstimmung auf Gagern lastete und in wie seltsamer Weise die Melancholie zuweilen bei ihm zum Ausbruch kam, zeigt eine Stelle in seinen „Jugenderinnerungen" (S. 16), in der er Folgendes berichtet: „Ich erinnere mich einmal, als ich 1830 im Mai auf der Haagschen Kirmeß Abends eine Menagerie besuchte, angelehnt an die Brüstung, einem Tiger auf mäßige Distanz in die Augen blickte und dieser meinen Blick lange aushielt, bis er plötzlich aus weit geöffnetem Rachen einen entsetzlichen Heulton ausstieß — da fühlte ich mich ganz sympathisch erleichtert, daß doch ein lebendes Wesen meine innerste Stimmung so gut zu treffen verstand."

[1]) Der Kreis von Gagerns Bekannten war vor allem deshalb beschränkt, weil es ihm an Einführung fehlte; bei denen, die ihn kannten, war er sehr beliebt und als guter Arbeiter geschätzt. S. Leben II, 1, 10, Anm.

Bald darauf wurde Gagern durch ein tief eingreifendes Ereignis aus seinen Träumen und Grübeleien aufgeweckt. Ende Juli brach die Revolution in Paris aus[1]), vier Wochen später folgte der Aufruhr in Brüssel, welcher den Abfall von Belgien nach sich zog. Obgleich im Kabinett Wilhelms I. von den verschiedensten Seiten beunruhigende Berichte genug einliefen, wollte der König anfangs noch an keine nahe Gefahr glauben. Diese Ansicht teilte zunächst auch Friedrich von Gagern. Max besprach mündlich mit dem am 12. August im Haag eingetroffenen Bruder die Krisis[2]); er kam mit ihm überein, daß er, falls ein Krieg ausbräche, als Freiwilliger in die königliche Armee eintreten solle, wobei ihn Friedrich durch seinen militärischen Einfluß unterstützen würde.

Als Ende September Belgien die Bande zerriß, welche es bisher an Holland geknüpft hatten, war es Gagern keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu tun habe. Ganz abgesehen von dem Dank, den er dem König schuldete, hielt er es für seine Pflicht, jetzt in den Tagen der Not sich entschlossen gegenüber der Revolution auf die Seite der rechtmäßigen Regierung zu stellen. Am 3. Oktober erbat er sich Urlaub von seiner Stellung im Kabinett, um als Freiwilliger in das holländische Heer einzutreten. Da er einer der ersten war, die ein solches Beispiel gaben, erntete er das besondere Lob des Königs.[3]) Am Abend des 5. Oktober verließ er den Haag und begab sich zunächst nach Mecheln, wo ihm der Herzog Bernhard von Weimar und dessen Generalstabschef, Friedrich von Gagern, erklärten, daß sie seine Dienste mit dem Säbel und zugleich mit der „holländischen Redaktionsfeder" gerne beim Stabe benützen würden. Bei dem Mangel militärischer Vorbildung war letztere Verwendung die einzige sofort mögliche. Der Oberstkommandierende, Prinz Friedrich der Niederlande (zweiter Sohn des Königs Wilhelm I.), dem Max sich alsbald in Antwerpen vorstellte, stimmte diesem Arrangement gern zu und verlieh ihm provisorisch den Grad eines Leutnants. Damit begann für den zwanzigjährigen Max ein längeres, unstetes Soldatenleben, reich an Abenteuern wie an nützlichen Erfahrungen. Da allgemein bekannt war, daß er in

---

[1]) „Nous avons appris" schrieb Gagern am 2. August 1830 aus dem Haag an seinen Vater, „par le Moniteur de ce matin l'installation du gouvernement. Les derniers huit jours me paraissent un rêve et la catastrophe entière figurera comme un rêve dans l'histoire universelle. On n'aurait pas du condamner le Journal des Débats, quand il s'écriait le 8 août 1829: ‚Il est donc rompu le lien; — malheureux Roi, malheureuse France!' — Toutes les nouvelles que nous recevons par des voyageurs, faute de journaux, semblent presque fabuleuses. Chez nous tout est tranquille jusqu'ici, nous ne nous ressentons pas encore de la secousse; le Roi est toujours au Loo, mais nous l'attendons ici demain ou après-demain." — In einem Postskriptum heißt es: „Le drapeau tricolore pourrait bien nous faire monter à cheval."

[2]) Vgl. Schreiben von Max an den Vater vom 14. August 1830.

[3]) Vgl. das Schreiben von Max an seinen Vater, datiert Haag, den 3. Oktober 1830.

seiner neuen Stellung für niemanden ein Hindernis der Beförderung bilden könne, und er, wie der technische Ausdruck lautete, „ohne Beschwerde für die Reichsschatzkiste" diente, hatte er auch keine Neider, sondern im Gegenteil Gelegenheit, sich durch gute Dienste Freunde zu erwerben. Seine Gewandtheit im Verfassen oder Redigieren holländischer Schriftstücke erwies sich um so nützlicher, als seine Vorgesetzten, die immer in Belgien geblieben waren, das Holländische nicht sicher und geläufig schrieben. Unter seinen Kameraden war Max wohl gelitten und er fühlte sich bald viel glücklicher als im königlichen Kabinett.[1])

Seit dem 9. Oktober weilte Gagern mit dem Hauptquartier des Herzogs in Antwerpen, von dessen Besitz die Entscheidung in dem Kampfe zwischen Holland und Belgien abhing. „Wir sind noch immer hier in Antwerpen," berichtete Max am 22. Oktober seiner Mutter, „ganz still und halb friedlich; wir werden aber bald entweder uns zurückziehen oder die Stadt selbst, wenigstens die Zitadelle, verteidigen müssen; einstweilen wird gewiß die Diplomatie die größte Rolle spielen und selbst in unserm Wirkungskreis hat der Stahl mehr mit den Federn als mit den Feinden zu schaffen. Ein einziges Mal haben wir die Stadt verlassen und drei Tage im Freien gehaust. Es war eine sonderbare Zusammenstellung. Wir saßen am 16. Abends noch an der Tafel bei dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar; einer unserer Gäste war Dr. Siebold, der durch seine Schicksale in Japan bekannt ist; er hatte zur Unterhaltung einen jungen Chinesen und einen Malayen zum Dessert kommen lassen; man ließ den ersteren schreiben, lesen und deklamieren, den zweiten tanzen und singen; beiden schien der Wein recht gut zu munden. Während dieser Szene bekam der Herzog die Nachricht, daß er gut tun würde, sich nach der Seite von Mecheln zu begeben, wo eben die Stadt Lier in die Hände der Rebellen gefallen war. Um acht Uhr rückten wir aus und machten eine Stunde von hier, im Gasthaus zum Alten Gott, halt; in der Nacht habe ich meinen ersten Kurierritt getan, nach Mecheln und wieder zurück. Den 17ten bivouakierten wir den ganzen Tag und es fiel nichts vor. Abends und während der Nacht wurden mehrere Pläne und Dispositionen gemacht und wieder verändert. Endlich beschloß man, die feindlichen Vorposten nur in die Mauern der Stadt Lier zurückzuwerfen und Lier zu blockieren. Beim Überbringen der Ordres an die verschiedenen Korps, die unter des Herzogs Befehl standen, hatte ich die ganze Nacht hindurch den schönsten Mondschein und der klare Sternenhimmel beleuchtete mir die Gruppen der Soldaten, die um ihre Wachtfeuer lagen. Auf dem Vorposten unter anderen war ein Bataillon von Truppen, die nach den Kolonien bestimmt sind und die in diesen Augenblicken der Not aus ihren Depots heraus-

[1]) Vgl. „Leben des Generals Friedrich von Gagern" II. Bd., 1. Abteilung, S. 110 und „Jugenderinnerungen", S. 17.

gelassen wurden, um noch einmal auf dieser Welt zu fechten, ehe sie nach der andern östlichen und westlichen Welt abseglen. Einen Pariser, zwei Holländer, einen Flamänder, zwei Schweizer, einen Hannoveraner, einen Württemberger, einen Berliner und einen Neger fand ich um ein Feuer gelagert; so etwas läßt sich nicht beschreiben. — Nach sieben Uhr wurde aufgebrochen und vor zwölf Uhr standen wir auf achthundert Schritte vor Lier. Auf den Wällen dieser ehemals festen Stadt waren die Rebellen, größtenteils aus Brüssel und Frankreich gekommen, in Reihen versammelt und ihre Artillerie empfing uns sogleich unter beständigem Läuten der Notglocke, die den ganzen Tag hindurch gezogen wurde. Das ganze war nur ein Tirailleurgefecht und unsere Artillerie sprach den ganzen Tag kein Wort. Die des Feindes wurde dirigiert durch einen Komödianten und einen Menschen, der früher ein Walfischgerippe sehen ließ, beide frühere Artillerieoffiziere. Wir hatten den ganzen Tag über nur zwölf Blessierte; die Rebellen gaben ihren Verlust selbst auf dreißig an. Einer ihrer Schlachtensänger[1]) ist dabei verstummt. Am Abend wurden wir durch andere Truppen abgelöst und nach Mitternacht trafen wir wiederum zu Antwerpen ein.

„Seitdem hat man Mecheln räumen müssen und alle unsre Truppen werden sich wohl noch heute auf Antwerpen zurückziehen. Endlich soll auch die Teilung der Armee in Holländer und Belgier vor sich gehen; die Armee im ganzen ist aber durch Desertion und gänzliche Auflösung von einigen Korps sehr schwach geworden. Man sagt, es würde auf den 8. November im Haag eine Art von Kongreß der Mächte bestimmt werden; spätestens davon wird es abhängen, wo wir unsern Winter zubringen. Prinz Friedrich ist und bleibt im Haag; Prinz von Oranien hat sich an die Spitze dieser Provinzen gestellt und seine Pläne sind um so weniger zu erraten, da sie nicht mit dem König verabredet zu sein scheinen. Wir leben hier brüderlich zusammen, nicht teurer als anderswo, denn wir sind in der Stadt einquartiert."

Friedrich von Gagern berichtete nach dem Gefecht bei Lier, in dem Max zum ersten Male ins Feuer gekommen war, dem Vater, er könne ihn „in jeder Hinsicht nicht genug loben, er sei voll Eifer und sein gesunder Verstand ersetze meist, was ihm an militärischer Routine abgehe.[2]) Am 26. Oktober meldete Max von Gagern nach Hornau, daß sich die Truppen der Sicherheit halber auf die Zitadelle von Antwerpen zurückziehen mußten, die Stadt dürfte wohl morgen nicht mehr gehalten werden können, er gebe deshalb Nachricht, weil die Kommunikation wahr-

[1]) Der Brüsseler Schauspieler Dechet, genannt Jenneval, der Dichter der Brabançonne, wurde durch einen Schuß tödlich verwundet.

[2]) Siehe „Leben des Generals Friedrich von Gagern" II, 1, 87. Vgl. ferner „Jugenderinnerungen", S. 18ff.

scheinlich auf einige Zeit unterbrochen sein würde. „Wir kennen hier sehr wenig die Pläne unseres Gouvernements und wissen nicht, was die Alliierten noch tun könnten — bald aber ist alles zu spät. Unterdessen sind wir ganz wohl und in Gedanken und im Herzen recht oft bei Euch."

Am Nachmittag des 27. Oktober war Gagern Zeuge des Bombardements von Antwerpen, das so gewaltigen Schaden anrichtete. Es war ein grausig großartiges Schauspiel, das sich von der Zitadelle darbot: wie ein schwarzer Riese erhob sich der hohe Turm der Kathedrale über dem Feuermeer. „Die Flammen," berichtete Max seinem Vater[1]), „hatten abends um 10 Uhr schon einen ansehnlichen Teil der Stadt verschlungen, als die ersten Parlamentäre aus der Stadt mit der weißen Fahne vor den Toren der Zitadelle erschienen und den General baten, das Schießen bis zum andern Morgen einzustellen; drei Kriegsschiffe, die von der Schelde aus die Kais beschossen, hörten erst um elf Uhr auf. So verging die Nacht und des anderen Tages erschienen zuerst die Konsuln von England, Hannover und Nordamerika, um für die Stadt zu bitten; darauf kamen vier oder fünf Parlamentärs von den Bürgern und dem gouvernement provisoire. Während der Unterhandlungen erhielt ich und andere mehr oder weniger entbehrliche Personen den Befehl, die Zitadelle zu verlassen und uns in das Hauptquartier zu Breda zu verfügen," um dort eine Depesche zu überbringen. Bei dem Admiral der in der Schelde liegenden Fregatte „Eurydice" sollte Gagern sich dazu die nächste Gelegenheit erbitten. Der Befehl wurde ihm vom Herzog von Weimar gegeben, den Friedrich von Gagern dazu veranlaßt hatte. Nur widerwillig verließ Max seinen Posten. Eine Schaluppe brachte ihn um elf Uhr nach der Fregatte „Eurydice". Nicht ohne Schwierigkeit gelang es Gagern, bei dem wegen seiner Grobheit berüchtigten, von den Matrosen „Ameisenfresser (Mierenvreter)" genannten Admiral Zutritt zu erlangen. „Zuerst empfing er mich nur mit der Kajütentür in der Hand und mit der Frage: ‚Wat is het?' Als ich meine Ordre und Bitte vorgebracht, schlug er die Tür mir vor der Nase mit den Worten wieder zu: ‚Mynheer, je hebt goed lullen.' (Sie haben gut schwätzen.) Da stand ich nun. Doch ein freundlicher Adjutant, der gewartet hatte, tröstete mich mit der Beteuerung: ‚So ist der,' und nahm mich mit frühstücken bei seinen Kameraden, von welchen einer mit dem Sprachrohr in einen tieferen Schiffsraum hinunter den Musikanten zurief: ‚Blasst, beesten, blasst!' worauf ‚Wilhelmus van Nassau' erscholl. Nach anderthalb Stunden wurde ich wieder zum Admiral gerufen und erfuhr nun mit etwas mehr Ruhe, aber großer Bitterkeit, ‚daß es eine sehr unangenehme Sache für einen Seemann sei, unter einem Landkommandanten zu stehen, der davon nichts verstehe, was Seeschiffe in einem Flusse leisten und vertragen können.

[1]) Siehe Schreiben von Max an den Vater, datiert Middelburg in Seeland, den 30. Oktober 1830. Vgl. „Leben des Generals Friedrich von Gagern" II, 1, 95ff.

Seine besten Matrosen habe er verloren und drei Offiziere, deren Leichen ich nun mitnehmen könne auf dem Boot, mit dem ich abgehen solle und worauf auch sieben blessierte Matrosen eingeschifft wurden. Damit war ich abgefertigt und ich trat also in solcher Begleitung die Reise nach Fort Batz an, wo ich ans Land gesetzt werden sollte, was wir aber, obgleich nur sechs Stunden entfernt, bei Sturm und Regen erst nach dreiundzwanzig Stunden erreichten. — Acht Tage später war ich wieder glücklich, mit meinem Bruder und meinem gütigen Chef in Breda vereinigt zu sein."

„Mit Max," berichtete von dort aus am 9. November Friedrich an den Vater, „bin ich wie immer außerordentlich zufrieden."[1])

Die holländische, in Nordbrabant stehende Armee, deren Hauptquartier in Breda war, verstärkte und reorganisierte sich hier allmählich wieder. Die „gemeinsamen brüderlichen Erinnerungen" aus dieser Zeit hat Max von Gagern in anziehender Weise im Leben seines Bruders Friedrich (II, 1, 108 ff.) niedergelegt und dabei der jugendkräftigen Begeisterung und Opferwilligkeit der Holländer verdientes Lob gezollt. Er erzählt dort auch, wie man öfters an Aufwieglern und Spionen ein Exempel statuierte, wobei er hervorhebt, daß sein Bruder Friedrich, soweit es in seinen Kräften stand, die Härten des Bürgerkrieges zu mildern suchte. Eines Tages war auch ein französischer Weinreisender als verdächtig aufgegriffen worden. Der Strick war dem Unglücklichen nicht mehr ferne, jedoch gelang es Friedrich von Gagern, den Gefangenen zu retten. Als er dies dem Weinreisenden ankündigte, hatte der eben dem Tode Entronnene nichts Eiligeres zu tun, als an den emphatischen Dank für seine Befreiung die Bitte zu knüpfen, man möge eine Bestellung von Champagner bei ihm machen. Als man ihm darauf die Türe wies, entschuldigte er sich mit den Worten: „Pardon, Monsieur le Major, je ne me lasse pas d'en vendre."

In der zweiten Hälfte des November erfolgte unter dem Befehl des Herzogs Bernhard von Weimar eine Expedition nach der Festung Maastricht, die von den Belgiern eingeschlossen zu werden drohte. Beide Brüder Gagern nahmen an diesem Zuge teil. „Am 17. November," berichtete Max seinem Vater,[2]) „ist der Herzog von Sachsen-Weimar mit einer mobilen Kolonne von etwa 3500 Mann von Breda abmarschiert, um einige Detachements Artillerie und unberittener Kavallerie in die Festung Maastricht zu werfen; in fünf Märschen kamen wir in unserer Bestimmung an, ohne den Feind begegnet zu haben. Wir blieben zu Maastricht den 22. und 23. und verließen es wieder am 24. morgens in sehr gutem Stande. Auf dem Rückmarsch nahmen wir eine andere Richtung; statt über die Heiden von Wintershagen über Helchteren und Hechtel nach Eindhoven zu marschieren,

[1]) „Leben des Generals Friedrich von Gagern" II, 1, 108, Anm.

[2]) Schreiben aus Eindhoven in Nord-Brabant, den 28. November 1830. Siehe auch den Brief aus Maastricht vom 22. November an den Vater.

so wie wir gekommen waren, blieben wir die erste Nacht in Maseyk und schafften da etwas Ordnung; den 25. marschierten wir nur bis Bree, eine alte kleine Bicoque, wo am Abend feindliche Detachements erwartet wurden, die nach Venlo bestimmt waren; sie kamen aber nicht, sondern schlugen einen andern Weg ein und unsere Befestigungsmaßregeln waren unnötig. Am 25. abends bekamen wir durch einen Kurier die Nachricht vom Waffenstillstand, den die großen Mächte zu London vermittelt haben. Dies änderte wiederum unsern Plan; statt nach der Seite von Venlo eine Diversion zu machen, zogen wir uns wieder auf Eindhoven zurück, wo wir vorgestern Abend, am 26., ankamen und vorläufig bleiben werden, bis wir nähere Aufschlüsse über den Waffenstillstand und andere Instruktionen bekommen werden. Der Herzog ist fortwährend ausnehmend artig für uns beide; er ist wirklich ein musterhafter Chef." Am Schluß des Briefes heißt es: „Nun also sitzt der Säbel wieder in der Scheide und die Sorgen hören auf." Letzteres bewahrheitete sich insofern nicht, als Friedrich von Gagern an einem Nervenfieber gefährlich erkrankte. Unvergeßlich blieb Max die letzte Nacht, die er in Eindhoven bei ihm wachte und in welcher Friedrich in den Fieberphantasien beständig mit lauter Stimme den Übergang eines Kürassierregimentes über die schmale Brücke kommandierte, dann abwechselnd bald freundliche Worte an den Bruder richtete, bald das gewohnte „rien ne peut changer mon âme" hervorstieß. Der Dienst erlaubte Max nicht, bei dem Kranken zu bleiben. Als er ihn einen Monat später, während dessen er den Herzog von Weimar nach dem Haag begleitet hatte, in Breda wiedersah, erkannte er ihn nicht, so sehr war er abgemagert.

Das Weihnachtsfest feierte Max im Haag bei seinem überaus gnädigen Chef, dem Herzog von Weimar. „Es waren für mich," berichtet er am 24. Dezember seiner Mutter, „die Bilder froher Tage und auch die Wirklichkeit beehrte mich mit einem Album, das von der Königin von England kommt." In demselben Briefe berührt er seine Finanzen: „Ich habe," sagt er, „bis jetzt trotz der großen außerordentlichen Ausgaben die Summe, die mir der Vater bestimmt hat, nicht überschritten; ich helfe mir, so gut ich kann, mit Fritzens Beistand, denn mein gegenwärtiger Rang trägt mir nichts ein."

Als die Brüder am Schlusse des Jahres einen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Monate warfen, konnten sie nur mit Trauer konstatieren, daß „das schöne Königreich der Niederlande, an dessen Wiege unser Vater gestanden hatte und das unserer eigenen Zukunft Glück enthalten sollte, tatsächlich in zwei Hälften gespalten dalag und daß bei der Friedensliebe, welche besonders Preußens König an den Tag legte, eine Hilfe von außen schwer zu hoffen war. Zwar hielt der Oranier, König Wilhelm I., fest; er wich auch keinen Zoll breit, aber Holländer und

Belgier selbst, die über nichts sich einigen zu können schienen, waren in unzweifelhaftem Maße über den einen Punkt plötzlich einmütig, nämlich: Einer des andern los zu werden. Dies war schon Ende 1830, namentlich von Seite der Holländer, so entschieden der Fall, daß einer der treuesten Freunde des Königs diesen Entschluß der ‚volharding' (Beharrung) und seine Kunst, die Nation dennoch zu Opfern zu vermögen, mit den Worten beklagte: ‚Le Roi a endiablé la nation!'"

In seinem Dankschreiben für die Weihnachtsbriefe der Eltern hob Friedrich von Gagern hervor, wieviel Glück Max gehabt hat, als er bei Ausbruch der Unruhen gleich mit Offiziersrang im Stabe des Herzogs Bernhard angestellt wurde, während die meisten jungen Leute seiner Kategorie als Gemeine dienen mußten. „Er ist auch," fügte er hinzu, „mit seiner gegenwärtigen Lage sehr zufrieden; und vor dem Frieden kann er und will er die Waffen nicht niederlegen. An die Sitten des Landes und an seine Einwohner muß er sich freilich gewöhnen. Das bißchen Melancholie, das vielleicht manchmal in seine Briefe eingewebt ist, das ist das Träumen dieses Alters, welches mit diesem Alter vorübergeht. Wir sind auch in dieser Schule krank gewesen."[1])

Im neuen Jahre waren die beiden Brüder öfter getrennt. Zunächst trat jetzt der Plan der Wiedergewinnung des Großherzogtums Luxemburg in den Vordergrund, in welchem nur noch die Stadt und Bundesfestung den Holländern gehörten. Generalgouverneur sollte dort der Herzog Bernhard von Weimar werden. Dieser aber, in dessen Begleitung sich Max als Sekretär befand, konnte dorthin im Februar 1831 nur auf dem Umwege über Köln, Koblenz und Trier gelangen, nicht ohne preußische Hilfe. Die Brüsseler Zeitungen meldeten darauf: „Saxe-Weimar est arrivé à Luxembourg, escorté par un régiment prussien et suivi de deux ou trois vils mercenaires." Letztere Bezeichnung paßte jedenfalls nicht auf Max, der ja „ohne Beschwerung der Reichsschatzkiste" angestellt war. Kurz nachher mußte Prinz Wilhelm von Preußen, welcher den Herzog von Weimar in Köln „sehr artig"[2]) empfangen hatte, diesem mitteilen, daß sein Bruder, der König, mit solchen halsbrecherischen Wagestücken die preußische Politik gegen Frankreich nicht wieder kompromittiert zu sehen wünsche. Auch die Bemühungen Friedrichs von Gagern in Frankfurt, die Besetzung Luxemburgs durch eine Bundesarmee in die Wege zu leiten, scheiterten. Max hatte im Frühjahr die Freude, bei einem kurzen Urlaub die Seinigen in Hornau wiederzusehen. Auch sein Bruder Heinrich fand sich dort ein. „Du siehst fast täglich," schreibt er an diesen am 12. Mai noch von Luxemburg aus, „meine Briefe an Fritz und an den Vater, deshalb habe ich bis jetzt mein Versprechen noch nicht halten wollen,

[1]) Siehe „Leben des Generals Friedrich von Gagern" II, 1, 143.

[2]) Bericht von Max an seinen Vater aus Koblenz vom 2. März 1831.

Dir, mein alter, brüderlicher Heinrich, von hier aus einmal besonders zu schreiben. Sonst hätte es mir an Stoff wohl nicht gefehlt; dazu hätte mir schon genügt die Erinnerung der letzten schönen Tage zu Hornau, die Majestät des Staufen und ein ununterbrochener Zug von Ideen, die ich nun umsoweniger zu Worten herabsetzen und plattschlagen mag, da wir ja auf allen Seiten zusammenstimmten und unsere Unterhaltungen fast nur darin bestanden, daß wir uns in denselben Tönen überboten."

Nach dem Scheitern des Luxemburger Unternehmens kehrte der Herzog von Weimar und mit ihm auch die Brüder Gagern Anfang Juni wieder nach Tilburg zur Armee zurück.

Inzwischen hatte die Konferenz zu London unter Zustimmung der deutschen Mächte die Selbständigkeit und Neutralität des Königreiches Belgien anerkannt, zu dessen Herrscher am 4. Juni 1831 Prinz Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha erwählt wurde. Der neue König der Belgier mußte sofort seinen Thron gegen die Holländer verteidigen. König Wilhelm I. hatte nichts unterlassen, um die Organisation seiner Armee zu vollenden. Er beschloß jetzt zu handeln. Am 31. Juli kündigte er den Waffenstillstand; am 1. August teilte er der Londoner Konferenz seinen Entschluß mit, die Unterhandlungen durch militärische Mittel zu unterstützen.

Als in dem holländischen Lager bekannt wurde, daß der Prinz von Oranien (der spätere Wilhelm II.) den Oberbefehl über die ganze Armee übernommen habe und der Einmarsch in Belgien unmittelbar bevorstehe, entstand dort freudige Aufregung. Auch Max, der die Monotonie des bisherigen Lagerlebens schwer empfunden hatte,[1]) teilte diese Stimmung. Er machte nun den zehntägigen Feldzug (2.—12. August 1831), das Treffen bei Hasselt und die Schlacht bei Löwen mit.

Sein interessantestes Erlebnis war, daß er am 12. August, dem Tag des Kampfes bei Löwen, den Befehl erhielt, den von den holländischen Dragonern aufgefangenen französischen General Belliard eine Stunde lang zu bewachen und zurückzuhalten. Belliard, welcher der von dem Marschall Gérard befehligten französischen Armee vorausgesandt war, suchte das Hauptquartier des belgischen Königs zu erreichen; da er dort alle Dispositionen der Holländer verraten haben würde, konnte dies nicht gestattet werden. Gagern wurde von Belliard eingeladen, im Wagen neben ihm Platz zu nehmen, und verschiedene Male von ihm vertraulich angesprochen. Er hatte besondere Mühe, den französischen General davon zu überzeugen, daß sich unter der holländischen Armee keine preußischen

[1]) Am 18. Juni 1831 schrieb er aus Tilburg an seine Mutter: „Von dem Leben, das wir hier in Tilburg führen, läßt sich weniges in Worten erzählen, es sei denn, daß man das Gähnen auch unter die Worte zählen wollte; wir stehen zu drei Mann im Bureau unter Fritzens Befehlen, schreiben ziemlich viel, leben leidlich, besonders in der Hoffnung, daß die Sache bald anfangen möge, ein Ende zu nehmen."

Hilfstruppen befänden. Als hinter dem 12. Infanterieregiment, in welchem sich zahlreiche Amsterdamer Juden, kleine schwarze Gestalten, befanden, unmittelbar ein prächtiges Bataillon Gelderscher Landwehr, kräftige, blonde Männer, gekleidet in dunklerem Blau, aufmarschierten, bemerkte der General erregt: „Ah, pour le coup, voilà des Prussiens, je les connais bien, — vous ne me ferez jamais croire que c'est là la même troupe!“[1])

Unvergeßlich blieb Max, wie mittags 12 Uhr sein Bruder die letzte Höhe des Eisernen Berges bei Löwen hinansprengte, haltmachte, wo die Aufstellung genommen werden sollte, und den Truppen freudestrahlend die Strophe aus „Jean de Paris“ zurief:

„Cette auberge est à mon gré,
J'y suis bien, j'y resterai.“

In demselben Augenblick vernahm man von jenseits Löwen den Kanonendonner der holländischen Hauptarmee. Zu einem Eingreifen in den Kampf gelangte indessen die Brigade des Herzogs von Weimar, bei der sich die Brüder Gagern befanden, nicht, denn um zwei Uhr erschien in Begleitung eines Adjutanten des Prinzen Friedrich als Parlamentär Lord William Russel mit der Nachricht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes und dem Befehl des Prinzen von Oranien, das Feuer einzustellen. Der Herzog von Weimar geriet durch diese unerwartete Mitteilung in heftigen Unwillen, daß ihm die Äußerung entfuhr: „I am ashamed that your King is my brother-in-law.“[2])

Wie alle anderen, so empfand auch Max es bitter, daß die drohende Kriegserklärung Frankreichs der Siegeslaufbahn des Prinzen von Oranien Halt gebot. Die Armee, welche wenigstens die holländische Waffenehre glänzend gewahrt hatte, bezog nun wieder die alten Stellungen vor der Festungslinie in Nordbrabant. Bei der Belohnung der Truppen ging auch Max nicht leer aus. Nicht nur konnte er seine Brust mit dem Erinnerungskreuz für die Kriegsfreiwilligen schmücken, das sein König aus den in den Schlachten bei Hasselt und Löwen erbeuteten Kanonen prägen ließ, er wurde auch zum Ritter des militärischen Wilhelms-Ordens ernannt und erhielt durch Vermittlung seines gütigen Chefs, des Herzogs Bernhard von Weimar, den Orden vom weißen Falken.[3])

Nach einem kurzen Urlaub, den Max bei seinen Lieben in Hornau zubrachte, kehrte er am 25. Oktober 1831 wieder in das Lager der holländischen Armee zurück. In „geschäftigem Müßiggang“ verging nun ein volles Jahr. Im August 1832 konnte er für kurze Zeit auf Urlaub sich in die Heimat begeben. Dann war er wieder bei der Armee. So einförmig es dort im Lager auf den nordbrabantischen Heiden zuging,

[1]) Siehe „Leben des Generals Friedrich von Gagern“ II, 1, 131 ff., wo diese ganze Episode von Max näher beschrieben ist. [2]) Siehe a. a. O. 133.

[3]) Das Dekret ist datiert: „Weimar, den 18. Oktober 1831.“

so konnte er doch später sagen, daß er diese ganze Zeit hindurch mit ganzer Seele Soldat gewesen sei. Wenn auch jetzt die Musen schliefen, so machte er doch viele nützlichen Erfahrungen. Er rechnete auch später diese Soldatenjahre zu den glücklichsten und momentan sorgenlosesten seines Lebens. Am wertvollsten war ihm das dauernde Wohlwollen seines Chefs und Gönners, des Herzogs von Weimar, und das längere Zusammenleben mit seinem Bruder Fritz, dessen Vertrauen beinahe den Unterschied der Jahre ausglich.

„Seine Nähe schon," heißt es in den einige Jahre später verfaßten Erinnerungen an seine niederländische Laufbahn, „sein Beispiel im Tun und Lassen, sein Bedürfnis der Ausfüllung jeder Stunde mit nützlicher Beschäftigung, sein Schweigen wie seine Scherze gehörten zu dieser meiner Schule; sein Urteil hatte für mich vielleicht allzu sehr die Gewalt der Autorität; aber ich bereue es nicht, daß seine Billigung oder wenigstens meine Rechtfertigung vor ihm stets mein Ehrgeiz gewesen ist."

Im täglichen Umgang lernte er Bruder Fritz erst vollständig kennen und verstehen. „Als Vorgesetzter im Dienst," sagt Max, „erließ er mir nichts, vielmehr erteilte er mir öfter Lektionen, die eigentlich an die Adresse älterer Kameraden bestimmt waren und so auch richtig verstanden wurden."[1])

Als im Februar 1833 die Entlassung der Freiwilligen erfolgte, kehrte auch Max nach dem Haag in seine frühere Stellung im Kabinett des Königs zurück. Seine Aussichten für die Zukunft schienen dort nichts weniger als günstig. Durch den Abfall von Belgien waren die Geschäfte um die Hälfte vermindert.[2])

Die Holländer aber verhielten sich nach den Erfahrungen, die sie mit dem stammverwandten Deutschland gemacht, exklusiver als je. Noch mehr als früher fühlte Max sich vereinsamt und unglücklich. Dem Seelenzustande entsprach sein körperliches Befinden. Der rasche Übergang von dem unsteten Soldatenleben zu einer an den Schreibtisch über Gebühr bannenden Lebensweise in einem ohnehin ihm unzuträglichen Klima übten auf seine Gesundheit den nachteiligsten Einfluß. Als er zudem noch an einem Wechselfieber erkrankte, reifte sein Entschluß, Holland Lebewohl zu sagen und in das geliebte deutsche Vaterland zurückzukehren. Mit Zustimmung seines Vaters kam er um seine Entlassung ein, die ihm durch Dekret vom 29. Juni 1833 gewährt wurde. In der Abschiedsaudienz vernahm er von König Wilhelm gnädige Worte.

---

[1]) Siehe neben dem curriculum vitae bei der Dissertation von Max dessen „Jugenderinnerungen", S. 18 und „Leben des Generals Friedrich v. G." II, 1, 116 u. 189ff.

[2]) Schon in einem Briefe an den Vater, datiert Haag, den 10. Februar 1831, heißt es: „Je vois de temps en temps Mr. Hoffmann, sans cependant avoir repris mes anciennes occupations; ces occupations ont diminué de la moitié comme le royaume même et les affaires un peu importantes sont traitées par les ministres en personne."

Fünftes Kapitel.

Heirat und Familienleben zu Hornau im Taunus. Historische Studien und Verkehr mit Johann Friedrich Böhmer. 1833—1836.

Bevor Max von Gagern Holland verließ, um in der deutschen Heimat eine neue Stellung zu suchen, hatte er durch seine Verlobung mit Franzina Lambert den ersten Schritt zur Gründung eines eigenen Hausstandes getan.

Während der Zeit seiner Vereinsamung im Haag war er durch Vermittlung eines hannöverischen Bekannten, der gleichfalls als Freiwilliger in der holländischen Armee gedient hatte, in die vom Kap der guten Hoffnung nach Holland gekommene angesehene englisch-holländische Familie Lambert-Théron eingeführt worden,[1]) wo er bei der Mutter und deren zwei Töchtern erster Ehe bald sehr gerne gesehen war. Der Vater der beiden Mädchen, Johan Hendrik Lambert,[2]) niederländischer Artillerieoffizier und Plantagenbesitzer in Südafrika, hatte in jungen Jahren auf tragische Weise geendet; mit seiner Familie auf der Überfahrt nach Europa begriffen, wurde er an Bord des niederländischen Schiffes „Catharina Hendrina" von schwerer Krankheit befallen und fand, vom Fieberwahne verfolgt, in der Nähe der Kapverdischen Inseln in den Wellen des Atlantischen Ozeans den Tod und sein Grab. Die verwaisten Töchter wuchsen in Voorburg nächst dem Haag unter der mütterlichen Obhut zu aufblühenden Schönheiten heran. Max, der bisher „damenscheu" gewesen war, faßte eine tiefe Zuneigung zur jüngeren der beiden, der erst siebzehnjährigen Franzina Petronella (geb. 8. Dezember 1815 zu Kapstadt), und bat um die Hand des ungemein anmutigen, zarten, sinnigen und dabei feingebildeten Mädchens. Franzina war gerührt und betroffen, glaubte jedoch, den Antrag nicht annehmen zu dürfen. Als Max nach seiner inzwischen erfolgten Entlassung aus dem niederländischen Dienste im Hause Lambert-Théron Abschied nehmen wollte, erfuhr er, daß Franzina sich durch ein früheres,

[1]) Vgl. M. v. Gagern an General Fagel, Hornau 1833, Juli 16.

[2]) Geboren zu Amsterdam am 11. Juli 1789, gestorben am 16. März 1825; war seit 15. Dezember 1808 mit Carolina Johanna Preys (geb. zu Doesburg in Holland am 1. Juli 1789, gest. zu Voorburg am 19. Mai 1863) verehelicht gewesen, die sich am 15. Mai 1828 in der Kapelle der englischen Gesandschaft im Haag mit Jacobus Théron (geb. zu Kapstadt am 31. August 1790, gest. im Haag am 26. August 1836) wieder vermählte.

vorläufiges Versprechen gebunden fühlte, welches sie nach holländischer Sitte einem im Hause auch nur vorgestellten jungen Manne gegeben hatte, der ein Freund des Verlobten ihrer Schwester Elisabeth[1]) war. Dieser, ein junger Referendar im niederländischen Ministerium der Kolonien, namens Nicolaas Cornelis Mülder,[2]) trug nun zur Aufklärung und zum Zurücktreten seines Freundes bei, so daß von dieser Seite kein Hindernis mehr vorlag. Nun aber hatte Max keine Lebensstellung anzubieten und erst die Zustimmung seiner Eltern zu erlangen. Er behielt sich vor, diese bei seiner Rückkehr in der Heimat mündlich einzuholen, und erlangte für diesen Fall das Jawort. So glücklich ihn dies machte, so lastete doch schwer auf ihm der Gedanke, wie schwierig es für ihn sein werde, wieder in Deutschland eine Stellung zu finden, die es ihm ermöglichte, eine Familie zu erhalten. Hatte er doch seine Studien nicht auf deutsche Art vollendet und auch keine zunftmäßige deutsche Staatsprüfung abgelegt, um auch nur von unten wieder anfangen zu können.

In Hornau angekommen, eröffnete er sogleich den Eltern sein Geheimnis. „Ich muß noch heute bewundern," schreibt Gagern in seinen Erinnerungen, „wie ruhig, wohlwollend und weise mein seliger Papa die Sache erfaßte und behandelte. Er beschloß sogleich, durch seinen alten Freund, meinen Gönner von Paris, General Fagel, Auskunft über alle Verhältnisse der Familie, besonders über die Persönlichkeit der Verlobten, einzuziehen.[3]) Das fand ich natürlich. Die Wochen des Wartens waren mir lange, zweifelvoll und in jeder Beziehung wichtig. Ich kann sie ‚meine erste Retraite' nennen, wenngleich ich sie mir nur selbst und allein halten konnte."

In dieser Zeit war es, wo Gagern wiederholt in die Waldeinsamkeit auf den Berg Staufen wanderte, dort oben bei dem großen Mannstein sich niederwarf und sich in ernste Gedanken vertiefte. In der Form von Psalmen, wie sie ihm einst im königlichen Kabinett im Haag so eindrucksvoll entgegengetreten waren, faßte er die Empfindungen und Eingebungen seines zart besaiteten, tief religiösen Gemütes zusammen und schrieb sie spät abends mit Bleistift in ein Notizbuch. Dort liest man: „Den 28. Juli auf dem Staufen: Ich habe mich gefreut, zu Dir, mein Gott, zu beten in der Einsamkeit, aber die Eitelkeiten der Welt verfolgen mich bis herauf zu Deinen Höhen. Zur Erde hingeworfen, sehe ich den blauen, reinen

---

[1]) Maria Elisabeth Dorothea, geb. zu Kapstadt am 27. Juni 1809, gest. zu Voorburg am 16. Januar 1892.

[2]) Geboren am 29. September 1810 zu Voorburg, gestorben daselbst am 12. Sept. 1879 als pens. Geheimrat („Raad-Adviseur") im königl. niederländ. Ministerium der Kolonien.

[3]) Die Korrespondenz wurde eingeleitet durch das oben erwähnte Schreiben von Max am 16. Juli 1833.

Himmel an; Friede ist auf der weiten Erde um mich her, wie auch hier; aber wie ist es in meinem Innern? Lieber Gott, ich danke Dir, bald sendest Du mir Tränen und tiefe Trauer. Ich sehe zurück auf mein ganzes Leben und alles ist wüst. Keine Deiner Gnaden habe ich zu Deiner Ehre genutzt; Lügen und Leichtsinn alle Tage; und dennoch kehrst Du zu mir zurück und Du hast mich noch nicht verlassen. Trauer fühle ich tief, aber noch keine Hoffnung und kein Vertrauen! Ich bitte um eine große Gunst und ich habe sie nicht verdient! Wenn meine Wünsche für diese Erde nicht erhört werden können, barmherziger Gott, so sende mir doch bald, ohne meine armen Eltern zu betrüben, Deinen Engel des Todes, daß ich nicht tiefer falle vor Deinem Angesicht, denn die Welt verspricht mir keine Besserung. —

„Arme Franzina, wenn nur auf deine unschuldige Seele nicht der Schatten meiner Sünden fällt! Gütiger Gott, laß Deine himmlische Hoffnung auf mich strahlen!“

Ein weiteres Gebet (mit Bleistift geschrieben, aber ohne Datum und Ortsangabe) lautet: „Gott, mein Herr, Du bist groß! — und Du hast mich niemals verlassen. Ich verdiene viele Strafen und ich fürchte mich vor Deiner Gerechtigkeit. Es ist noch nicht zu spät; es ruht schon eine schwere Strafe auf mir, weil ich die Flecken meines Lebens nimmer vergessen kann. Wenn Du mir aber Kraft gibst, so will ich die Vergangenheit von meinen künftigen Tagen trennen, laß mich noch einen Versuch machen! Nimm mich noch einmal in Gnaden auf! Ich will auch alles in Demut tragen. Ich hänge nicht an der Welt: so laß mich denn Abschied nehmen von den täglichen Versuchungen; ich bin nicht stark genug dafür. Gib mir die göttliche Größe, daß ich von nun an in Deinem Namen von mir wegstoße die Eitelkeit meines Herzens, die Falschheit und Verleumdung und alle Lüge, damit nicht immer neben allen meinen reinen Gedanken — der Teufel des Spottes stehe und mich verhöhne und betrübe. Gib mir reiche Tränen, bis ich für alles gebüßt habe, was ich verschuldet; verlasse mich keinen Augenblick!“

In jenen Tagen der Erwartung wurde ihm immer klarer bewußt, welches Wagnis er durch seine Verlobung unternommen, da er ja kein eigenes Vermögen und auch keine sichere Aussicht auf eine einträgliche Stellung hatte, um heiraten zu können.

In der Familie waren die Ansichten geteilt. Die ältesten Geschwister meinten, der dreiundzwanzigjährige Max sei noch zu jung, und wenn die Vermögensverhältnisse der Verlobten sich nicht als glänzend herausstellten, sei die Sache ein Unsinn. Inzwischen lief bei dem Vater die lang erwartete Auskunft aus Holland ein. Sie lautete: „Gegen die Persönlichkeit Franzinas sei nichts einzuwenden; die Töchter hätten auch ein schönes eigenes Vermögen, jedoch stehe die Nutznießung der Mutter

zu, die wohl nicht viel geben könne, da ihr nicht eben sparsamer zweiter Mann viel brauche."

Trotz dieser Antwort überließen die liebevollen Eltern Max die Entscheidung der Frage, ob er glaube, auf seinem Vorsatz beharren zu können. Als er dies bejahte, wurde ihm erlaubt, die weiteren Verhandlungen selbst zu führen und zu diesem Zwecke sich alsbald wieder nach Holland zu begeben. Dort angekommen, nahm er zunächst in Voorburg Wohnung. Da sich aber herausstellte, daß alles nicht so schnell gehen würde, mietete er sich in einem Hause in dem noch näher bei der Landwohnung der Familie liegenden Haagschen Busch ein, wo er beinahe drei Monate wohnte. „Ich hatte," erzählte er, „die Erlaubnis, den größten Teil des Tages im Kreise der Familie zuzubringen. Aber, obgleich ich bei näherer Bekanntschaft meine teure Verlobte immer höher zu stellen Ursache fand und mich darin bestärkt fühlte, daß ich in der Ehe mit einem so reinen, unschuldigen und doch sehr verständigen Wesen gewiß glücklich und nur dadurch besser werden würde, so hatte ich doch viele Prüfungen zu bestehen." Zu diesen zählte er insbesondere das bisweilen wenig freundliche Verhalten des Stiefvaters seiner Braut.

Am 23. Oktober 1833 führte Max von Gagern seine geliebte Franzina, Nicolaas Cornelis Mülder deren Schwester Elisabeth heim. Bezeichnend ist, daß die Doppeltrauung zu Voorburg nicht eine protestantisch-kirchliche war, sondern nur eine zivile. Dieser Mangel wurde alsbald von den Eltern Gagerns ernstlich besprochen und die kirchliche Einsegnung seiner Verbindung mit Franzina von einem Geistlichen aus Monsheim nachgeholt.

Das junge Paar durfte sehr dankbar dafür sein, daß die Eltern Gagerns ihm auf ihrem Gute Hornau einstweilen Wohnsitz anboten. Wenngleich Franzina, die außer der holländischen die englische Sprache vollkommen beherrschte, von Haus aus kein Wort Deutsch kannte und sich auch des Französischen zunächst nicht ohne Mühe und Überwindung bediente, so fühlte sie sich in ihrem neuen Vaterland und besonders im Hornauer Familienkreis doch bald heimisch. Dies war die natürliche Folge der liebevollen, herzlichen Aufnahme, die sie dort vor allem von seiten der Schwiegereltern fand. Die ganze Familie lernte bald „den gediegenen, in Liebe, Frömmigkeit und ungeschminkter Wahrheitsliebe wurzelnden Charakter" der jungen Frau immer mehr schätzen.[1]) „Meine Franzina," erzählt Gagern, „war von Natur ein frommes, einfaches Gemüt und hatte einigen Unterricht in der Religion von einem anglikanischen Geistlichen erhalten, der in dem Hause und in der Familie längere Zeit als Mietpartei gelebt hatte, — es war einfaches Bibellesen. Ein Gegensatz

[1]) Vgl. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 197—199, 269.

oder Widerwille gegen die katholische Kirche war darin nicht begründet worden. Aber es wäre uns beiden in Hornau im ersten Jahre nicht eingefallen, das katholische Kirchlein daselbst zu besuchen, obgleich doch meine teure Mutter alle Sonntage in ihre heilige Messe ging wie auch meine Schwestern und ihre Angehörigen, wenn sie auf Besuch da waren. Erst vorsichtig und leise fing meine gute Mutter an, uns den Vorschlag zu machen, zum wenigsten abends eine religiöse Lektüre und ein Nachtgebet in unsere Lebensordnung einzuführen. Sie schenkte uns zu diesem Zweck eine gedichtete katholische Sammlung von Abendgebeten von Witschel, von denen wir uns gewöhnten jeden Abend ein Stück zu lesen. Zu Weihnachten schenkte ich meiner jungen Frau auch eine große lutherische Bibel, nachdem sie allmählich so viel Deutsch verstehen gelernt hatte, um das Gedruckte ohne Mühe zu lesen. Den ganzen Unterricht hatte ich selbst übernommen und nach einem Jahre sprach sie auf einmal so viel Deutsch, als sie es je lernte, und Hochdeutsch wurde ihre Muttersprache. Bis dahin war sie nicht zu bewegen gewesen, vor andern, selbst Familienmitgliedern, ein Wort Deutsch laut auszusprechen, es war eine körperliche unüberwindliche Verlegenheit, nicht Eigensinn, viel weniger eitles Zürnen. Wir blieben die beiden Jahre 1834 und 35 in Hornau. Meine zärtliche, bildsame junge Frau war bei allen Gliedern der Familie durch ihre anmutige, anspruchslose Natur beliebt; sie konnte auch recht heiter sein und wir waren diese beiden Jahre sehr, sehr glücklich!“

Der einzige Schatten war die unsichere Zukunft von Max, die in der Familie eifrig besprochen wurde; namentlich Bruder Fritz hielt mit seiner Ansicht nicht zurück. Von Anfang an hatte er es mißbilligt, daß sein Bruder den niederländischen Dienst verlassen hatte. „Die Aussichten für die Zukunft,“ schrieb er an den Vater, „waren allerdings gering; aber doch nicht so gering, als Max sich vorstellte. Wenn er schnell einen Entschluß faßt, wenn sich ihm bald im Vaterland eine neue Laufbahn eröffnet, wie beschränkt sie auch sein möge, — dann, aber auch erst dann werde ich mich freuen, daß er sein hiesiges Dienstverhältnis abgebrochen hat. Mir wird er sehr abgehen, denn ich habe ihn sehr lieb und wir paßten recht gut zusammen.“

Die anfängliche Absicht des Bruders, sich der Landwirtschaft zu widmen, bekämpfte Fritz auf das Entschiedenste. Er glaubte, daß er dies Projekt in einem Anfall von Hypochondrie ergriffen, und war durchaus dafür, daß Max sich in Deutschland im Staatsdienst eine Laufbahn suchen müsse.[1]) Dies war jedoch sehr schwierig; ein Versuch, in Weimar eine Dienststellung zu erlangen,[2]) scheiterte ebenso wie ein solcher, in der

[1]) S. „Leben des Generals Friedrich von Gagern“ II, 1, 192ff., 194ff. und 197.

[2]) Die Aussichten waren anfangs günstig gewesen, wie sich aus einem Schreiben des Herzogs Bernhard von Weimar vom 10. Juli 1833 ergibt.

nassauischen Heimat anzukommen. Zu alledem trat bei Max im Sommer 1834 das Wechselfieber, das er sich im Haag zugezogen hatte, wieder auf. Monatelang wurde er davon heimgesucht. Als er langsam wieder zu Kräften gekommen war, hielt ihm der Vater eine „Standrede" über seinen zukünftigen Beruf und die dazu möglichen Wege.

Durch diesen Appell an seine Leistungsfähigkeit fühlte sich Gagern mächtig bei der Ehre gefaßt. Er sah ein, daß er sich „mit eigner Kraft einen Weg durchs Leben bahnen müsse".

Trotz aller Schonung, die ihm zu teil wurde, hatte er schon lange sich dem Vater gegenüber in der „drückenden Stimmung eines zahlungsunfähigen Schuldners befunden". Auf die Pläne, eine Staatsanstellung in Weimar oder Nassau zu erlangen, war er nur widerwillig eingegangen — sein Sinn stand auf die Landwirtschaft. Ein solch friedliches Leben, bei dem er auch die Lücken seiner so oft unterbrochenen Studien ausfüllen zu können hoffte, erschien ihm auch jetzt am meisten begehrenswert, selbst wenn er sich dabei manche Entbehrungen auferlegen müßte. In einer längeren Denkschrift, betitelt „Meine Wünsche," legte er diese dem Vater offen dar.

Er führt hier aus: „Den niederländischen Dienst habe ich mit Ihrer Zustimmung verlassen, weil meine Gesundheit litt, weil ich zu dem holländischen Charakter nicht paßte, die Aussichten für meine entferntere Zukunft sehr unsicher waren und die jährlichen Zulagen noch auf längere Zeit bedeutend hätten bleiben müssen. Ich bin zwar nicht mit Unzufriedenheit aus meiner Stelle getreten; allein es datiert doch aus jener Epoche mein fast unüberwindlicher Ekel vor dem kleinlichen Treiben aller Bureaukratie, und wenn ich damals an das Ergreifen einer neuen ähnlichen Karriere gedacht hätte, so würde ich freilich nur mit Unzufriedenheit auf den Erfolg eines vierjährigen Dienstes zurückgeblickt haben — trotz mancher Erfahrungen, die ich gemacht.

„Denn in jenen vier Jahren habe ich mich zu keinem bestimmten Fache ausbilden, keine positiven Kenntnisse mir erwerben können, womit ich in einem andern Staatsdienst aufgetreten wäre. Ich war bei meinem Austritt sehr herabgestimmt und fühlte stark das Bedürfnis, mich durch die Wahl eines neuen, womöglich selbständigen Lebens wieder zu heben. Meine Gedanken richteten sich auf das Landleben, auf die Landwirtschaft. Fritz muß sich erinnern, in jenen Tagen im Haag mit mir darüber geredet zu haben. Leider kam erst in der letzten Woche meines Aufenthalts dorten der ernstliche Plan meiner Heirat dazwischen; dieser hatte also keinen Einfluß, weder auf meine Entlassung noch auf die Idee der Landwirtschaft. Im Gegenteil, unter Bedingungen würde ich vielleicht damals mich entschlossen haben, in Holland länger zu dienen; aber einmal so weit,

hoffte ich, daß eine Heirat meine Landideen eher fördern als hindern würde.

„Seit meiner Ankunft in Hornau blieb die Frage über meine Zukunft immer schwebend; Sie scheinen das Wiedersuchen eines Staatsdienstes durchaus zu wünschen und ich tat an den beiden Orten, wo allein sich Aussicht zu eröffnen schien, meine Schritte mit so gutem Willen und Eifer, daß Sie deshalb meine früheren Pläne für vergessen hielten, ja Sie faßten von mir die Idee, ich sei wankelmütig, mache mir Illusionen und wisse nicht, was ich wolle; Sie tadelten an mir eine Untätigkeit, die sie nur mit meinem längern Unwohlsein entschuldigen wollten; ich kann auch heute nur hinzufügen, daß es mir in einer peinlichen Unruhe und Ungewißheit, worin ich von Tag zu Tag hingehalten wurde, nicht gegeben ward, irgendeine solide Arbeit zu unternehmen.

„Wenn ich schon anfangs sehr geringe Hoffnung auf Wiesbaden und Weimar setzte, so war der Erfolg freilich nicht geeignet, mich von meiner Verstimmung zu heilen und mir wieder einiges Selbstvertrauen zu geben. Von Biebrich, wo man mich acht Monate ohne alle Not hingehalten, habe ich nun endlich unter zweideutigen Lobsprüchen eine abschlägige Antwort erhalten und in Weimar, wohin man mich selbst gerufen und zur Schau eingeladen hat, würdigt man mich nach einem halben Jahre noch keines Bescheids. — Nach einer solchen Demütigung darf ich wohl gestehen, daß ich mich zu allen künftigen Schritten der Art nur mit einem hohen Grade von Scheu entschließen werde. Doch ich schlage die Karte von Deutschland auf und suche nach den Staaten, wo, durch Ihren Güterbesitz, Ihre politischen Verbindungen oder andre Rücksichten, irgendein Band zu knüpfen wäre.

„Ich will hier nur erst die Bemerkung voranschicken, daß von allen Staatskarrieren die diplomatische mir als diejenige erscheint, zu der ich durch meine Persönlichkeit und Lage am wenigsten passe. Niemals habe ich mir größere Illusionen gemacht als an dem Tage, da ich zuerst anfing, mich zu dieser Karriere zu bestimmen oder bestimmen zu lassen. Ich habe durchaus das Gefühl, im Salon nicht zu reussieren, und außer allen äußeren Vorzügen fehlt mir sogar der notwendige remuante Geist. Also Österreich. Ich weiß, daß Ihnen Fürst Metternich auf ein früheres Hindeuten geantwortet hat, er sei einer Probe nicht abgeneigt; man sagt auch allgemein, er mache keine Schwierigkeiten, junge Leute an seiner Kanzlei anzustellen, um zu sehen, wie sie anschlagen. Ich kenne Österreich nicht; es ist weit von hier; ich weiß nur, daß ich Gagern heiße, Protestant und ohne Vermögen bin. Mit siebzehn oder achtzehn Jahren wäre vielleicht die Probe gelungen, jetzt würde mir, auch ohne Frau, die Firma etwas hart ins Ohr klingen.[1])

[1]) Zu dieser Stelle hat der Vater Gagerns ein Fragezeichen gemacht.

„In Preußen wäre ich früher mit soliden positiven Kenntnissen in irgendeinem Fach am liebsten aufgetreten; allein, außer der ungeheuren Konkurrenz stehen jetzt auch hier manche Rücksichten, vielleicht mehr noch als in Österreich, im Wege, besonders die Verbindungen fehlen und die Verpflichtungen. Dasselbe scheint mir von Bayern zu gelten. Es wird da schon manches für einen Teil der Familie getan. Auch ist Bayern sehr überfüllt, zahlreich an Adel und katholisch. Wenn ich vor Österreich eine ungewisse Scheu habe, so ist es gegen Bayern entschiedene Abneigung. In Darmstadt endlich wäre ein Schritt von mir eine wahre Niederträchtigkeit, solange Heinrich nicht wieder in der Verwaltung ist. Dies sind die einzigen Staaten, wobei ich mir nur eine Möglichkeit denken kann, doch welche schwache und entfernte Möglichkeit! Nach der Beseitigung von Biebrich, wo man mich als persönlich bekannt angenommen hätte, und von Weimar, wo ich wahrscheinlich zu einer Art von Hofstelle bestimmt war, kenne ich keinen Staatsdienst, in welchem ich ohne förmliches Examen eintreten könnte, und hierzu besitze ich in keinem Fache alle vorgeschriebenen Kenntnisse. Ihre bloße Empfehlung wird nirgends genügen und ich halte es für unschicklich, daß ein verheirateter Mann, der schon vier Jahre gedient hat, anders als selbständig auftrete. Jedes ärmliche Zudrängen würde mich nur in meinen eigenen Augen erniedrigen, — zerknirschen aber, und auf immer, würde mich der bloße Gedanke, daß Sie, teurer Vater, irgendwo wegen meiner bittend erscheinen, sich einer abschlägigen Antwort aussetzen wollten; davon würde ich mich nicht wieder erholen. Ihr Name, Ihre politische Farbe kann sich jetzt im ganzen Bereich des Deutschen Bundes keinen Weg bahnen; wenn Sie mich empfehlen wollten, müßten Sie ja dafür einstehen, daß ich orthodoxer sei als Sie; — und Sie werden mich ja doch nicht meines schönsten Erbteils, des Stolzes auf Ihren Namen, berauben wollen! Einen so offenen Blick in das Innere meiner Gedanken und Gefühle kann ich Ihnen heute nicht ersparen, da Sie die Wahrheit vernehmen wollen. Sie haben vielleicht gehofft, in den Chancen des Staatsdienstes meinen Wünschen zu begegnen; derlei Wünsche habe ich aber keine. Erforsche ich ruhig mich selbst, prüfe ich meine Neigungen, die Eindrücke, welche die verschiedenen Lagen meines Lebens in mir zurückgelassen haben, und darf dann für die Zukunft meine Wünsche aussprechen ohne Rücksicht auf die äußeren Schwierigkeiten der Ausführung, so kann ich keinen Augenblick anstehen, den einfachen Wirkungskreis meiner landwirtschaftlichen Existenz als meine Wahl zu bezeichnen. Dies ist meine Überzeugung, in der ich, in Rücksicht auf mein Inneres, seit einem Jahre nur verstärkt worden bin. Nur in einer unabhängigen, wenngleich beschränkten Stellung werde ich ruhiges Selbstvertrauen und jenen Stolz wiederfinden, der allein dem Leben seinen Wert gibt. Sie mögen in diesen Ideen auch Poesie finden, dagegen wehre ich mich nicht.

„Die Schwierigkeiten kann ich auf zwei Hauptpunkte zurückführen:

1. Die finanzielle Ausführbarkeit;

2. die Fähigkeiten zur Führung einer Landwirtschaft. Freilich habe ich noch jetzt weder theoretische Kenntnisse noch Erfahrung; ich muß also lernen und bin dazu entschlossen. Die Eigenschaften, die ich für mich anführen kann, sind: die ganze Energie des freien, eigenen Willens, gesunder Menschenverstand, Ordnungsgeist und die Fähigkeit, meine Bedürfnisse außerordentlich einzuschränken. In diesen letzten Stücken darf ich auch mit Vertrauen auf meine Frau zählen.

„Was aber den ersten Punkt betrifft, so will ich überhaupt die Finanzen gern als Entscheidungsgrund in der ganzen Frage erkennen. Ich komme deshalb der Vergleichung wegen noch einmal auf die Möglichkeit des Staatsdienstes zurück; ich glaube nicht, in irgendeinem Lande nach zehn Jahren Dienst auf eine Besoldung hoffen zu können, von welcher es möglich ist, mit einer Haushaltung zu leben, ohne sonstigen Zuschuß. In jeder solchen Lage ist das Maß der Ersparnisse beschränkt; man muß sich nach dem gesellschaftlichen Kreise richten, in dem man lebt, und die Behauptung, daß in den fünf ersten Jahren eines kleinen Staatsdienstes die Besoldung durch solch unwillkürlichen unvermeidlichen Aufwand rein aufgezehrt wird, ist nicht sehr gewagt. Mitten unter der Welt Entbehrungen leiden, ist peinlich, auf dem Lande kann man im schlimmsten Falle die Chiffren lange reduzieren, bis man auf wahre Not stößt.

„Die Ausführung meiner Wünsche kann jetzt wohl von dem Verkaufe von Monsheim abhängen; kommt er zu Stande und Sie wollen den Erlös auf neue Güter verwenden, so können Sie vielleicht auch auf meine Existenz Rücksicht nehmen; wo nicht, so liegt auch Monsheim selbst in den Grenzen der Möglichkeit.

„Ich will vor keinem meiner Brüder irgendeinen Vorzug haben, deshalb warte ich jetzt gerne ihre Ankunft ab, ehe ich in nähere Pläne einziehe. In der entfernteren Zukunft bin ich vielleicht durch das Vermögen meiner Frau am ersten im Stande, ein Gut ganz zu übernehmen, für jetzt muß mir jedes Arrangement willkommen sein."

Der Vater antwortete hierauf schriftlich am 3. August 1834 in folgender Weise: „Gegen Deine Wünsche will ich nicht gewaltsam zu Felde ziehen, denn das Gegenteil steht nicht einmal in unserer Hand. Indessen ist es meine Pflicht, einige väterliche und selbst philosophische Betrachtungen dagegen anzustellen.

„Vorerst wird es Dir ungemein schwer werden zu unterscheiden, was in dem Augenblick dépit, und was wahres Verhältnis und Sinnesart sei. Weil der Herzog abgelehnt hat, so liegt die Welt und ganz Deutschland im Argen. Und wenn er Dir Liebes-Deklarationen gemacht hätte, Dir eine vertraute Stelle gegeben, so wäre der Himmel voll Geigen; wenig-

stens würdest Du alles mit ganz andern Augen ansehen und die Sache ginge ihren natürlichen Gang.

„Ich gebe zu, daß der gesellschaftliche Zustand in Deutschland gleichsam verrückt ist. Verrückt, in allen Bedeutungen des Wortes. Aber es ist kein Grund vorhanden zu glauben, daß das ewig so bleiben wird.

„Es gibt ein Vaterland, ein deutsches Vaterland, die Natur hat Dich darin geboren werden lassen. Es anzuerkennen, zu lieben, zu fördern, gehört zu den edelsten und reinsten und erhabensten Gefühlen. Es wäre mir leid, wenn Du es mißkanntest, zu gering schätztest. Seit unfürdenklichen Zeiten war es föderativ gestaltet. Seine Einheit liegt nicht in der Zeit noch in den gegebenen Verhältnissen — und sicher nicht in jedermanns Wünschen. — Ob es nur wünschenswert sei, erkenne ich als das größte politische Problem. Vielmehr, nach sehr reifen Betrachtungen neige ich selbst sehr zu föderativen Gestaltungen — und es liegt eine Tendenz dahin auf der ganzen Erde — denn Nordamerika ist bekanntlich in vielem Muster und alles, was wir entzentralisieren nennen hören, deutet dahin und führt dahin.

„Quem te Deus esse jussit et qua parte locatus es in re, disce.

„Diesem Vaterland bist Du Dich schuldig. Selbst die Burschenschaft, eines der Mobile oder Steckenpferde Deiner Jugend, war entweder Buberei oder das. Es hat noch ganz edle Seiten und Bestandteile, die einer Verbesserung fähig sein werden. Die Vorwürfe sind ohnehin bei weitem übertrieben. Die groben Fehler in bezug auf Belgien und Luxemburg liegen am Zustand von England und Preußen, nicht an den deutschen Bundesstaaten.

„Dieses Dominieren von Vaterland und Liebe und Pflicht führt mich einen Augenblick zur Franzina. Diese Gefühle sind ihr ganz unbekannt. Es ist eine hohe moralische Seite der Menschheit oder der menschlichen Natur, die sie erst gänzlich durch Dich muß kennen lernen.

„Das Vorgebirge[1]) ist nur Vaterstadt vermöge seiner Örtlichkeit, sie ist Engländerin eigentlich — ohne England — und hat nur etliche Jahre in Holland verlebt.

„Durch Heirat hat sie sich erst ein Vaterland begründet. Sie darf nicht Egoistin sein; sich nicht zu viel mit sich selbst beschäftigen. Eingedenk zwar ihrer eigenen guten und liebenswürdigen Eigenschaften, selbst der guten Grundsätze, die sie sich durch eigenes Nachdenken wohl am meisten angeeignet hat, muß sie doch gerne auch andrer Vorzügen und selbst Superioritäten begegnen und anerkennen. Sie ist noch sehr jung und hat zu allem natürliche Anlage. Die holländische oder klimatische Trägheit muß überwunden werden. Kurz, sie muß sich durchaus nur als Appendix in Deinem Schicksal betrachten und im Vorbild sich als Mutter sehen

[1]) Kap der guten Hoffnung.

mit allen Folgerungen. Ihre Stimme oder Wunsch hat daher gar kein Gewicht. Andre haben schon dafür zu sorgen, daß sie passe. Besser, als sie es jetzt hat, unter den gegebenen Umständen, kann es ihr kaum je wieder werden. Sie hat keine Sorgen, wenig, zu wenig Unbequemlichkeit, sie sieht nichts Übles, hat noch weniger welches zu bekämpfen und kann lernen, was sie will.

„Was nun Dich betrifft, so fordert in Deinem Alter noch niemand von Dir eine feste Theorie und Grundsätze in der Politik, die erst Produkt der Erfahrung, der gegebenen Lage und der Prüfung sind. Du selbst hast früher diese Empfänglichkeit in Dir selbst geschildert und nachgegeben. Es ist noch gar nicht so lang. Zum Metier eines geflissentlichen steifen, sitzenden Juristen habe ich Dir nie Eigenschaften zugetraut. Obgleich philosophische Jurisprudenz, Esprit des lois, Grotius und überhaupt Völkerrecht sehr sorgfältig zu studieren und zu prüfen sind. In der Administration, besonders auf den unteren Stationen, kommt es wenig auf höhere transzendentale Politik, auf Verfassungsfragen an. — Siehe den Moritz.

„Ich wiederhole, es ist Dir nur jetzt gemächlich, Dich selbst, Deine Talente herabzusetzen und zu allem oder dem meisten ungenügend darzustellen. Aber dem ist nicht so.

„So hast Du in Beziehung auf die diplomatische Laufbahn, wie mich dünkt, ganz falsche Ansichten sowohl über Sache als Deine Person. Du warst von Jugend auf sehr aufgelegt, Sprachen zu erlernen, — zum Umgang mit Menschen, zur Beobachtung. Das sind Hauptsachen. Man folgt seinen Instruktionen. Natürlicher Verstand, — ein wenig Hang zur Satire, der Dir nur zu eigen ist und den ich Dir stets rate mit Gutmütigkeit und Indulgenz zu paaren — sind die besten Ingredienzien der Konversation. Eleganz, Tanz, M. de mille affaires sind ganze Dinge unterer Ordnung. Du erzählst gut, hast gutes Gedächtnis, greifst leicht die drollige und unterhaltende Seite auf. Es kommt nur darauf an, das Magazin besser zu füllen, um sich nicht zu wiederholen. Also für diesen Einwand oder Einwendungen gebe ich gar nichts. Wohl aber ist hier die Frau ein Hindernis, eine Bedenklichkeit. Die Zeit wird hierin unsere Führerin sein.

„Ich kann nur wiederholen, daß ich auf Warten — auf langen Zwischenraum ganz vorbereitet war. Körperliche Unordnungen — Krankheit affizierte mich mehr als diese Mißverhältnisse. Zehnmal mehr.

„Du bist ganz fähig, wenn Du nur Deiner selbst Meister bist und bleibst, Deine Aufmerksamkeit, Dein Nachdenken auf mancherlei Gegenstände zu richten. Also landwirtschaftliche Dinge, warum nicht? Alsdann von allem, was Du in der Beziehung von Dir und der Franzina rühmst, glaube ich am wenigsten an die Energie des Willens der Entbehrungen. Eher würde ich deine Neigung fürchten, neue, unerhörte, ausnehmende Dinge zu versuchen und ins Werk zu setzen. Das ist teuer.

„Alles, was ich sonst von Wissenschaften gesagt habe, kann ich nur wiederholen. Auch als Landmann — wo der Ochs zu kaufen oder Klee hinzusäen ist, kann Dich nicht den ganzen Tag okkupieren. Auch mit dieser Lebensweise wäre Studieren — und mehr wie mit jeder andern — zu verknüpfen. Aber con amore — unbefangen — das Schicksal walten lassend — des Lebens Unzuträglichkeiten damit bekämpfend und dabei vergessend.

„Kurz — man muß zusehen und sich trösten. Selbst, was über Monsheim im Werk ist, ist eng damit verwebt. Keine der früheren Aussichten ist noch gänzlich versperrt. Erhalte nur die Franzina in der Stimmung, in der Ansicht von Pflicht, daß sie willig folgt, quo fata ferunt."

Da ein neuer Versuch, in Weimar eine Anstellung als Legationsrat zu erhalten, auf ernste Schwierigkeiten stieß[1]), erkannte Max, der sich während dieser peinlichen Jahre eifrig mit historischen und staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt hatte, daß die unabhängigste Laufbahn, die er sich durch eigene Anstrengung eröffnen könnte, die eines Dozenten an irgendeiner deutschen Universität sein würde. Mit staatswissenschaftlichen Kenntnissen, nicht bloß theoretischen, sondern auch praktischen aus der Zeit seiner lehrreichen Stellung im niederländischen Kabinett ausgerüstet, widmete er sich jetzt vor allem dem Studium der deutschen Reichsgeschichte. „Ich wurde sehr fleißig," erzählt er, „immer fleißiger, je mehr ich merkte, wie viel mir fehlte, und strengte meine Gesundheit gehörig an. Meine geliebte junge Frau mußte mir durch Vorlesen etwas helfen und nahm teil an meinen Studien auch darum, weil sie sich allmählich doch nach einem eigenen Haushalt sehnte."

In dieser stillen Zeit der Vorbereitung hatte Gagern außer den Büchern auch lebende Quellen im Umgang und Briefwechsel mit Männern von Geist, Wissen und Charakter. Vor allem kam ihm die tägliche Unterhaltung mit seinem Vater zustatten und nicht weniger der Briefwechsel und das öftere Wiedersehen mit den Brüdern Fritz und Heinrich, wenn sie in Urlaub nach Hornau kamen. Für die deutsche Reichsgeschichte und das Quellenstudium dazu wurde Gagern durch den Frankfurter Bibliothekar Johann Friedrich Böhmer geradezu eine „neue Welt" erschlossen.

Böhmer hatte bereits mit dem Vater in Verbindung gestanden. Max besuchte den gelehrten Historiker zuerst im Herbst 1835 in Frankfurt und erhielt von ihm das Versprechen des Rates und Beistandes für eine quellenmäßige historische Arbeit über Kaiser Arnulf.[2]) In der Tat wurde Böhmer bald für Gagerns Fachstudium die Hauptstütze. Nicht bloß das immense Wissen des großen Geschichtsforschers zog ihn an; auch dessen strenge

[1]) Der Versuch scheiterte endgültig im Frühjahr 1836. Den hierauf bezüglichen Briefwechsel, darunter manche sehr eingehende Schreiben des Kanzlers Müller, hat Gagern in einem Konvolut gesammelt, das die Überschrift trägt: „Weimariana und andere quasi odiosa."

[2]) Vgl. das Schreiben M. v. Gagerns an Böhmer, dat. Hornau 1836, April 17.

Wahrheitsliebe war seinem geraden, ehrlichen Charakter besonders sympathisch. Der Begründer der Kaiserregesten aber gewann Max von Gagern bald so lieb, daß er urteilte, er schätze ihn in bezug auf Kenntnisse, Genialität, Herz und Charakter vor allen seinen jüngeren Freunden.[1])

Durch Böhmer wurde Gagern nicht bloß in rein historischer Hinsicht eine „neue Welt" erschlossen; auch die meist nur gelegentlich in einzelnen scharfen Ausdrücken kundgegebenen eigentümlichen Anschauungen des Frankfurter Historikers über politische, nationale und kirchliche Fragen gaben ihm viel nachzudenken und dies um so mehr, weil sie in wesentlichen Punkten prinzipiell von den in der Gagernschen Familie herrschenden Ansichten abwichen. „Obgleich Protestant, war Böhmer historischer Reichsfreund und sah es nicht als notwendig und wünschenswert an, daß die Zukunft Deutschlands — des durch die Reformation zerspaltenen, durch den Reichsdeputationshauptschluß mißhandelten und durch den Wiener Kongreß von 1815 unter fremder Einmischung schlecht hergestellten Deutschland — künftig in einheitlicher Gestaltung ausschließlich von Preußen aus unternommen würde. Er war besonders gegen die Omnipotenz des Staats, des von Friedrich Wilhelm IV. später so glücklich bezeichneten abstrakten Nackerstaates, welchem — sei es mit monarchischer cäsaropapistischer Spitze, sei es mit parlamentarischem Apparat — die Allgewalt zustehen müsse, über alle Gebiete des Leibes und der Seele gesetzgeberisch und polizeilich zu verfügen, ohne Rücksicht auf gutes Herkommen und wahren deutschen Nationalcharakter.

„Böhmer war in diesem Sinne ausgeprägter bundesunmittelbarer Republikaner, altreichsstädtischer Legitimist. In diesem Sinne behauptete er eifrig, das Gebiet der Seele und des Gemüts, die geistige Freiheit vor Gott, dürfe nicht in eine territoriale Kirche eingezwängt werden, schon nach der Uranschauung der ersten Christen müsse das geistige ‚Vaterland größer sein'; an die allgemeine christliche Kirche seien die alten und positiven protestantischen Glaubensbekenntnisse, besonders sein lutherisches, doch immer noch angelehnt gewesen, und wer sich auf den Standpunkt der bloßen Negation und Feindschaft gegen den Papst stelle, der stehe eigentlich außerhalb des vertragsmäßigen Reichs- und Kirchenfriedens."[2])

Böhmers Grundanschauung von der Schädlichkeit der Glaubensspaltung für die ganze Entwicklung der nationalen, kaiserlichen Einheit Deutschlands war Gagern neu, nicht aber die feindseligen Urteile des Frankfurter Historikers über Preußen. Schon in den Kinderjahren, später auf dem Gymnasium zu Kreuznach hatte er tiefe Abneigung gegen „die Preußen"

[1]) S. Janssen, Böhmer (Freiburg i. Br. 1868) I, 200.

[2]) Mit obigen Worten schildert Gagern in seinen „Jugenderinnerungen" S. 24 die Ideen Böhmers.

bemerkt.[1]) Auf den Universitäten aber stand Preußen als die Regierung im Ruf, welche die Demagogenjagd am schärfsten betrieb. „Die deutsche Burschenschaftverbindung," sagt Gagern, „war direkt gegen Preußen feindlich und lag in Heidelberg gegen das Korps der Borussen am häufigsten auf der Mensur. In den Niederlanden hatte ich weder auf der Universität Utrecht noch später im Zivil- und Militärdienst Sympathien für Preußen gefunden, bei den Belgiern ohnehin nicht, bei den Holländern aber von 1830 an um so weniger, seitdem König Friedrich Wilhelm III. als nächster deutscher Nachbar und Verwandter der Oranier diesen keine Hilfe leistete. Bei den Rheinländern aber bemerkte ich, daß der Gesamt-Name ‚Preußen' ihnen immer verhaßter wurde. Hiernach war ich in der Zeit meiner reichsgeschichtlichen und -politischen Studien keineswegs voreingenommen für Preußen als Ziel meines öffentlichen Wirkens."

Wenn Max von Gagern sich trotzdem schließlich für die Niederlassung an einer preußischen Universität entschied, so war hierfür besonders der Einfluß seiner Familie bestimmend. Sein Bruder Heinrich hatte sich als Führer der liberalen Opposition in der Zweiten Kammer der hessischen Stände für den dortigen Staatsdienst unmöglich gemacht und seine Entlassung ohne Pension genommen. Noch zweimal in den Landtag nach Darmstadt gewählt, mußte er sich überzeugen, daß er unter den gegebenen Umständen zur Erreichung seiner politischen Ideale wenig oder nichts mehr würde tun können. Er zog sich deshalb ganz von der politischen Tätigkeit zurück, um als Pächter des väterlichen Familiengutes Monsheim seine Zeit abzuwarten. Natürlich war er in solcher Stimmung gerade damals, als auch Max sich für eine neue Laufbahn vorbereitete, ein doppelt teilnehmender „Berater". Bei seiner Geringschätzung kleinstaatlicher Verhältnisse war Heinrich der Ansicht, daß sich Max nur für eine preußische Universität und zwar für Bonn rüsten sollte. Entscheidend aber wurde der Einfluß von Fritz, der durch seinen Charakter, seinen Geist und sein Wissen die erste Autorität für Max geworden war. Schon am 8. April 1835 schrieb er diesem: „Was die Frage betrifft, wo Du Dein Glück versuchen sollst, so ist es politisch genommen in Deinem Fache ziemlich gleichgültig, wo man anfängt, und die literarische Weltbürgerschaft erleichtert den Übergang von einem Lande in das andere. Bonn wäre mir am liebsten gewesen, schon als preußische Universität, Stadt von mittlerer Größe, — und dann wegen der Nähe der Heimat. Wo man sich auf Neid und Mißgunst gefaßt machen muß, ist es doch besser, anfangs nicht ganz isoliert zu stehen. Die Hauptsache bleibt, gut vorbereitet zu sein; das wo wird sich dann schon finden. Ja, wenn Du in Deutschland auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen solltest, könntest Du es vielleicht in der Schweiz versuchen."[2])

[1]) Vgl. oben S. 8 u. 12.

[2]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 224.

In der Folge erhob Fritz seine Stimme umso lauter zugunsten einer preußischen Universität, weil ihm seit längerer Zeit nach seiner Würdigung der deutschen Verhältnisse nur von Preußen eine Umgestaltung derselben in einheitlicher und national großstaatlicher Richtung möglich, wahrscheinlich und daher notwendig dünkte. Fritz verfocht diese Anschauung mit so viel Geist und Verstand, daß bei Max die gegenteiligen Einflüsse ihre Kraft verloren, ja daß er schließlich für das politische Programm der preußischen Führerschaft in Deutschland gewonnen wurde, dem er anfangs nur eine schwankende Sympathie entgegenbrachte. Dem Vater lagen solche Gesichtspunkte für die Wahl einer Universität nicht nahe. Viel wichtiger schien ihm der Umstand, daß in Bonn seinem Sohne gerade für die ältere deutsche Reichsgeschichte kein bedeutender Historiker im Wege stehen würde.

So entschloß sich denn Max im November 1835, die ersten vorbereitenden Schritte in Bonn zu tun. Er fand dort eine so gute Aufnahme, daß er befriedigt und beruhigt nach Hornau zurückkehrte. Auf seinen Bericht sprach Fritz seine größte Freude aus, daß seine Vorsätze nun auf einer festen Basis ruhten. Er billigte es auch sehr, daß sich Max vorzugsweise dem historischen Fache widmen wollte, denn er war überzeugt, daß seine Eigenschaften und Fähigkeiten ihn darauf hinwiesen; dahin rechnete er vor allem die Gabe, zu beobachten, zu beurteilen und darzustellen. Außerdem habe das historische Fach auch den von Max gewünschten Vorteil, daß er nicht gezwungen sei, sogleich politisch Partei zu ergreifen. Lange freilich lasse sich eine solche Neutralität nicht erhalten, denn die historische Beurteilung hänge mit den Fragen der Politik eng zusammen.[1])

Abweichend vom Vater und den Brüdern hatte Gerd Eilers, der einstige Kreuznacher Gymnasialdirektor, damals Rat am Provinzialschulkollegium zu Koblenz, seinem ihm lieb gewordenen Schüler von der Habilitation in Bonn entschieden abgeraten. Nicht als ob er geglaubt hätte, daß es Max dazu an wissenschaftlichem Geist und Kenntnissen fehle; „aber," sagt Eilers, „ich kannte ihn und das Universitätsleben zu genau, als daß ich nicht mit Bestimmtheit eine für ihn schmerzliche Enttäuschung hätte voraussehen sollen." Eilers war für eine Habilitation in Berlin; in Bonn, fürchtete er, da Perthes bereits das von Gagern gewählte Fach besetzt habe, werde es ihm an Hörern fehlen. Zugleich meinte der väterliche Freund: „Sie werden auch nie in die Taktik kleinlicher Sympathien und Antipathien eingehen können, wie das in kleinen Universitätsstädten nötig ist, wenn man eine Stellung gewinnen will.[2])

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 233—234. Vgl. 231ff.

[2]) Eilers an Gagern, dat. Koblenz 1835, Januar 14.

Mit allem seinem Abraten brachte es Eilers jedoch nur dahin, daß Gagern erklärte, die Sache nochmals mit seinem Vater überlegen zu wollen. Wie vorauszusehen, blieben Vater und Sohn bei dem einmal gefaßten Beschlusse und nun erst tat Eilers die gewünschten Schritte.[1]) Im Januar 1836 erkrankte die Mutter von Max lebensgefährlich an einer Lungenentzündung. Heinrich und Moritz eilten sofort herbei und wechselten mit Max in den Nachtwachen ab. Auch Fritz kam aus Holland herüber, fand jedoch die Mutter schon außer Lebensgefahr.[2]) Einige Zeit waren nun die Brüder in Hornau vereinigt. Wie sehr ihnen der väterliche Wunsch vorschwebte, sie möchten unter allen Umständen einig bleiben und treu einander unterstützen, zeigt der in diese Zeit fallende Schwur von Friedrich, Heinrich und Max auf dem Staufen.[3])

[1]) S. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben I, 285, 286. Vgl. Eilers an Gagern, dat. Koblenz 1835, Nov. 3.

[2]) S. Leben II, 1, 240.

[3]) Vgl. oben Seite 1 und 2.

Sechstes Kapitel.

Privatdozent für Geschichte an der Universität zu Bonn. Der erste preußische „Kulturkampf". 1837—1840.

Im Frühling 1836 siedelte Gagern mit seiner Familie nach der schönen rheinischen Musenstadt über. Fast anderthalb Jahre vergingen hier zunächst mit vorbereitenden Schritten. Vor allem mußte eine lateinische Dissertation, zu deren Thema Gagern das Leben Kaiser Arnulfs gewählt hatte, fertig gestellt werden, um damit den Doktorhut zu erwerben. Mit umso größerem Fleiß wurde diese Arbeit gefördert, als Gagern seit der am 1. Oktober 1836 erfolgten Geburt seines ersten Kindes Karoline immer mehr der schweren Aufgabe bewußt geworden war, „mit äußerst beschränkten Mitteln den ersehnten eigenen Herd zu gründen".

Die Aufnahme seitens der Professoren in Bonn war im allgemeinen eine recht freundliche,[1]) namentlich der Archäologe Welcker kam Gagern sehr entgegen, ebenso der Philologe Ritter. „Wenn ich in meiner eigenen kleinen Welt nicht so viele Ursachen der Zufriedenheit hätte," schreibt Gagern am 26. Juli 1836 an seinen Bruder Heinrich, „so wären die Nachrichten, die mir die Post bringt, nicht dazu gemacht, mir einen heitern Augenblick im Tag zu schaffen; der Mutter beständiges Leiden quält auch die Entfernten, wie viel mehr ist der arme Vater zu bedauern, der nicht *ein* frohes Bild, weder nahe noch ferne, vor sich sieht. Doch von hier kann ich Dir melden, daß wir alle drei wohl und munter sind. Für meine Person bin ich ziemlich fleißig. Diesen Sommer muß ich meine Arbeit beendigen. Alsdann weiß ich noch nicht, ob ich hier oder absens auf einer andern Universität promovieren werde. Zu letzterem hat mir besonders Welcker geraten, der hier etwas gilt. Es würde mich weniger unangenehmen Berührungen aussetzen, meint er, und ich hätte mich nicht in so *vielen* Fächern vorzubereiten. Im ganzen begegne ich hier doch mehr Aufmunterung als Abschreckendem. Unsere Bekanntschaften erweitern sich absichtlich langsam. Die Arndtsschen[2]) sind uns aber besonders freundlich."

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 248, 249.

[2]) Ludwig v. Arndts, der berühmte Rechtslehrer, der 1839 einem Rufe nach München folgte.

In einem Briefe an Bruder Heinrich vom 9. Oktober 1836 heißt es: „Deine letzten freundlichen Zeilen haben mir wahrhaft das Herz gehoben. Wenn ich es Dir glauben darf, daß ich ein Hauptfaden bin, durch den Du mit der geistigen Welt zusammenhängst, so bist Du dagegen der Knäuel, auf dem allein ich meine Herzensfäden aufwickeln kann, wie sie sind. Vor allem drücke ich Dir meine Freude über die Monsheimer Einigung aus. Du hast also wieder festen Boden unter Dir; Du wirst mutig und fest darauf stehen wie immer; aber was ich für Dein Unternehmen fühle, ist mehr als ein Wunsch; Du sollst auch unsrem Namen und unsrer Sache eine neue Heimat gründen, eine neue Welt in dem alten Monsheim verschaffen. Ich will Dir nun meine geistige Welt ganz ehrlich erschließen. Vier volle Monate bin ich jetzt hier. Von meiner Arbeit kann ich mir keinen öffentlichen Erfolg erwarten, schon weil das obligate Latein ein Hindernis ist; ich hoffe aber doch, um Weihnachten damit absens in Halle mir das Doktordiplom zu erwerben; dazu haben mir die meisten Herren der Fakultät selbst geraten, denn sie wollen mich doch nicht einem eben fertig gewordenen Studenten gleichstellen und mir lieber ein eigentliches Schulexamen ersparen. Meine Stellung hier muß unabhängig bleiben. Was meine eigene Ansicht von mir und meinem Unternehmen betrifft, — so kennst Du mich ja, lieber Alter! Einmal bin ich vertrauensvoll, kühn bis zur Begeisterung —, ein andermal unzufrieden, mißtrauisch in meine Kräfte bis zur Verzweiflung, — woran wohl meine oft gestörte Gesundheit wesentlich schuld ist — aber meine Ehre, mein Geist selbst ist verpfändet, ich *muß* die Sache durchführen. Es würde wohltätig auf mich wirken, wenn ich in politischen Fragen etwas mehr Anklang oder Reibung, Beschäftigung oder Zerstreuung fände. Ich habe immer stärker die Neigung, über diese Fragen nachzudenken; Gedanken und Wünsche sind aber, wann sie keinen Entschluß und keine Tat erzeugen, wie unfruchtbare unglückliche Eltern, die kein Kind bekommen. Bis jetzt finde ich in der politischen Welt um mich her nicht einmal einen Platz für meine Wünsche. Zuweilen, wenn ich mich in dieser menschenreichen, aber armseligen Zivilisation so recht angeekelt und vereinzelt fühle, kann mich nichts mehr erquicken als die Vorstellung, in einer möglichen Zukunft in den westlichen deutschen Staaten von Nordamerika eine freie Scholle zu erwerben, diese Art von Jugend des Menschenlebens noch einmal zu teilen, ein freies, schönes Gut, ein Neu-Hornau, zu gründen, wo sich die Kinder noch frei bewegen und ausbreiten könnten . . . Eine solche Aussicht erleichtert mir die Bürde des Augenblicks. Doch ich kehre zur Wirklichkeit zurück und erzähle Dir noch, wie viel Ursache ich habe, in ruhigen Stunden glücklich zu sein. Ich vergesse nicht, was es heißt, eine herzlich treue, edle und verständige Frau zu haben und einen Engel von einem Kinde. Franzina ist mehr für mich, als ich für sie sein kann. Ihre stille Zufriedenheit beschämt mich

oft, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich so wenig tue, ihre Liebe zu vergelten durch Heiterkeit und Sorgfalt für sie. Mein inneres Hauswesen Dir zu zeigen, darauf, lieber Alter, darf ich mich doch freuen."

Das Leben Kaiser Arnulfs, für das Gagern auch noch ungedruckte Urkunden heranzog, gelangte unterdessen zum Abschluß.

„Ich rücke jetzt mit jedem Monat meinem Ziele näher," meldet Max seinem Bruder Heinrich am 20. November, „meine Dissertation ist schon seit vierzehn Tagen unter der Presse, alsdann geht der Tanz los, und es wird sich bald zeigen, ob ich zugelassen werde, woran jedoch wenige zweifeln. — Meine Schwiegermutter ist vor vier Wochen aus Holland zu uns gekommen und ist recht zufrieden, bis auf die enge Wohnung hinter dem Münster, die sie unpassend für das Kind findet. Durch sie haben sich unsre Finanzen jetzt etwas gebessert, seit dem Tode ihres zweiten Mannes. A propos, die Weimarschen Herrschaften waren hier und haben mich zur Tafel eingeladen, seitdem sind meine Aktien in Bonn um $1\frac{1}{2}$ % gestiegen; nochmals aber um $2\frac{1}{2}$ %, da mich mein alter Chef, Herzog Bernhard von Weimar, zweimal besucht hat und ich ihm ein Souper gegeben, wozu ich einige der ersten Professoren, besonders Schlegel, geladen habe."

Im Dezember war endlich Gagerns Dissertation über Kaiser Arnulf im Druck fertig geworden.[1]) Am 14. des genannten Monats übersandte er sie seinem verehrten Lehrer Böhmer, indem er sehr bescheiden nur deren Mängel betonte. „Meine Unzufriedenheit über diese Arbeit," sagt er, „hat mir übrigens den Mut und die Freude an der Sache selbst und an dem gewählten Beruf keineswegs genommen. Ich komme jetzt meinem Ziele näher, und wenn ich zugelassen werde, so ist mein Wunsch, nächsten Sommer in einem Publicum unsre Kaisergeschichte bis auf Max I. vorzutragen; ich will mich bestreben, zunächst von der Persönlichkeit jedes einzelnen Kaisers ein geschlossenes lebendiges Bild zu geben. Wenn mir dieser erste Versuch nicht mißlingt, so will ich mich zu einer wahren Kaiser- und Reichsgeschichte rüsten; alsdann freue ich mich, der erste zu sein, der, wie Sie es wünschen, die Regesten als Gerippe der Chronologie und wohl als etwas Gehaltreicheres zur Hand halten wird; fortgesetzter Fleiß und die immer steigende Freude an dem großen Gegenstande werden, hoffe ich, es mir möglich machen, jenes Gerippe mit den Muskeln und dem Fleische zu bekleiden, welche es den Enkeln und Erben noch achtungswert machen sollen. Wenn mir dieses nicht gelingen sollte, so werde ich bald selbst schweigen, lieber, als hinter meinen eigenen Hoffnungen zurückbleiben. Dann allerdings möchte ich etwas anderes vortragen als eine allgemeine Geschichte des Mittelalters, worin Mohren und Assassinen mit gleicher Liebe behandelt werden als unsre Städte oder Ritterorden. Von

[1]) Vita Arnulfi Imperatoris, Bonnae 1837.

Ihnen, verehrtester Herr Oberbibliothekar, der Sie in unsrer Geschichte unter den ersten Vorkämpfern stehen, von Ihnen möchte ich in meinem Unternehmen geleitet und, wenn ich es einmal verdiene, aufgemuntert werden."

Böhmer, der schon am 12. Februar 1837 in einem Briefe an Guido Görres der auf die Vereinigung der Chroniken und Urkunden gebauten Arbeit Gagerns sein Lob gespendet hatte,[1]) antwortete diesem wie folgt: „Euer Hochwohlgeboren gütiges Schreiben vom 14. Dezember vorigen Jahres nicht gleich beantwortet und das für die Stadtbibliothek und mich beigefügte sehr erfreuliche Geschenk gebührend verdankt zu haben, bedaure ich jetzt, da ich, in den Vorbereitungen zu einer italienischen Reise begriffen, den eingehenderen Brief, auf den ich es abgesehen hatte, doch nicht zu Stande bringe. Gewiß sind die Äußerungen Ihres mir sehr werten Schreibens in jeder Beziehung zu bescheiden. Vielmehr scheint mir Ihre Vita Arnulfi nach Form und Inhalt eine sehr tüchtige Arbeit, wie wir wenige Leben der Kaiser besitzen. In erster Beziehung weiß ich nur das auszusetzen, daß nicht oben am Rand jeder Seite das Jahr steht, was beim Nachschlagen wegen einer einzelnen Tatsache angenehm wäre, indem der sonst so zweckmäßig benutzte Rand durch die bloße Angabe von Monat und Tag in chronologischer Hinsicht nicht leitend genug ist. — Bei dem Ziel, die Angaben sämtlicher Quellen möglichst in ihren eigenen Worten zu vereinigen, finde ich auch die Anwendung der lateinischen Sprache zweckmäßig und Sie haben das nicht gar häufige Verdienst, daß Ihr Latein verständlich ist. Die Erörterung der Ihnen unterwegs aufstoßenden, einer Erläuterung bedürfenden Punkte finde ich gehaltvoll und im richtigen Verhältnis zum Ganzen.[2])

[1]) S. Janssen II, 245, und Böhmer, Urkunden Kaiser Ludwigs des Baiern, Frankfurt 1839, XIII, Anm. Vgl. auch das Urteil des Bruders Fritz in dessen Leben II, 1, 254, und das Schreiben von Eilers an Gagern, datiert Koblenz 1836, Dez. 11.

[2]) Es folgen hier in dem Schreiben nachstehende Bemerkungen: „Zu Seite 6 und folgende hat mich unser Herr Syndicus Thomas auf die Stelle im Capitular Carls II. von 859 (Pertz, Monumenta 3, 462) aufmerksam gemacht, worin dieser sich auf den heiligen Gregor und consuetudo olitana beruft für die Behauptung reges ex genere (regio) prodeunt. Die Stelle des Gregor bei Bouquet 7, 639 Note b heißt: In Persarum quoque Francorumque terra reges ex genere prodeunt. Seite 58 heißt natalis so viel als Sterbtag, der Tag, an welchem ein Heiliger dem Himmel geboren wird, wie Sie in jedem Glossar finden. Seite 67, das Diplom kann wegen der Indiktion nur vor dem 24. September (an welchem diese immer wechselte) gesetzt werden. Ich habe es zu meinem Bedauern übersehen, Ihnen die Diplome Arnulfs mitzuteilen, deren chronologische Schwierigkeiten ich bei Abfassung der Regesta Carolorum nicht zu beseitigen wußte; die meisten haben Sie nun wohl selbst gefunden; ein Paar würde ich wahrscheinlich noch nachtragen können. Seite 86, der hier erwähnte Bischof starb nach dem Merseburger Nekrolog in Höfers Zeitschrift 3 id. Juli; hiermit wäre also der Tag der Schlacht bestimmt. — Würden wir Sie nochmals hier sehen, so würde ich Ihnen den nun bis zur karolingischen Periode vorgeschrittenen Codice diplomatico di Toscana von Brunetti vorlegen, in welchem sich viele wichtige chronologische Untersuchungen finden."

„Herr Contzen, den Sie seinerzeit auf unserer Stadtbibliothek gesehen haben, hat nun ein recht gutes Buch: ‚Die Geschichtschreiber der Sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften', Regensburg 1837, herausgegeben. Mehr noch werden Sie vielleicht die ‚Jahrbücher des Deutschen Reichs in der sächsischen Periode' interessieren, welche Ranke herausgibt und deren erste Abteilung, Heinrichs I. Leben von Waitz, seit ein paar Tagen in meinen Händen ist. Diese Unternehmung hat in der chronologischen Ordnung, der Berücksichtigung der Urkunden manches Verwandte mit Ihrer Behandlung Arnulfs.

„So gewinnt die deutsche Nation immer mehr eine echte Geschichte; hoffen wir, daß diese ihr bleibe, wo so vieles zusammenstürzte, wo so vieles ruiniert und bedroht ist.

„Pertz hat in wenigen Wochen den 4. Band der Monumenta, die Fortsetzung der Leges bis ins 14. Jahrhundert enthaltend, vollendet, und geht dann an die Scriptores des 10. Jahrhunderts, von dem oben erwähnten Dr. Waitz unterstützt. Mein nächstes Buch sind die Regesten Ludwigs des Bayern und seiner Zeit, wofür ich meine Sammlungen als geschlossen ansehe.

„Indem ich zu jeder literarischen Auskunft, die Sie wünschen möchten, jederzeit herzlich gern bereit bin, bitte ich Sie, mich ferner in freundlichem Andenken zu behalten, der ich mit aufrichtigster Hochachtung bestehe

Ihr ergebenster Diener

Böhmer.

Frankfurt, 18. März 1837."[1])

Wie bei Böhmer, so fand Gagerns Dissertation auch bei der philosophischen Fakultät zu Halle eine sehr beifällige Aufnahme. Das Urteil, von Heinrich Leo verfaßt, lautete: Die Schrift stelle das vorhandene Material so vollständig und einsichtsvoll zusammen und sei ein so genügender Beweis der Kenntnisse und des Fleißes des Verfassers, daß dessen Promotion ohne sein persönliches Erscheinen oder höhere Anfrage unbedenklich sei. Demgemäß erkannte die Fakultät Gagern am 12. Januar 1837 magna cum laude das Doktordiplom zu. Freudig meldete er dies am 9. Februar seinem Bruder Heinrich, betonend, das Ergebnis übertreffe seine Erwartung. Nun seien nur noch die weiteren Förmlichkeiten für seine Habilitation in Bonn zu erledigen, die sich allerdings so hinausziehen dürften, daß er für den Sommer noch keine Vorlesungen werde ankündigen können, „doch der Philosoph und gar der Doktor, dem der Hut noch über dem Kopfe schwebt, behält die Seelenruhe — oder etwas Ähnliches, im Surrogat. Unter-

[1]) Dieses wie die später unten mitgeteilten Schreiben Böhmers fehlen in der Ausgabe Janssens.

dessen arbeite ich fort; ich erweitere aber auch den Kreis meiner Bekanntschaften und ich will Dir nur zwei derselben erwähnen: Zu Spaziergängen holt mich öfter der Amerikaner Duden ab; der ist nämlich ein gewesener preußischer Staatsanwalt, der drei Jahre drüben war, dort auch noch eine Besitzung hat und schriftstellerisch Propaganda macht. Er ist interessant und verführerisch, doch warum ist er wieder hier? Der zweite ist ein junger Gelehrter, Hermann Müller, aus Werden am Niederrhein[1]); er war früher schon preußischer Verwaltungsbeamter, Stellvertreter eines Landrats und zu dieser Stelle wiederholt selbst gewählt, — doch nicht bestätigt, weshalb er unwillig austrat. Er wohnt jetzt mit Frau und vier Kindern eine Stunde von hier, in Plittersdorf, und treibt auch deutsche Geschichtsstudien. In vielen Ansichten stimmen wir überein; er ist nur etwas unpraktisch und gar zu streng; doch erfreue ich mich an seinem idealen Charakter. Seine Frau, eine Kölnerin, ist recht gebildet und ein guter Umgang für Franzina, voll Herz und Verstand, dabei ganz kindlich und altdeutsch. In der Woche gehe ich abends nicht aus, aber Sonntags bin ich entweder bei Professor Naumann, unserm Hausarzt, dessen schöngeistige Frau gerne Leute sieht und wo man auch den alten Welcker sowohl als die 2 jungen Enkel Goethes zu finden sicher ist; oder ich besuche die italienische Flüchtlingsfamilie Marquis Arconati, Verwandte Collegnos, mit denen der politische Dichter Giovanni Berchet lebt; das alles sind interessante Leute."[2]) Je mehr Gagern in Bonn heimisch wurde und ohne daß er unter den katholischen Eingeborenen, geschweige den Geistlichen, irgendwelche Bekanntschaften anknüpfte, desto deutlicher gewann er den Eindruck, „als ob die seit zwanzig Jahren dahin verpflanzte preußische und protestantische Welt von Beamten, Professoren, Militär gleichsam als eine zwar höher gebildete, aber fremdartige Menschenschichte über dem einheimischen, gutmütigen Bürgertum der alten rheinischen Stadt gelagert und vornehm abgesondert lebte."

„Das alles hinderte nicht," schreibt Gagern in seinen Erinnerungen, „daß doch alle Beweggründe meines Weiterkommens zum Ziele der Dozentenlaufbahn mich darauf hinwiesen, zunächst in der offiziellen und gelehrten Welt weitere Verbindungen zu suchen, einzugehen und zu unterhalten. Unter den Professoren waren immerhin manche in religiösen Fragen unbefangen oder indifferent, die mich sehr freundlich aufnahmen."

Noch volle vier Monate vergingen für Gagern mit Warten, ungeachtet eines höflichen Antwortschreibens des Ministers von Altenstein an den Vater, der sich direkt bei ihm erkundigt hatte. Im Juni erfolgte der längst versprochene väterliche Besuch schon in der neuen, im Mai

[1]) Sollte lauten: an der Ruhr.

[2]) G. Berchet, den bekannten italienischen Emigranten, lernte Gagern durch Welcker kennen. Vgl. Passanisi, G. Berchet, Torino 1888.

bezogenen hübschen Wohnung, die inmitten von Gärten und Feldern vor dem Koblenzer Tor lag. Die lateinische Probevorlesung über „Bundesverfassungen alter und neuer Zeit“ war eben vorher glücklich überstanden. Das Kolloquium darüber wurde Gagern wesentlich dadurch erleichtert, daß August Wilhelm von Schlegel, der ein sehr elegantes Latein sprach und sich dessen bewußt war, ihn kaum zu Worte kommen ließ, während der belletristische Historiker Löbell sich ausnahmsweise der Dispens von der Sprache Ciceros bediente. Auch die deutsche Probevorlesung, welche „den gegenwärtigen Stand und Geist der deutschen Geschichtsforschung“ behandelte, wurde noch glücklich im Sommersemester 1837 gehalten, so daß Gagern „im frohen Selbstgefühl überstandener Mühseligkeiten und errungener Selbstständigkeit“[1]) in die Ferien rheinaufwärts nach Hornau und Monsheim reisen konnte.

Die Probevorlesung ist von warmem patriotischem Geiste durchweht und schlägt in packender Weise die nationaleinheitliche Seite an. „Von der alten Pracht des Reiches,“ heißt es darin, „ward auch das letzte Sinnbild hinweggenommen; — auf einer andern Basis sind die neuen Staaten Deutschlands gegründet; — die Geschichte des Reichs ist jetzt ein geschlossener großer Akt! — Aber die deutsche Nation hat nicht aufgehört zu sein! — Germanisches Blut, germanische Sprache hat unverfälscht schon Jahrtausende getrotzt. Immer treu, immer männlich, ja ungebeugt, wenn am schwersten das Schicksal auf ihm lastet, — wird es uns erblich sein, mein großes Volk!“

Mit besonderer Wärme gedenkt Gagern in seiner Rede des Freiherrn vom Stein und des „großartig vaterländischen Unternehmens der Monumenta Germaniae“ sowie der andern selbständigen Grundlagen, welche das wiedererwachende deutsche Geschichtsstudium neuerdings in der „altdeutschen Geographie und Philologie“ gezeitigt habe. „So wird dann,“ ruft er am Schluß aus, „die deutsche Nation immer mehr eine echte Geschichte gewinnen — einen Spiegel, worin sie sich hoffentlich noch so gut wiedererkennen, — ein Bild, woran sie sich so erfreuen könne, daß sie sich nicht ferner — gleichsam Zerstreuung suchend — nach dem flachen Weltbürgertum zu sehnen brauche, — daß sie sich nicht ewig selbst verleugne — auch diese Warnung ist eine Aufgabe der Nationalgeschichte. Doch Sie erwarten nicht, daß hier mehr gesagt werde über den Nutzen, die Notwendigkeit unsrer Nationalgeschichte. Dazu würden mir wahrlich die Worte fehlen. Nur ein Zweifel bleibt mir zu beseitigen. — Man hat in neuerer Zeit behauptet, — es lasse sich die ältere deutsche Geschichte nicht aus der allgemeinen Geschichte des Mittelalters herausreißen, — es sei in jenen Zeiten dem National-Unterschiede keine Hauptrolle zuteil geworden, es müsse daher das ganze Mittelalter nicht nach Nationen, — sondern nach geistigen Richtungen eingeteilt und geschildert werden. — Ich kann darauf nur

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 263.

kurz erwidern: — Ich gebe zu, — ein großes vorherrschendes Interesse bewegt jedes Jahrhundert, — bewegt jeden Tag; — es zu erkennen, es in der Verwicklung der Zeiten niemals zu verlieren, — ist allerdings die Aufgabe des Geschichtsmannes. Doch nimmermehr läßt sich die freie Mannigfaltigkeit des Völkerlebens in eine Geschichte des abstrakten Gedankens verwandeln, — und der Held, der sein Jahrhundert mit sich fortgerissen, — soll nicht mit fatalistischer Feder als das willenslose Aushängeschild des Zeitgeistes gemalt werden. Der Geschichtsschreiber und Lehrer hat darin einen hohen Beruf, er darf nicht nur als Richter erscheinen, — er darf auch als Gesetzgeber die Regeln der Beurteilung festsetzen. — So ist es ihm erlaubt, den Geist ganzer Zeitalter rückwärts nach den Gesetzen und Einsichten des seinigen zu richten, — allein es ist seine Pflicht, die einzelnen Erscheinungen in jedem Jahrhundert — soviel es möglich ist — mit den Augen der Zeitgenossen zu sehen und die Geschichte eines bestimmten Volkes in dem Geist dieses Volkes zu erfassen. — Und wem dürfte dann unsre Nation zu irgendeiner Zeit zu unbedeutend vorkommen, als daß ihre Geschichte nicht für sich allein auftreten könnte?

„Sie allein kann ihre Geschichte des Mittelalters selbständig vortragen — denn sie, die Nachfolgerin im heiligen römischen Reiche, hat bis zur Reformation an der Spitze der Christenheit gestanden. Wo wäre wohl eine schönere Einheit zu finden als die Reihe unserer deutschen Kaiser, deren Größe zuweilen selbst die Zersplitterung des Reiches vergessen läßt? wo eine frischere Mannigfaltigkeit, als durch unsre ganze Geschichte hindurch das wechselnde Bild sie hervorbringt, wie — einer nach dem andern — fast alle deutschen Stämme mit ihrem Fürstenhause einmal im Vordergrunde erschienen sind, zuerst die Franken mit ihren Merowingern und Karolingern, dann die Sachsen unter ihren Ottonen, wiederum die Franken, die Schwaben, nur kurz die Bayern, aber selbst die deutschen Böhmen mit ihren Luxemburgern, die Österreicher mit Habsburg und seit einem Jahrhundert — auch ohne die Kaiserkrone — zu verschiedenen Zeitpunkten mit dem kühnsten Schwunge — ohne Zweifel Preußen. — Es ist ein wunderbares Schauspiel, von der Höhe der allgemeinen Weltgeschichte herab das Gebiet vieler Völker zugleich zu überblicken, aber leicht erscheinen von da dem Beurteiler die Gestalten gar zu klein, während er selbst durch die hohe Stellung doch nicht größer wird. Darin ist der engere Gesichtskreis der Geschichte eines Volkes, am meisten des eignen, dem politischen Geschichtsmanne anziehender und nützlicher. Aber die Geschichte überhaupt ist nicht die Wissenschaft, die dem Menschen täglich sagen soll, daß er mit seinen Werken klein, abhängig und vergänglich ist — dazu genügt ein Blick zu dem gestirnten Himmel, — sie soll ihn daran erinnern, wie groß durch eigene Kraft er werden kann, sie soll ihn fühlen

lassen, daß er vom göttlichen Geschlechte ist; — das ist die Aufgabe der Geschichte; es ist vor allen der Geist der Nationalgeschichte."

Die beredten Worte Gagerns fanden bei den zahlreich anwesenden Professoren und Studenten lauten Beifall. Von verschiedener Seite wurde er aufgefordert, seine Rede drucken zu lassen, was er jedoch in seiner Bescheidenheit ablehnte. Indessen sandte er eine Abschrift an Böhmer. Es ist bemerkenswert, daß dieser unbeugsame Preußenhasser darüber hinwegsah, daß Gagern am Schlusse hervorhob, daß, wie einst die verschiedenen deutschen Stämme mit ihren Dynastien Träger der Kaiserkrone geworden seien, so schließlich auch Preußen dazu berufen werden könne, die leitende Rolle zu übernehmen. Die Antwort Böhmers lautete:

„Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 4. d. M., Ihre Rede und die 2 kaiserlichen Originale habe ich richtig erhalten. Letztere waren ungedruckt und sehr willkommen. Sie sind abgeschrieben. Aber wie soll ich sie Ihnen wieder schicken? Die Briefpost nimmt keine Päckchen in 4°, so viel ich weiß.

„Ebenso dankbar bin ich Ihnen für Ihre Rede. Möchte die Geschichte unseres Vaterlandes doch auf allen Universitäten so aus dem nationalen Standpunkt aufgefaßt werden, der dann auch zum richtigen Verständnis der Gegenwart leitet, deren Ansicht durch den Kampf der Parteien getrübt und erschwert wird. Die Kenntnis des rechten Sollens wird dann auch zum rechten Wollen führen.

„Seit Freitag Morgen ist H. Archivrat Pertz hier und wohnt in meinem Gartenhause. Anfangs wollte er nur einen oder 2 Tage bleiben. Gestern aber entschloß er sich, nicht nach Montpellier zu gehen, sondern nur seinen Gehülfen, den Dr. Waitz, der auch schon abgereist ist, mit der Collation des Flodoard zu beauftragen. Er selbst will jetzt noch bis Mittwoch Abend bleiben und dann nach der Schweiz gehen, wo noch mehrere der kleinen urkundlichen Annalen für den V. Band der Monumenta aufzusammeln sind. Aus der beabsichtigten Gebirgspartie wird aber leider nichts werden, teils weil Pertz hier eine kleine Arbeit noch beendigen will, teils weil sein heutiger und morgiger Abend schon besetzt sind. So müssen wir denn auf die Zusammenkunft in Kronthal verzichten, so viel Freude es auch Pertz gemacht haben würde, Sie daselbst kennen zu lernen. Wenn doch ein Zufall Sie mittlerweile herführte. — Mit herzlicher Verehrung und Ergebenheit ganz der Ihrige, Böhmer. Frankfurt, 21. August 1837."

Für das Wintersemester 1837—38 hatte Gagern eine öffentliche unentgeltliche Vorlesung aus dem Gebiet der deutschen Reichsgeschichte und zwar über die Zeit der Karolinger angekündigt, sodann ein Kollegium über „Politik", d. h. in der damaligen wissenschaftlichen Bedeutung Allgemeines Staatsrecht nebst Verwaltungslehre. Letztere Vorlesung entsprach entschieden einem vorhandenen Bedürfnisse. Gagern war um so mehr

dazu befähigt, als er durch seine bisherigen Lebensschicksale in Gebiete Einblick hatte nehmen können, die für gewöhnlich Privatdozenten verschlossen bleiben. Eine ausgesprochen politische Parteiansicht nach der in den deutschen Mittelstaaten schon üblichen Einteilung in Ministerielle und Liberale hatte er bis dahin nicht laut vertreten. Es wäre dies auch in dem Preußen Friedrich Wilhelms III. nicht ratsam gewesen. Daß er im Sinne des brüderlichen Programms seine Dozentenlaufbahn in preußenfreundlicher Richtung begann, erhellt aus seiner Antrittsrede.

Man hätte erwarten sollen, daß einer so viel versprechenden Kraft von seiten des Kurators der Universität, des Geheimrats v. Rehfues, jegliche Förderung zuteil geworden wäre und das um so mehr, als ein angesehenes Mitglied der Koblenzer Regierung, Gerd Eilers, das vorteilhafteste Bild entwarf von dem wissenschaftlichen Geiste und den Kenntnissen des jungen geistvollen Mannes, der eine anscheinend glänzende Laufbahn im Auslande aufgegeben hatte, um an einer preußischen Hochschule Privatdozent zu werden.[1]) Da Gagern Protestant war, konnte die gerade bezüglich der Bonner Universität bei der preußischen Regierung damals wie noch später in hohem Grade herrschende Abneigung gegen die Anstellung von katholischen Gelehrten[2]) auf ihn keine Anwendung finden. Daß er, der Sproß einer angesehenen Adelsfamilie, aus einem Kleinstaate stammend, sein Glück in Preußen suchte, mußte ihn gerade für Bonn sehr geeignet erscheinen lassen, als ein Bindeglied zwischen der altpreußischen Welt, die am Rhein so scharf von der einheimischen Bevölkerung geschieden war. Die kurze, aber programmatische Bemerkung in der Antrittsrede des neuen Privatdozenten über die Führerrolle Preußens in Deutschland war inmitten der größtenteils antipreußisch gesinnten Rheinländer ein bedeutsames Bekenntnis, das bei einer klugen, auf den eignen Vorteil bedachten Regierung schwer in die Wagschale fallen mußte.

So schienen alle Vorbedingungen für eine glückliche Zukunft Gagerns in Bonn gegeben. Dieser mußte jedoch schon in seinem ersten Dozentensemester die bittere Erfahrung machen, daß der Kurator der Universität zu jenen Männern gehörte, die nur solche Leute befördern, welche mit sklavischem Verzicht auf eigene Überzeugung und Meinungsäußerung frivol mit der jeweiligen Regierung durch dick und dünn gingen.

Ehe dieser Gegensatz hervortrat, hatte Gagern in Bonn mit andern Hindernissen zu kämpfen, denn auch ihm blieben die Enttäuschungen und Schwierigkeiten nicht erspart, mit welchen fast jeder neue Universitätsdozent im Anfang zu ringen hat. Eingehend berichtete er darüber seinen Brüdern

---

[1]) S. Eilers, Meine Wanderung durchs Leben I, 287.

[2]) S. Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn (verfaßt von Prof. H. Floß), Freiburg 1862. Vgl. Hist.-polit. Bl. L, 502ff.

Heinrich und Fritz. „Vorigen Samstag also," schrieb er ersterem am 10. November 1837, „habe ich angefangen mit meinem reichsgeschichtlichen Publicum, wozu sich nur sieben Köpfe bei mir eingeschrieben hatten; ich fand deren zwar doch nahe an dreißig. Mit mir selbst aber war ich nur leidlich zufrieden, da ich doch befangen war und meine Notizen für den freien Vortrag zu Ende waren, bevor die Stunde voll ausschlagen wollte. Aber schon beim zweiten Mal am Mittwoch ging es geläufiger. In der Politik gar hat sich von siebenhundert Studenten nur ein Stück gemeldet und das ist ein Deutsch-Russe! Hier scheint mir das Schicksal einen schlechten Spaß machen zu wollen. Am vorgesetzten Tage ging ich doch in den Hörsaal und fand zu meiner Überraschung fünf, die mich wenigstens in den Stand setzten anzufangen. Ich war in den beiden ersten Stunden mit mir nicht unzufrieden; es ging doch glatter und ruhiger ab als in der geschichtlichen Vorlesung und ich gebe den Zuhörern bei freiem Vortrag doch Gelegenheit, wichtige Sätze, die ich wiederhole, nachzuschreiben. Aber es ist doch eine Schande, daß unter so vielen künftigen Staatsdienern und auch unter der Zahl der jungen Leute von unabhängigem Vermögen auch nicht die geringste Nachfrage ist nach Politik, die ich noch dazu hier allein, ohne alle Konkurrenz lese. — Ich hatte mir vorher keine Idee gemacht von der Pein. Die ersten Tage des Kurses da zu sitzen und zu warten, ob denn keine weiteren Zuhörer sich einzuschreiben kommen? . . . Aber diese Lumperei soll mir doch die Freude an meinem häuslichen Leben nicht zerstören. Ich überwinde mich . . . . und wann kommst Du zu uns?"

In ähnlicher Weise berichtet Max auch seinem Bruder Fritz. Dieser antwortete am 12. November in sehr verständiger Weise, er könne nicht einsehen, worin seine billigen Erwartungen getäuscht worden seien. „Da Du doch noch keinen literarischen Ruf hast, durftest Du auch nicht auf einen großen Zulauf rechnen. Ich habe es mir aus der Ferne geradeso vorgestellt, wie es gekommen ist, und wenn Du mir die Zahlen zu raten aufgegeben hättest, würde ich im Publicum 30, in der Politik 6 geraten haben. — Wenn Du diese Zahl von Zuhörern durch Deine ferneren Vorträge fesselst, so sollst Du zufrieden sein. Es kommt für den Anfang viel weniger auf die Zahl der Zuhörer an als darauf, ob Deine Vorlesungen den wenigen gefallen. In der literarischen Welt wie in der politischen gibt es Charlatanerie und Intriguen, und da Du keine Kunstgriffe gebraucht hast, um Zuhörer zu locken, konnte der Anfang kaum ein anderer sein. Laß Dich also nicht abschrecken und fahre fort, solange die Zuhörer bleiben. — Es freut mich, daß Du mit Deinem Vortrage selbst zufrieden warst, und bei einiger Übung wirst Du immer mehr Sicherheit gewinnen; es ist auch schön, daß Du Dich an ganz freie Vorträge gewöhnst."

Mit der ihm eigenen Energie mahnt Fritz dann den Bruder zur

Gelassenheit. „An Standhaftigkeit und Mut fehlt es Dir nicht, aber an Gleichmut; also:

Aequam memento rebus in arduis servare mentem."

Dann rät er zur Inangriffnahme einer literarischen Arbeit, die seinen Ruf begründe. Es komme hierbei nicht bloß auf das Verdienst der Arbeit an, sondern auch hauptsächlich auf die glückliche Wahl des Gegenstandes.[1])

Die brüderlichen Mahnungen fielen bei Max, was die Vorlesungen betrifft, auf guten Boden. Da er die Vorbereitung zu diesen sehr genau nahm, fand er keine Zeit zu einer besonderen literarischen Arbeit.[2]) Bereits am 26. November gestand er in einem Briefe an Heinrich, er müsse seinen Vorstellungen fast durchgängig recht geben. „Dein Ausputzer, den ich an einem Tage mit einem andern von Fritz erhielt, war gegründet. Es ist wahr, daß ich hier als ein Unbekannter nicht das Recht hatte, mir viel mehr zu erwarten."[3])

Gerade damals vollzogen sich am Rhein wichtige Ereignisse, die auch bei Gagern das Interesse von den eigenen Angelegenheiten ablenkten. Er betrachtete es als eine besondere Gunst des Schicksals, daß ihm in dieser kritischen Zeit in Hermann Müller ein Freund zur Seite stand, „wie er ihn früher nie gekannt hatte".[4])

Es war Ende Oktober, als Hermann Müller an Gagern die Frage stellte, was er wohl von dem Konflikte des Kölner Erzbischofs Clemens August mit der preußischen Regierung denke. Gagern, als Reichshistoriker aus der Schule Böhmers zwar von Achtung für die katholische Kirche erfüllt, hielt doch aus nationalen Gründen Religionsstreitigkeiten als Grund politischer Parteinahme für sehr unerwünscht. Er bemerkte daher nur kurz, daß ihm der alte Herr als eigensinnig und reaktionär geschildert worden sei. „Ich habe Ursache," erwiderte ihm Hermann Müller, „zu glauben, daß man mit solchem Gerede dem Erzbischof unrecht tut; er ist ein Charakter und mit seiner zähen westfälischen Natur gerade das, was uns Rheinländern gegenwärtig hier not tut. Man will ihn mißbrauchen, durch Quälereien mürbe machen und er steht sehr allein. Ich gehe selbst auf einige Tage nach Köln, den Stand der Sache zu studieren; dann berichte ich weiter." Dies geschah noch in der ersten Hälfte des November. Hermann Müller

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 267, 268.

[2]) Vgl. sein Schreiben an Böhmer vom 28. Juni 1838, in dem er diesen Mangel an Muße bedauert.

[3]) Vgl. Leben II, 1, 272.

[4]) „Ich glaube Dir schon in Monsheim gesagt zu haben", heißt es in dem Briefe vom 26. November an Heinrich, „was Müllers literarische Beschäftigung, seine Begabung und geistige Bedeutung ist. Fritz hat bei seiner Durchreise hier ganz Herz für ihn gefaßt. Er sitzt auch in meiner geschichtlichen Vorlesung, die schon täglich besser geht, als Freund und Rater in einer Ecke mir gegenüber."

konnte jetzt Aufklärungen über den Streit um die gemischten Ehen geben, die Gagern um so interessanter waren, als die preußischen Zeitungen von diesen Dingen nichts Zuverlässiges berichten durften. In Köln hatte Müller auch von dem Zirkular des Erzbischofs vom 31. Oktober Kenntnis erhalten, welches mit den Worten schließt: „Wir müssen nun festhalten am Wahren und Guten und betend still und ruhig erwarten, was der Herr über uns wird kommen lassen." Daß schließlich die Gefahr der gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs durch die preußische Regierung drohe, bezweifelte Müller nicht.[1]) Er sah Gagern erst wieder, als dies Ereignis am 20. November und damit die Eröffnung des ersten „Kulturkampfes" in Preußen wirklich eingetreten war.

Wie Gagern die Sachlage auffaßte, erhellt am besten aus dem eingehenden Berichte, den er am 26. November an seinen Bruder Heinrich richtete: „Daß die Regierung in den letzten Tagen kein anderes Mittel mehr gekannt habe, daß der Erzbischof von Köln mit seinen Begriffen von dem Wesen der katholischen Kirche sich in einer feindseligen Stellung gegen die Staatsgewalt hier befunden habe, das will ich zugeben. Auch weiß ich ja aus Erfahrung, wie schwer die Stellung einer protestantischen Dynastie über katholische Untertanen durch die Natur der Dinge ist, selbst wenn in den Repräsentanten der Regierung sich mehr katholische Elemente vorfinden als hier. Über die streitige Rechtsfrage will ich nur bemerken: Die preußische Regierung hätte wenigstens einen offenen Versuch machen sollen, das Vertragsverhältnis zu verbessern und zu vervollständigen; dann wäre die Schuld auf den Papst gefallen. Nun aber ist ein offener Riß vorhanden. Für den streng konsequenten Geist der katholischen Kirche ist jede Basis der Verständigung verschwunden, die bisher von beiden Seiten in einem heilsamen Dunkel gelassen worden war. Diese Kirche fühlt sich nun einmal als ein vom Staat nicht zu verdauender Körper; sie glaubt, besonders mit dem protestantischen Staate nur in ein Vertragsverhältnis treten zu können. Ein Erzbischof von Köln, der unter den Befehlen des Ministers für Unterricht-, Kultus- und Medizinal-Angelegenheiten stehen soll, wenn auch hundert Mal nur in weltlichen Dingen, das wollte den alten Katholiken nicht in den Kopf, da man die Frage so auf die Spitze stellte. Was wird nun geschehen? Wie denkt man in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung? Wie berührt die Sache mich persönlich? Zunächst sagt man, der Erzbischof werde vor ein Gericht gestellt werden, vielleicht selbst als Hochverräter. Ein ordentliches Gericht wäre ja für alle Teile sehr wünschenswert — das muß man also abwarten.

---

[1]) Vgl. für Obiges die eigenen Mitteilungen Gagerns in der von ihm unter dem Pseudonym M. Liederbach herausgegebenen Biographie Hermann Müllers, Mainz 1878, S. 25ff.

„Es ist mir nur unbegreiflich, warum man die ‚zwei revolutionären Parteien', von welchen Herr von Altenstein ‚unverkennbare Spuren' gefunden hat, nicht aus ihrem Dunkel hervorzieht. Auch müssen sie von ganz besonderer Art sein und unter Umständen Schonung verdienen, da noch vor vierzehn Tagen gänzliche Amnestie verheißen wurde, wenn der Erzbischof freiwillig abgetreten wäre. Offen gestanden, ich glaube nicht daran, daß irgend jemand an Aufruhr ernstlich gedacht hat; dies liegt weder in der Art und Natur der niederrheinischen Bevölkerung, noch läßt sich irgendeine Verbindung mit Belgien oder Frankreich bei gegenwärtigen freundlichen Verhältnissen der Höfe denken. Wenn aber die Gemüter in der letzten Zeit schon aufgeregt, die Gewissen verwirrt waren, so kann die eingetretene Ruhe nur die der augenblicklichen Angst vor der physischen Gewalt sein. Was auch kommen mag, die Sache ist traurig und kann keine guten Früchte tragen. Die Mehrzahl der Bevölkerung — als Kirche und als Provinz — fühlt sich gekränkt; die preußische Regierung wird mit ihrem Beamten-Netz auf dem größten Teil des Landes nur lagern, wie die Holländer in Belgien. — Geschehen wird für den Augenblick nichts; höchstens ein paar Geistliche werden eingesteckt, ein Pöbellauflauf auseinandergeprügelt, — weiter nichts. Die Leute, die von Handel und Industrie leben und in ihren materiellen Interessen begünstigt sind, die sind dadurch gefesselt und schwanken in ihrer Haltung; ich meine gerade, ich sähe unsre Orangisten von Antwerpen und Gent vor mir. Der Adel ist wohl betroffen und betrübt, aber er ist unpopulär und hat nicht den Instinkt, sich die öffentliche Meinung anzueignen wie der belgische, der doch auch persönlich meist recht unbedeutend war. Die besitzenden Mittelklassen sind auch hier wie unsre Wohldenkenden dort, die durch den häufigen Schicksalswechsel gelernt haben, hinter dem Ofen sitzen zu bleiben, sei es, daß ein ‚Für' oder ein ‚Wider' vorbeipatrouilliert. Die schon auf preußischen Schulen gebildeten jungen Leute aus diesen Klassen sehen die Sache gar nicht politisch an und freuen sich einstweilen, in der Person des Erzbischofs eine ihnen widerwärtige Obscuranten-Tendenz bekämpft zu sehen. Die Landbewohner, über welche seit fünfzig Jahren so verschiedene fremdartige Beamtenscharen wie das Räderwerk eines Wagens hingegangen, sind politisch stumpf, und solange derselbe Priester noch am Altar steht, merken sie wenig. Doch hat ein Schöffe aus dem nahen Dorfe Kessenich, der zuweilen meine Bäume im Garten beschneidet, mir neulich ins Ohr gesagt, als die Gefangennahme bekannter wurde: ‚Aber jetzt meint man doch, der Kaiser könnt' das nicht länger ruhig mit ansehen, daß der „Prüß" so brutal mit unserm Erzbischof umgeht!' Das hat nun freilich gute Wege! und einstweilen hat die Regierung nicht einmal eine Garnison aus andern Provinzen hierher gelegt. Die Beamten triumphieren meist noch tamquam re bene gesta; doch manchen,

und, ich glaube, den bessern, ist dennoch nicht gar zu wohl zu Mut. Ich wollte wetten, daß selbst der Ober-Präsident von Bodelschwingh, den ich für einen Ehrenmann halte und nicht auf eine Linie mit dem Heer der Parvenus und lichtscheuen Intriganten setze, die Schritte, die er zur Verhaftung des Kirchenfürsten tun mußte, nur mit Überwindung und Trauer getan hat. Der Triumph, den die ersteren feiern, ist der des großen bureaukratischen Zentralisations-Systems über das selbsteigene Verwaltungs-System jeder Provinz nach dem Ideal Steins. Aber eben dieses meist protestantische Beamtenheer aus den alten Provinzen ist es, welches Gegenstand der Abneigung aller Rheinländer ist, sowohl der adeligen Familienstatuts-Konservativen als des unabhängigen einheimischen Bürgertums. Rechnet man dazu die zahllosen armen Lieutenants aus der Berliner Drillung, die sich gleichfalls in die wohlhabenden katholischen Familien eindrängen, so begreift man, daß deren ‚gemischte Ehen' einen wesentlichen Punkt der Zwietracht zwischen beiden konfessionellen Elementen ausmachen und daß es nicht bloß der katholischen Geistlichkeit, sondern auch allen Klassen der Rheinländer und auch Westfalen nicht gleichgiltig ist, durch die protestantische Kindererziehung das Land allmählich protestantisiert zu sehen. Die Arroganz der sich Eindrängenden ist umso widerwärtiger, als sie sich mit einem Anschein von religiöser Aufklärung und Liberalismus hervortun, während sie doch charakterlos servil sind und dabei denken: ‚Ich will gerne einen Tritt von oben erhalten, wenn nur meine Nachbarn rechts und links ihn auch bekommen.' Da war also der Fall eines westfälischen Aristokraten ein göttlicher Genuß: ‚Da haben wir's, das habt Ihr davon, die Aristokraten zu begünstigen!' Dies Räsonnement ist deswegen merkwürdig, weil es auch gegen den Kronprinzen [den späteren König Friedrich Wilhelm IV.] gerichtet ist, dessen Einfluß bei der Wahl eines Droste-Vischering zum Erzbischof von Köln mitgewirkt haben soll —, aber freilich nicht bei den späteren Unterhandlungen. Ich halte den Kronprinzen für gescheit und wünsche ihm klares Erkennen für Freunde, Kraft und Glück. Dieser Gedanke ist es denn auch, der mich im Augenblick tröstet und meine Interessen und Wünsche hier festhält, denn sonst ist mir das jetzt vorherrschende bösartige Religionsgetriebe verhaßt. Das gesellschaftliche Leben wird unangenehm und als Protestant werde ich immer mehr in eine schwierige Stellung geraten. Und wenn dies schon bei einem Privatmann der Fall ist, wie nahe muß es den berühren, der nicht etwa Anatomie, sondern Politik öffentlich vorträgt. Die Tagesereignisse sollen zwar auf die Wissenschaft keinen Einfluß üben; aber die Tagesereignisse werden am Ende zur Geschichte der Zeit, zur Charakteristik des Jahrhunderts und diese geht freilich die Politik nahe an.

„Ich gehe ruhig meine Wege, vermeide jeden Anstoß, vermeide sogar öffentliche Orte, wo extreme Meinungen eine Äußerung oder Verwahrung

jedes einzelnen hervorrufen können. Aber ich werde mir treu bleiben und meiner Überzeugung. — Doch nun soll das, was mir nach bewegten Stunden am Schluß der Tage Ruhe und Freude in das Herz zurückführt, auch der Schluß dieser Zeilen sein. Meine Frau und Kinder sind wohl . . . Ebenso

Dein treuer Bruder

Max."

Im Verkehr mit Hermann Müller, der schon Anfang Dezember mit einer Darstellung des Kölner Ereignisses und einer eingehenden Prüfung der gegen den Erzbischof erhobenen Anklagen hervorgetreten, besprach Gagern die weiteren Ereignisse, die sich Schlag auf Schlag folgten. Von dem Freunde erfuhr er auch, daß dieser, der bisher unter den Lebendiggläubigen der Rheinlande als ein totes Glied der Kirche gelebt, durch das Kölner Ereignis den Glauben seiner Jugendjahre wiedergefunden hatte. Gagern als Protestanten lag die religiöse Auffassung des damaligen Kampfes fern; er betrachtete denselben hauptsächlich von dem rechtlichen Standpunkte aus und hier konnte er sich nicht anders als auf Seite des Erzbischofs stellen, über dessen Verhalten er durch Hermann Müller authentisch unterrichtet war. Es schien ihm widersinnig, die katholische Kirche zu einem Segen, zu einer feierlichen Billigung einer von ihr mißbilligten oder auch nur abgeratenen Handlung zwingen zu wollen. Auch würdigte er wohl, daß die katholische Kirche im Punkte der gemischten Ehen keinen Anspruch erhob, der nicht auch der protestantischen Kirche unter gleichen Umständen zugute gekommen wäre.[1]) In diesem Sinne sprach er sich auch zu Weihnachten gegenüber seinem Bruder Heinrich aus, der ihn in Bonn besuchte.

„Die politischen Verhältnisse," berichtet Max am 7. Januar 1838 seinem Bruder Fritz, „die uns hier zunächst berühren, haben Heinrich bei näherer Betrachtung auch interessiert; es ist noch immer äußerst schwer, hier eine Statistik der Meinungen zu entwerfen; die Leute sind gar nicht in der Notwendigkeit, auch nur wie in den südlichen ständischen Ländern, ihre Gesinnungen an den Tag zu legen; die meisten halten es für das Schlaueste, die Schlauköpfe zu spielen und abzuwarten. Von Parteien ist daher gar nicht die Rede, was auch das Publicandum der Minister darunter verstehen mag. Es ist selbst noch immer ein Streitpunkt unter den Gelehrten, wer die zwei revolutionären Parteien sein sollen? Ob Katholiken und Liberale wie in Belgien? Ob Adel und Geistlichkeit? Dies scheint nach einer neueren ministeriellen Broschüre die neuere Lesart zu sein. Der Adel vom Rhein und Westfalen hatte nämlich Deputationen nach Berlin geschickt, die als solche gar nicht zugelassen wurden und daher heim-

[1]) S. Liederbach, H. Müller, 26ff.

kehrten[1]); auf diese Staatsleute, die den König wie eine Mauer umgeben wollten, wird in jener Broschüre losgezogen und ihre Unberufenheit zu jenem Schritt dargetan. Im übrigen enthält dies opusculum keine neuen Tatsachen, ist nur aufreizend und dazu noch von älterm Datum als die päpstliche Allokution. Was die Regierung jetzt auf diese tun wird, weiß ich nicht; vielleicht gar nichts, vielleicht die Unterhandlungen in Wien und Rom abwarten; zunächst wird ein Breve des Papstes an das Domkapitel erwartet. Sollten von irgend einer Seite die Stücke bekannt gemacht werden, worauf es eigentlich ankommt, besonders die Spiegel'sche Konvention, die Instruktionen u. s. w., so will ich sie Dir gleich schicken; alles Bisherige ist des Portos nicht wert, da Du ja die offiziellen Sachen aus den Zeitungen kennst. Heinrich hat gefunden, daß die Leute hier als Katholiken und als Westfalen und Rheinländer die Versetzung des Erzbischofs empfindlicher fühlen, als man am Oberrhein glaubt; er selbst gibt die Hoffnung nicht auf, daß gerade die der Regierung ungünstige Stimmung diese am Ende zwingen oder veranlassen werde, gegenüber den katholischen Mächten in Süd-Deutschland, sich wieder mehr auf die freisinnige öffentliche Meinung zu stützen; die hannövrische Sache wäre dazu eine gefundene Gelegenheit, wenn sie jemand suchte. — Auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, vielleicht auf die Zukunft der Universität hat die Religionsstreitigkeit einen ungünstigen Einfluß; das Äußere hat sich allerdings schon jetzt verändert so wie die ganze Stellung der Regierung in diesen Landen. — Doch genug Politik; man weiß ja ungefähr gegenseitig, was man denkt, und an der Quelle sitzen wir beide nicht."

„Von hiesigen Angelegenheiten," schrieb Max am 21. Januar 1838 an Fritz, „weiß ich gar nichts zu melden; es ist alles suspendiert; doch keineswegs am Einschlafen; wer sich das verspricht, der irrt sich. Die Lage von Preußen ist wirklich in diesem Augenblick interessant, Belgien auf dem einen Flügel, Hannover auf dem andern, im Innern die zwei Erzbischöfe und dazu noch die Streitigkeiten theologischer und philosophischer Schulen, besonders der Leo-Hegelsche, über den die Allgemeine Zeitung so gute Artikel hat."

„Theoretisch," betont Max in einem Schreiben vom 5. Februar an Heinrich, „ist die Sache als Prinzipienfrage auf die Spitze getrieben, praktisch aber begreife ich nicht, wie die Regierung im Hauptpunkt der gemischten Ehen die Priester zum Sakrament eines Segens zwingen wird.

„Sonderbarer Weise stellte mir vorgestern Herr von Rehfues vor einem Diner, zu dem ich als der erste bei ihm eintraf, die Frage, ob es wahr sei, daß ich mich in dieser Angelegenheit ungünstig gegen die Regierung und besonders gegen die Beamten ausgesprochen hätte? Er habe das

[1]) Über die westfäl. Adelsdeputation siehe die Mitteilungen der Dichterin Annette v. Droste in mehreren Briefen von 1838 bei Cardauns, die Briefe der Dichterin A. v. Droste-Hülshoff (Münster 1909), S. 149, 159.

als unglaublich ganz von sich gewiesen. Ich antwortete natürlich, daß ich allerdings die Sache, wie sie liege, für sehr unglücklich erachte, für schwierig und kaum lösbar; daß aber jede Äußerung von mir, da ich meine Meinung niemals an öffentlichen Orten oder gar in meinen Vorlesungen ausgesprochen, nur eine Privat-Äußerung gewesen sein könne, deren Freiheit ich mir doch wahren müßte. Er deutete mir sehr höflich an, daß eine den Regierungsmaßregeln ungünstige Stimmung in Preußen nicht zu einer Karriere führen könne. Übrigens ging — da weitere Gäste eintraten — die Sache ganz ruhig ab; ich war am Tisch sein Nachbar und die Unterhaltung war nicht ferner geniert. — Wenn ich meine Meinung nicht aussprechen dürfte, daß die Kirchen überhaupt zum Staate in einem Vertrags-Verhältnisse stehen und stehen müssen und daß in diesem Falle die protestantische Regierung die kleine faktische Ungleichheit beider Konfessionen durch ihr natürliches Übergewicht von selbst viel leichter überwinden kann als durch Feinheit oder Grobheit, — wenn solche gemäßigte Meinungen nicht mehr unter die möglichen gerechnet würden, dann würde meine ganze Stellung auf die Länge auch unter die Unmöglichkeiten zu rechnen sein. Aber offenbar werden solche Meinungen auch unter den Protestanten sich jetzt zu zeichnen anfangen. Die Sache behält ihre religiöse, aber auch ihre politische Seite. Lebe wohl, lieber Alter."

Die „wachsende Bedeutung des Kölner Kirchenstreites" hebt Gagern in einem Schreiben an Heinrich vom 31. März hervor, in dem es heißt: „Der Stein, den man am 21. November so en passant nur in die Spree zu werfen gedachte, von dem man in drei Wochen gar nicht mehr sprechen würde, wie Rehfues meinte, hat zum Erstaunen der klugen Leute, die aus den Bureaufenstern mit ihren grünen Brillen herabschauen, in immer weitern Kreisen solche Wellen geschlagen, daß schon niemand mehr weiß, ob die ausgetretenen Gewässer wieder in das alte Bett zurückzuleiten sein werden. Einige hätten den Stein wohl gerne wieder herausgezogen. Der erste Kabinettstaucher, Herr Bunsen, ist aber soeben bei der Arbeit ersoffen und es ist fraglich, ob die Flußgötter sich versöhnen lassen, wenn ihnen der zweite Kabinettstaugenichts noch als Sühnopfer nachgeworfen wird. — Ohne Allegorie, so stand vorige Woche die Kölner Sache, es schien in der Regierung selbst Zwiespalt eingetreten zu sein. Man sagte schon, der Erzbischof komme zurück. Dies wäre ein Zeichen geworden, daß die Partei des Berliner Wochenblattes Recht behielte mit ihrem Rat, sich lieber alles andere gefallen zu lassen als sich mit irgend einer Tendenz zu verbinden, die unter liberal begriffen werden kann. Die Redaktion des genannten Blattes ist protestantisch stark kirchlich, aber die Tendenz in ihrer Art doch nicht absolutistisch, wie denn überhaupt die große historische Schule sowohl in der Kölner als in der hannöverschen Sache gespalten ist. Flugschriften erschienen neuerlich aus den verschiedensten

Nüancen politischer und kirchlicher Farbe, — aber es ist nicht leicht, sich darin zu orientieren, weil auch falsches Spiel dabei getrieben wird ... Mit dem guten Vater stehe ich noch fortwährend in Korrespondenz darüber und H. Müller hat auf seinen Wunsch ihm in schonendster Weise die schwachen Seiten *seiner* Schrift aufgeklärt, welche mit Erweiterung der Frage notwendig hinter dem wahren Sachverhalt zurückgeblieben ist. Übrigens, so sehr es mir unangenehm war, daß der Vater überhaupt ohne Lokal- und genaue Aktenkenntnis sich mit der Sache befaßt hat, so hat mich doch der Zweck seiner Schrift, in der reinen Religionssache versöhnlich zu wirken, gerührt und beruhigt."

Die Korrespondenz, welche der Schrift des friedliebenden, patriotischen, aber etwas voreiligen Greises vorangegangen war, ist noch erhalten und in vieler Hinsicht charakteristisch. „Der Kölner Vorgang," schrieb der Vater am 14. Januar 1838 an Max, „ist freilich eine lange Materie. Darüber heute nichts, außer daß mir manchmal die Idee durch den Kopf geht, mich selbst darüber vernehmen zu lassen, stylo solemni vaterländisch preußisch, doch versöhnend, den Artikel 5 des westfälischen Friedens und XVI der Bundesakte konzentrierend ..."

Schon am 26. Januar berührte der Vater seine Absicht von neuem. „Auf die Kölnische Angelegenheit in ihrer ganzen Breite werde ich mich nicht einlassen, von den Lehren des Hermes habe ich nur mangelhaften Begriff. Anders ist es freilich mit den gemischten Ehen. Darüber gebe mir doch bessere Auskunft oder bitte Deinen Freund Müller, daß er sie mir gebe. Was verlangen eigentlich Papst, Erzbischof u. s. w.? Wie hätte der König sollen gewähren lassen? Glaubt man an die Tunlichkeit eines allgemeinen Verbotes? Wie ist die Stimmung darüber im Publikum? Sind die gemischten Ehen so häufig? werden sie übel angesehen? Wie deuten die Leute der Partei des Erzbischofs die Übertretung seines gegebenen Wortes? Wird der Artikel XVI der Bundesakte gar nicht darauf bezogen? Lies einmal, was ich am Bundestage[1]) über solche religiosa gesagt habe."

Noch ehe die erbetenen Aufschlüsse eingetroffen waren, verließ Hans von Gagerns „Ansprache an die Deutsche Nation über den Vorgang zu Cöln" die Presse. Am 12. Februar sandte er an Max die ersten Exemplare: „Nächst Deinem Urteil bin ich sehr verlangend, das Herrn Müllers zu vernehmen. Meine Motive waren sehr mancherlei: Es ist vor allen Dingen Überzeugung. Sodann eine Art Pflichtgefühl, als hätte man bisher immer nicht den rechten Fleck getroffen. Sodann ist es lediglich Fortsetzung meines curriculum vitae. Ich habe die Religionsfragen so viel

[1]) S. H. C. Frhr. v. Gagern, „Mein Anteil an der Politik" III (Stuttgart und Tübingen 1830), S. 74ff.

als möglich vermieden, den Ton der Beleidigung durchaus. Wenn Du von andern Urteilen hörst, so teile sie mir mit und suche mir nicht heftige Äußerungen vorzuenthalten."

Als Max am 22. Februar die Schrift seines Vaters erhielt, war er peinlich überrascht, den so hochverehrten Greis „in dieser wichtigen Sache auftreten zu sehen, ohne," wie er in einem Schreiben vom 23. an Fritz betont, „die wichtigsten Schriften auch nur überblickt zu haben. Sonst könnte er nicht p. 21 sagen, bei allem Nachsinnen sei es ihm nicht klar geworden, was man eigentlich an das Staats-Oberhaupt geschrieben? Über einzelne lokale Schwierigkeiten hatte ich noch geschrieben, da ich den Schlag ahnte; und alles hat nichts geholfen. So liegt denn diese Schrift der Welt vor und wird niemanden freuen als einige Berliner Beteiligte; die Regierung konnte die Schrift geradezu für ihre Verteidigung ausgeben; bei so entschiedenem Verkennen der wahren Streitfrage (unter welchen Bedingungen die katholische Kirche in diesen Staat aufgenommen worden? und überhaupt naturgemäß existieren kann?) kann das Koketieren mit einigen katholischen Kirchenpersonen nur wehe tun, nicht die Unparteilichkeit beweisen.

„Während er von der Voraussetzung ausgeht, der Erzbischof habe die Konvention gekannt, was die Regierung selbst in keiner Stelle zu behaupten wagt, findet er keine Worte für den Lügengeist, der einmal bestehende und angenommene Verträge verdreht und verfälscht, kein Zeichen der Abweisung für die Arroganz der Bureau-Despotie. Eine pure Verteidigung der brutalen Gewalt wäre mir lieber gewesen. Das Schlimmste in der Sache, was mich zur Stunde ganz und gar niederschlägt, ist die stille Überzeugung, daß der Vater, wenn auch unwillkürlich, meine hiesige Stellung berücksichtigt hat, vielleicht gar mir hat Vorschub leisten wollen, — der mir unter jeder Bedingung unnütz wäre, auch wenn ich einverstanden wäre; — so aber verschlimmert die Schrift meine hiesige Stellung.

„Ich habe mich in dieser Sache, wenn auch nicht öffentlich, doch gegen Privatpersonen hinlänglich geäußert und vielleicht mehr als nötig, wenigstens mehr als hier gebräuchlich und erlaubt ist für den, der sich in dem engen Zirkel offizieller Gedankenfreiheit herumbewegen soll. Mit einem Wort, der zu bekämpfende und gefährliche Feind scheint mir nicht die an Zahl und Macht schwache Kirchenpartei, sondern die kahle sophistische und gleißnerische Staatsdespotie.

„Der Regierungs-Kommissär [Rehfues], von dem die Schrift Nr. 1 ist, hat mich selbst, wie ich Dir, glaube ich, schon geschrieben habe, zur Rede gestellt über Äußerungen, die der Regierung und namentlich ‚uns Beamten' so ungünstig sein sollten, worauf ich antwortete, daß ich mich noch niemals an öffentlichen Orten noch in Vorlesungen ungünstig über

diese Gegenstände und hiesige Verhältnisse ausgesprochen, daß also jede ihm überbrachte Äußerung nur Privat-Äußerung sei; er schloß sehr höflich mit dem Bedeuten, daß mit jenen ungünstigen Äußerungen eine Karriere hier nicht zu machen sei. — Meine Lage wird so wirklich schwierig; in jenem engen offiziellen Zirkel der Gedankenfreiheit wird eine unparteiische Meinung so leicht verkannt und verdächtigt, jede Selbstständigkeit ist so selten, daß sie gar bald isoliert dasteht und bemerkbar."

Dem Vater gegenüber sprach sich Max anfangs sehr zurückhaltend aus. Dieser war indessen damit gar nicht zufrieden. „Heute," schrieb er am 28. Februar, „beschränke ich mich auf die Frage, was bedeuten Deine Worte: ‚Hätte ich mich nur nicht schon im verschiedenen Sinn ausgesprochen'? Du weißt, wie wenig ich erwarte, in verba jurare magistri, hier domini patris. Bei dem ‚offen' kann ich mir doch nicht den Katheder denken; auch sonst wäre eine zu laute Sprache gegen Dein früheres Verhalten. Heinrichs sonst günstige Kritik läuft hauptsächlich darauf hinaus, Preußen sollte eben nicht absolutistisch sein. Von Mainz aus hörte ich den Vorwurf, daß Preußen protestantische Pietisterei und Proselytenmacherei betreibe. Mein ganzer Zweck ist: ‚Kommt Euch nicht in die Haare.'"

Nachdem Max seine abweichende Ansicht dargelegt, dankte der Vater am 11. März, hinzufügend: „Töricht bist Du, wenn Du wähnst, daß mich der Dissensus wundere oder verdrieße. Was müßte ich in politischen und philosophischen Dingen nicht dem Fritz und Heinrich alles nachtragen. Und nun gar hier, wo Du Dich allerdings in gremio capituli befindest."

Einen wahrhaft großartigen Beweis von Duldsamkeit gegenüber abweichenden Anschauungen und zugleich väterlicher Freundschaft gab der wohlmeinende greise Friedensstifter, indem er von den ihm zugegangenen brieflichen Äußerungen eine dem Sohne in Bonn mit den Worten übersandte: „Die ist mehr für Dich als für mich." Es war ein Schreiben von Böhmer, das also lautete: „Genehmigen Ew. Exzellenz meinen verbindlichsten Dank für die Druckschrift. Ich Lutheraner halte es übrigens mit dem Erzbischof, mit dem Rheinland, mit den Katholiken; auch deshalb weil ich weiß, mit welcher empörenden Rechtswidrigkeit und Härte man gegen meine Glaubensgenossen in Schlesien verfahren. Ich freue mich sehr darauf, Ihren Herrn Sohn Max wiederzusehen, wozu vielleicht die Ferien Gelegenheit geben."

Den Brüdern Fritz und Heinrich war der Kölner Kirchenstreit als Hindernis für die Verwirklichung ihrer nationalen Ideale so unerwünscht wie nur möglich.

Friedrich von Gagern, religiös ganz gleichgültig, konnte kein theoretisches Interesse für die Streitfrage der gemischten Ehen fassen.[1]) Die

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 288.

geistige Macht und Verjüngungskraft der katholischen Kirche unterschätzte er sehr. Der Schrift seines Vaters sah er mit Unbehagen entgegen, weil er der Ansicht war, dieser greife damit in ein Wespennest. „Da beide Parteien von ganz widerstreitenden Prinzipien ausgehen," schrieb er an Max, „ist keine Lösung der Frage, sondern nur eine Übereinkunft zum Waffenstillstand denkbar. Es ist auch schon so viel darüber gesagt, daß ich nicht weiß, wo man noch neue Argumente auftreiben will."[1]) Als die Schrift erschienen, war er von derselben wenig erfreut. Den Grund gab er dem Vater offen an, indem er nach vorhergehendem Lob bemerkte: „Das Schlimme für Sie ist, daß Sie nicht hinreichend von der Lage des Streites unterrichtet waren; denn sie gehen davon aus, daß der Erzbischof eine gegebene Zusage nicht gehalten hat; das ist aber der Punkt, der erst zu erweisen ist. Der Erzbischof leugnet durchaus, die Konvention zwischen Spiegel und Bunsen gekannt zu haben. Max ist es leid, weil bei der Aufregung der Gemüter eine milde Beurteilung nicht zu erwarten ist. Ich habe ihn aber beruhigt; Ihre gute Absicht wird niemand verkennen und in Sachen der Meinung sind Vater und Sohn nicht solidarisch verpflichtet."[2])

Fritz war übrigens ebenso wie Heinrich und der Vater gar nicht damit einverstanden, daß Max die Ungerechtigkeit des ersten preußischen „Kulturkampfes" unumwunden verurteilte. Sie hielten eine solche Stellungnahme für unnötig und inopportun; sie wünschten dringend, daß Max mehr Rücksicht auf seine unsichere Stellung als Privatdozent, auf seine Zukunft nehmen möge, und suchten deshalb mildernd einzuwirken. „Ich habe Dich immer," schrieb Fritz den 3. März an Max, „in Deinen Äußerungen und in Deinem Benehmen vorsichtig und bescheiden gekannt, ja oft Dein Talent, Menschen zu beurteilen und zu behandeln, bewundert. Wenn bei dem allen Deine Lage doch schwierig und isoliert ist, so muß es arg sein; ich hätte geglaubt, es würde Dir in Deinem Kreise leicht sein, von dem Streit der Parteien unberührt zu bleiben. Lebe wohl und kämpfe mutig gegen die Einflüsse philisterhafter Erbärmlichkeit."[3])

Daß es fast unmöglich war, sich bei der steigenden Aufregung der Geister ganz neutral zu verhalten, verkannte Fritz nicht, jedoch bat er Max wiederholt inständig, sich in die Streitfragen nicht tiefer einzulassen, als geschehen müsse, um nicht charakterlos dazustehen.[4])

Heinrich von Gagern hatte noch einen besonderen Grund, die Stellungnahme seines Bruders Max zu verurteilen. Er, der nun einmal mit den liberalen, in allen deutschen Staaten kirchenfeindlich gesinnten Elementen solidarisch verbunden war, fürchtete nicht mit Unrecht, daß dieser

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 1, 277.
[2]) Ebenda 279. [3]) Ebenda 280. [4]) Ebenda 289.

Antagonismus bei Max am ersten die Ursache sein werde, die ihn dem brüderlichen Gelöbnis vom Staufen dereinst abwendig machen könnte.

Am eingehendsten berichtete Max nach wie vor seinem „lieben Fritz" über die Lage am Rhein. In einem Schreiben vom 22. April 1838 gab er ihm eine Übersicht, wie sich „der Kreis des Kampfplatzes in drei ungeheure Lager erweitert habe". „Erstens," betont er, „an dem Prozeß des Erzbischofs sollte man billig immer noch teilnehmen, da er sich noch nicht einmal auf dem Felde Rechtens befindet, allein seine Persönlichkeit ist längst nicht mehr die Hauptsache. 2.) Die ganze rechtliche Stellung der katholischen Kirche ist in Frage; und es ist dies die Ferse des Achilles für das hiesige Volk, das durchaus keine Mittel *weltlicher* Opposition zur Hand hat; die üble Stimmung nimmt zu, und wenn auch keine Explosion zu befürchten, so liegt doch schon in der Nähe und Bälde eine Notwendigkeit der Entscheidung, ob man überhaupt noch die katholische Kirche mit allen Konsequenzen, die sie verlangt und woran sie auch jetzt doppelt hängt, anerkennen will. Die Cura's, die Quinquennalfakultäten sind teils abgelaufen, teils aufgegeben; das Kapitel weiß selbst nicht, ob es noch lebt oder tot ist. Ist man entschlossen, Gewalt zu gebrauchen? man sagt *ja*; aber gegen einzelne? oder mit einem großen Schlag? Mit Kabinettsordren und Interpretation ist die Sache nicht mehr abzumachen; sie schüchtern nicht einmal mehr die Leute ein wie anfangs. Beschuldigungen, die man anfangs von sich wies, werden jetzt auf sich genommen, als Rechte angesprochen. 3.) Oben unter den Regierungsleuten hat die Sache einen Zwiespalt hervorgebracht, der früher oder später, aber notwendig, ein System oder eine Partei an die Spitze der Regierung bringen muß. Die Wahl ist *nur* zwischen dem aufgeklärten Bureau-Despotism, der stark protestantisch, violent, antiaristokratisch, aber stark an Zahl und Stütze ist, und der Partei des Berliner politischen Wochenblattes, die zwar legitimistische und pietistische Elemente in sich trägt, aber im ganzen verkannt wird; sie ist *nicht* servil und despotisch und vertritt keine Religions-Partei; sie zählt vortreffliche Köpfe in Zivil und Militär, nur macht sie sich Illusionen mit ihren altdeutschen Ständen; und ob gerade in Berlin der Ort für rekonstruierte deutsche Legitimität, ist füglich eine große Frage. Der König selbst will sich durchaus für kein bestimmtes System entscheiden, aber seine Rechte *durchsetzen* und Frieden behalten. 4.) Die politische Krisis ist schon nicht mehr im Innern allein dieser Monarchie; wir müßten die diplomatische Stellung von Österreich und *Bayern* kennen; zu keiner Zeit war wohl so starke Spannung zwischen Bundesstaaten als eben jetzt; bis jetzt hat Preußen, dem so viele Wege offen stehen, auch in keinem einzigen Stücke etwas gewonnen; während Bayern, das von Haus aus nicht viel vernünftige Aussichten hatte, seine Stellung interessant gemacht hat. Alle diese Bewegungen gehen zwar

hinter dem Vorhang vor sich, das Publikum sitzt noch mit hohen Augenbrauen gelassen da und möchte gern erstaunen; allein man hört doch das Schleifen, Rappeln, Wispern und Schimpfen in den Coulissen und de Potter wird wieder an Thielemans schreiben: la machine se détraque."

Für das Sommersemester 1838 kündigte Gagern drei Vorlesungen an: 1. Deutsche Reichsgeschichte, 2. Die wichtigsten Friedensschlüsse unter den europäischen Staaten seit 1648 und 3. Geschichte der Politik, d. h. eine Geschichte und Charakteristik der Verfassungsformen und Staatstheorien. Man sieht, der Bonner Privatdozent war ungeachtet der ihm von Rehfues eröffneten trüben Aussichten entschlossen, sich ungebeugten Mutes seinem akademischen Lehramt zu widmen.

Das Semester hatte kaum begonnen, als Gagern 1838 durch den Tod seines ältesten Söhnchens Hans[1]) schwer geprüft wurde. Franzina bewies in jenen Tagen große Standhaftigkeit.[2]) Am 4. Mai schenkte sie dem geliebten Gatten ein zweites Töchterchen, das dem gefangenen Erzbischof zu Ehren den Namen Clementine erhielt. „Ich war," heißt es in einer vertraulichen Aufzeichnung Gagerns, „von der Bedeutung dieses Namens und dessen würdigen Trägers in jenen Tagen so erfüllt, daß ich eine Gebetsbetrachtung von ihm in siebzehn Sätzen apart in kleinem Format zu Bonn abdrucken ließ, weil auch meine Frau darin so liebevollen Trost gefunden hatte."[3])

Nach alledem könnte man vermuten, Gagern wäre zu jener Zeit schon tiefer eingedrungen in die Geheimnisse des katholischen Glaubens. Das war aber, wie er in seinen Erinnerungen ausdrücklich betont, keineswegs der Fall. Nicht weil er katholisierte, stand er auf seiten des gefangenen Erzbischofs; es war vielmehr das rein menschliche Gefühl für Recht und Freiheit, das seine grundsätzliche Auffassung bestimmte. Wie stets nahm er dabei auf seinen persönlichen Vorteil keine Rücksicht. „Da ich kein vermögender und insofern kein unabhängiger Mann war," gesteht er in seinen Erinnerungen, „hätte ich wohl Ursache gehabt, auf die damaligen faktischen Zustände in Preußen Rücksicht zu nehmen oder mir das Beispiel des Bruders Heinrich vorzuhalten, der sich durch seine kühne und konsequente oppositionelle Haltung

[1]) Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 1, 290.

[2]) Schon während der Krankheit des am 11. Januar 1837 geborenen und am 27. April 1838 gestorbenen Kindes, erzählt Gagern in seinen Erinnerungen, „kam mir plötzlich der Gedanke, daß der Allmächtige das Opfer des einzigen Söhnchens von mir verlangen könne. Ich nahm mich zusammen und erhob mich bis zu dem Entschlusse, daß ich das teuere Leben freiwillig zum Opfer zu bringen bereit sein wolle, wenn dies mir durch ein untrügliches Zeichen von Gott auferlegt würde."

[3]) Diese seitdem auch in einige katholische Andachtsbücher übergegangenen Gebete ließ Gagern „zur Erinnerung an jene Leidenszeit" und zugleich an das Jahr 1837 ein halbes Jahrhundert später unter dem Titel: „Geistliche Ratschläge des seligen Clemens August, Erzbischofs von Köln," in Amberg 1888 von neuem drucken.

in der hessischen Ständekammer allerdings einige Anerkennung und Popularität im liberalen Süddeutschland erworben hatte, dies dagegen mit jahrelanger Selbstverbannung auf dem Lande, mit Einsamkeit und politischer Wirkungslosigkeit, mit Resignation und auch mit entsprechenden schweren Geldopfern büßen mußte. Mein weiser, politisch gemäßigter Vater hatte mir brieflich solche Erwägungen wohl nahe gelegt und in der Tat war seine ‚Ansprache an die deutsche Nation' vielleicht unbewußt von einer geheimen Rücksicht auf meine Zukunfts-Chancen in Preußen eingegeben. Bei mir aber hatte die Hinterlist der Urheber des erzbischöflichen Konfliktes eine Empörung hervorgebracht, die mich jene sonst weise und ratsame Rücksicht gar nicht würdigen ließ."

Daß Gagern bei seiner Haltung gegenüber dem Kölner Kirchenstreit die durch seine Stellung gebotenen Grenzen nicht überschritt, ist unzweifelhaft. Wenn er sich mündlich und brieflich mißbilligend über das gewaltsame und hinterlistige Verfahren der preußischen Regierung aussprach, so war dies sein gutes Recht. Unnötigerweise äußerte er sich in der Öffentlichkeit nicht. Dies gilt auch von seinen Vorlesungen. Mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe bemerkt er hierüber in seinen Erinnerungen: „Mit meinen Brüdern war ich wohl einverstanden, daß die Beimischung kirchlicher Streitigkeiten für die Entwicklung der politischen Gestaltung des im Glauben gespaltenen Deutschlands höchst unerwünscht komme; aber der Widerstreit lag nun einmal in tatsächlicher Gestalt und in erneuten theoretischen und publizistischen Gegensätzen offen da vor der Welt. Er konnte leicht, ja er mußte aus seiner altgeschichtlichen Wurzel der deutschen Reichsgeschichte — so gut wieder grün ausschlagen, als er in einem Vortrag über die Politik der Gegenwart beleuchtet zu werden verlangte, wenn der Vortragende nicht seinen Kopf wie der Vogel Strauß unter einem seiner Flügel feige versteckt halten wollte. Ich darf noch heute, wenn ich ein Heft meines zur Hälfte freien Vortrags über Politik nachschlage, behaupten, daß ich darin vorsichtig, für die Jugend in dem damals noch absolutistischen Preußen *nicht* unpassend oder gar aufregend vorgetragen habe. Aus meiner reichsgeschichtlichen Vorlesung erinnere ich mich nur eines Anlasses aus dem ersten Semester, daß ich bei Erzählung des Bruderkrieges zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen zufällig darauf gekommen war, wie ein angesehener Kirchenfürst durch Kaiser Lothar war gefangengesetzt, aber nicht vor Gericht gestellt, sondern wegen eines politischen Verdachtes nur mit anscheinend großer Schonung an verschiedenen Orten des lothringischen Reiches herumgeschleppt worden sei (magnifice deducitur). Dies Verfahren hatte ich wörtlich aus den zeitgenössischen Annalisten zitiert. Die Parallele mit dem Erzbischof Clemens August war aber so treffend und wurde von mir unbewußt so bewegt vorgetragen, daß einige Zuhörer sie merkten und nachher davon sprachen, so daß es bekannt wurde. Unwillkürlich mußte

ich überhaupt beobachten, daß sich die Ansicht über mich verbreitete, ich verfolgte eine oppositionelle Richtung, und einige ängstliche Dozenten mieden meinen Umgang."[1])

Im Herbst 1838 erlitt Gagern durch den Weggang seines Freundes Hermann Müller von Bonn einen schweren Verlust. Wenn beide auch noch schriftlich die treue Freundschaft, die sie bisher verbunden hatte, weiterpflegten, so konnte dadurch doch der mündliche Verkehr nicht ersetzt werden. Es blieb für Gagern „eine recht sichtbare Lücke"; „ich fühlte mich," gesteht er, „verarmt, als mir die Aufschlüsse seines Seelenlebens, seines Wissens und seiner reichen Phantasie nicht mehr persönlich und mündlich zu Gebot standen."

Während der zwei weiteren Dozentenjahre (Herbst 1838 bis Herbst 1840) lassen sich aus Gagerns Briefwechsel mit dem Vater und den Brüdern das Auf und Nieder seiner Hoffnungen, die Eindrücke der Tagesereignisse und das Glück seines Familienlebens deutlich verfolgen. Die Ferien wurden regelmäßig zum Besuch der teuren Eltern und der Brüder benutzt. Auch zu seinem großen Lehrmeister Böhmer, mit dem er eifrig über historische Dinge korrespondierte, pilgerte er oft.[2])

Von einer dieser Reisen blieben Gagern so lebhafte Eindrücke, daß er sie in seinen Erinnerungen eingehend niedergelegt hat. „Als mein Bruder Heinrich," erzählt er, „mich im Mai 1838 nach dem Verlust meines ältesten Söhnchens besuchte und tröstete, versprach ich ihm, in den Herbstferien nach Monsheim zu ihm zu kommen und womöglich mit Fritz, — was auch gelang. Heinrich war schon in voller Arbeit, um das Familiengut, das längere Jahre in gewöhnlichen Pächterhänden gewesen, rationell in Bau zu nehmen, neue Weinberge anzulegen, Uferbauten an dem Pfrimmbache auszuführen und mit dem mäßigen von seiner ersten Frau ererbten Vermögen das an sich fruchtbare Gut in musterhaften Stand zu setzen. In der Provinz Rheinhessen wie in der bayrischen Pfalz und dem größten Teil von Rheinpreußen waren von dem dreifältigen Programm der französischen Revolution nach vierundzwanzig Jahren die beiden ersten Teile, ‚sansculottiser le pays' und ‚saigner les bourses', so ziemlich überstanden, vergessen und verziehen, der dritte aber, ‚niveler les têtes', war in Fleisch und Blut übergegangen und das nivellierte Bürgertum sowie die oberste Schichte des sehr geteilten Grundbesitzes hing dankbar am ‚Code Napoléon'. Von dynastischer Anhänglichkeit an Darmstadt konnte so wenig die Rede sein als von adeligem Großgrundbesitz. Aus dem gebildeten Mittelstande

[1]) „Ein Professor der Anatomie (Weber), mein Vermieter, gab mir sogar durch eine ganz unberufene Äußerung der Art den Anlaß, ihm meine Wohnung in kurzer Zeit zu kündigen".

[2]) Böhmer betonte wiederholt (an Gagern, dat. Frankfurt, 1838 Juli 20, 1839 August 24), daß er dankbar sei für die Vermittlung der Bekanntschaft mit H. Müller.

der — außer Mainz und Worms — doch kleinbürgerlichen Städtchen und Flecken und selbst Dörfer der Provinz mußte sich Bruder Heinrich Bekanntschaften und Freunde werben, womöglich politische Gesinnungsgenossen. Seine beiden ökonomischen Lehrer und Vorbilder, Wernher von Nierstein und Langen von Ingelheim, lebten für den beständigen Verkehr schon etwas zu entfernt. Die nächsten Bekannten waren daher — außer einigen Honoratioren von Worms — nur kleinere Grundbesitzer, reichgewordene Unternehmer und Pächter verschiedener Qualität, worunter selbst gewesene Pfarrer waren. Demungeachtet hatte sich Heinrich bald nicht allein als Ökonom in Respekt gesetzt, sondern auch als Politiker. In ersterer Eigenschaft tauchte er nach wenigen Jahren gleichsam von selbst als Präsident des landwirtschaftlichen Vereins von Rheinhessen auf, und wenn er auch in seiner Umgebung politisch in deutschem Sinn zu wirken sich zur Aufgabe stellte, so wurde ihm das von der offiziellen rechtsrheinischen Welt so wenig verdankt wie von den linksrheinischen französierten Radikalen der Nachbarschaft, welche sich durch seine ungleichartige soziale und politische Bildung neben der frisch errungenen ökonomischen Ebenbürtigkeit immerhin nicht ohne Unbehagen in Neid gedrückt fühlten. Heinrich war im Herbst 1838 noch Witwer und führte seine Wirtschaft ohne Beamten oder sonstiges Aufsichtspersonal selbständig und allein. Er lebte vereinsamt und mußte sich selbst genügen; in geistigem Verkehr nur brieflich mit Eltern und Brüdern sowie spärlich mit den Darmstädter Freunden Eigenbrodt, Kekule, Vollhart, Hut und Schenk; in der politischen Tagesliteratur — außer Wormser Lokalblättern — beschränkt auf die Augsburger ‚Allgemeine Zeitung'.

„Als wir, Bruder Fritz und ich, um die Zeit zwischen Ernte und Weinlese in Monsheim ankamen, war Heinrich hoch erfreut, uns seine Anlagen und Fortschritte aufzuweisen, über welche sich auch der Vater, der sonst keine Vorliebe für Monsheim hatte, doch schon in Briefen anerkennend ausgesprochen hatte. Die Pachtung war gesichert und versprach, sich noch zu heben. Damit war auch die Grundlage für Heinrichs politische Existenz in unsern Augen verbürgt und wir verbrachten mehrere schöne Tage zusammen in belebten Gesprächen über alle möglichen gemeinsamen Interessen. ‚Ich kann Euch nicht helfen,' sagte Heinrich, ‚Ihr müßt jetzt doch auch meine Nachbarschaft kennen lernen. Es ist jetzt gerade die Zeit der Kirmessen (Kirchweihen) in den benachbarten Ortschaften, wo Gastfreundschaft in weitestem Maße geübt wird, zuweilen Tag und Nacht hindurch, und man würde mir es übel nehmen, wenn ich nicht dabei erschiene; geehrt und erfreut aber werden die Leute sein, wenn ich Euch als Gäste mitbringe.' Gesagt, getan, an einem der nächsten Tage, und wir fanden die gedeckten beladenen Tische mit beständig wechselnden Gästen bestätigt, die Stimmung durch unsre Gegenwart noch gehoben und die Teilnehmer

auch bestrebt, politische Farbe zu bekennen. Einer überbot den andern mit schneidig radikalen Äußerungen; Heinrichs Lob wurde angestimmt mit anscheinend sicherer Hoffnung, ihn immer mehr auf den sozial geebneten Boden ‚herüberzukriegen', und nach wiederholtem Hin- und Herwerfen neckischer Redensarten ließ einer der Pfarrer, ein noch aktiver Prediger (von Einseldum), das Wort fallen: ‚Es steckt wohl noch immer was vom Aristokraten in ihm, aber wenn er uns verspricht, den Hochmut abzulegen, wollen wir doch schon seine Gesundheit trinken!' Das war Heinrich zu bunt und mit seiner allerrobustesten Baßstimme fuhr er den angeheiterten Menschen an: ‚Halt's Maul, Pfaff, oder ich lasse Dich heimführen mit Deinem platten Geschwätz.' Diesen Trumpf nahm als Wahrzeichen von Autorität die Umgebung durchaus nicht übel; aber, nachdem wir fremden Gäste als tolerante Zuhörer noch eine Weile ausgehalten hatten, sagte mir Heinrich leise: ‚Beim nächsten Zuwachs an Besuchen könntet Ihr beiden sehr wohl Euch unbemerkt zurückziehen, wenngleich ich selbst mit der Truppe noch weiter exerzieren muß, — das gehört nun einmal zu meinem Handwerk.' Nun begann auf dem halbstündigen Heimweg zu Fuß von Wachenheim nach Monsheim Bruder Fritz seinen Eindrücken Luft zu machen: ‚Es ist doch fürchterlich, daß unser braver Heinrich auf solche Gesellschaft angewiesen ist.' Er schüttelte sich vor Empörung, während ich dem armen Bruder beinahe Bewunderung gezollt hätte für seine meisterhafte Art, mit solcher Truppe zu manövrieren. Fritz wurde aber immer ernster, verhehlte auch Heinrich bis zu unserer Abreise nicht sein tiefes Mitgefühl, da er sich *mit* dafür verantwortlich fühlte."

Im Wintersemester 1838 auf 39 las Gagern mit besonderem Zulauf über „Politik". Den gedruckten Grundriß dieses Kollegs sandte er an Bruder Fritz, der sich darüber sehr lobend aussprach.[1])

Gerade damals reifte bei seinem verwitweten Bruder Heinrich der Entschluß, seiner Vereinsamung durch eine passende Heirat ein Ende zu machen. In Holland vollzog sich die langersehnte Versetzung des Bruders Fritz vom Generalstab zur Kavallerie. Sein Dragonerregiment, das er bald als Oberst kommandieren sollte, lag in den Max wohlbekannten öden Heiden von Nordbrabant. Schon in den Osterferien 1839 besuchte der Bonner Dozent seinen lieben Fritz wieder in Geldorp bei Eindhoven. Dort erhielt er als erster der Familie Kenntnis von dem Gedicht an den Bruder Heinrich, das er Fritz gewaltsam entreißen mußte.[2])

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 293. Wie genau Gagern schon in seiner Vorlesung über Politik zwischen Rasse-Nationalität, Sprach-Nationalität und Staats-Nationalität unterschied, zeigen die Mitteilungen in seinen „Jugenderinnerungen", 25ff.

[2]) Es ist das oben S. 2 erwähnte Gedicht, gedruckt Leben II, 1, 306ff.

Dieser poetische Erguß, welcher die beste Kritik in den bescheidenen ersten Strophen in sich trägt, war von starker Wirkung auf beide jüngeren Brüder. „Für Heinrich war es ein mächtiger Sporn — in der eingeschlagenen oppositionellen Richtung ausharrend — dem nationalen Ziel deutscher Einheit durch Beredsamkeit in der Ständekammer weiter aktiv zuzusteuern und — unerachtet verächtlicher Begleitung des kleinstaatlich philisterhaften Liberalismus — die Zeit zum Handeln zu erwarten, womöglich zu beschleunigen. Für mich," fährt Max von Gagern fort, „war das Gedicht — das ich noch heute in seiner aufmunternden Bestimmung für ein Meisterstück als prophetische Lorbeerkrone für den künftigen wenn auch nur kurzen Ruhm des Bruders Heinrich für ewig denkwürdig halte — dennoch von ganz anderer Bedeutung. Es wurde mir für Jahre zum Prüfstein und Hemmnis, im Augenblick des Handelns zu einer Dornenkrone."

Während derselben Osterferien reiste Max auch nach Monsheim zu Heinrich, um dessen Braut kennen zu lernen, deren Familie einige Stunden von dort entfernt in der bayrischen Pfalz im Flecken Freinsheim wohnte. „Wir waren bald gute Bekannte und ich konnte Heinrich in seinem Entschluß nur bestärken und loben. Seine erste Ehe mit Louise von Prettlack war eine derart ideale gewesen, daß er während der acht Jahre seines Wittums nicht schroff genug aussprechen konnte, wie, — im Falle er sich je wiederverheiraten sollte, seine künftige Frau ihn in keiner Richtung an die verewigte erinnern dürfe. Dazu kam seine veränderte soziale Stellung und seine fast trotzige Auffassung, daß — da er nun doch einmal in diesem demokratisierten Lande leben und wirken müsse, die Wahl seiner Lebensgefährtin besonders in wirtschaftlicher Beziehung den Anforderungen einer tüchtigen Hausfrau und Mutter auf dem Lande entsprechen sollte. Meine künftige Schwägerin fand ich wirklich von sehr angenehmem Äußern, unbefangen und resolut ihrer baldigen Bestimmung in der Haushaltung und Ökonomie sowohl als im weitern Familienkreise entgegensehend. Ihr praktischer Verstand war unschwer zu erraten und ihre Schulbildung war landesüblich durch zwei Jahre Pensionat in Straßburg vervollständigt worden. Ihre Familie war in dem konfessionell gemischten Pfälzer Lande zufällig der katholischen Kirche angehörig und dieser Punkt schien meinem teuren Bruder in Anbetracht unserer eigenen gemischten Familie kein besonderes Bedenken zu bieten. Erst, als die näheren Vorbereitungen zur Heirat getroffen wurden, ergab sich, daß — bei der damals durch den preußischen Kirchenstreit auch im übrigen Deutschland verschärften Aufmerksamkeit und Disziplin — die Ehe nicht ohne die eventuelle katholische Kindererziehung eingesegnet werden *könne*. Heinrich war dadurch wohl etwas unangenehm überrascht, doch erklärte er sofort seiner verständigen Braut, daß er es *ihr* überlasse, die Verabredung und Entscheidung nach ihrer eigenen innigsten Überzeugung herbeizuführen. Da der Ortspfarrer nichts vergeben durfte,

scheute sie nicht vor dem Schritte zurück, ihre Sache dem hochwürdigen Bischof Geissel zu Speyer, der bald darauf Nachfolger des glaubenstreuen Erzbischofs Clemens August von Köln werden sollte, vorzutragen und seine Entscheidung darüber zu erbitten, welches Abkommen etwa gegebenen Falles getroffen werden könne? Da nun letztere natürlich dahin erfolgte, daß die Braut, wenn sie den positiven und vollen Segen der Kirche für ihre Ehe verlange, denselben doch hauptsächlich für die erhofften Früchte derselben verlangen müsse, so war auch von dieser Seite die Entscheidung in die Hände der Braut zurückgelegt. Die Stimmen in unsrer Familie waren unerwartet lebhaft und fast empört gegen jede Nachgiebigkeit, besonders die unsres Vaters und Bruders Fritz, wie aus mehreren Stellen des ‚Lebens' des letzteren zu ersehen ist; aber, da Heinrich dieselben mit gewohnter Offenheit in ihrer ganzen Schärfe hat abdrucken lassen, so darf ich nicht zögern, die Tatsachen richtigzustellen, um so mehr man mir — mit üblicher Leichtfertigkeit — einen Anteil an der Sache zugeschrieben hat. Ich war ja aber damals selbst noch nicht katholisch und hatte in Wahrheit von dem ganzen Hergang keine Kenntnis; ob und welche Kämpfe meinem Bruder Heinrich das Versprechen der katholischen Kindererziehung gekostet hat, habe ich weder sogleich noch später jemals erfahren. — Genug, daß er seine Zustimmung gab, sobald er den Entschluß der Braut erfuhr, der ja die Bereitwilligkeit in sich schloß, lieber von der Verlobung zurückzutreten, als auf den Segen der Kirche für ihre Kinder zu verzichten. Heinrich ging immer von der Idee aus, daß von der Erziehung der Kinder der religiöse Teil der Mutter zufalle und gebühre; der Unterschied der Konfessionen erschien ihm fast gleichgültig, wenn nur dieser mütterliche Beruf zur Geltung komme. Zu einer Charakterschwäche bewog ihn weder verliebte Leidenschaft noch irgend ein materieller Vorteil. — Seine zweite Ehe sollte eine Vernunftheirat sein; sie war es und blieb es bis zum Tode, aber mit steigender Achtung, Liebe und Anerkennung.

„Zwischen uns Brüdern in Monsheim wurde sogleich verabredet, daß die Hochzeitsreise im Juni nach Bonn unternommen werden sollte, und dies geschah auch wirklich zu beiderseitiger Zufriedenheit und Befreundung unsrer beiden Frauen."

Für den Bonner Dozenten ließ sich das Sommersemester 1839 nicht günstig an. So ernst hatte er sich vorbereitet, daß seine Gesundheit litt. Wie groß war nun seine Enttäuschung, als er ein Privatkollegium gar nicht zustande brachte und sich auch für die Reichsgeschichte mit ganz freiem Vortrag nur eine schwache Zuhörerzahl einfand. Kein Wunder, daß sich nun das alte „Auf und Nieder" der Stimmung von neuem einstellte. In einem Brief an Heinrich vom 12. Mai findet sich seine Unzufriedenheit auf das stärkste ausgesprochen. „Für nächsten Winter," heißt es hier, „werde ich vielleicht auch nichts vortragen als die Fortsetzung der Reichs-

geschichte und zwar auch nur öffentlich. Damit bin ich aufgetreten, damit will ich stehen oder fallen. Dann habe ich meinen trial gehabt. Vorigen Winter habe ich Politik so gelesen, daß ich die Hälfte der Stunde, doch abwechselnd, diktierte; ich glaubte auch Fortschritte bei mir zu bemerken. Bei dem geschichtlichen Vortrage geht aber das Diktieren nicht an; frei und ruhig muß die Rede fließen, aber an letzterem arbeite ich bis jetzt vergebens, so genügend ich auch vorbereitet sein mag. Du sollst selbst hören und urteilen, wenn Du kommst, lieber Alter, und Dein Urteil soll zum trial gehören. Noch mehr als mit der Unruhe habe ich mit der Ungleichheit zu kämpfen, die rein körperlich ist, aber unüberwindlich. Wenn ich meine Leidenstage habe, so hilft keine Vorbereitung, kein Vorsatz, kein äußeres Mittel. Dann liegt mein Geist wie begraben und der Gedankenzusammenhang gerät in einer Stunde zwei, drei Mal ins Stocken; ich arbeite mich vergebens ab, komme unzufrieden nach Hause und verfalle in Schlaf! Ein anderes Mal geht der Vortrag wie ein Waldstrom und ich sehe, daß die Zuhörer nach jedem kommenden Gedanken mit Spannung lauschen. Zur Verbesserung meiner Gesundheit trinke ich jetzt Kissinger Wasser ... So soll die Sache also noch ein Jahr gehen ... Lege ich die Hand aufs Herz, ob ich glaube, das am Ende zu stand zu bringen, was ich notwendig von mir fordern muß, ob ich das Gefühl habe, auf einem Weg zu gehen, der mir eine ehrenvolle oder nur vernünftige Zukunft bringen wird, auch nur eine Wahrscheinlichkeit genügenden Auskommens, so zwingt mich die Vernunft, den Kopf zu schütteln, so ungern ich dem Siebengebirge den Rücken drehen werde, so bitter der Verzicht und Abschied von einstigen Hoffnungen dann mir sein wird. Doch noch ein Jahr!"

Abgesehen von der schwankenden Gesundheit und der versagten Gunst der preußischen Regierung fiel sicher für das Aushalten Gagerns auch die Frage seines Einkommens schwer in die Wagschale. Er war ja mit seiner Familie bisher ganz auf die Zuwendungen seines Vaters und die Rente seiner Frau angewiesen. Die Kollegiengelder der wenigen Zuhörer für die Privatvorlesung kamen wenig in Betracht, da sie meist gestundet wurden. Recht erwünscht war dagegen das Honorar für die Privatissima, die er durch mehrere Semester dem Prinzen von Schaumburg-Lippe über Geschichte, Diplomatie und Statistik las, und für Aufsätze in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". Freilich verlangte die wachsende Familie auch zunehmendes sicheres Einkommen: „Mein Bruder Fritz, welcher neben der Großmut, womit er die Lasten meiner Ferienreisen nach Holland trug, gerne auch einige Treue an mir übte, behauptete zu jener Zeit, das sicherste Symptom knapper Finanzen bei mir sei, wenn ich die schönen Künste protegierte und in Nahrung setzte. Den Anlaß dazu gab, daß ich ein Familienbild in Öl durch den Maler Seibertz ausführen ließ, einen Vetter unseres verehrten Freundes und Kollegen Dr. jur. Arndts, der auch später die Kupferstiche

zu Faust lieferte, daß ich aber schon vorher die Büste meiner lieben Frau durch den Bildhauer Drake hatte machen lassen, einen Schüler Rauchs, ein wahres Kunstwerk, das vielfach bewundert wurde."[1])

Die anfänglich so trübe Stimmung legte sich bei Max, da sich schließlich seine Tätigkeit als Dozent doch günstiger gestaltete, als er vorausgesehen hatte. An seinem Schicksale nahm niemand regeren Anteil wie Bruder Fritz. „Unendlich freut es mich," schrieb dieser ihm am 9. Juni 1839, „daß Deine Vorlesungen besser zustande gekommen sind, als es sich anfangs erwarten ließ; 22 eingeschriebene Zuhörer für die Reichsgeschichte scheinen mir ganz anständig und aufmunternd; und auf diese Vorlesung legst Du ja am meisten Wert. Es ist mir lieb, daß Du Dein Völkerrechts-Privatissimum in französischer Sprache liesest, und ich wollte, Du könntest es dahin bringen, diese Vorlesung anschlagen zu dürfen. Historische Studien, praktische Ansichten, Welterfahrungen und selbst der Name des Vaters begründen Deinen Beruf dazu. — Ich hoffe also, daß Du in Bonn noch einige Jahre die Zukunft abwarten kannst. Die Gesundheit ist freilich ein Hauptpunkt, aber darum solltest Du Dich weniger anstrengen."

Am 6. Juli 1839 konnte Fritz dem Vater melden, Max sei „sehr entschlossen, in Bonn auszuhalten".[2])

Dem „verehrten" Böhmer klagte Gagern am 21. Juli, daß die Hitze ihn am Arbeiten behindere. „Mit der Reichs-Geschichte bin ich im ganzen zufrieden gewesen; die Zuhörer waren fleißig und zeigten Teilnahme, wenigstens die 12 Stück, die gleich am Anfang den Willen dazu zeigten; ebensoviele andere hatten sich zwar eingeschrieben, ich habe sie aber kaum ein einziges mal gesehen; darüber muß ich mich mit andern trösten. — In der inländischen Politik ist es jetzt, trotz der neuen Allokution des Papstes, fortwährend stille; es geht nicht hinter sich, aber auch nicht vor sich. Man sieht jetzt hier (um wie die Berliner Zeitungen zu sprechen) mit Spannung nach Hannover hin, wie früher nach den belgischen Angelegenheiten."

Eine überaus freudige Zeit erlebte Max von Gagern während des Sommers 1839, als ihn sein Bruder Heinrich besuchte. Bald darauf (10. Juli) ward ihm ein kräftiges Söhnchen geboren. Es erhielt den Namen Fritz. Der alte Arndt war bei der Taufe Stellvertreter des abwesenden Bruders, der in der herzlichsten Weise gratulierte.[3])

---

[1]) Die Büste (angefertigt im Jahre 1837, s. Fr. Drake an Gagern, dat. Berlin 1837, Dez. 31) ist gegenwärtig im Besitz des am 11. Juli 1846 geborenen Sohnes Baron Carl v. Gagern auf Schloß Windern nächst dem Traunfall bei Gmunden, das Oelbild befindet sich bei der Tochter Baronin Elisabeth v. Gagern (geb. 11. Februar 1848) in Innsbruck.

[2]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 1, 327, 329.

[3]) S. das launige Schreiben vom 16. Juli 1839 in Leben II, 1, 330.

Mit Ernst Moritz Arndt stand Max von Gagern schon seit Beginn seines Bonner Aufenthaltes in Verkehr; er führte auch seine beiden Brüder zu dem Manne, der eine eigentümliche Stellung außerhalb der Universität einnahm, da er auf Befehl Friedrich Wilhelms III. als Professor unter dem Banne des Nicht-Lesens stand.

„Arndt lebte in seiner entlegenen Behausung am Rhein, — halb bäuerlich, halb altdeutsch gekleidet; der katholischen Bevölkerung blieb er fremd, aber als Dichter des ‚Deutschen Vaterlandes' war er dennoch bekannt und gefeiert wie nur einer aus der fremden Schicht der hochgebildeten gelehrten Welt, die über Bonn lagerte. Hier und da ließ er sich noch in politischen Flugschriften vernehmen, aber sein Verruf als . . . Demagog war nicht allein ein Anachronismus, sondern ein empörender Hohn, welchen die preußische Regierung sich selbst auflud. Er, der deutschste schwedische Rügner — als Preuße der royalistischste Deutsche — der alte Vertraute und treueste Anhänger des großen Ministers Stein — noch bis 1840 in Bonn als Demagog!"[1])

Mit der Schrift von Gagerns Vater in der erzbischöflichen Sache war Arndt natürlich sehr einverstanden, jedoch ließ er den Sohn seine abweichende Haltung nicht weiter empfinden. In den Universitätskreisen gab sich in der erwähnten Streitfrage im allgemeinen „keinerlei laute Teilnahme kund; die hermesianischen Mitglieder der katholischen theologischen Fakultät hielten sich scheu zurück. Farbe bekannten nur der rechtschaffene Klee, sodann der Philosoph Windischmann und der Canonist Walter." Wie sehr man in diesen Kreisen den Tagesfragen aus dem Wege zu gehen suchte, zeigte sich gelegentlich eines Festmahles. „Es war die Parole ausgegeben, falls Toaste nicht zu vermeiden seien, doch ja dabei nichts einfließen zu lassen, was an die aufregenden erzbischöflichen Wirren erinnern könnte. Als trotzdem ein alter, sonst gutmütiger Bibliothekar antiklerikaler Farbe (namens Bernd) einen Anlauf nahm und bis zu seinem Stichwort kam: ‚Der Aberglaube' — was schon viele Anwesende erschreckte, da erhob schnell ein anderer resoluter Gast seine Stimme mit hinreißender Begeisterung und schrie: ‚Der lebe hoch!' worauf der Lichtfreund, als er schon allgemeinen Beifall hörte, lächelnd verstummte und sich unter wiederholtem Klatschen niedersetzte."

Die Bonner Hochschule begann gerade damals eine der vornehmsten in Deutschland zu werden, insofern als fürstliche Personen, sogar Thronerben, sie besuchten. Trotzdem hatte sie, namentlich in der philosophischen Fakultät, keine eigentliche Größe aufzuweisen. Die berühmtesten Namen waren August Wilhelm von Schlegel und Welcker. Letzterer zeigte sich unter

[1]) Die Wiedereinsetzung Arndts in seinen Lehrstuhl und die damit verbundene Feier schilderte Gagern in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung", 1840, Nr. 211, in dem er auch eine Charakteristik Arndts gibt.

den gemäßigt liberalen Elementen der Universität von Anfang an als Gagerns beste Stütze. Er nahm auch an seines Bruders Heinrich politischer Rolle lebhaften Anteil. Als Welckers Bruder, der badische Abgeordnete und Staatsrechtslehrer, damals Bonn besuchte, lernte Gagern auch diesen Mann kennen. „Auf einem Spaziergang, den ich" — so erzählt er — „mit den Gebrüdern Welcker nach Godesberg unternahm, kam auf dem Heimweg zur Sprache, ob es nicht entschuldbar sei, wenn Oppositionsmänner, wie eben unsre beiderseitigen Brüder, in Zeiten allgemeiner Teilnahmslosigkeit sich auch einmal aus Ermüdung zurückzögen und nicht mehr wählen ließen? Da der badische Bruder diesen Entschluß zu erkennen gab, ereiferte sich der Bonner in dem Maße, daß sich beide gegeneinander aus Großmut und brüderlicher Liebe erzürnten und daß mir die Rolle zufiel — in der Mitte der Chaussee gehend — die auf beiden Gehwegen auseinandergesprengten Brüder wieder zusammenzubringen und zu versöhnen — bis der Freiburger der brüderlichen Überredung nachgab und auszuharren versprach. Ich erwähne diesen scherzhaften Zug, um anzudeuten, wie mächtig noch in jener Zeit (1839) die entgegengesetztesten Interessen — politische und kirchliche — auf mich einwirkten, deren Ausgleich in mir ich anstrebte."

Von August Wilhelm von Schlegel, mit dem Gagern öfters verkehrte, entwirft er folgende Schilderung: „Er war unter den Bonner Gelehrten in so vieler Beziehung sozusagen ein höheres Wesen; er hatte eine sehr elegante Wohnung mit orientalischen Teppichen und Merkwürdigkeiten der Sanskrit-Literatur; er gab auch Soireen für Herren und Damen, an deren Toilette er strenge Anforderungen stellte; vornehme Fremde pflegten sich bei ihm einführen zu lassen. Er las nur noch ein Publicum, das sehr zahlreich besucht war, über deutsche Literatur, und da er darin unglaubliche Proben seiner Eitelkeit, besonders durch geringe Achtung vor Schiller, zum besten gab, erlaubten sich die Zuhörer, so jung sie waren, ihre mäßigende Kritik in allerlei Ausrufungen und sogar durch Scharren mit den Füßen zu üben, was ihn aber gar nicht störte. Unter den weniger bekannten, aber sehr verdienten Gelehrten war Prof. Diez, der Verfasser der ersten vergleichenden Grammatik der romanischen Sprachen. Derselbe war aber auch im ganzen deutschen Sprachgebiet der Brüder Grimm wohl bewandert." Gagern wurde sein Schüler in einem althochdeutschen Privatissimum, woran er „große Freude" hatte.

Ein wichtiges Ereignis für Gagern war der im Sommer 1839 erfolgte Tod des Herzogs Wilhelm von Nassau. Dieser vertrat eine sehr entschiedene absolutistische Richtung und empfand daher den unabhängigen, wenngleich gemäßigten Charakter des alten Gagern als unbequem. Ein ungenügender Anlaß wurde als Vorwand genommen, den verdienten greisen Herrn, der als Minister von Herzog Wilhelms Vater die nassauischen Lande zur Rheinbundszeit von der drohenden Mediatisierung gerettet hatte,

nicht mehr zu empfangen. Der nassauische Minister Graf Karl v. Walderdorff, der sich unter Herzog Wilhelm vergeblich bemüht hatte, das Zerwürfnis beizulegen, sann jetzt unter dem neuen Herzog Adolf auf einen zweckmäßigen Anlaß, dies zu erreichen. Als erster erhielt hiervon Fritz Kunde und zwar durch den kürzlich von der französischen Regierung aus Paris vertriebenen niederländischen Legationsrat und nassauischen Geschäftsträger Fabricius, der einst Max ein so gütiger Chef gewesen war. Am 22. Februar 1840 berichtete Fritz dem Vater: „Fabricius wollte wissen, es sei ernstlich die Rede davon gewesen, Max nach Wiesbaden ins Kabinett zu berufen. Fiat!“[1])

Max vernahm zunächst von diesen nassauischen Chancen nichts. Er dachte um so weniger an eine solche Kombination, als sich gerade während des Wintersemesters 1839 auf 1840 seine Lehrerfolge und daher auch seine Stimmung wieder besserten. „Mit meinen Kursen,“ berichtet er am 21. November 1839 dem Bruder Heinrich, „muß ich vollkommen zufrieden sein; es sind zwar brotlose Künste, die ich aufführe, allein die Ehre hat den Rang vor dem Brot, sie ist für mich auch nicht ein bloßer Leichenstein, sondern zugleich ein Aushäng-Schild für spätere Gäste. Meine Politik zählt zwölf Mann; alles, was ich erwarten konnte, da hier staatswissenschaftliche Kollegien nun einmal nicht gesucht werden und sogar Nationalökonomie und Finanzwissenschaft kaum zustande kommen. Vornehme Herren kommen niemals in andere Privat-Vorlesungen als in die befohlenen, zum Examen nötigen. Unter meinen zwölfen sind sieben, denen das Honorar bis zur Anstellung gestundet wurde, aber vier, die ich durch Empfehlungen näher kennen lernte, und solche Leutchen empfange ich diesen Winter jeden Mittwoch zum Tee und sie unterhalten sich, auch wenn sie sich vorher nicht gekannt haben, bei meinen Erzählungen gut. Auch ein Engländer ist darunter, der sich vortrefflich anläßt. Francina setzt den Tee, zieht sich aber früher zurück. Es hat sich das bisher ganz gut gemacht. — Nun muß ich aber nachtragen, worin eigentlich die Ehre besteht, wovon oben die Rede war: Meine Reichsgeschichte nimmt sich diesmal doch etwas anders aus, ich habe 55 Zuhörer, wovon doch über 30 immer anwesend sind und entgegen meinem Wunsch größtenteils schreibend. Ich war auch mit mir bis jetzt besser zufrieden. An eine Arbeit bin ich aber noch nicht gekommen, so notwendig es auch wäre. Ich dachte daran, mein Heft der Politik etwas veredelt herauszugeben; ein Brief von Fritz hat mich aber abgemahnt.“[2])

Fritz konnte übrigens am 5. Januar 1840 dem Vater mitteilen, daß die Briefe von Max mehr Zufriedenheit mit seiner Lage aussprächen als die früheren.[3]) Der Sommer 1840, in dem Gagern wiederum ein reichs-

[1]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 1, 337.

[2]) Dieser Brief vom 3. Februar 1840 ist in Leben II, 1, 336 abgedruckt.

[3]) S. Leben II, 1, 335, 340.

geschichtliches Publicum abhielt, ließ sich indessen für die Vorlesungen wieder „sehr stille“ an.[1]) Er war damals publizistisch für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ tätig. Die Tagesereignisse boten dazu Anlaß genug: die fortdauernde Verbitterung in der Rheinprovinz und auch in andern deutschen Landesteilen über die kirchlichen Wirren, dazu ein kriegerisches Ministerium Thiers in Frankreich, dann aber der Tod Friedrich Wilhelms III. und die gespannten Erwartungen beim Regierungswechsel.

Eines der ersten schriftstellerischen Probestücke Gagerns war ein längerer Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 22. und 23. Juli 1840, welcher den Titel führt „Rheinpreußen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.“. In schöner Sprache gibt er hier eine Art Statistik der öffentlichen Meinung des ältesten der deutschen Stämme. Die Darstellung ist durchaus unbefangen und unparteiisch, offen anerkennend für die Leistungen der preußischen Regierung. Der Kölner Kirchenstreit wird sehr vorsichtig berührt.

„Die Abneigung gegen die neue Herrschaft,“ betont Gagern, „war geschwunden. Die Stimmung stand pari und ein glücklicher Schlag konnte die Wagschale für Preußen sinken lassen. Es kam ein unglücklicher! Wir wollen die Wunde des Spätjahrs 1837 nicht wieder berühren, gerne wollen wir in allem Geschehenen nur eine Reihe von Mißverständnissen sehen und die gegenwärtige Stille der Gemüter für die versöhnliche Einsicht halten, daß es so schlimm nicht gemeint war. Man hatte wohl einen solchen Rückhalt nicht gefürchtet, auf einen solchen passiven moralischen Widerstand durch alle Klassen war man nicht gefaßt, man war also übel berichtet.“ Nicht bloß der neue preußische König, sondern auch der verstorbene werden sehr günstig beurteilt. „Die ganz militärische Haltung Friedrich Wilhelms III.“, sagt Gagern, „seine zuweilen barsch scheinende, oft nur Bescheidenheit oder verlegene Güte verbergende Redeweise, die ganze lakonische Eigentümlichkeit des Monarchen, welche die Brandenburger als populär und national-preußisch vergötterten, wurde von dem rheinischen Volkscharakter noch gar nicht richtig verstanden. Ganz verschieden ist in dieser Beziehung unser gegenwärtig regierender König gestellt. Schon als Kronprinz war er nicht allein von der ganzen königlichen Familie, sondern überhaupt die in dem ganzen Rheinlande geliebteste Persönlichkeit. So oft er unter uns sich zeigte, fühlten die Rheinländer, daß sie auch einen unmittelbaren Vermittler hätten. Wenn er der herrlichsten der Städte am Rhein sein freundliches ‚Alaf Köln‘ ausbrachte, dann erschien er uns großartig einnehmend — und doch so heimisch, als wenn er unter uns geboren und erzogen wäre; und das glaubte und fühlte jede Stadt wie jede Provinz des Königreichs, ja jede politische und religiöse Überzeugung

[1]) Für Gagerns Vorlesung über deutsche Reichsgeschichte schrieben sich nur 12 Hörer ein.

glaubte ihn im edelsten Sinne zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Wenn wir uns freilich von dem Rausche der Erinnerung zur nächsten Wirklichkeit und Zukunft wenden, so müssen wir uns sagen: ‚Wir sahen ihn immer nur in der liebenswürdigen, vermittelnden Stellung des Thronerben, die Strenge und Schärfe des Herrschers ist uns noch nicht bekannt und manche Wünsche und Erwartungen werden doch unerfüllt bleiben und es könnten auch Stunden der Prüfung kommen.‘ Kaum hat der geistreiche Fürst noch das Trauergemach verlassen, er hat uns erst den Schmerz über den Dahingeschiedenen mitfühlen lassen, sogar das eigene, ihm allein beschiedene Vermächtnis unter alle seine Getreuen ausgeteilt; das große politische Erbteil, das ihm die Vorsehung bestimmt, hat er kaum angetreten, eine neue Losung wird erst von ihm erwartet.“ Dann folgte ein begeistertes Lob der herrlichen Eigenschaften Friedrich Wilhelms IV., das vielleicht selbst den Kurator Nehfues, wenn er geahnt hätte, von wem es kam, zu einem günstigen Urteil über den Bonner Privatdozenten veranlaßt hätte.

Bei einem Besuch in Hornau, den Gagern in den Osterferien abstattete,[1]) hatte er die erste Kunde erhalten, daß ihm in der nassauischen Heimat eine festere Zukunft beschieden sein dürfte als in Bonn, wo seine Aussichten angesichts der Mißgunst der preußischen Regierung so gering waren, daß auch seine Brüder, die bisher stets aufmunterndes Interesse gezeigt hatten, an dem Gelingen verzweifelten. Jede Aussicht aber auf die Anstellung von Max in einem Kleinstaate erschien ihnen ebenso unwahrscheinlich des liberalen Namens wegen als schwierig wegen der überall herrschenden Abneigung gegen Einschübe in Dienstverhältnissen. Gagern selbst hatte nach der vor sieben Jahren gemachten Erfahrung nicht wieder an eine derartige Möglichkeit gedacht, obgleich sein nächstälterer Bruder nach zehn Jahren in der Heimat bis zum Regierungsrat vorgerückt war.

In Hornau erfuhr Max authentisch, daß stark von seiner Berufung nach Nassau die Rede war; gleichwohl rechnete er zunächst noch mit seiner baldigen Ernennung zum außerordentlichen Professor, die ihm gestatten würde, ein Angebot aus Wiesbaden nur unter wirklich vorteilhaften Bedingungen anzunehmen. „Ich hoffe aber noch erst,“ schrieb er am 15. Mai aus Bonn an Heinrich, „in eine Stellung zu kommen, worin ich nur ein anständiges Anerbieten zu erwarten brauche. Der Vater legt Wert auf seine Versöhnung, ich für meinen Teil stelle die Sache dem Schicksal anheim. Ich habe mich neulich wieder mit allotria amüsiert, die Dir zu Gesicht kommen werden.[2]) Cotta hat mich auch sehr freundlich aufgefordert, in der Vierteljahrsschrift aufzutreten; dazu werde ich überhaupt schwer Zeit finden, wo das nächste Ziel andere Federzüge von mir verlangt.

[1]) Vorher hatte er Fritz in Holland besucht; s. Leben II, 1, 337.

[2]) Gagern schrieb damals für die „Allgemeine Zeitung“ einige Aufsätze über holländische Zustände und Ansichten, die Aufsehen erregten; s. Anhang II.

Ich sollte etwas Tüchtiges schreiben, um das Extraordinariat zur Not zu erzwingen. Schlegel hat mir vor ein paar Tagen en carosse selbst angesagt, daß er mich zum Extraordinarius vorgeschlagen; dazu ist nun ein doppelter Anlaß gegeben durch den Tod eines Historikers Prof. Strahl. Den Titel zu verweigern wäre fast übler Wille."

Weitere Aufschlüsse geben zwei Briefe an Heinrich vom 2. und 29. Juli 1840. In dem ersten berichtet Max von seiner publizistischen Tätigkeit und seiner schwankenden Gesundheit: „Trotz Rheinbädern, Muße und Diät bin und bleibe ich matt, leicht hingeworfen ohne besonderes Leiden." Dann fährt er fort: „Bei meinem Ausflug nach Hornau und Wiesbaden sah ich neulich meinen alten Fabricius, der, vertrieben aus Paris, jetzt noch da weilt und seine Pension bei Nassau und Holland betreibt; was mir aber überraschend war, er stellte mir halboffiziell die Frage, ob ich ein anständiges Dienstanerbieten in Nassau annehmen würde? Meine Antwort war: daß mir ein solches zwar willkommen sein müßte, daß ich jedoch auf nichts eingehen könne, ehe die Verhältnisse des nassauischen Hofes zu meinem Vater zu dessen Zufriedenheit geordnet sein würden. Dem Vater habe ich nur geschrieben, wie die Sache steht, und ihn gebeten, von seiner Seite keinen Schritt zu tun, da die Sache ja, wenn sie erst dem jungen Herzog vorgetragen ist und wenn dieser sie will, von selbst an mich kommen muß. Ich warte meinerseits den Ausgang ruhig ab, wohl wissend, was in beiden Wagschalen liegt. Einstweilen habe ich auf den Winter wieder meine Politik und die Geschichte der französischen Revolution angekündigt. Was mich ärgert, ist, daß die Fakultät ihren Vorschlag bis zur Stunde nicht befördert hat, aus barer Faulheit oder Angst. Gerade jetzt wäre es mir wichtig gewesen, eine solche Wahl recht frei vornehmen zu können . . . ‚Herr Schaal, ich bin euch 1000 ℔ schuldig!' oder wenigstens Zinsen und Weinsendung. Aber spätestens in der Hälfte des August erwarte ich die holländische Flotte, die mich dieses Jahr vor der Hungersnot zu bewahren bestimmt ist. Du, lieber Alter, hast in Monsheim vor der Hand Deine Schiffe verbrannt, Du müßtest erst wieder neue zimmern. Die meinigen liegen jetzt hier vor Anker mit dem abscheulich gemeinen Motto, das ich im Haag einst auf einer alten Statthalters-Jacht in goldener Buchstaben geschrieben fand:

‚Ik vaar gelyk een held naar veler landen kusten,
Maar was het niet om geld, ik zou veel liever rusten.'

(Ich fahre wie ein Held durch allerlei Gewässer,
Doch wär' es nicht für Geld, die Ruh' gefiel' mir besser.)

(Sehr frei übersetzt und auch nicht ganz meine Meinung.) Leb wohl, lieber alter Heinrich, verleide einem das Schreiben nicht durch Schweigen und grüße herzlich von uns Deine liebe Babette.

„P. S. Schreibe mir Deine Ansicht über die nassauischen Anträge. Die Stelle, die man zu besetzen nötig hat, ist die eines kaiseurs für auswärtige Korrespondenzen, also eine Stelle im Ministerium, quovis titulo. Eine nassauische Heirat wäre gleich anfangs eine schlechte Zugabe; doch auch dabei vielleicht was zu lernen."

Das Schreiben vom 29. Juli 1840 spricht zunächst die Freude aus über die Anerkennung, welche Heinrich der publizistischen Tätigkeit seines Bruders in der „Allgemeinen Zeitung" zollte. „Es drängt mich das Herz, Dir zu sagen, wie sehr mich jedes aufmunternde Urteil über meine Federballen innerlich hebt. Ich darf aber nichts verlauten lassen, besonders durch die Post nicht, denn solche Dinge, in solchem Tone, sind Contrebande und ich wäre die längste Zeit Abt hier gewesen. Über Arndts Wiederauftreten habe ich Dir schon geschrieben und ich glaubte, ihn als etwaigen künftigen Nebenbuhler nicht besser empfangen zu können als durch einen Aufsatz, der jetzt wohl schon in Deinen Händen ist. Man wird mir schon bald genug auf die Spur kommen. Welcker, der meine ‚holländischen Ansichten' kannte, hat mich auch hier wiedererkannt; übrigens freut es mich, daß man davon spricht. Die Intriguen, die sich gegen meine Professur erhoben, will ich Dir mündlich erzählen, die Fakultät hat endlich vorangemußt, da ich die förmliche Anforderung gestellt. Rehfues macht sich wichtig und scheint mir entgegen. Nun wird es sich zeigen, ob auch in Berlin von hier aus geblasen wird, — mir gleichgültig. Wie die Unterhandlungen in Wiesbaden laufen, kann ich auch nicht absehen; ich werde mich nicht ohne die ausgesprochene Bedingung auf diesem Kahn einschiffen. Ich hörte neulich, man wolle mich erst sehen und persönlich mit mir sprechen; das finde ich billig; jedoch gehört dazu eine Einladung und die werde ich sehr ruhig abwarten."

Während der Herbstferien 1840 folgte die förmliche Einladung nach Wiesbaden und ein sehr zuvorkommender Empfang seitens des Ministers Grafen Walderdorff, der sich auch direkt mit Gagerns Vater brieflich verständigte. Nach der Audienz bei dem jungen Herzog Adolf folgte bald Gagerns Anstellung in der nassauischen Heimat.

In Bonn wurde der Weggang Gagerns besonders seitens der Professoren Böcking, Ritter und Walter, wie auch von vielen Studenten noch längere Zeit beklagt.[1]) Seine klaren und streng sachlichen staatsrechtlichen Vorlesungen über Politik[2]) hatten ihm viele Freunde verschafft. Durch

[1]) Vgl. Dr. Kalt an Gagern, dat. Bonn, 1840 November 13, 1841 Januar 23 und 1843 Januar 10.

[2]) Der Frankfurter Dr. A. F. Fester übersandte am 21. April 1842 Gagern auf dessen Wunsch das in seinem Kolleg über Politik nachgeschriebene Heft. Voll Dankbarkeit fügte er hinzu: „Wir erinnern uns stets mit vielem Vergnügen Ihrer Vorlesung, die uns in bezug auf das innere Staatsleben so viel Licht verschaffte und zeigte, wie nicht durch Umsturz des

seine Kollegien über Reichsgeschichte hatte Gagern Alexander Kaufmann, der sich später als feinsinniger Kulturhistoriker bekannt machte, für die Geschichte gewonnen.[1])

Bestehenden, sondern durch ordnungsmäßige organische Entwicklung die möglichste Vollkommenheit erreicht werden kann; besonders aber leben in dankbarem Andenken die schönen und gemütlichen Abende, die wir in Ihrem Hause zubrachten." Auch Wichmann war in Bonn Gagerns Zuhörer; s. dessen Erinnerungen 3.

[1]) Bei Übersendung seiner ersten historischen Arbeit schrieb A. Kaufmann an Gagern am 15. Mai 1843: „Mein Verrat an der Jurisprudenz und gänzlicher Übergang zur Geschichte haben übrigens Ihre Vorlesungen, welche wie wenige andere anregend und belebend auf mich wirkten, nicht zum kleinsten Teil verschuldet. Ich bleibe Ihnen dafür auf immer verpflichtet."

Siebentes Kapitel.

Nassauischer Staatsdienst und Rückkehr zur katholischen Kirche. 1840—1843.

1.

Durch die am 10. November 1840 erfolgte Ernennung Gagerns zum nassauischen Ministerial-Assessor mit dem Titel Legationsrat wurde dieser in das Staatsministerium nach Wiesbaden berufen, wo er speziell die auswärtigen und Bundesangelegenheiten zu bearbeiten hatte. Sein Gehalt wurde mit 1000 Gulden normiert. So hatte er denn endlich eine sichere Grundlage für die Zukunft seiner glücklich heranwachsenden Familie gefunden. Die Besoldung war zwar zunächst noch gering, aber doch fest und eine Erhöhung konnte nur mehr als eine Frage der Zeit betrachtet werden. In Bonn hatte Gagern als Privatdozent keine nennenswerten Einkünfte und auf eine Anstellung als Professor konnte er nicht mehr rechnen, seitdem ihm die preußische Regierung, weil er als Privatdozent, übrigens mit der seiner Stellung entsprechenden Mäßigung, Partei für den ungerecht verfolgten Erzbischof genommen, durch den Universitätskurator v. Rehfues, einen der Hauptanstifter der kirchlichen Wirren, hatte wissen lassen, für solche Gesinnung sei in Preußen „keine Aussicht auf Beförderung".

Selbst Friedrich von Gagern, der in erster Linie den Versuch an einer preußischen Universität angeraten und bisher seinen Bruder stets zum Ausharren ermuntert hatte, war nun mit dessen Eintritt in den nassauischen Staatsdienst durchaus einverstanden. Nichts könne ihn mehr freuen, schrieb er an den Vater, als wenn Max in seiner neuen Stellung Zufriedenheit finden und bei verminderter Anstrengung seine Gesundheit stärken würde. „Er hat," fügt er hinzu, „brav und standhaft mit dem Schicksal gerungen."[1] Auch Johann Friedrich Böhmer war mit der veränderten Lebensstellung seines jungen Freundes einverstanden, besonders da dieser hoffte, der Wissenschaft nicht ganz untreu werden zu müssen.[2] Das war insofern auch der Fall, als Gagern nach wie vor eifrig historische Studien trieb. Böhmer

---

[1] S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 346.

[2] S. Janssen, Böhmer II, 308.

schätzte den Verkehr mit ihm so, daß er ihm versicherte, er sei ihm „immer herzlich willkommen."[1])

Die ersten Jahre Gagerns im nassauischen Staatsdienste verliefen für ihn nicht bloß glücklich und friedlich, sondern auch interessant. Den gestellten Anforderungen konnte er durch seine ausgedehnten Sprachkenntnisse, vielfachen Erfahrungen und Gewandtheit bald sehr gut genügen.

Herzog Adolf, der, erst 22 Jahre alt, am 20. August 1840 zur Regierung gelangt war, zeichnete sich durch Gerechtigkeit und Wohlwollen aus und entfaltete eine unermüdliche Tätigkeit auf allen Gebieten, den Wohlstand seines kleinen, schönen Herzogtums zu fördern. An allen wichtigen Fragen arbeitete er selbst mit.[2])

Der Herzog bewies Gagern von Anfang an ein „gütiges Vertrauen" sowohl in politischen wie persönlichen Dingen. Schon am 13. März 1841 ernannte er ihn zu seinem Kammerherrn. Am 6. Juli 1842 folgte die Beförderung zum Ministerialrat, wodurch Gagerns Gehalt auf 1500 fl. erhöht wurde. Auch in dieser neuen Eigenschaft als Mitglied des Regierungskollegiums wurde er vorzugsweise für die auswärtigen Angelegenheiten verwendet. Er erwarb sich in dieser Stellung bald nicht allein das Wohlwollen der Minister Grafen von Walderdorff und Freiherrn von Dungern, sondern auch das persönliche Vertrauen des Herzogs. Hierdurch gelang es ihm auch rasch, die Beziehungen seines Vaters zu dem nassauischen Hofe wieder auf einen erträglichen Fuß zu bringen.[3]) Der Aufenthalt in Wiesbaden wurde dadurch für den Vater angenehmer und wiederholt weilte er jetzt dort, sich erfreuend an dem Familienglück des Sohnes[4]) und dessen angenehmen dienstlichen Beziehungen.

Eine Schattenseite der nassauischen Dienststellung Gagerns lag darin, daß er nun nicht mehr ganz frei in der Wahl seiner politischen Farbe war, sondern bei seiner persönlich vertrauten Stellung zum Herzog durch dessen Interessen und partikularistisch-konservativen Gesinnungen von selbst dahin geführt wurde, die durch die Bundesverfassung verbürgte Selbstständigkeit der kleineren deutschen Staaten nach Möglichkeit zu vertreten und überhaupt konservativer zu werden. Letzteres vertrug sich auch gut mit den in Bonn allmählich während des Kirchenstreites gewonnenen Überzeugungen, weit besser als mit der liberalen Farbe seines Bruders Heinrich.

So viel Rücksichten aber auch Gagern auf sein neues Dienstverhältnis nahm, so bewahrte er sich doch die innere Unabhängigkeit. „Er hat,"

---

[1]) Böhmer an Gagern, dat. Frankfurt 1841, Mai 22.

[2]) Vgl. Kolb, Adolph, Großherzog von Luxemburg, Herzog von Nassau, Wiesbaden 1897.

[3]) S. Leben II, 1, 379.

[4]) Am 9. April 1841 wurde Gagern ein drittes Söhnchen, Heinrich mit Namen, geboren.

urteilte Böhmer im Februar 1843, „nichts von seinen Überzeugungen, von seiner Freiheit aufgegeben und dennoch gedeiht er dort. Das will gewiß viel sagen. Es ist wahrlich ein reichbegabter freier Mensch.“[1])

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil für Gagern und seine Familie waren die vielen Vorzüge, welche die kleine Residenzstadt Wiesbaden auszeichnen: mildes Klima, liebliche Lage unfern des Rheins, naher Wald und Gelegenheit zu herrlichen Spaziergängen. Dies alles fiel um so mehr in die Wagschale, als Gagerns Gesundheit noch immer eine sehr schwankende war.

„Mit Deiner Gesundheit,“ schrieb ihm der Vater am 14. Februar 1841 aus Frankfurt, „bin ich nicht recht zufrieden. Machst Du Dir Bewegung, soviel es sein soll? Jetzt sprichst Du von dortiger Bade-Cur! In Bonn schwammst Du im Rhein. Dazu hatte ich mehr Vertrauen.“ In den späteren Briefen des besorgten Vaters ist wiederholt die Rede von den körperlichen Leiden, die Max damals plagten.

Seit dem März 1841 spielt in dem Briefwechsel mit dem Vater eine große Rolle der Streit zwischen Nassau und Hessen wegen des Biebricher Hafens, in welchem Max „so tapfer als möglich“ für den Standpunkt seiner Regierung eintrat.[2]) Die Angelegenheit verursachte ihm freilich nur zu viel Schreiberei.[3]) Über diesen „Seekrieg“, den Bruder Fritz beklagte[4]), verlangte der Vater ebenso beständig Nachrichten wie über das Befinden von Max. Er war sehr zufrieden, daß letzterer „sich nicht nachgab und den Kopf oben behielt.“ „Den Seekrieg en eau douce habt ihr wacker bestanden. Die Darmstädter bestehen mit Schimpf und Schande. Noch ist es mir unbegreiflich, wie sonst ganz gescheite Leute so tölpisch verfahren konnten. Was mögen sie sich nur von den Folgen vorgestellt haben? Daß alles schweigen werde? Nassau, das Festungskommando, das Publikum, der Bundestag!“[5])

Erst Anfang Mai konnte sich Max wieder vorteilhaft über seine Gesundheit aussprechen. „Cura, ut valeas,“ schrieb ihm der Vater am 10. des genannten Monats, „das heißt, gebrauche Deine Kur recht ordentlich und ohne licentia poëtica.“

Wiederholt berührt der Vater in seinen Briefen die publizistische Tätigkeit, die Gagern nach wie vor in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ entfaltete.[6]) Wenn der Vater auch hinsichtlich „der Kunst, der

[1]) Janssen II, 342.

[2]) Vater an Max, dat. Hornau 1841, März 7. Vgl. die Artikel Gagerns in der „Allg. Zeitung“ 1841, Nr. 69 u. 73.

[3]) S. Gagern an Böhmer, dat. Wiesbaden 1841, März 11.

[4]) S. Leben II, 1, 356, 357.

[5]) Vater an Max, dat. Hornau 1841, März 16.

[6]) Vgl. Anhang Nr. II.

Fertigkeit des Stils", der Arbeit seines Sohnes volle Genugtuung widerfahren ließ, so hielt er doch mit Ausstellungen nicht zurück.[1]) Zuweilen verdroß dies Max. Indessen mahnte ihn der Vater:

„Gewöhne Dir nicht an, meine Äußerungen au pire zu nehmen. Ich habe keineswegs gesagt oder geschrieben, daß mir die Allgemeinen Zeitungs-Artikel nicht gefielen, sondern nur, daß man ihnen die Kunst zu sehr anmerke. Das ist auch in seiner Art ein Lob. Ja, als Kunstwerk hat es mir sehr gefallen. Aber die müßen doch ein wenig einfältig sein, die den Autor auf dem Johannisberg suchen. Ja, das Publicum muß auf einen homme en plaine verfallen. Ergo."[2])

Alles dies — daneben vor allem die kleinen Angelegenheiten Nassaus spielen in dem Briefwechsel mit dem Vater eine große Rolle. Um so auffallender ist das völlige Schweigen über eine andere wichtige Angelegenheit, die nicht bloß für das Herzogtum, sondern auch für Max von großer Bedeutung war: die Limburger Bischofswahl vom 9. Juli 1840.[3]) Bei derselben hatte der nassauische Wahlkommissar in stärkster Weise die Freiheit des Domkapitels beeinträchtigt, welch letzteres sich durch seine Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Regierung stark kompromittierte. Der Regierungspräsident Möller in Wiesbaden wünschte, daß die Details der Wahl in Rom nicht bekannt würden, da er wohl voraussah, daß in diesem Falle eine Bestätigung des Gewählten vom Papste nicht zu erhoffen sei. Er bat daher mit Expreßbrief vom 6. August das Kapitel, die Absendung des Wahlprotokolls nach Rom zu verschieben. Dieses war indessen bereits zwei Tage vorher nach Rom der Post übergeben worden. Von dort verlautete zunächst nichts. Indessen ließ die päpstliche Bestätigung von Monat zu Monat auf sich warten.

Um Klarheit zu gewinnen, wurde Gagern Ende Juni 1841 zu dem Inter-Nuntius Cappacini nach dem Haag geschickt, der mit speziellen Aufträgen in der Angelegenheit von Rom betraut war.[4]) Auf dieser Reise hatte Gagern Gelegenheit, in Köln den Generalvikar Ivo zu sprechen und diesem durch mündliche Mitteilungen in Sachen des Kölner Kirchenstreites und Besorgung eines Schreibens an Cappacini einen Dienst zu

[1]) Vater an Max, dat. Hornau 1841, Sept. 14.

[2]) Vater an Max, dat. Hornau 1841, Sept. 17.

[3]) Vgl. Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 161ff. u. Höhler, Gesch. d. Bistums Limburg II, 137ff. S. auch Gagerns Artikel in der Allgem. Zeitung 1841, Nr. 222 u. 1842, Nr. 32. Rosner im Archiv f. kathol. Kirchenrecht XXXI (1874), 94ff., XXXIV (1875), 125ff.

[4]) Die folgenden Mitteilungen über die Intervention Gagerns sind sowohl Brück wie Höhler unbekannt geblieben. Sie beruhen auf den „Erinnerungen" Gagerns und einigen Konzepten von Schreiben an Metternich in seinem Nachlasse. Gagern hielt den Zweck seiner beiden damaligen Missionen streng geheim. In einem Schreiben an J. F. Böhmer, dat. Wiesbaden 1841, Juni 30, spricht er von seiner Reise nach Holland

leisten. Im Haag erfuhr Gagern, daß der Papst entschlossen sei, die Limburger Wahl als unkanonisch zu kassieren. In der Tat erließ am 17. September 1841 der Kardinal-Staatssekretär Lambruschini ein Schreiben an das Limburger Domkapitel, wodurch die Wahl vom 9. Juli 1840 „wegen des Mißbrauchs der weltlichen Gewalt" verworfen, der Gewählte wegen der Zustimmung hierzu als unwählbar erklärt und dem Kapitel wegen seines Verhaltens eine ernste Rüge erteilt wurde.[1]) Nur aus ganz besonderer Gnade" gestattete der Papst eine Neuwahl binnen einer Frist von drei Monaten, nach deren Ablauf er selbst einen Bischof ernennen werde. Das Domkapitel sandte am 8. Oktober dieses Schreiben an die Wiesbadener Regierung. Diese selbst erhielt ein Rom, den 27. Oktober 1841 datiertes Schreiben des Kardinals Lambruschini folgenden Wortlauts:

„Exzellenz! Es ist einige Zeit her, daß das Domcapitel von Limburg in der rheinischen Kirchenprovinz dem heiligen Vater die authentischen Acten der Wahl des neuen Bischofs dieser Kirche, welche seit dem 9. April 1840 erledigt ist, eingesendet hat. Die Menge dringender Geschäfte, welche von der ganzen katholischen Welt beständig dem Urteil des Heiligen Stuhles unterworfen werden, und der Zusammenlauf anderer wichtiger Umstände, haben zum Bedauern die Untersuchung der erwähnten Acten und die bezügliche Entschließung auf die Bitte um die apostolische Bestätigung des Erwählten verzögert. Da sich nun die Angelegenheit an ihrem Ende befindet, so erfülle ich ohne Verzögerung die päpstlichen Befehle, indem ich Ew. Exzellenz benachrichtige, daß der Heilige Vater, gedrungen durch seine heiligen Pflichten, sich in der bedauerlichen Notwendigkeit befunden hat, dem genannten Domkapitel durch meine Vermittlung die erfolgte Wahl als durchaus nichtig und von keinem Erfolge zu erklären mit der gleichzeitigen Benachrichtigung, daß, wenn in dem Zeitraum von drei Monaten, festgesetzt durch das gemeine Recht und durch die bekannte Bulle Leos XII., von demselben nicht die authentischen Acten der neuen Wahl dem Heiligen Vater eingesendet wären oder wenn diese auf eine Person fallen sollte, welche nicht mit den durch die kirchlichen Vorschriften erforderten Eigenschaften versehen wäre, der Heilige Stuhl ohne Verzögerung nach dem Recht der Devolution zur Ernennung eines neuen Bischofs schreiten würde. Der Heilige Vater nährt daher das Vertrauen, daß das mehrerwähnte Capitel mit derjenigen vollen Freiheit, welche die heiligen Canones verlangen, zur neuen Wahl nach den vorgeschriebenen Normen

„zu einem Privatgeschäft". Eingeweiht in das Geheimnis war durch Walderdorff der treffliche Regens, spätere Domdekan Diehl, wie aus dessen Schreiben an Gagern, dat. Limburg 1841, Oktober 15, erhellt. F. v. Sybel, das Recht des Staates bei den Bischofswahlen (Bonn 1873) weiß nichts Näheres (S. 58) über die damaligen Verhandlungen Nassaus mit Rom.

[1]) S. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland II, 196; vgl. Archiv für Kirchenrecht XXXIV (1875), 125ff.

wird schreiten können, und zweifelt nicht, daß die herzogliche Regierung, weit entfernt, den Wählern die obige Freiheit, welche auch für die Gültigkeit und Gesetzlichkeit der Wahl so nötig ist, zu verkümmern, dieselbe vielmehr unversehrt gestatten wird. Indem ich weiter mit dem Heiligen Vater diese feste Hoffnung teile, habe ich die Ehre, mich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu nennen Ew. Excellenz gehorsamster Diener Kardinal Lambruschini. Rom, 27. Oktober 1841."[1])

Als dieses Schreiben in Wiesbaden eintraf, hatte man dort schon eingelenkt. Der katholische Minister Graf Walderdorff war in seiner Verlegenheit, was zu tun sei, auch mit Gagern in Verhandlung getreten. Dieser äußerte die Ansicht, es wäre gut, wenn die Entscheidung des Hl. Stuhles, von welcher man wußte, daß sie bereits in den Händen des Münchner Nuntius war, gar nicht bekannt würde, sondern zurückgehalten werden könnte, gegen das Versprechen der nassauischen Regierung, eine wirklich freie Wahl zu gestatten. Dieser Gedanke gefiel sowohl dem Minister wie dem Herzoge. Gagern wurde noch im Oktober nach München geschickt, wo sich Fürst Metternich auf der Rückreise vom Johannisberg nach Wien einige Tage aufhielt. Bei diesem Aufenthalt in der bayrischen Hauptstadt besuchte Gagern auch Joseph von Görres, den er schon seit langem verehrte.

Gagern ersuchte im Auftrage Walderdorffs Metternich um seine Vermittlung. Der Staatskanzler empfing ihn freundlich; in näselndem Tone bemerkte er: „Sie scheinen mir ein sehr vernünftiger Mann zu sein, der Gedanke macht Ihnen Ehre." Durch Metternich bei dem Nuntius Viale Prela eingeführt, gab Gagern diesem mündlich die nötigen Aufklärungen und Zusicherungen. Die nassauische Regierung versprach, „daß bei der unverzüglich einzuleitenden neuen Wahl von seiten der weltlichen Behörde jede Maßregel, selbst jeder Schein vermieden werden würde, als wolle dieselbe die Zahl der wählbaren Individuen beschränken oder die Wähler auf eine bestimmte Person hinlenken".[2])

Hiermit erklärte sich der Hl. Stuhl einverstanden und so konnte am 26. Januar 1842 die Neuwahl stattfinden, welche zum Nutzen von Staat

[1]) Das Schreiben findet sich in Übersetzung unter den Papieren Gagerns.

[2]) Daß die von F. v. Sybel, Das Recht des Staates bei den Bischofswahlen (Bonn 1873), angeführte mündliche Äußerung des Nuntius Viale Prela gegenüber Gagern, die auch Friedberg in sein oben S. 116, Anm. 1, angeführtes Werk aufgenommen hat, für die Beurteilung der Frage, welche Rechte den oberrheinischen Regierungen in Bezug auf die Bischofswahlen zustehen, völlig gleichgültig ist, hat Rosner im Archiv für Kirchenrecht XXXI (1874), 81 u. XXXIV (1875), 127 ff. mit Recht hervorgehoben. Übrigens steht der Wortlaut der Äußerung nicht fest; in Gagerns Aufzeichnungen findet sich über die Unterredung mit Viale Prela Folgendes: „Viale Prela erklärte mir: ‚Wie kann ich einer Regierung vertrauen, wenn sie eine so unregelmäßige und höhnische Wahl, eine Wahl zwischen einem Manne hat vollziehen lassen, aber ich werde Ihre Bitte in Rom befürworten auf Ihre ehrliche Erklärung hin.' Bei der Besprechung der Kandidaten nannte ich Blum."

und Kirche und zur Freude der Katholiken auf den vortrefflichen Pfarrer Peter Josef Blum fiel.

Gagern hatte bei der ganzen Angelegenheit nichts anderes getan, als was Pflicht eines ehrlichen deutschen Staatsmannes war: durch Vermittlung eines beide Teile befriedigenden Ausgleiches den religiösen Frieden zu erhalten. Dies störte die Zirkel derjenigen nassauischen Bureaukraten, die auf einen „Kulturkampf" gehofft hatten. Schon fingen diese an, Gagern als „reaktionär" zu verschreien, denn bei dieser Art von Beamten war die antikatholische Gesinnung der einzige zuverlässige Liberalismus.

Bei seinem Herzog blieb Gagern dagegen fortwährend in großer Gunst. Im Juli 1843 bestimmte ihn dieser zum Kavalier seiner Stiefmutter, der Herzogin-Witwe Pauline, geborenen Prinzessin von Württemberg, während deren Aufenthalt zu Baden-Baden. Dieser Hofdienst war ein Beweis besonderen Vertrauens, denn in Baden-Baden sollte die Herzogin mit ihrer Schwester, der Großfürstin Helene von Rußland, und deren drei Töchtern zusammentreffen. Daß hierbei die Verlobung des Herzogs von Nassau mit einer dieser drei Prinzessinnen erfolgen sollte, wußte Gagern noch nicht, als er am 28. Juli nach Baden-Baden abreiste.

Während dieses Aufenthaltes in dem Orte, der durch die Wunderkraft seiner Thermen von jeher zahlreiche Gäste herbeizog, tat Gagern in aller Stille den wichtigsten Schritt seines Lebens, indem er zur katholischen Kirche zurückkehrte.

2.

Wie überraschend die Konversion Gagerns der Welt erschien, so war sie doch schon seit langem vorbereitet. Seine edle Seele hatte eine tief religiöse Veranlagung, indessen fand diese in der Jugend fast keine Pflege. In der Familie wurde vorzugsweise jene innige Liebe zum deutschen Volke gepflegt, welche Max gleich seinen älteren Brüdern später glänzend betätigt hat. Dieser feurige Patriotismus mußte Ersatz bieten für den Mangel jener Ideale, welche die erste Stelle im Menschenherzen einnehmen sollen.

Wie es kam, daß Max ohne gründliche religiöse Unterweisung aufwuchs, berichtet er selbst in einer vertraulichen Aufzeichnung: „Meine ganze frühere Erziehung war nicht gerade positiv christlich zu nennen. Meine katholische Mutter hatte sich aus Gewissenhaftigkeit nicht in den Unterricht der zum Protestantismus bestimmten männlichen Kinder gemischt, auch kam ich schon mit acht Jahren vom Hause weg auf Schulen. Auf allen vier Anstalten, die ich besuchte, wurde der Religionsunterricht vernachlässigt oder, was schlimmer ist, mit schulmeisterlicher Langweile betrieben. Was ich zu hören und zu empfinden bekam, war: abstracte Moral, das wahre Abschreckungsmittel für Kinder; sodann ein leeres Ideal von Aufklärung, dem aber die aufzuklärende Substanz mangelte; endlich Kirchenzwang, so daß der

bloße Gedanke an das Wort ‚Kirche' mir die unerquickliche Länge einer Predigt und eine traurige Entbehrung der Freiheit vergegenwärtigte. Ich erinnere mich nicht, daß mich je eine Predigt oder Religionsstunde auf Schulen innerlich erfaßt hätte.

„Vor allem Katholischen hatte ich eine fromme Scheu, im Unterricht, besonders der Geschichte wurden mir die gewöhnlichen Vorurteile und Gemeinplätze, gleichsam in ein Papier eingewickelt, mit auf den Weg gegeben, der Katholizismus als Tyrannei vorgestellt, der Protestantismus als Freiheit, Vernunft und Fortschritt. Ein Widerspruch erschien mir schon früher, daß die Beschreibung katholischer Mängel nicht auf Personen passen wollte, die ich kannte. Von feindseligen Gefühlen hielt mich schon der Gedanke an meine sanfte, geliebte Mutter ab; Spott gegen irgendeine Religion war mir zu jeder Zeit fremd, daher auch niemals bei mir eine eigentliche Reaktion eintrat. Einen eigentlichen Religions- oder Konfirmationsunterricht erhielt ich nur 6—8 Wochen in Mannheim, als ich 14 Jahre alt wurde, bei Pfarrer Karbach, dem ich noch jetzt ein sehr gutes Andenken über sein Grab hinaus nachtrage; ich erinnere mich nicht einer einzigen gehässigen Äußerung gegen Andersglaubende aus seinem Munde und in der letzten Stunde empfahl er uns den Thomas von Kempen, den ich erst nach 15 Jahren kennen lernen sollte. — Auf den Universitäten wie später im Soldatenleben trat eine ziemliche Abwesenheit alles religiösen Lebens bei mir ein. Religiöses, ästhetisches Gefühl, Poesie, Aufopferung für höhere Ideen, ‚Liebe zur menschlichen Gattung' (das Früheste, was ich von meinem guten Vater anempfehlen hörte), — diese Vorstellungen oder vagen Begriffe waren mir wohl eigen, aber ohne Zusammenhang, Gesetz, Sicherheit und höhere Gewähr."[1])

Schon während der stillen Zeit im Haag befiel Gagern jene Trostlosigkeit, welche sich eines jeden bemächtigt, der die Rätsel des Daseins ins Auge faßt und für sie keine Lösung findet. Dieser Zustand steigerte sich bei ihm zeitweise bis zur Verzweiflung. So ernstlich er sich auch mit den höchsten Fragen beschäftigte, so eifrig er auch philosophische Studien trieb, — kein System bot ihm die Klarheit und Sicherheit, nach der er suchte. Er hatte keine Jugenderinnerungen, welche ihm den Weg zur Wahrheit erleichtern konnten. Für die katholische Religion, welche der Glauben seiner Mutter war, hegte er eine gewisse Achtung, ohne sie näher zu kennen. Dem protestantischen Kirchenwesen stand er, wie seine Brüder Fritz und Heinrich, indifferent gegenüber. Indessen hatte er sich sowohl während seiner bewegten Universitätsjahre wie auch später in der Weltstadt Paris und im wilden Kriegsleben einen kostbaren Schatz bewahrt: die sittliche Reinheit.

[1]) Vgl. den schönen Nekrolog im Wiener „Vaterland" vom 19. Oktober 1889, wo ein Teil dieser Aufzeichnung zuerst veröffentlicht und zutreffend kommentiert wurde.

Das religiöse Bedürfnis, dessen Nichtbefriedigung seinen jugendlichen Frohsinn getrübt, machte sich bei ihm, je mehr der Ernst des Lebens an ihn herantrat, um so kräftiger bemerkbar. Wie tief dies Bedürfnis trotz aller Vernachlässigung äußerer Religionsübungen in seinem Herzen wurzelte, zeigten die ergreifenden Gebete, die er im Juli 1833 auf dem Staufen zu Gott richtete. Gegenüber den äußeren Forderungen seiner Religionsgemeinschaft verhielt er sich indessen auch jetzt noch so indifferent, daß er sich kurz darauf mit der Ziviltrauung begnügte. Dieses Versäumnis wurde auf Antrieb der Eltern alsbald nachgeholt. Die Mutter war es dann, welche der jungen Ehe eine religiöse Grundlage zu geben suchte.

Auch Gagern fühlte in der Folgezeit bald immer tiefer, daß seinem Familienleben eine höhere Weihe nötig sei. „Unsre gedichteten Abendgebete," erzählt er, „gingen schon in der letzten Zeit zu Hornau in ernste religiöse Lektüre über. Das Lesen der Bibel, wenigstens an Sonntagen, ging nach und nach tiefer, wenn auch mit starken Abwechslungen und Zweifeln, ob ich selbst mich unter den verschiedenen Abstufungen des protestantischen Kirchenwesens mehr an die strengere Richtung der Bekenntnisschriften halten sollte oder mehr an die freisinnigen, wozu ich von Natur oder durch Erziehung und Familienverwandtschaften mehr Hang hatte. Es blieb mir aus der Hornauer Zeit auch lebendig im Gedächtnis, daß einst mein Bruder Fritz während eines Urlaubs bei uns im Studierzimmer war und, im Hinausgehen auf einem Kommodchen die Bibel liegen sehend, deren Deckblatt aufschlug und nach kurzem Besinnen mir sagte: ‚Glaubst Du nicht, — wenn ich das alles annehmen könnte, — daß ich dann auch glücklicher wäre? Aber haltet Ihr Euch nur daran,' — worauf er verschwand. In Bonn angekommen, tat ich letzteres wirklich in der Weise, daß ich mich dort zunächst an die gläubige protestantische Welt hielt, die Geistlichkeit kennen lernte und die Kirche besuchte, die ehemalige katholische Schloßkapelle der Kurfürsten von Köln. Die Prediger Sack und Nitzsche waren angesehene Persönlichkeiten. Ihr Umgang aber und ihre Predigten beengten mir doch das Herz, ohne dasselbe auch wieder zu erweitern und mit belebendem Mut zu erfüllen. Allerdings hatten mich auch schon in Hornau meine Studien in der deutschen Reichsgeschichte und einzelne Unterredungen mit meinem lutherischen Böhmer in Frankfurt zur Auffassung hingeführt, daß — theologisch wie politisch — der Protestantismus eigentlich nur ein provisorisches, an die eine allgemeine Kirche angelehntes, vertragsmäßig hergerichtetes Gebäude habe sein und bleiben sollen; und auch meines Bruders Fritz Urteile blieben mir trotz seines eigenen Skeptizismus in starker Erinnerung."[1])

Welcher Art diese Urteile von Fritz waren, darüber spricht sich Gagern in folgender Weise aus: „Ich habe nie vergessen, daß er es war, der bei

[1]) S. den Nekrolog im „Vaterland" a. a. O.

mir zuerst das Vorurteil der Überlegenheit protestantischer Bildung über katholische erschütterte, der mir in Religionsfragen seine Abneigung und Verachtung gegen die protestantische Halbheit, Borniertheit und kleinliche Streitsucht beibrachte und dadurch in mir erst zur Bekanntschaft mit der katholischen Welt die Lust erweckte."

In den Anfang der Bonner Dozentenzeit fiel dann jenes Ereignis, das in der religiösen Entwicklung Deutschlands Epoche machte und auch auf das ganze spätere Leben Max von Gagerns bestimmend wirkte: Die Verhaftung des Erzbischofs Clemens August von Köln durch die preußische Regierung. Diese Gewaltmaßregel erregte nicht bloß die Entrüstung der Katholiken, sondern auch die vieler rechtlich gesinnter und klar blickender deutscher Protestanten. Zu diesen gehörte Max von Gagern. Es war zunächst nur das rein menschliche Gefühl, das ihn zur entschiedenen Mißbilligung dieser schreienden Rechtsverletzung bewog; zur Klarheit über das Wesen der von dem Erzbischof mit so viel Standhaftigkeit und Heldenmut verteidigten katholischen Kirche, zur Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens hatte er sich damals noch nicht durchgerungen. Trotzdem gab das Kölner Ereignis den ersten Anstoß zu seiner sechs Jahre später erfolgten Konversion. „Ich bin oft gefragt worden," heißt es in seinen Aufzeichnungen, „was im Leben zuerst bei mir den Entschluß hervorgebracht habe, mich zum katholischen Glauben zu bekennen? Und ich wußte es nicht mit einem Worte, nicht mit einem bestimmten Tage anzugeben. Die erste stärkere Anziehung der Gnade aber muß ich schon in die Zeit der Gefangennahme des Erzbischofs Clemens August Ende 1837 verlegen."

Bedeutungsvoll war es, daß gerade in jener kritischen Zeit, in der sich die Geister schieden, Gagern mit einem katholischen Laien, Hermann Müller, so innig befreundet wurde, daß dessen Weggang im Herbst 1838 geradezu für ihn einen Stillstand in der Erkenntnis der katholischen Religion bedeutete. In der Bonner Professorenwelt hatte Gagern näheren Verkehr nur mit einem entschiedenen Katholiken, dem Juristen Ludwig Arndts.

Sehr viele Katholiken, die ihm damals wie später entgegentraten, waren, dem Geist der Zeit entsprechend, religiös indifferent. Eine Ausnahme bildete in Bonn der Arzt Dr. Dominicus Joseph Kalt, ein geborener Nassauer. Kalt war ein entschiedener Christ, ein praktischer Katholik; seine Religion ging ihm über alles. Er bekannte seinen Glauben nicht bloß in Worten, er betätigte ihn auch durch sein Wandeln und Handeln.[1])

[1]) Sanitätsrat Dr. Kalt, geb. 1804 zu Herschbach, übte 61 Jahre, davon 56 in Bonn, seine ärztliche Praxis mit reichstem Erfolge aus. 1848 hielt er streng zur königstreuen Partei, im „Kulturkampfe" Bismarcks stand er ebenso unentwegt auf der Seite seiner Kirche. Die größten Verdienste erwarb er sich bei der Gründung des St. Johannes-Spitals in Bonn. Er starb am 1. Januar 1887.

Im Verkehr mit diesem schlichten wahrhaft Gläubigen, der Gagerns Hausarzt war, machte dieser, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, eine ihm noch neue Entdeckung: „Kalt hatte unter seinen sechs Kindern eines, — sein Agneschen, — besonders lieb. Es war etwa vier Jahre alt, sehr lieblich und auch gesund. Jedoch eines Tages erkrankte es plötzlich und starb nach wenigen Stunden. Der Vater war tief betrübt und es traf sich, daß, während die Leiche seciert werden sollte, niemand anderer als ich im Hause war, um ihn auf einem Spaziergang hinaus in Gottes schöne Natur zu begleiten. Wir gingen in ernsten Gesprächen über den Kreuzberg auf eine waldige Anhöhe und hier war es, daß er mir seine sichere Hoffnung aussprach, das geliebte Kind, ganz wie es lebte, einst verklärt wiederzufinden im Himmel, bei unserm Erlöser und Herrn Jesus Christus, der den Tod besiegt und uns den Weg gewiesen habe, ihm nachzufolgen. Er dankte Gott innig dafür, daß er sich lebendig vorstellen dürfe, wie dieser unschuldige Engel jetzt schon der Freuden der ewigen Glückseligkeit gewürdigt werde. Die einfachen Worte in ruhiger, aber gehobener Stimmung gesprochen, setzten mich in Erstaunen; sie zeigten mir einen Glauben, der mir bis dahin nie gleich lebendig vorgekommen war wie bei diesem treuherzigen Manne, der auch bis zu seinem Tode ein Muster in der Gemeinde blieb. So hart es ihm ankam, das Opfer zu bringen, — er war überzeugt, daß es *so sein müsse* und *so* auch gerade für ihn das Richtige sei. Er sprach mir ein vollständiges Credo aus, — in allen seinen Teilen ausgelegt, — und so lebendig hatte ich nie etwas von einem Laien bekennen gehört. Ich wurde ganz schweigsam, bewunderte ihn und beneidete ihn in meiner unruhigen, doch so ohnmächtigen Einsamkeit um das Glück so lebendigen Glaubens und sann darüber nach, wie weit ich hinter ihm zurück war."

Wie wenig sicheres Verständnis Gagern zu Beginn seiner Bonner Zeit noch für die katholische Kirche hatte, erhellt aus einzelnen Stellen seiner deutschen Probevorlesung. Er spricht dort von dem „Neid der Päpste" auf die Kaiser als etwas ganz Selbstverständlichem und berührt mit keinem Worte den gewaltigen Schaden, welchen die Glaubensspaltung für die nationale Einheit Deutschlands mit sich brachte. Das hing mit seinem Schulunterricht zusammen. Wie er damals für die Schönheit des klassischen Altertums stärker empfänglich geworden war als für die Wahrheit des Christentums, so wurde zugleich die Geschichte ganz einseitig in protestantischem Sinn vorgetragen. „Schon vom Mittelalter an," erzählt er, „ward die Parteinahme gegen Papst und Kirche eingeleitet. In der neuern Geschichte kam die nationale Richtung des Unterrichts dem Kaisertum durchaus nicht zu statten, indem immer stärker Partei genommen wurde für die Territorialopposition und Souveränität der weltlichen Landeshoheitsinhaber." Nur ganz allmählich schwanden die damals eingesogenen Vor-

urteile. Am wichtigsten hierfür wurde der fortgesetzte Verkehr mit Johann Friedrich Böhmer, den Gagern nach seiner Bonner Zeit um so eifriger pflegen konnte, als er in Wiesbaden dem Frankfurter Historiker räumlich bedeutend nähergerückt war. Wie innig sich bald das Verhältnis gestaltete, erhellt daraus, daß sich die beiden nur mit „Verehrtester Freund" in ihren Briefen anredeten. An allem, was Böhmer schrieb, besonders an den berühmten Vorreden zu seinen Kaiserregesten, erfreute und stärkte sich Gagern.[1]) „Erquickt wurde ich," schrieb er am 15. Juni 1841 von Hornau aus, wo er sich damals zur Erholung von den Masern befand, „durch jede Äußerung, welche meine eigenen Gefühle und Gedanken so frisch und kräftig in lebendiges Wort und Urteil umsetzt, wie Sie es mit der materiellen Seite des Geisterreichs und der Heuchelei der Rede und Form in unsren politischen Verhältnissen so treffend getan haben."

Wiederholt kam Gagern auch zu den Dienstagabenden Böhmers herüber, bei welcher Gelegenheit er unter andern Aschbach und Hurter kennen lernte.[2]) Gagern seinerseits vermittelte die Bekanntschaft Böhmers mit dem Grafen Westphalen, der so mutig für den Erzbischof Clemens August eingetreten war.[3]) Gemeinsame Ausflüge in den schönen Taunus führten wiederholt Böhmer und Gagern zusammen.

Anlaß zu regem brieflichem Verkehr boten namentlich in den Jahren 1841 und 1842 die Verhältnisse der gemeinsamen Freunde Müller und Hennes,[4]) mit denen Böhmer im folgenden Jahre im Hause Gagerns zu Wiesbaden frohe Stunden verlebte.[5]) Außerdem nehmen historische Fragen der verschiedensten Art einen breiten Raum in dem Briefwechsel

---

[1]) Gagern an Böhmer, datiert Wiesbaden 1840, März 11.

[2]) Vgl. Gagerns Briefe aus Wiesbaden vom 1. Februar und 11. März 1841. Am 15. Mai schrieb Böhmer an Gagern: „Aschbach ist wieder hier und der Geschichtsschreiber von Dießenhofen — Hurter nämlich — noch nicht fort, darum erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie, hochverehrtester Freund, mich vielleicht den nächsten Dienstag besuchen wollen? Da ich auf zwei Gäste eingerichtet bin und dermal gar keinen habe, so würde es Ihnen vielleicht bequem sein, in meinem Gartenhaus zu übernachten. Sie können ja doch zur rechten Zeit wieder in Wiesbaden am andern Morgen eintreffen. Herzlich grüßend . . ."

[3]) Gagern an Böhmer, datiert Wiesbaden 1842, Januar 5. Vgl. auch Liederbach, „Hermann Müller", S. 46 ff.

[4]) Gagern an Böhmer, datiert 1841, März 11, Juni 15, August 21, Oktober 20, Dezember 3. — 1842, Januar 5, März 31. Siehe auch Böhmer an Gagern, datiert 1841, Oktober 12 und Dezember 4.

[5]) Janssen II, 342. Neben Janssen II, 336, siehe Gagerns Brief an Böhmer vom 8. Juni 1843, in dem es über die Schrift des Clemens August heißt: „Der Erzbischof Clemens August spricht mich ganz eigentümlich an; seine Forderungen sind so stark, daß sie nicht an die Gegenwart, sondern an eine Zukunft gerichtet zu sein scheinen, die er vielleicht nicht fern hält, die aber nur durch eine höher verbreitete Einsicht in die gegenwärtige Verkehrtheit herbeigeführt werden kann. — Ich fürchte, die Schrift wird aus obigem Grunde viel zu wenig gelesen werden."

ein. Die kirchlichen Dinge kommen gelegentlich auch zur Besprechung, jedoch standen sie an sich so wenig im Vordergrunde, daß Böhmer später durch die Konversion Gagerns einigermaßen überrascht wurde.

Gagern verdankte Böhmer das Gefühl der Pietät und Verehrung gegen die katholische Kirche als geschichtliche Erscheinung. Erst allmählich erwuchs daraus unter dem Druck mannigfacher Prüfungen ein lebendiges Vertrauen zur Kirche, ein Verlangen nach ihren beseligenden Gnaden. Einer so tief religiösen Natur wie Gagern konnte der trockene Protestantismus nicht genügen: Was er suchte, fand er allein in der katholischen Kirche.[1]) Er hatte freilich noch mannigfache Schwankungen, schwere Zweifel und furchtbare Seelenkämpfe durchzumachen, ehe er in dem Hafen des Friedens landete.

Neben dem Studium von Möhlers herrlicher „Symbolik" war es besonders Thomas a Kempis „Nachfolge Christi", welche ihm den katholischen Glauben vermittelte. In seinen Erinnerungen bezeichnet er die „Nachfolge Christi" geradezu als „Hauptquelle" seiner katholischen Erkenntnis. „Schon als Student," erzählt er, „bekam ich das einst von dem Prediger Karbach empfohlene Büchlein (ein altes braunledernes Exemplar aus einem Franziskanerkloster) zum Geschenk von einem katholischen Priester, der als Erzieher meines ältesten Neffen Breidbach im Sommer mit mir in Hornau zusammentraf und mir auch gesprächsweise manche nützliche Belehrung über protestantische Vorurteile gab, ohne alle Bekehrungsversuche. — Das Büchlein hat mich viele Jahre und auch nach Holland begleitet, ohne daß ich eigentlich nähere Bekanntschaft mit dem Inhalt gemacht hätte. Erst als junger Ehemann in den zweieinhalb Jahren in Hornau und dann in Bonn lernte ich es allmählich näher kennen und zwar in der lateinischen Ausgabe, obgleich meine liebe Francina die deutsche schon hatte."

Durch die Angelegenheit der Limburger Bischofswahl kam Gagern mit einer Anzahl ausgezeichneter Katholiken in Berührung. Daß er, obgleich Protestant und Beamter einer protestantischen Regierung, doch so viel Vertrauen von seiten katholischer Würdenträger genoß, machte auf ihn einen günstigen Eindruck. Unter den Nassauer Katholiken, die Gagern auf dem Wege zum Verständnis kirchlichen Lebens und der katholischen Religion wesentlich weiterführten, ist an erster Stelle Dr. Moritz Lieber in Camberg, der Vater des späteren Zentrumführers, zu nennen. Diesen tüchtigen Juristen und Verfasser der ersten Verteidigungsschrift für Clemens August, mit dem Gagern schon länger in brieflicher Verbindung gestanden, lernte er bald persönlich kennen und damit auch das innere Leben einer streng katholischen Familie. Weiterhin kam er damals in Verbindung

[1]) Vgl. sein unten mitgeteiltes Schreiben an den protestantischen Bischof Heydenreich vom 29. Januar 1844.

mit ausgezeichneten Geistlichen, wie Diehl und Blum in Limburg, Lennig und Moufang in Mainz, und besprach mit ihnen seine Absicht zu konvertieren.

Verschafften diese Männer Gagern katholische Lektüre wie die Werke von Wiseman, so ließen sie es doch auch an andern Ratschlägen nicht fehlen. In dieser Hinsicht schrieb Domkapitular Johann Bapt. Diehl am 18. Januar 1843 an Gagern: „Solche Lektüre, solcher und ähnlicher Unterricht ist schon gut; allein er ist noch nicht alles — er ist das Wenigste, um zu dem großen und schönen Zwecke zu gelangen, dessen Erreichung wir Ihnen aus ganzer Seele wünschen — Ihnen und Ihrer ganzen Familie. Denn ist der Glaube ein Licht, so ist er auch eine Gnade; — ja jenes Licht selbst, die weit über die Sphäre des gewöhnlichen, natürlichen Verstehens und Überzeugtseins liegende Erleuchtung, ist eine übernatürliche, durch nichts zu verdienende Gabe, die vom ‚Vater der Lichter' kommen muß. Und was der Mensch dabei tun kann, das beschränkt sich einzig darauf: daß er mit seinem unermüdlichen und ernsten Streben und Forschen nach der Einen geoffenbarten, die Seligkeit bedingenden Wahrheit beharrlich das demütigste Gebet verbindet, um jener Erleuchtung teilhaftig zu werden, ohne welche er ewig in den Finsternissen sitzt und im Schatten des Todes.

„Ich glaube, daß es für Sie vorteilhaft sein wird, wenn Sie täglich eine halbe Stunde zur geistlichen Lesung verwenden und mit dieser Lesung auch jedes Mal ein kurzes, inbrünstiges Gebet um Erleuchtung von Oben verbinden. Solch ein Gebet, dessen Gegenstand unzweifelbar Gott wohlgefällig ist, wird sicherlich erhört. Um so eher und gewisser aber werden Sie sich dieser Erhörung würdig machen, wenn Sie, ich will nicht sagen: alle Tage, doch öfter die Woche sich eine kleine Entbehrung auferlegen, bestehe eine solche, worin sie wolle. Jedenfalls ist sie um so besser, zweckmäßiger und verdienstlicher, je mehr sie der Aufmerksamkeit Anderer entzogen wird. Es ist genug und am besten, wenn solche Dinge nur Gott weiß.

„Unterdessen fährt unser frommer Herr Bischof fort, im Verein mit mir täglich im heiligsten Opfer und sonst nach besten Kräften für Sie zu beten. Und dieses Gebet, hervorgegangen und bedingt durch die reinste kirchliche Liebe, wird und kann der liebe Gott, wie ich fest vertraue, nicht unerhört lassen. —"

Den brieflichen Verkehr benützte auch Gagerns Tante Clara, eine katholische Halbschwester seines Vaters, um die Annäherung des Neffen an die Kirche zu fördern.

Noch eine andere edle Frau half ihm auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit. Es war dies die Gräfin Kunigunde von Westphalen[1]), deren

[1]) Gräfin Kunigunde Aicholt, geboren zu Schellenberg am 1. Dezember 1798, war seit 22. April 1829 mit Clemens August Grafen von Westphalen zu Fürstenberg (geb. zu Frankfurt a. M. am 12. April 1805, gest. zu Laër am 4. Oktober 1885) vermählt und starb zu Mailand am 10. Januar 1843, also noch vor Gagerns Konversion.

Gemahl damals wegen seiner Verteidigung des gefangenen Kölner Erzbischofs im Rheingau auf seinem Schlosse zu Erbach im selbstgewählten Exil lebte. Die vornehme, würdige, gewinnende Weise, mit der die Gräfin einst Gagern fragte, warum er sich der Kirche, der er doch schon so nahe stehe, nicht ganz anvertraue, machte auf den noch immer Zögernden einen tiefen Eindruck. „Ich könnte", sagt Gagern, „ihre Worte nicht beschwören, aber der Ton und die Stimme bleiben mir unvergeßlich, denn sie sprach als eine, die da Macht hatte."[1])

Entscheidend wurde schließlich ein Ausflug, den Gagern im Juni 1843 nach Limburg machte. Er besuchte dort Domkapitular Diehl, der ihm beim Abschied sagte: „Talis cum sis, utinam noster esses. (Möchtest Du doch bei Deiner Gesinnung zu uns gehören!)" Als er dann auch dem trefflichen Bischof Blum seine Aufwartung machte und ihm seine ungenügende Fähigkeit zum Glauben bekannte, erwiderte dieser, er hoffe, daß ihm die Gnade des Glaubens nicht versagt sein werde, wenn er nur einmal das Neue Testament mit kindlichem Vertrauen statt mit „Forschungs-Vorsatz" lesen wollte. „Kaum wieder in den Wagen gestiegen," so erzählt Gagern, „nahm ich das Buch in die Hand, schlug es — wie durch Zufall auf und mein Auge begegnete der Stelle, worin der ungläubige Apostel Thomas, beschämt die Wundmale des Heilandes berührend, ausruft: ‚Mein Herr und mein Gott!' und die Tränen standen mir in den Augen. Von da an ließ es mir keine Ruhe."

Die Freunde in Limburg verdoppelten und verdreifachten unterdessen, wie Diehl schrieb, ihr Gebet, denn Gagern hatte ihnen seinen festen Entschluß, zur Kirche zurückzukehren, eröffnet. Jedoch hoffte er, diesen Schritt gemeinsam mit seiner Familie tun zu können. Dies brachte eine neue Verzögerung. Auf die Mitteilung davon antwortete Diehl am 23. Juni 1843: „Auf Ihre lieben Zeilen von gestern beeile ich mich, Ihnen zu sagen, daß der hochwürdigste Herr Bischof Ihrem Wunsche, noch einige Zeit auf dem Kirchhofe unter offenem Himmel gelagert zu bleiben, um dann *nicht allein* in die Ruhe des Heiligtums einzuziehen, keineswegs entgegen ist. Freilich wünschten wir Ihnen das bevorstehende Glück je eher je lieber — aus Liebe für Sie und aus einer Art Besorgnis — also wieder aus Liebe. Der Herr hat seinen Gnadenruf schon lange — in der letzten Zeit wohl am stärksten — an Sie ergehen lassen. Wo er am lautesten an uns ergeht,

[1]) Gagern hielt das Andenken an die Gräfin in seiner Familie lebendig durch Übertragung ihres Taufnamens Kunigunde auf die dritte seiner Töchter. (Geb. 6. Febr. 1843). — Viele Jahre später traten die beiden Familien in verwandtschaftliche Beziehung, indem der Enkel der Gräfin, Graf Josef Westphalen (geb. auf Schloß Fürstenberg am 11. Februar 1867, gest. zu Potsdam am 2. März 1908 als kgl. preuß. Rittmeister im Leibgarde-Husarenregiment) am 9. November 1898 die Enkelin von Gagerns Schwester Amélie, Freiin Marie Thereſe von Breidbach-Bürresheim (geb. zu Genf am 3. November 1873) zur Frau nahm.

da müssen wir auch am entschiedensten ihm folgen, soll er nicht geschwächt werden und am Ende vielleicht ganz verhallen. Doch diese Besorgnis der Liebe, die sich mir unwillkürlich aufdrängt, meine ich gar nicht hegen zu wollen, da Sie ja Weib und Kinder nicht mehr lieben als den Herrn, — sie nur lieben in dem Herrn und ihretwegen nur bis über eine kleine Weile warten wollen, um mit ihnen in den Schooß der Einen heiligen Kirche zurückkehren zu können und um nicht in einer gemischten Ehe leben zu müssen. — Wie der Herr Bischof und ich für Sie beten — für Sie und Ihre liebe Familie — das kann ich Ihnen kaum aussprechen; — wir tun, was wir nur vermögen, und der Herr wird unser Gebet erhören. Beten auch Sie fort — beten Sie täglich um die Gnade der Beharrlichkeit. Sie kennen doch das schöne Memorare des heiligen Bernardus? Wenn nicht, so lege ich es Ihnen mit dem Bilde der seligsten Jungfrau hier bei. Beten Sie dasselbe alle Tage und noch öfter."

Als Gagern am 28. Juli 1843 nach Baden abreiste, geschah dies mit dem Vorsatz, alle seine freie Zeit zu benützen, um sich noch durch weiteres Studium, Besuch der hl. Messe und Gebet auf die Rückkehr zum katholischen Glauben würdig vorzubereiten und sich womöglich dort in die Kirche aufnehmen zu lassen. „Ich war entschlossen," sagt er, „einen Fortschritt zu vollziehen, im Vertrauen auf Gott und seine heilige Kirche, weil ich in der unruhigen Welt, die mich umgab, umsomehr das Bedürfnis innerer Beruhigung empfand und mir bewußt war, einer schweren Zeit entgegenzugehen."

Bereits am ersten Tage, den er in Baden zubrachte, dem 29. Juli, schrieb er Folgendes nieder:

„Nachdem der Entschluß bei mir fest geworden ist, den Glauben, der seit sieben Jahren immer wachsend mein Inneres umfangen und um mich her Licht und Segen verbreitet hat, endlich auch vollständig zu bekennen und mich kirchlich daran zu halten, so wie er es verlangt oder vielmehr das Verlangen danach erweckt, so habe ich mir vorgenommen, während des Aufenthalts, den ich hier im Hofdienste und mitten in der Unruhe der Welt zu machen habe, meinen Erinnerungen, Gedanken und Gefühlen eine solche schriftliche Form zu geben, daß ich sie denjenigen, die mir darauf ein Recht zu haben scheinen, übergeben und auch später meinen Kindern zur Erklärung eines so wichtigen Schrittes, den die Welt einen Wechsel der Religion nennen wird, hinterlassen kann.

„Erinnerungen und Geschichte meiner Erkenntniß.

„Ich habe diese Reise nach Baden zufällig am Jahrestage angetreten, an dem ich vor zehn Jahren, nachdem ich meinen Abschied aus Holland genommen und gleichzeitig mich versprochen hatte, innerlich vernichtet und fast verzweifelnd mich auf dem heimatlichen Berge Staufen niedergeworfen

und Gott um Hülfe oder Erlösung aus meinem Jammer anzuflehen versucht habe. Meine Augen sahen kein Licht und keine Hoffnung und ich kannte auch kein Gebet, der Weg zum Himmel war mir wie verwachsen und umnebelt; aber es zog mich hinauf zu jener Höhe, als ob ich da Gott selbst finden würde.

„Aber die Strahlen der himmlischen Gnade kamen nur spärlich und ich konnte es nur so weit bringen, meine ganze Nichtigkeit, Strafwürdigkeit und Hülfslosigkeit zu erkennen. Ich war an Leib und Seele krank und hatte das Leben wie von neuem anzufangen. Dazu war ich denn auch entschlossen, und daß Gott mir durch die nächsten schweren Kämpfe gnädig half, hat meine festere Richtung entschieden.

„Individuelle und innere Gründe, welche mich bewogen, in die katholische Kirche einzutreten.

„Soviel die Unterscheidungslehren, überhaupt das christliche Dogma betrifft und alles, was sich darüber durch Wort und Schrift ausdrücken läßt, schließe ich mich durchaus an Möhlers Symbolik an; ich nehme mir fest vor, hierüber niemals zu disputieren.

„Ich unterwerfe mich mit innigster Ehrfurcht und Liebe der ganzen göttlichen Lehre, wie sie die katholische Kirche in Überlieferung und Schrift, im heiligen Geiste und ohne die Willkür eines Menschen bis auf diesen Tag verkündet.

„Ich versichere, daß nach meinem besten Wissen keine fremdartigen Rücksichten mich leiten, daß mein Bekenntniß nicht das Werk irgend eines lebenden Menschen ist; daß meine katholischen Bekannten und Freunde (bis auf wenige) mir sogar ein positives Hinderniß gewesen sind, eine wahre Abhaltung. Ich kann auch nicht sagen, daß mir irgend eine wunderbare Offenbarung, ein Tag von Damaskus zu Theil geworden sei; ich habe mich niemals dessen würdig geachtet und deßhalb auch niemals darum zu Gott gebetet. Nur wenn ich gedenke, welche Gnaden mir Gott in so vielen Fällen des Lebens erwiesen, wie oft er mich über alle menschliche Hoffnung aus Gefahren, besonders aus inneren Gefahren gerettet, so muß ich doch an einen besonderen Schutz glauben und der Unglaube drückt mich wie Undank. Ich muß gestehen, daß mir nach meiner ganzen Natur, seitdem ich im Zusammenhang denke und fühle, niemals eine andere Wahl freigestanden hat als zwischen katholischer Kirche und Heidenthum oder Philosophie. Mir ist aber alle Philosophie eine einseitige Gedanken-Arbeit, eine Rechenkunst, wozu die verschiedenen metaphysischen Hypothesen die Factoren liefern, worauf es aber keine Probe gibt. Ich begreife wohl, daß viele gelehrte oder halbgelehrte Menschen das Bedürfniß haben mögen, die sich ihnen ergebenden Schlüsse bis in ihre letzten Consequenzen zu verfolgen; aber das alles gehört in die Gedankenwelt, die andere Seite

der Seele, das Gefühl geht leer aus; unendlich vielen bleiben Gesinnung und Charakter von ihrer philosophischen Religion unberührt; das schöne Ebenmaß fehlt.

„Aus Erfahrung sage ich, daß die Religion, die ich mir selbst zusammengestellt hatte, in der Noth da aufhörte zu antworten, wo eben mein Verstand aufhörte; und jetzt weiß ich doch, daß es noch eine höhere Antwort gibt als die des bloßen eigenen Verstandes.

„Was die protestantische Welt angeht, so erkläre ich, daß kein Gefühl des Hasses mich gegen sie beseelt, ja daß ich in dem Maß versöhnlicher und anerkennender geworden bin, als ich fester katholisch wurde. Bei der Unbestimmtheit und Vergessenheit der Unterscheidungssätze wüßte ich kaum, was ich anfeinden sollte. Ich halte die Glaubenstrennung vor 300 Jahren für mehr als göttliche Zulassung, so unglücklich sie mein Vaterland gemacht hat! Was die Disciplin betrifft, so glaube ich, daß die katholische Kirche jetzt dem Zustande sehr nahe gekommen ist, den die Reformatoren anfangs verlangten. Die Glaubenssätze kennen jetzt Katholiken und gläubige Protestanten weit weniger mehr und könnten keinen Religionskrieg mehr veranlassen; desto schroffer sind beide Theile in der Kirchenverfassung auseinandergekommen. Von den gläubigen Protestanten (solchen, die an die Göttlichkeit Christi glauben) ist meine Ansicht, daß den meisten nur Mangel an Belehrung, Trägheit, falsche Scham oder Hochmut im Wege stehen. Von den ungläubigen aber begreife ich es nicht, wenn sie noch eine Kirchenverfassung für sich in Anspruch nehmen, da sie doch nur höchstens eine Staatsschul-Anstalt wollen. Die Reformation hat für mich ihren Lauf vollendet.

„Ich bin von dem Gefühl durchdrungen, daß der Schatz an überliefertem Glauben, der geistige Nahrungsstoff, mit welchem die Protestanten der ersten Zeit noch großgezogen waren, in diesen 3 Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht so heruntergekommen und unfruchtbar geworden ist, ja daß das Organ und die Fähigkeit zum Glauben allmählich so zerstört worden und immer mehr erstorben, — daß ich wahrhaft mein Gewissen beschwert gefühlt habe, meine Kinder so und zu denselben geistigen Widersprüchen zu erziehen, die mich gequält haben.

„Ich begreife, daß Leute schon aus bloßer Ermüdung der Seele sich in die Arme der Kirche oder auf den Boden der Kirche werfen. Dagegen protestire ich aber für meine Person. Es ist der beste Theil meiner Kraft, der mich dahin zieht, und nicht träge Ruhe ist es, die ich da suche; und wenn ich Ruhe und Befriedigung suche, so ist es nicht für mich allein, sondern für alle, ‚die eines guten Willens sind'. Ich bedarf eines ständigen Hebels, einer Idee, für welche ich beständig lebe, oder vielmehr, die mich so leben läßt, wie allein das Leben einen Werth hat. Eine solche unerschöpfliche und reine Quelle thätigen geistigen Lebens habe ich

erst an der Kirche gefunden; und weit entfernt, daß dadurch andere Ideale des Lebens (besonders die Liebe zu meinem Vaterlande) geschwächt oder verdrängt würden, haben diese erst Licht und Gestalt, Stärke und Fruchtbarkeit daher erhalten; von der Liebe zu meinen nächsten Angehörigen gar nicht zu reden, die es selbst empfunden haben und noch mehr empfinden müssen.

„Ich weiß nicht, ob ich viele Menschen nach mir beurtheilen darf; aber in mir erzeugt der Dualismus der geistigsinnlichen Natur solche Gegensätze und Kämpfe, daß ich aus eigner Kraft niemals sicher war, Herr und Sieger zu bleiben. Ich kenne eine Abwechslung von der schüchternsten Menschenscheu und Angst bis zur größten Weltkühnheit, vom kindlichsten Vertrauen in alle Welt bis zum Mißtrauen in meine nächsten Freunde und Verwandten; eine Scala von der höchsten Meinung von mir selbst bis zur Überzeugung gänzlicher Unfähigkeit zu den geringsten Leistungen, von träumerischer Trägheit bis zur unternehmendsten Stimmung und klarsten Einsicht in schwierige Verhältnisse. Es gährt oft in mir eine Unruhe der Wünsche, ein Jagen nach einem nächsten Ziel der Zukunft, zuweilen nach einem anerkannt trügerischen Ideal, endlich quält mich oft ein hämischer, sophistischer, sceptischer Zug meines Geistes, der mich fast alles doppelt, zweideutig oder im Zerrbild sehen läßt und mir so die schönsten Lebensfreuden verbittert hat. Hiegegen fühlte ich schon früher, daß ich ein Gegengewicht, eine Sicherheit, eine objective Kraft nöthig hätte, und von dem Augenblick an, als ich sie ernstlich, mit Verzicht auf Eitelkeit und Verstandeshochmuth, mit Ergebung und Einfalt des Herzens suchte, trat größerer Gleichmuth, mehr Klarheit und Festigkeit ein; ich empfand, daß jene Angst und Jagd des Lebens, daß alle Menschenfurcht besonders daher kam, daß es mir an wahrer Gottesfurcht und -liebe fehlte; ich lernte die protestantische falsche Scham und philosophische Coquetterie mit Weltrücksichten überwinden, mich selbst an geistige Zucht und geregeltes einfaches Gebet binden und gewöhnen; ich lernte mich ergeben. Das Denken und Fühlen in bestimmter Ordnung, Zeit und Form, die Analogie oder Übereinstimmung des sinnlichen Verfahrens mit der geistigen Absicht ist ein wichtiges und schönes Bedürfniß der menschlichen Natur; es ist nicht unmännlich, nicht unritterlich, nicht gemein, auf die Kniee neben dem Bettler hinzusinken, die Welt und sich zu vergessen, zu entkleiden von allem Unnützen und Zufälligen, zu beten, nicht im Monolog träumend, sondern im Dialog sich dem Schöpfer nähernd, auf die Stimme, die göttliche, die aber zur eignen des Gewissens wird, zu hören.

„Ein solches Gebet hat eine objective, äußere Kraft, wird allmählich siegreich über jede Stimmung und bringt einen Frieden über das Gemüth, der das größte, glücklichste Gefühl ist, dessen Menschen fähig sind. Aber es gehört dazu ein aufrichtiges Verzichten auf alles weltliche Vernunft-

Raisonnement, ein Abschwören des Geistes der Kritik, ein offenes kindliches Herz. Nachdem ich, zuerst durch Thomas von Kempen belehrt, so zu beten anfing, erschien mir auch die H. Schrift in einem ganz anderen Lichte. Besonders die eignen Worte unseres Herrn Jesu Christi machten mir einen so tiefen und neuen Eindruck, als wenn ich sie zum ersten Mal gelesen hätte. Ich könnte die Stellen alle nennen, welche eine solche erschütternde Macht über mich geübt haben, ‚denn er redete gewaltig'. So ergriff mich auf einmal, wie den Apostel Thomas selbst, die innere Stimme des Sieges über allen Zweifel, Undank und Stolz: ‚Mein Herr und mein Gott.' So ergriff mich zu einer andern Zeit die poetische göttliche Einfachheit der Worte der hl. Jungfrau bei der Verkündigung und ich verstand plötzlich, was es bedeutet: ‚Du bist voll der Gnade.' Die Hl. Schrift, die Nachfolge Christi und ein kurzer Rath des Erzbischofs Clemens August über das innere Gebet haben mir das Verständniß, die Grundlage einer tieferen Einsicht in den Geist der Kirche gegeben. Während ich früher eine wahre Abneigung gegen gemeinsamen Gottesdienst hatte, empfand ich jetzt zuerst die Schönheit desselben; der Gesang des ‚Heilig, heilig' drang tief in mein Gemüth und ich erhielt ein Vorgefühl größerer Sicherheit für die Gemeinschaft der Seelen diesseits, für die Fortdauer und Wiedervereinigung jenseits des Grabes. Von da an war es mir eine Entbehrung, ein Kummer, nicht in dieser katholischen Gemeinschaft zu sein.

„Ein weiterer Fortschritt war die Auffassung der Idee des Opfers als Mittelpunkt und nothwendige, geheiligte Grund-Idee jedes wahren Gottesdienstes; dadurch lernte ich die Messe kennen, die Meßgebete und die herrliche Auswahl und Zusammenstellung des ganzen Ritus. Non respicias peccata mea, sed fidem Ecclesiae im Canon missae schließt sich an obiges Bedürfnis der geistigen Gemeinschaften an. Die Gebete für die lebenden Theueren und dann für die Verstorbenen sind mir täglich neu und rührend. Die letzteren sowie die Heiligen, aufgefaßt als Zeugen unseres Gebets, sind mir ein so lieber Gedanke, daß ich ihn niemals wieder vergessen könnte, niemals darauf verzichten. So faßte ich auch den Begriff des katholischen Priestertums, so ganz verschieden von dem protestantischen Lehramt, erst allmählich richtig auf und lernte seine Bestimmung und seine Nothwendigkeit kennen, Gott sei Dank auch an lebenden Vorbildern. Endlich hoffe ich, die Tiefe und göttliche Bedeutung der hl. Sacramente richtig zu ahnen, als offenbarte Formen eines Vertrages, Bundes, wie das Alte Testament sich ausdrückt. Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti et mirabilius reformasti drückt diesen Gedanken aus, dadurch wurde mein letzter, aber tiefster Zweifel, der an die Möglichkeit der Vergebung der Sünden, allmählich verwischt.

„Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum, sed tantum dic verbo et sanabitur anima mea.

„Suscepi, suscepi de manu tua crucem; portabo et portabo eam usque ad mortem, sicut imposuisti mihi".

„Inceptum est; retro abire non licet nec relinquere oportet."

(O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund.

Empfangen habe ich, empfangen aus Deiner Hand das Kreuz; tragen und tragen will ich es bis zum Tode, wie Du es mir auferlegt hast.

Der Anfang ist gemacht, umzukehren und es im Stiche zu lassen ist vollständig ausgeschlossen.)

Zur selben Zeit, als Gagern der Pforte des Heiligtums so nahe kam, erlebte seine teure Frau Ähnliches. Am 30. Juli berichtete sie ihm, daß sie an diesem Tage mit seiner Schwester Amélie nach Heddernheim[1]) bei Frankfurt gefahren sei, um dort der Firmung beizuwohnen, welche der von ihr besonders verehrte Bischof Blum von Limburg ausspendete. „Der Bischof," schreibt sie, „schien freudig überrascht, mich dort zu sehen, ich habe nun auch, so viel ich konnte unter so vielen Leuten, gesagt, wie es um mich stünde; er hat mir viel Trost zugesprochen und seine Worte sind mir tief in das Herz gedrungen. Er ist ein ganz ehrlicher Mann. Durch ihn muß man selig werden und glauben und durch ihn will ich es auch tun; denn was er sagt, ist wahr und keine Falschheit und Verstellung ist in ihm."

In einem weiteren Briefe vom 5. August klagt Franzina über verwirrende Äußerungen, die sie von Gagerns Bruder Karl und dessen Frau bei deren Besuch in Wiesbaden hören mußte. Die Genannten fühlten sich berufen, sie mit den härtesten Ausdrücken über die katholische Kirchenlehre zu schrecken. Wie sehr sich Franzina darüber beunruhigte, erhellt aus ihrem Schreiben, in welchem sie bemerkt: „Ich stehe noch nicht so fest wie Du, lieber Max. Ich unterlasse aber nicht, den lieben Gott zu bitten, mir die Gnade zu Teil werden zu lassen, damit ich auch wie Du auf den sichern Weg zu dem wahren Glauben geführt werde! Ich stehe jetzt auf einem schwierigen Punkt, lieb Alti; die Zeit rückt aber heran, wo es auch für Dich nicht leicht wird, aber doch bist Du sicherer und fester. Es ist nicht die Furcht vor der Welt, die mich noch wankend macht; denn ich glaube, wohl die Stärke zu haben, daß ich alles von der Art überwinden werde. Aber ob es auch Gottes Wille ist? Sobald ich dessen gewiß bin, dann kann kommen, was da will, so wird mich nichts abhalten."

So fest wie Franzina meinte, war übrigens ihr Max noch nicht. Da ihm die bevorstehende Verlobung seines protestantischen Landesherrn mit der russischen Großfürstin Elisabeth Michaëlowna alsbald im engsten

[1]) Fideikommißbesitz der Freiherren von Breidbach.

Vertrauen mitgeteilt und dabei die Absicht eröffnet worden war, daß er zur Verhandlung des Ehevertrags in Petersburg als Spezialgesandter ausersehen sei, erwachten bei ihm schwerwiegende Bedenken gegen die baldige Ausführung des Übertritts zur katholischen Kirche. Würde er als Konvertit auch weiterhin gerade für die Ausführung einer so delikaten Mission seinem protestantischen Souverän genehm und vertrauenswert erscheinen? Würde er überhaupt seine bisherige Stellung unter einer vorwiegend protestantischen, zum Teil antikatholischen Beamtenschaft behaupten und, wenn nicht, würde er in einem andern deutschen Staate eine Anstellung erhalten können?

Aber ganz abgesehen von diesen äußeren weltlichen Hindernissen, wie stand es in seiner Familie? Sein Vater war allerdings von der Bonner Zeit her in Kenntnis von seiner Verehrung und sogar Parteinahme für die katholische Kirche, aber ein öffentlicher Übertritt mit allen seinen Folgen war ihm doch bis dahin nicht in den Sinn gekommen und die Berufung seines Sohnes nach Nassau hatte eine solche Besorgnis ihm jedenfalls als sehr fern erscheinen lassen, wenn er auch vor „gefährlichen Freundschaften" wie den mit Müller und Hennes einmal warnte.[1])

Ein tieferes Verständnis durfte Max bei seinem Vater nicht voraussetzen; schrieb ihm dieser doch am 17. November 1842, „religiöse Unruhen und Zweifel, mit Hypochondrie gar häufig nahe verwandt," kenne er gar nicht. „Ich entschuldige Idolatrie," heißt es in dem sehr charakteristischen Schreiben weiter, „fühle das Bedürfnis andrer, des gemeinen Haufens, nach. Mir genügt aber einfacher Deismus durchaus. Und ich begreife kaum, wie man ihn nicht haben oder wie er nicht genügen soll. Hunc saxa loquuntur. Wo Er sei, Seinen Umfang zu erkennen, Seine Natur, das maße ich mir nicht an. Darin besteht eben meine Demuth und die Grenze meiner religiösen Philosophie. Aber wenn Er ist, daß auch Güte und Vorsehung sei, im großen wenigstens, sind lauter Folgesätze und zwar in meinen Augen evidente. Selbst das Christentum reihe ich da hinein, als die größte Weltbegebenheit, als die beste der Religionen in ihrer bessern — meist in ihrer ursprünglichen Gestaltung. Sapienti, immo delirio laboranti, sat!"

Als Gagern dann in der Voraussicht, daß seine Briefe an Franzina dem Vater bekannt geworden seien, nun auch diesem gegenüber die Absicht seiner Konversion deutlicher durchblicken ließ, erhielt er unter dem 24. August aus Hornau folgende Antwort: „Die Briefe, die ich allerdings zu Wiesbaden theilweis las, zeigten wohl von einer großen Gemüthsbewegung und klagten über körperliche Affectionen, aber ich kann betheuern, daß Franzina mich weder die Briefseiten, die frommen Inhalts sein mochten, lesen ließ, noch daß ich darauf drang. Wohl aber ließ sie mich mit der ihr eigenen —

[1]) Vater an Max, dat. Hornau 1841, September 13.

candeur — in ihre eigene Seele schauen. Wie groß das Maß meiner Indulgenz auch in dem Artikel sei, muß Dir wohl bekannt sein. Nur daß ich in gegebener Lage freilich mehr statuire — laissez penser — als laisser faire. Mich dünkt, wir haben beide ein gemeinschaftliches Interesse — und sollten die Tendenz haben, wenn auch auf verschiedenen Wegen, die Vereinigung der Confessionen zu wünschen, zu wollen und zu versuchen. Wie ernstlich ich daran Hand anlege, davon mündlich!"[1])

Viel besorgter als der Vater war die katholische Mutter, von der Gagern gleichzeitig eine entschiedene Abmahnung erhielt: „Ich beschwöre Dich, geliebter Max, Dich ja recht zusammenzunehmen, Deine Lage als Familienvater zu bedenken und nicht durch augenblickliche Kränklichkeit Dich hinreißen zu lassen! Ruhe ist notwendig zu Allem und ein verständiger, besonnener Mann muß auch diese zu finden wissen. Bedenke auch Deine alten Eltern, denen Du doch in Deinem Leben so viele Freude gemacht hast. Ich wundere mich oft, wie ein so gescheiter Mensch sich durch äußere Zufälligkeiten, die er weder zu leiten noch zu hindern hat, sich so ganz überwältigen läßt. Es ist ein schädliches Sichhinaufschrauben — und so geht der wahre Gesichtspunkt verloren. Beruhige Dich, ich beschwöre Dich! Werde nur erst wieder gesund und Du wirst wieder klarer werden. Adieu, es küßt Dich Deine liebende Mutter."

Den vier älteren Brüdern mußte die Konversion aus verschiedenen Gründen sehr unwillkommen sein, besonders dem Bruder Moritz, der als Referent für protestantische Kirchenangelegenheiten Mitglied der nassauischen Regierung war.

Alle diese Erwägungen stürmten damals mächtiger als je auf Max ein und begleiteten ihn, so oft er seine einsamen Spaziergänge in die herrliche Umgebung von Baden-Baden machte. Die Stimmung seines Gemütes war andauernd unruhig und bewegt. Kein Wunder, wenn man die starken Gegensätze bedenkt, in die er damals gestellt war: einerseits die vornehme Welt und die Hofkreise, in denen er verkehren mußte, das intime Vertrauen der geistreichen Großfürstin Helene und die zahllosen neuen Bekanntschaften, andererseits die Schwierigkeit, die ihm die äußern Verhältnisse und der Widerspruch seiner Eltern bereiteten. So entschlossen er auch nach Baden-Baden gegangen war, eine Zeitlang schwankte er dennoch, nicht über den Schritt selbst, sondern über die Wahl des Weges und die Zeit der Ausführung seines Vorhabens.

In der Tat waren diese Dinge in den abhängigen und verwickelten Verhältnissen seiner damaligen Stellung schwer mit Sicherheit zu bestimmen. Da der Monat August für den Aufenthalt in Baden-Baden die

[1]) Hans v. Gagern schrieb darüber zu jener Zeit eine Denkschrift, die er an König Ludwig I. von Bayern sandte.

gegebene Frist war, erhob sich immer wieder der Zweifel, ob er nicht besser tun würde zu warten, bis seine Vertrauensmission nach Petersburg vorüber wäre, oder ob er nicht lieber auf diese Sendung verzichten, unter irgendeinem Vorwand zurückkehren und auf alle Fälle seinen Übertritt zur katholischen Kirche ausführen sollte, der für längere Zeit doch schwer zu verheimlichen sein würde. Das Ende war, daß Gagern beschloß, unbekümmert um seine Zukunft der göttlichen Gnade nicht länger zu widerstehen und sogleich noch in Baden zu versuchen, ob er einen katholischen Priester fände, der ihn in den Schoß der Kirche aufnähme.

Immer deutlicher kommt in dem Briefwechsel mit seiner Frau der bestimmte Entschluß, katholisch zu werden, zum Ausdruck. „Ich bin," heißt es in einem Schreiben vom 6. August, „wieder fester und fester geworden, ja das Leben hat wirklich gar keinen Wert, wenn es nicht vom Glauben erwärmt wird, und erwärmen kann nur ein wahrer Glaube. An meiner Arbeit bin ich fleißig beschäftigt; ich habe schon vieles geschrieben, es wird mich mehr Mühe kosten es zu ordnen als zu vermehren. Ich hoffe, Du wirst mich in allem erkennen, wiedererkennen und mit mir einstimmen, denn nichts Feindseliges wird die Haupterklärung sein. Bete Du nur täglich recht ruhig, daß auch Du noch immer fester und reicher werden mögest. Du machtest mich schon in der Entfernung durch so wenige Worte glücklich."

In einem Briefe vom 12. August erzählt Gagern seiner Frau, daß er abends oft nach dem nahen Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal hinauswandere. „Ueber dem Kloster ist eine Höhe mit dunklen Tannen, da habe ich lange gestanden, unten rauscht ein Wasserfall, und als ich beim Aveläuten herunterstieg, konnte ich noch durch die verschlossene Kirchentüre den Abendgruß singen hören. Eine halbe Stunde vorher war ich in der Kirche gewesen und hatte gebetet." In dem gleichen Schreiben berührt Gagern die Angriffe seines Bruders Karl auf die katholische Lehre. Er bete für den Bruder, unangenehm sei ihm nur, daß Franzina sich durch „ein so gehaltloses Räsonnieren" beunruhigen konnte. Er gibt dann seiner geliebten Frau für den Verkehr mit Andersdenkenden den tief psychologisch begründeten Rat: „Disputiere und rede niemals hin und her über Religion, mit niemandem. Bist du gerade unruhig oder unklar gestimmt, so kannst du dadurch nur noch unruhiger werden; bist du ruhig, so muß Deine Ruhe und das darin ruhende Glück auch denen beruhigend sein, die aus Liebe zu Dir fragen. Antworte nur immer sanft, aber bestimmt: ‚Ich streite nicht mit anderen über ihren Glauben; ich bitte täglich Gott, daß er mich erleuchte und befestige in dem, was ich glaube.' Ich selbst bin nicht imstande zu disputieren; dafür sind die Geistlichen und so viele Bücher, auf die man nur verweisen kann. Das thue ich auch in meiner Arbeit, worin Du gewiß kein feindseliges

Wort gegen Protestanten findest; es ist für mich, als wären sie gar nicht da, wie leider auch eine gute Anzahl Katholiken. Tausende gehen so über die Erde; man muß für sie beten, aber sich nicht von ihnen irre machen lassen. Ich weiß wohl, eine schwere Aufgabe hat uns der Herr gestellt, aber, wenn wir mit uns einig sind, müssen wir da nicht auch gerne etwas leiden? Wir, die wir ihm so viel Freude zu danken haben, wollen wir unsere Kinder nicht für ihn erziehen? in seinem Geiste? Ich fühle durchaus nicht, daß ich finster, menschen- und weltscheu, befangen geworden wäre, seitdem ich fester im Glauben geworden bin; die Freiheit des Geistes, wie ich sie verstehe, habe ich nicht verloren, sondern ich lerne sie erst kennen. Menschenfurcht, Eitelkeit, unstetes Treiben und Doppelzüngigkeit fühle ich von mir weichen, je deutlicher ich erkenne, was christliche Selbstverleugnung ist. — Und doch ist kein Sterblicher hier in der Nähe, der mich etwa begeistern könnte; im Gegentheil sind alle Umstände und Umgebungen ungünstig und ich finde alle Kraft nur im Gebet und im eigenen Nachdenken." — „Daß in Hornau viel von unserm armen Glauben geschwätzt wird, kann ich fast ahnen und fürchte sogar, daß heute die Anwesenheit unseres lieben Herrn Bischofs die Rede wieder darauf gebracht haben könnte. Auch Fritz wird wieder einen Schock abgeben — aber, wenn ich komme, bringe ich meine Vertheidigung und Erklärung mit und jedermann, dem ich das Recht zuerkenne, mag dann urtheilen oder verurtheilen. — Deine Mama behandle ja recht liebevoll, sage ihr recht viel Freundliches von mir und bitte sie nur inständig, mit niemand anderem von uns zu sprechen. Ich verspreche Dir auch, daß ich mich mehr als je zusammennehmen will, um ihr auch äußerlich zu beweisen, daß ich sie doch lieb habe. Für die Ruhe ihrer Seele wollen wir schon hier recht kindlich beten; das wird sie gewiß empfinden, auch wenn sie es nicht von uns weiß; ich fürchte mich gar nicht vor ihr; bei ihr stehen ja nichts als Unkunde und grobe Vorurteile im Wege."

Am folgenden Tage schildert Gagern einen Gang den er ganz allein in die Berge machte. „Ich bestieg," erzählt er, „die berühmten Felsen von Baden, die noch viel höher als das alte Schloß liegen. Ich war geistig und körperlich umwölkt und es wollte gar nicht recht hell und ruhig in mir werden; die Schwierigkeit meiner Lage, meiner Stellung zum Hof, wenn es zu einer russischen Heirat kommt, meine kirchlichen Entschlüsse und alle Sorgen, die damit in Verbindung stehen, lagen schwer auf mir, so daß ich kaum die große, herrliche Natur bewundern mochte; unten die wilden Felsen und ein schwarzer Hochwald — oben der lichte blaue Himmel. Es blieb in mir trocken und wüst. Endlich warf ich mich auf einem der hohen, dunklen Felsen nieder und betete das Vaterunser; darauf dachte ich an Dich und besann mich zufällig, daß ich Dein Gebetchen bei mir in der Brieftasche hatte. Eben hatte ich noch auf jeden Trost

für heute verzichtet und mich beschieden: ‚Herr ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach einziehest; aber sprich nur ein Wort und meine Seele wird gesund werden.‘ Da fand ich von Deiner Hand geschrieben und wie von Deinem Geist mir zugerufen: ‚Wenn die Seele dürre ist und Traurigkeit sie niederbeugt, so gehe im Geiste in den Garten Gethsemane, kniee dort neben Jesu hin und nimm den Kelch, der uns dargereicht wird, flehend, ‚mein Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe‘. Dies war das eine Wort, was meine Seele heilen sollte. Denn die dicken Thränen standen mir in den Augen und vollkommene Ruhe kam über mich. Da war auch die Welt unter meinen Füßen auf einmal wieder schön.“

Auf die Schwierigkeiten hinweisend, die Franzina in ihrem Ringen nach der Wahrheit entgegentraten, bemerkt Gagern am 20. August: „Du hast einen ernsten Kampf bestanden! Du warst gewiß zufrieden mit Dir, daß Du Dich doch ganz gut gehalten hattest. Gott ist immer nahe denen, die für seine Ehre arbeiten, Er kämpft mit uns, wenn wir für Ihn kämpfen.

„Es geht mir sehr nahe, daß der Vater sich gegen Dich so hart geäußert, während er doch mir ganz freundlich geschrieben! Er hat gewiß unterwegs darüber nachgedacht und, gut wie er ist, sich besonnen, daß mit harten Worten nichts gut wird; oder er wollte meine Gesundheit schonen; aber die ist ganz auf gutem Weg.“

In der letzten Woche des August besuchte Gagern noch häufiger als bisher „sein liebes“ Lichtenthal. Hier war es, wo er in der Sakristei den Priester, der vom Altare kam, ansprach und ihm seine Bitte vortrug: „Der Geistliche,“ erzählt Gagern, „hörte mich ruhig an und antwortete mir: mein Vorhaben sei gewiß löblich, aber zur Erfüllung meines Wunsches sei gerade das Klosterkirchlein und seine Person nicht das Richtige; das Kloster stehe unter besonderem Schutz der großherzoglich badischen Familie[1]) und ein Übertritt zur katholischen Kirche in der Kapelle könne leicht übel vermerkt werden. Er bat mich daher sehr demütig, ich möchte es ihm nicht übelnehmen, und gab mir den Rat, mich mit meinem Anliegen an den hochw. Herrn Stadtpfarrer Großholz in Baden zu wenden; der würde am besten beurteilen, ob und wie es möglich sein werde, alle vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. Der arme Herr hatte vielleicht ganz recht darin, daß er nicht der richtige Mann gewesen wäre, um sich auch nur von dem Ernst meines Vorhabens zu überzeugen. Ich selbst war auch wohl verlegen; aber der Haupteindruck war, — daß ein katholischer Priester mein Verlangen nicht erhört, sondern abgelehnt habe. Ich war darüber freilich etwas betroffen und betrübt, doch am nächsten Morgen

[1]) In der bei der kleinen Klosterkirche befindlichen Toten- oder Fürstenkapelle sind eine Reihe von badischen Markgrafen beigesetzt. Mit Rücksicht auf diese Beziehungen des Klosters zum badischen Herrscherhaus blieb es bei Aufhebung der Klöster verschont.

befolgte ich seinen Rat. Ich nahm mit, was ich während meines Aufenthalts in Baden niedergeschrieben hatte, und ich fand eine sehr wohlwollende, nachsichtige Aufnahme. Da der Zeitpunkt der Abreise schon herannahte, so wurde einer der nächsten Tage, der 28. August, Fest des hl. Augustin, bestimmt und der hochw. Dechant Großholz erklärte mir einfach die vorzunehmende Handlung der Abjuration der protestantischen Irrtümer. Diese hatte bei mir keine Schwierigkeit, da ich an die ‚Unterscheidungslehren' nie geglaubt hatte und mich nach der Autorität der Kirche wahrhaft sehnte; ich hatte auch keine Abneigung gegen die Generalbeichte."[1])

Eine Mitteilung Gagerns an seine Frau über den schönsten und bedeutungsvollsten Tag seines Lebens erfolgte nicht; da er unmittelbar nachher nach Wiesbaden zurückkehrte, berichtete er mündlich, wie glücklich er war, nun Katholik zu sein. Den andern Mitgliedern der Familie wurde der Übertritt zunächst noch nicht bekannt gemacht. Vater und Mutter wußten so viel, daß sie die Konversion als bevorstehend erraten konnten. Wenn Gagern jetzt noch mit der offiziellen Nachricht bis zum halben Dezember wartete, so geschah dies, um den besorgten Eltern Zeit zu lassen, sich allmählich zu beruhigen. In Wiesbaden wußte außer Franzina, die ihren Max „herzlich empfing", niemand etwas, selbst nicht einmal der katholische Pfarrer.

Da die Großfürstin Helene auch nach der förmlichen Veröffentlichung der Verlobung ihrer Tochter mit dem Herzog von Nassau noch längere Zeit in Deutschland, zunächst in Bingen zur Traubenkur blieb, mußte Gagern noch oft sich zu seiner hohen Gönnerin begeben, um die nötigen Instruktionen für seine Aufgaben in Petersburg in Empfang zu nehmen. Bei diesen Reisen besuchte er stets die katholische Kirche in Bingen.[2]) Sonst fuhr er an den Sonntagen von Wiesbaden nach Mainz, um dort die heilige Messe zu besuchen. Daß er in Wiesbaden nicht mehr in die protestantische Kirche ging, fiel weiter nicht auf. Im Hause beobachtete er allmählich

---

[1]) In Rosenthals sonst recht tüchtigem Werke „Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert" I (Schaffhausen 1866), 609, wird Gagerns Übertritt irrig in den Anfang Januar 1844 gesetzt; über die innere Geschichte der Konversion findet sich dort fast nichts. In dem sonst sehr zuverlässigen Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie LV, 481, wird die Konversion falsch in das Jahr 1845 verlegt. Selbst Herders ausgezeichnetes Konversationslexikon verlegt (III, 984) Gagerns Konversion in das Jahr 1853, ein Irrtum, der um so bedauerlicher ist, weil er der in fast allen Nekrologen der liberalen Presse (vgl. namentlich „Neue Freie Presse", 17. Oktober 1889) wiederkehrenden Insinuation Vorschub leistet, als sei Gagern zum Katholizismus übergetreten, um in österreichische Dienste treten zu können. Dieser Irrtum der späteren Datierung der Konversion war bisher ganz allgemein in die biographischen Notizen übergegangen, z. B. in Meyers Konversationslexikon nach 1850.

[2]) Dort traf er mit Hermann Müller zusammen, den er in sein Geheimnis einweihte. S. Liederbach, „H. Müller", S. 71.

katholische Gebräuche wie das Tischgebet mit dem Zeichen des Kreuzes und las mit seiner Frau so viel als möglich gemeinsam die „Nachfolge Christi".

Kurz vor Antritt der Reise nach Rußland teilte Gagern seinen Übertritt dem Vater und dem Bischof von Limburg mit. Letzterer antwortete am 13. Dezember:

„Hochwohlgeborener Herr Freiherr,
Insonders Hochzuverehrender Herr!

„Das mir gütigst übersandte Bekenntnis Euer Hochwohlgeboren, welches ich gleich nach Empfang mit freudiger Rührung gelesen habe, verpflichtet mich Hochdenselben zum innigsten Danke. Es ist mir nicht nur ein Beweis Ihres Vertrauens und Ihrer Liebe gegen mich, sondern auch und mehr noch ein Beweis der Liebe Gottes gegen Sie, weil ein Beweis von den reichen Gnaden, die Er Ihnen vor Tausenden, die noch im Irrtum gefangen gehalten werden, gespendet. Zu Ihrer bevorstehenden Reise nach Rußland wünsche ich Ihnen den Segen des Himmels und zweifle nicht, daß Ihnen derselbe zu Teil werden wird, weil ich mich überzeugt halten darf, daß Sie auch mitten unter dem Prunke des Hoflebens und dem leicht verführerischen Anblicke der Huldigungen, welche menschlicher Macht und Größe dargebracht werden, es nicht vergessen, daß Sie vorzugsweise im Dienste eines Herrn stehen, vor dem auch Könige und Kaiser nur Diener sind; der aber, obgleich absoluter Gebieter über Alles, sich doch unendlich tiefer und liebevoller zu uns herabläßt, als es ein hochgestellter Mensch zu tun pflegt, und unsere Dienste in einer Weise belohnt, wie es kein menschlicher Fürst vermag! — Glücklich der, welcher diesen Herrn gefunden und ihm mit ganzer Seele ergeben ist! Aus seiner Gunst kann ihn, so lange er seiner Pflicht getreu bleibt, weder List noch Gewalt der Menschen verdrängen, und mag ihn auch die ganze Welt mißachten und verstoßen; er weiß sich gekannt und geliebt von der ewigen Weisheit und Liebe, in welcher allein unser Geist und Herz volle Befriedigung finden. — Im Falle ich während Ihrer Abwesenheit nach Wiesbaden komme, wird es mir zum Vergnügen gereichen, Ihre werte Frau und lieben Kinder zu besuchen. Inzwischen werde ich es nicht unterlassen, täglich Ihrer und Ihrer lieben Familie zu gedenken. Herr Professor Diehl, welcher Ihnen herzlichst dankt für Ihren freundlichen Gruß, will ebenfalls Sie täglich in sein frommes Gebet einschließen. —

„Indem ich Ihnen nochmals auf Ihre Reise Glück wünsche, erteile ich Ihnen und all den Ihrigen den bischöflichen Segen und verharre mit ausgezeichnetster Verehrung und innigster Liebe

Euer Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

† Peter Joseph."

Gagerns Vater beeilte sich mit der Antwort nicht, so daß diese erst in Petersburg eintraf.

Am meisten betroffen über den Schritt war Bruder Heinrich. Er hatte noch in den ersten Dezembertagen eine lange, wohlüberlegte Abmahnung mit Auseinandersetzung aller Nachteile und Gefahren, welche die Konversion nach sich ziehen werde, an Max gerichtet. Dieser erwiderte am 7. Dezember: „Lieber Heinrich! Deine Bötin, die bei uns über Nacht bleibt, und einige freie Abendstunden — die letzten vielleicht vor der Abreise — erleichtern mir die Aufgabe, Dir etwas ausführlicher zu antworten. Eine Antwort des ersten Augenblicks hat wenigstens das Verdienst, die Aufnahme des Briefes treu abzuspiegeln. Ich wußte schon durch Fritz, daß Du wegen meiner beunruhigt und sehr unzufrieden mit mir seiest; ich wollte jedoch warten, von welcher Seite her und in welchem Geiste Du mir das würdest ausdrücken, und wollte nicht gerne die Post zur Mitkenntnis in Stand setzen. Du hast hart sein wollen und Du bist es gewesen; verletzt hast Du mich nicht. — Es ist mir sehr nützlich, die künftigen Folgen der längst erfüllten Tatsache von fremder, wie viel mehr von brüderlicher Hand lebhaft geschildert zu sehen und sie mir so für den schlimmsten Fall zu betrachten.

„In vielen Dingen, das heißt in den wahrscheinlichen Folgen derselben, wirst Du wohl recht haben. Ich kann Dir darüber auch wenig Beruhigung geben, es sei denn, daß die Versicherung von meiner Seite her für Dich noch einigen Wert hätte: daß ich selbst niemals größere Ruhe und Entschlossenheit gekannt habe, als nachdem der harte Kampf in meinem Innern ausgekämpft war. Von diesen inneren Kämpfen will ich Dir nichts sagen, da Du ja ihre Existenz in Deinem ganzen Briefe nicht einmal vermutest und überhaupt auf Deinem Standpunkt, wie Du es nennst, an deren vernünftigem Inhalt zweifeln mußt. Es gibt eine wunderbare Geisterwelt, lieber Heinrich, in der viele nicht leben und, wie es scheint, nicht zu leben bedürfen. Dies zu glauben ist schon zu viel zugemutet denen, die nur an sich selbst und an das, was sie übersehen, glauben; doch denke ich auch mit diesen Frieden zu halten. Nun will ich gleich wieder praktisch werden, ad rem, zu meiner äußern Stellung zurückkehren. Momentan hindert mich nur eine Person, sogleich bekannt werden zu lassen, was nun wohl erst nach meiner Rückkehr bekannt werden wird. Ich habe die Sache allerdings nicht so in der Hand, daß ich alle unangenehmen Zu- und Zwischenfälle im voraus berechnen und beseitigen könnte; allein ich nehme mir vor, äußerlich und staatsrechtlich mir nichts an meinen Rechten zu vergeben und niemandem die Befugnis einzuräumen, mir Rechenschaft abzuverlangen. Das Übrige mag mein Leben rechtfertigen, wie von der Vergangenheit her so für die Zukunft. Ich suche keinen Streit. Ob er nicht

dennoch kommen wird, das stelle ich Gott anheim. Mit Fritz und Dir und dem Vater wünsche ich allen Religionsstreit aus der Welt, aber im politischen Kampfe ist nun einmal ein religiöses Element. Das möchtet Ihr ignorieren. Ihr seid zu eigenwillig und hochmütig, um anzuerkennen, wo die Forderungen der Kirche für geistige Freiheit in unserer Zeit zusammenstimmen mit den Forderungen politischer Freiheit. Ich weiß nicht, ob ich mit Blindheit geschlagen bin, aber was die politischen Parteien in Deutschland jetzt in diesem Augenblicke betrifft, sehe ich dieselben weniger als je schroff gezeichnet und zu einem ‚idem velle' verbunden. Im Ganzen und Großen gesprochen, vor einem Kriege wird sich auch nichts Erhebliches mehr ändern und gestalten; deswegen gestehe ich doch zu, daß sich gewisse Stellungen ergeben können, wo es nicht gleichgültig und nicht zweifelhaft ist, wie einer handeln soll. Ich habe für meine Person mit gar keiner Partei ein Engagement genommen und gestehe daher weder irgend einer solchen noch auch Dir das Recht zu, mich für leibeigen einerseits oder ausgestoßen andererseits anzusehen. Du sagst: ‚Du wirst dadurch so ganz der Mann einer Partei, der ich, der wir Andern nicht angehören, daß auch zwischen uns von gleichem Streben, von gleicher Lebensrichtung nicht mehr die Rede sein könnte.' Du magst ein viel bestimmteres, im Einzelnen ausgeprägteres Programm politischer Wünsche und Grundsätze Dir festgestellt haben als ich, der ich manche davon für weniger entscheidend halte. Aber daß wir uns getrennt hätten, um uns niemals wieder zu begegnen, lieber Heinrich, das ist zwar möglich, aber nicht ich habe nach solch einem Handschuh gegriffen, und wenn er wirklich zur Erde gefallen wäre, so weiß ich, daß nur die brüderliche Liebe im Schmerze ihn hingeworfen hätte. Ich würde ihn liebevoll und ruhig aufheben, wir werden uns als Brüder dennoch immer wiederfinden. Schon habe ich zu viel von mir gesprochen; ich könnte Dir Punkt für Punkt antworten, vieles zugeben, vieles mildern, Dir ein Blatt zu lesen geben, das ich am Vorabende eines wichtigen Tages niedergeschrieben; aber ich würde Dich noch lieber wiedersehen und dazu möchte ich Dich nicht wegen meiner, — sondern wegen einer noch wichtigeren Angelegenheit sogleich bewegen. Fritz kommt also Sonntag hierher."

Trotz dieser würdigen Antwort blieb Heinrich tief verstimmt. Besser gelang Max seine Auseinandersetzung mit Bruder Fritz, der, in religiöser Hinsicht ein Skeptiker, die protestantischen Prediger geradezu verabscheute, was er freilich in Holland nicht zeigen durfte. Max hatte mit diesem hochverehrten Bruder in Mainz eine lange Unterredung, die sehr ruhig verlief, denn wie Fritz selbst gestand, entwaffnete ihn Max durch seine Sanftmut. Tieferes Verständnis für den Schritt zeigte auch Fritz nicht; er äußerte gegenüber Max: „Ich begreife, daß Du lieber in dem herrlichen Park des Katholizismus Dich ergehst als in dem traurigen

Küchengarten des Protestantismus."[1]) Hinsichtlich der Folgen blieb er dabei, daß die Konversion die sich anfangs für Max so günstig gestaltenden Aussichten im Dienste eines Landes, dessen Regierung wie die nassauische einen vorwiegend protestantischen Charakter trage, trüben und ihn selbst isolieren müsse.[2])

Gagern selbst sah übrigens den schädlichen Folgen, die seine Konversion nach sich ziehen mußte, keineswegs gleichgültig entgegen, er war ja noch ein junger Mann, der mitten in der Welt lebte und der schon im Interesse seiner bereits zahlreichen Familie darauf angewiesen war voranzukommen. Welch' bittere Gedanken ihm das voraussichtliche Gerede gewisser Kreise über die Gründe seines so wohlerwogenen Schrittes bereitete, erhellt aus einer damals mit dem Titel „Randglossen" verfaßten Aufzeichnung: „Was wird die Welt dazu sagen, wenn ich katholisch geworden bin? die Welt von dem Souverain herab bis zu meinem alten Pedelle und meinem Bedienten, die hohen Staatsbeamten in Wiesbaden, die Gelehrten zu Bonn, Jugendbekannte in aller Herren Länder, die Bauern in Hornau und jeder einzelne Mensch, dem ich auf der Straße begegne und dem ich unbekannt genannt werde. Nun, die Bekannten, die will ich fragen, ob sie bisher Ursache gehabt, mich für einen ‚Esel', einen ‚Narren' oder einen ‚Schuft' zu halten? Und wo nicht, dann mögen sie in ihrem Gemüte einmal Abends recht tief und ernst darüber nachdenken, was einen Mann von meiner Natur und in meiner Lage wohl dazu bewegen konnte, einen so harten Entschluß zu fassen? ja, einen Entschluß zum Kampf fürs Leben. Aber was ist dieser Kampf äußerer Widerwärtigkeiten gegen den innern, den ich jetzt sechs oder gar zehn Jahre gekämpft habe, gegen den furchtbaren Zwiespalt in meinem ganzen innern Wesen? gegen die Verstellung, die ich in der letzten Zeit habe ertragen müssen? Den neugierigen Unbekannten und den praktischen Weltleuten könnt' ich zur Erklärung meines Katholizismus zu verstehen geben, es sei eine reiche Erbschaft unter dieser Bedingung in Aussicht gestellt oder ich wolle in österreichische Dienste treten oder sonst etwas der Art, was niemand verwundern würde. Denn glauben, daß jemand aus Überzeugung Christ werden könne, zu einer solchen geistigen Anstrengung erheben sich jetzt wenige Christen; auch wenn Gefahren, Opfer und Verluste offen am Tage liegen, es kann nur ein geheimer, interessierter Grund darunter verborgen sein. Dies war die fast allgemeine Stimme beim Übertritt der jüdischen Familie Henoch zu Wiesbaden im vorigen Winter. Daß das Christentum noch eine Macht, ein unerschöpflicher Schatz, eine ungekannte Freude sein könne, das ahnen viele Christen nicht, die

[1]) Vgl. die Äußerung Friedrich von Gagerns in einem Briefe an den Vater, dat. Deventer, den 15. Mai 1841: „Die gebildete Welt ergeht sich jetzt in den Parks der Philosophie oder in den Blumengärten des Katholizismus; der protestantische Küchengarten ist für die Philister." Leben II, 1, 358. [2]) Vgl. Leben II, 1, 386, 388.

sich freilich ihres Christentums niemals Gelegenheit gehabt haben bewußt zu werden. Das Wort allein und jede Erinnerung ist vielen ein Gräuel und eine Langeweile — mit Recht, denn ihnen ist es ein Mittelding von Schule und Polizei oder ein der Kritik verfallenes Buch, eine Predigt, vielleicht gar eine gêne bei irgend einer Lebens- oder Dienstfunktion, ein um so unangenehmeres Etwas, weil man zu faul und zu feig ist, sich öffentlich loszusagen oder auch nur ein Räsonnement darüber zu machen. Man trägt es lieber unverdaut und unheimlich sein ganzes Leben mit sich herum.

„Aber die Frage wird unerwartet mit Macht auftauchen, ob man gezwungen werden könne, sich zu irgend einer Confession zu bekennen? Wären die deutschen Gelehrten ebenso ehrlich als gründlich, ebenso mutig als hochmütig, es würden längst viele ihren Austritt aus der Kirche erklärt haben, zu der sie sich mit Nasenrümpfen und nur bei der Kindstaufe herbeiziehen lassen — und das schreit noch bei Gelegenheit nach evangelischer Freiheit."

3.

Mitte Dezember 1843 trat Gagern, von seinem Souverän mit dem Range eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bekleidet, über Berlin, Königsberg, Kowno und Dünaburg seine Reise nach St. Petersburg an. Am 6. Januar 1844 wurde er dem russischen Kaiserpaare vorgestellt. Die Verhandlungen über den Abschluß des Vertrags betreffend die Ehe des Herzogs von Nassau mit der Großfürstin Elisabeth Michaëlowna verliefen so ruhig und glücklich, daß das betreffende Dokument bereits am 9. Januar unterzeichnet werden konnte. Durch die besondere Gunst der Großfürstin Helene war Gagern über die höchsten Kreise des Hofes und der Regierung vortrefflich orientiert. Kirchliche Fragen kamen bei seiner Mission kaum zur Sprache, außer daß im Ehevertrag die Religion der Kinder als die protestantische bezeichnet wurde, dagegen ein russisch-orthodoxer Priester für die Person der künftigen Herzogin angenommen werden mußte.

Die Verlobung des Herzogs, der nach Ordnung des Ehevertrags in St. Petersburg eingetroffen war, fand am 13. Januar 1844 statt; als Tag der Hochzeit wurde der 31.[1]) festgesetzt. Vorher, am 28. Januar,

[1]) Am Tage seiner Vermählung forderte der junge Fürst „im Vollgefühl seines Glückes" Gagern auf, sich eine Gunst auszubitten. In seinem Edelsinn wußte dieser seinem Souverän kein anderes Anliegen vorzutragen als die Wiederzulassung des Generals Freiherrn von Kruse, eines Veteranen aus Napoleons Zeiten und Freundes des Vaters, an den Hof; Adolfs Vorgänger, Herzog Wilhelm, hatte diesen ehrenwerten alten Krieger, der sich bei Waterloo als einer der Anführer der nassauischen Heeresabteilung ausgezeichnet hatte, seinerzeit vom Hofe verbannt, weil er bei dem im Schlosse zu Biebrich zu Besuch weilenden König von Württemberg nicht übermäßig hatte antichambrieren wollen. Brief des Bischofs von Limburg Dr. Klein an den Verfasser dieser Biographie vom 13. Dez. 1889.

sollte noch die Hochzeit der eigenen Tochter des Kaisers Nikolaus, Alexandra, mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel gefeiert werden. Zu diesem Feste wurde die ganze hoffähige Gesellschaft nebst dem diplomatischen Korps eingeladen. Bei dem Hofball im Winterpalais am Tage der Vermählung der Kaisertochter wurde Gagern eine peinliche Überraschung zuteil.

Er hatte bisher sein Geheimnis gut gewahrt. Obgleich er bei dem Schwager des Herzogs von Nassau, dem streng lutherischen Prinzen Peter von Oldenburg, als Gast wohnte, war er von diesem niemals aufgefordert worden, mit ihm seinem Gottesdienste beizuwohnen. Unbemerkt konnte Gagern in aller Frühe die Messe in der katholischen Kirche hören. An dem genannten Tage, dem 28. Januar, war es nun, daß mitten im Gewühle in den Sälen des Winterpalastes der dänische außerordentliche Gesandte Prinz Bentheim auf ihn zukam und ihn fragte, ob er die Augsburger „Allgemeine Zeitung" gelesen und ob er ihm mitteilen könne, wer der Freiherr von Gagern sei, der soeben zur katholischen Kirche übergetreten sein sollte. So betroffen Gagern auch durch diese unerwartete Ansprache war, so antwortete er doch mit Geistesgegenwart, wenn das in der Zeitung stehe, so könne damit nur *er selbst* gemeint sein; aber es sei dies keine neue noch unerwartete Tatsache, sondern eine den ihm näherstehenden Personen längst bekannte; auch sei seine Mutter und ein Teil seiner Familie katholisch. Der wißbegierige Diplomat gab sich damit zufrieden, sprach aber natürlich von der Neuigkeit mit andern, die ihn vielleicht zum Kundschafter gewählt hatten.

Gagerns Geheimnis war also verraten und es fiel ihm nun die schwere Aufgabe zu, sofort sein Verhalten seinem Herzog und der Großfürstin gegenüber zu erklären und zu rechtfertigen. „Ich war mir zwar," heißt es in seinen Aufzeichnungen, „einer an sich guten Sache bewußt, aber doch auch eines Wagnisses und eines Mangels an schuldiger Rücksicht gegen die hohen Personen, die mir ein so großes Vertrauen ihrerseits bewiesen hatten, denn ihnen konnte jetzt die Wahl *meiner* Person vom Kaiser Nikolaus, der Polens wegen allen Katholiken mißtraute, leicht übelgenommen werden, besonders die Geheimhaltung. Der Herzog, mein Souverän, war natürlich der erste, dem ich mich eröffnete. Meine beste Vertheidigung bestand darin, daß ich ihm die Wahrheit sagte, mein Entschluß habe längst festgestanden und sei schon in Ausführung begriffen gewesen, als mir in Baden meine Bestimmung für den Abschluß des Ehevertrags mitgeteilt worden sei; ich hätte zwar geschwankt, was zu tun? Doch hätte ich zuletzt mir vorgenommen, mein katholisches Glaubensbekenntnis zuerst unter Geheimhaltung vor der Welt abzulegen, dann meine ehrenvolle Mission ganz durchzuführen und schließlich, nach deren Beendigung, sogleich meine Dienste untertänigst zu Füßen zu legen für den Fall, daß dieselben meinem Herrn und Gebieter nicht länger genehm wären. Hierauf erwiderte mir der

Herzog würdevoll, aber gütig: ‚Der Schritt, den Sie getan haben, ist ein Akt innerer Überzeugung von solcher Art, daß ich mir darüber kein Urteil beimessen will. Ich habe nur das Recht, einen Vorwurf Ihnen darüber zu machen — daß Sie es mir nicht schon früher offen gesagt haben. Die Sache ist nun einmal geschehen und es soll im übrigen zwischen uns beim Alten bleiben.‘ Ich dankte ihm gerührt, denn er war großmütig! Etwas mehr befangen nahm die Großfürstin meine Mitteilung auf, da sie wohl auch gegenüber dem Kaiser Nikolaus am ersten einer unangenehmen Bemerkung ausgesetzt sein mochte; doch sprach sie mir — statt eines Vorwurfes — nur die Frage aus, ‚was mich denn am katholischen Glauben so besonders angezogen hätte?‘ Ich konnte darauf freilich nur erwidern, daß ich dies schwer in einem einzigen Ausdruck zusammenfassen könnte, sonst müßte ich sagen: ‚Alles.‘ Sie berührte übrigens später die Angelegenheit niemals mehr; nur wurde sie von da an zurückhaltender. Der Kaiser, der mir nicht wohl etwas sagen konnte, ließ mich sein Befremden bei jeder Begegnung, teils durch prüfende Blicke, teils durch Übergehen meiner Person bei Ansprachen an seine Gäste im „Cercle“, deutlich genug empfinden. Ich muß stündlich Gott danken, daß ich nicht in schwierigere Lagen kam.“

An demselben 29. Januar, an welchem Gagern sich bei dem Herzog von Nassau offen über seine Konversion aussprach, teilte er diese auch seinem bisherigen kirchlichen Vorgesetzten, dem protestantischen Bischof Dr. Heydenreich in Wiesbaden, mit. Sein schönes Schreiben lautet also:

„Hochwürdigster Herr Bischof!

„Durch unvorhergesehene Fügungen bin ich veranlaßt, heute aus der Ferne schriftlich zu tun, was ich sonst besser mündlich getan hätte: meinen Austritt aus der evangelisch-protestantischen Kirchengemeinschaft förmlich zu erklären. — Wenn ich dadurch zunächst den Landesgesetzen Genüge leiste, so ist es doch mehr noch ein Bedürfnis des Herzens für mich, über ein so schweres Werk mich offen gegen einen Mann auszusprechen, der durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit nicht weniger als durch den Ruf unseres Landesherrn an der Spitze seiner Gemeinde steht und dem ich die aufrichtigste Hochachtung entgegentrage. Ich bin es auch der Gemeinde schuldig, in welcher ich so viele Mitglieder achte und als Freunde mir zu erhalten hoffe, nicht ohne Abschied aus ihr zu scheiden. Sieben Jahre habe ich über meinen Entschluß innerlich gekämpft, dreizehn Monate sind es, seitdem ich zur Einsicht gekommen bin, mit meinen Gefühlen und Ansichten nicht länger aufrichtig in der evangelischen oder vielmehr außer der katholischen Kirche bleiben zu dürfen. Daß ich diesen Entschluß nicht sogleich zur Ausführung brachte und die später erfolgte Ausführung nicht

sogleich zur Öffentlichkeit, geschah aus Familienrücksichten. Weltliche, fremdartige Beweggründe haben mich nicht zu demselben bestimmt, das liegt schon offen genug am Tage; ich kann es aber Ew. bischöfl. Hochwürden außerdem noch hier feierlich versichern. Daß mein Schritt jetzt so zu sagen hinter meinem Rücken veröffentlicht wurde, war ganz gegen meinen Wunsch und Willen. — Ich habe eigentlich keine christliche Erziehung außer dem elterlichen Hause erhalten. Erst spätere harte Prüfungen, in denen ich zuletzt Gottes besondere Gnade erkennen mußte, haben mir den jedem Menschen angeborenen Sinn für Glauben wieder erweckt, nachdem ich schon im Mannesalter und verehlicht war. Geschichtliche Studien gaben mir gleichzeitig die Pietät und unbeschränkte Verehrung für die Kirche, woraus ein lebendiges Vertrauen zu ihr und ein Verlangen nach dem tiefen, ewigen Quell der Weisheit und des Seelenfriedens entstanden ist. Eine Zeitlang habe ich gesucht, als Protestant und unter Protestanten meine Stelle zu finden; es war leichter, ist mir aber nicht gelungen. Meiner individuellen Natur sagte die strenge Zucht der katholischen Disciplin besser zu. Thomas von Kempen war mein erster und lange mein einziger Seelenhirt, aber ich bedurfte auch des strengen Zusammenhangs zwischen Sakramentenlehre und Leben; ich lernte das Innere der katholischen Kirche immer mehr kennen und lieben und ich habe den Mut, mich dahin zu wenden, wohin das Herz mich zieht. Mit mir bin ich im Reinen.

„Äußerlich verantwortlich bin ich nach meiner Ansicht nur gegen zwei Sterbliche: Gegen meinen Vater und meinen Landesherrn. Mein Vater hat vor wenigen Tagen in den beiliegenden Worten sein Urteil über mich und seinen Segen mir zugesandt. Seiner Durchlaucht dem Herzog habe ich heute Morgen, wie ich es schon früher hätte tun sollen und wollen, meine Gesinnung und meine Stellung eröffnet und ihm meine Dienste zu Füßen gelegt. Das Geschehene war ihm unangenehm und er hat mich mißbilligt; aber er hat mir seine Gnade nicht entziehen wollen. Nun ist meine Seele um vieles leichter und ich wende mich zu Ew. bischöfl. Hochwürden als dem Mann, der durch sein hohes Amt wie durch sein Beispiel in meinen Augen die besten in der Gemeinde vertritt. Ja, es hat mir lange und große Überwindung gekostet, also zu handeln, wie ich getan. Wohl weiß ich, daß ich fortan einer großen Anzahl meiner Mitbürger ein Ärgerniß sein werde, ich fürchte fast, der Mehrzahl, wie die Dinge nun einmal stehen. Trauen doch viele dem Christentum überhaupt nicht so viel Wert und Macht mehr zu, daß ein Heide oder Jude sich ohne schmutzige Nebenzwecke zu ihm noch bekennen könnte. Oder habe ich Unrecht? Ist es nicht vielen ärgerlich, wenigstens unbequem, auch nur den Namen der Kirche und Religion auf ihren Wegen zu begegnen? Wo gibt es heute mehr Fanatiker als unter den Gleichgültigen? Gegen solche Gegner habe ich keine geistigen

Waffen, ich will und brauche keine; Zeit und Gewohnheit mögen deren Prozeß mit mir schlichten.

„Aus der Mitte derjenigen aber, die, wie ich von Ew. bischöfl. Hochwürden und von mehreren meiner Bekannten weiß, den Austritt eines Mannes, den sie weder für dumm noch für feil halten können, mit Schmerz betrachten, derjenigen, die über die Ursache nachdenken und sie wohl nicht bloß in mir suchen werden; aus ihrer Mitte und kirchlichen Gemeinschaft scheide auch ich nicht gleichgültig, — viel weniger mit Bitterkeit. Ich habe die Überzeugung, daß in unserm deutschen Vaterlande die durch Verträge und Gewohnheiten rechtlich nebeneinander bestehenden Kirchengemeinschaften nebeneinander auch friedlich bestehen müssen und es können, wenn sie gegenseitig sich nichts zumuten, was gegen ihre beiderseitige Natur und Eigentümlichkeit streitet.

„Ich selbst betrachte also meinen Austritt aus der evangelisch-protestantischen Gemeinde, der ich übrigens niemals aus eigenem Wunsche und klarem Bewußtsein angehört habe, — nicht als eine feindliche Handlung gegen dieselbe und ich wünsche, daß meine Sache auch von Anderen nur als die meinige betrachtet würde. Mögen denn alle diejenigen, denen es mit Überzeugungen Ernst ist, die ihrige bei diesem Anlaß, der sonst so selten kommt, in ihrem ganzen Gehalt und Umfang von neuem prüfen und sich, wenn es Gottes Wille so ist, bestärkt darin fühlen, sie werden an mir keinen Widersacher haben. Mögen sie den Schatz des Glaubens, so groß er ihnen noch überliefert ist, und besonders den Sinn dafür ungeschwächt ihren Kindern übermachen; nicht ich wünsche dessen Auflösung und arbeite an dessen Verminderung; nicht aus solcher Saat möchte ich etwa nach langer Gährung eine Ernte erwachsen sehen. Ich wünsche für das Heil und für eine bessere Zukunft meines Vaterlandes eine Wiedervereinigung aller christlichen Glaubensgemeinschaften — aber christlich müssen sie bleiben und eine Gemeinschaft im Geiste müßten sie werden nicht in verflachten Worten noch durch Zwang irgend einer Art. So mache ich mir denn keine Illusionen und wünsche einstweilen nur Frieden für alle und Freiheit für jeden einzelnen. — Meiner wird immerhin eine unangenehme Rückkunft — vielleicht eine ganz andere Zukunft warten. Aber wenn mir der allgütige Gott, der mir bisher über alle menschliche Rechnung beigestanden, die Meinigen gesund und zufrieden wiederschenkt, so will ich mich mit Thomas von Kempen zu trösten suchen: ‚Si veritas te liberaverit, vere liber eris et non curabis de vanis hominum verbis. — Quanto autem purior fuerit intentionis oculus, tanto constantius inter diversas itur procellas.‘ (Wenn die Wahrheit dich befreit hat, wirst du wahrhaft frei sein und dich um eitle Menschenworte nicht kümmern. Je reiner aber die Absicht ist, um so standhafter wandelt man bei den verschiedenen Stürmen.)

„Auch Ew. bischöfl. Hochwürden hoffe ich bei erwünschter Gesundheit anzutreffen, wenn ich nach meiner Rückkehr persönlich um die Erhaltung Ihrer milden und nachsichtigen Gesinnungen oder um deren Anwendung auf mich Sie bitten werde.

„Genehmigen Hochdieselben schon heute den Ausdruck der aufrichtigsten und ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich verharre

Max Freiherr von Gagern.

St. Petersburg, den 29. Januar 1844."

Die ausführliche Antwort Heydenreichs, datiert Wiesbaden, den 25. April, beweist, daß dieser protestantische Geistliche keinen Zweifel an der ehrlichen Überzeugung Gagerns hegte; sie ist aber zugleich ein so schönes Zeugnis der vornehmen Gesinnung dieses Mannes, daß sie der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Zunächst entschuldigt Heydenreich mit Krankheit seine verspätete Antwort und dankt für das durch die konfidentielle Mitteilung bewiesene Vertrauen. Er fährt dann fort:

„Den hochwichtigen Schritt, durch welchen Ihr Schreiben veranlaßt wurde, haben Sie nicht aus sträflichem Leichtsinn, nicht aus gleichgültigem Indifferentismus, nicht aus verwerflichen Absichten, sondern mit Besonnenheit und Ernst nach langer reiflicher Prüfung lediglich aus Gewissensdrang und Überzeugungstreue getan. Der Weltsinn, der alles nur nach dem äußern Vorteil oder Nachteil berechnet und nur durch eigennützige Antriebe sich zu allem bestimmen läßt, kann um so weniger Anteil an ihm gehabt haben, je größere Opfer derselbe gekostet haben, mit je mehr Selbstverleugnung er verbunden gewesen sein muß. Bei mir bedarf er umso weniger einer Rechtfertigung, daß ich im Gegenteil die Seelenstärke, die Charakterfestigkeit, die sich über alles andere wegsetzende Gewissenhaftigkeit und den edlen Mut, der sich in demselben bewährt, nur achten kann! Keinem Menschen sind Sie deshalb verantwortlich, sondern nur dem eigenen Gewissen selbst, dem Herrn und Richter aller Welt, dem Kündiger aller Herzen. Aus einer Kirche sind Sie ausgetreten, in deren Schoße Sie zwar geboren, in deren Glauben Sie aber doch nicht erzogen, in deren Lehren Sie niemals genau und schriftmäßig unterrichtet wurden, deren Interessen Ihnen daher unmöglich eigentliche Herzenssache sein konnten.

„Zu einer andern Kirche sind Sie übergegangen, die schon durch ihr Altertum ehrwürdig ist, in der jeder wahrhaft evangelische Christ mit Freuden nicht minder eine Gemeinde des Sohnes Gottes erkennen wird wie in seiner eigenen, ja, die unsere Mutter ist, aus deren mütterlichen Händen wir das Evangelium selber, unsere heiligen Schriften, unsere Taufe, unseres Herrn Abendmahl, die Schriften der ehrwürdigsten Gottesmänner, diese Lehre der ganzen Christenheit und aller Zeiten, unsere erbaulichen liturgischen

Formen und kirchlichen Institutionen empfangen haben. Als einen von unserer evangelischen Kirchengemeinschaft Ausgeschiedenen und völlig fremd Gewordenen können wir keinen frommen katholischen Christen betrachten. Auch wir fühlen uns mit ihm verbunden durch Glaubens- und Liebesbande; wir stehen mit ihm im Wesentlichsten auf einem Grunde des Glaubens und verlangen keinen andern Grund zu legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Auch wir sind getauft und taufen unsere Kinder auf den Namen des dreieinigen Gottes, wir vereinigen uns bei dem Genusse des gesegneten Brotes und Kelches mit Christo und schwören ihm Treue bis in den Tod und empfangen bei dieser Feier alle Segnungen seines Leidens und Sterbens. Auch wir nehmen hin bei der Confirmation den Heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, göttliche Kraft zum Kampfe des Lebens, von der gnädigen Hand Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Auch unsere Kirche weihet ihre Diener feierlich ein zu dem Amte, das die Versöhnung predigt; sie weihet segnend die Ehen ihrer Kinder zu einem Gott wohlgefälligen und von Christo gesegneten Bund für die Ewigkeit; sie öffnet den Gefallenen und Reuigen ihre unerschöpflichen Gnadenschätze und schenkt ihnen die kräftigsten Mittel des Heils, sie tritt an das Lager der Sterbenden und reicht ihnen Stärkung im letzten Kampf und segnet die Entschlafenen im Namen des Lebensfürsten zur Grabesruhe, zur Auferstehung des Lebens und empfiehlt sie der unendlichen Barmherzigkeit dessen, der über die Toten wie über die Lebendigen Herr ist. Wir beten wie Sie unser gläubiges Vater Unser; wir warten gleich Ihnen auf die Barmherzigkeit Jesu Christi zum ewigen Leben und hoffen durch seine Gnade selig zu werden gleich wie auch Sie. Welche Berührungspunkte bei allen außerwesentlichen Differenzen, über die beide Kirchen sich leicht verständigen könnten, wenn nur beide sich ohne gehässige Vorurteile betrachteten!

„Sie haben in der katholischen Gemeinschaft, der Sie jetzt angehören, Befriedigung und Trost gesucht und gefunden und sind derselben durch Herzensbedürfnis, durch den Rat vertrauenswürdiger Männer und besondere Schicksalsfügungen zugeführt worden. Gott segne Ihren Ausgang und Eingang; er regiere und führe Sie durch seinen guten Geist auf der Himmelsbahn; er lasse Sie wachsen in der Erkenntnis und Gnade unseres Herrn Jesu Christi; der Gott aller Gnade, der Sie samt uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit, wolle Sie vorbereiten, kräftigen und stärken. Demselben sei Macht und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen. —

„Möge sich auch das Gemüt Ihrer hochverehrten Gemahlin Ihres Entschlusses halber beruhigt haben!

„Mögen alle Christen nach Wahrheit streben in Liebe! Möge keiner den fremden Knecht richten und verdammen, da jeder seinem Herrn steht

oder fällt! — Möge die selige Zeit noch kommen, wo der Glaubenshaß verschwindet, wo nur Eine Herde unter Einem Hirten sein wird. Gern hätte ich diesen Brief selbst geschrieben, aber die matte Hand versagt mir ihren Dienst; alles aber, was ich hier gesagt habe, ist aus der Fülle des Herzens und aus meiner innigsten Überzeugung geflossen.

„Wenn ich wieder ganz hergestellt bin, werde ich Ihnen mündlich die Verehrung bezeugen, mit der ich unterdessen zeichne

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamer

Dr. Heydenreich

Bischof evang.

Wiesbaden, den 25. April 1844."

Anders als Heydenreich verhielt sich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. Bei der Rückkehr des neuvermählten Herzogspaares, wobei Gagern als Reisemarschall fungierte, wurde auch in Berlin Halt gemacht, wo man bereits von der Konversion Kunde hatte. „Der König," erzählt Gagern, „dem ich vor der Festtafel vorgestellt wurde, sagte mir nur die Worte: ‚J! Wie freu' ich mich, Sie zu sehen!' und wandte mir demonstrativ den Rücken. Die Königin Elisabeth aber, die von der katholischen Kirche abgefallen war, begegnete — während sie mir an der Tafel schräg gegenüber saß — wiederholt meinen Blicken mit den ihrigen, die, wenn ich mich nicht sehr irrte, die Bitte von ihrer Seite wehmütig ausdrückten: ‚O, beurteile mich nicht zu hart.'

„Je mehr wir uns der Heimat näherten," fährt Gagern fort, „desto stärker wurde die Spannung bei mir, wie ich alles finden würde, in der Familie, im Dienst, in der Öffentlichkeit dort und in weiteren Kreisen. Unterdessen hatte aber doch über meine Conversion unser alter Hausfreund Hennes ganz aus eigenem Antrieb in der ‚Allgemeinen Zeitung' eine Notiz erscheinen lassen, worin die Tatsache erwähnt wurde, daß meine katholische Gesinnung längst bekannt gewesen sei. Er hatte mir damit einen wahren Freundesdienst geleistet und für diesen Eindruck und seine feinfühlende Absicht bin ich ihm noch heute über sein Grab hinaus herzlich dankbar. Unter den fast ausschließlich protestantischen nassauischen Beamten war meine Stellung allerdings eine schwierige geworden, aber nach dem Vorgang des Herzogs ließen es jene mich nicht äußerlich empfinden, wie unangenehm ihnen die Sache und dadurch die Person war. Mein eigener guter Bruder Moritz hat niemals ein Wort darüber mit mir gewechselt und nur auf Umwegen erfuhr ich, wie seine protestantischen Pfarrer ihm darüber ihr Herz ausschütteten. Der Hauptsitz meiner Sorgen war und blieb mein eigener engster Familienkreis und zunächst das Verhalten meiner lieben Franzina,

In ihren Briefen nach Petersburg hatte sie wegen der indiskreten russischen Post jede Erwähnung meiner geheimgehaltenen Conversion vermieden. Nach deren Bekanntwerden auch in Wiesbaden erfuhr ich erst spät, daß die Herzogin Pauline, Stiefmutter des Herzogs und Schwester der Großfürstin Helene, meine Frau hatte zu sich rufen lassen, um — wahrscheinlich in Folge eines Briefes der letzteren aus Petersburg — sich ausführlicheren Aufschluß über meinen Schritt erteilen zu lassen. Die Vorwürfe der hohen Dame gegen mich und ihr Urteil über alles Katholische müssen hart genug gewesen sein; denn unmittelbar darauf erkrankte meine liebe Frau, die in der Hoffnung war, und blieb mehrere Wochen, im Innersten getroffen und leidend, zu Bett."

Wie wenig bei dem Vater ernster Groll oder auch nur eine tiefere Verstimmung über den Schritt seines Sohnes vorhanden war, ergibt sich aus den Briefen, die er an seine Schwiegertochter und an Max selbst richtete. An letzteren schrieb er von Hornau aus am 1. Januar 1844:

„Nun noch ein wesentlicher Gegenstand, der bisher unberührt zwischen uns liegt. Es sei denn so. Du hast zu viel Verstand um mich nicht gänzlich zu durchschauen, und wie ich über die Confessionen denke und über Dich. Jeder ist faber fortunae suae und hier Glück und Wohlfahrt in jeder Beziehung genommen. Dem Trieb hast Du nicht widerstehen können noch wollen. Ich bin auch weit entfernt — entfernteſt —, je eine Reue zu befürchten, und glaube vollkommen, daß Du nach Deinem Naturell Beruhigung, Innigkeit und, ich will sagen, Seligkeit finden wirst. Zu Rath und Warnung in andern Beiehunzgen wird später alle Zeit sein, wenn wir uns wiedersehen. Also meinen Segen auf alle Weise und an diesem Tag ohne irgend eine arrière-pensée und herzliche Umarmung in dieser Ferne."

Noch deutlicher spricht sich der Vater in einem Schreiben vom 23. Januar an Gagerns Frau aus. Hier heißt es: „Also Deinem Mann habe ich letzthin so freundlich als möglich geschrieben, auch kein Arges darin gefunden, daß er mir weder vor noch nach Eröffnung getan hat. Indessen ist es doch offenkundig geworden und besprochen worden. *An sich* bin ich gar nicht entgegen. Ich wünsche nur meiner Kinder Wohlfahrt und Zufriedenheit. *Wie* sie das finden, sind ihre Sachen. Es war in meinen Augen dem Max unmöglich, anders zu handeln. Er ist noch mehr Mann des Gefühls, als ruhiger Überlegung. Und ich will nicht leugnen, daß in der Katholicität mehr Wärme anzutreffen, mehr Innigkeit verwebt ist als im räsonnirenden Protestantism. Denn die Hauptlehren sind dieselben. Wer davon abweicht, entsagt gewissermaßen dem Christentum.

„Wenn Du nun selbst noch in der Überlegung begriffen bist, so handle nach Deinen Gefühlen. So wenig ist Dein Übertritt meinen Wünschen

entgegen, daß ich es sehr natürlich finde, auf der Bahn des Gemahls zu wandeln. Auch in Beziehung auf die Kinder. Entfernt nur von Euch Überspannung und gehässigen Eifer.

„Mich freuen die guten Nachrichten von Max. Die Hauptsteine sind gehoben. Der Winter, wenn er auch dort viel herber ist, hält doch seine klimatischen Proportionen mit uns. Zur Heimkehr wird das Ärgste schon überstanden sein. Und wie bald wird das eintreten!"

Wie herzlich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn blieb, erhellt auch aus dem Gruß, den er dem glücklich Heimgekehrten am 25. März zusandte: „Willkommen im Vaterland und in unsrer Nähe."

Achtes Kapitel.

Nassauischer Gesandter am holländischen und belgischen Hofe. Der Deutschkatholizismus in Nassau. 1844—1847.

Als Gagern in der zweiten Hälfte des März 1844 aus der geräuschvollen Hauptstadt des russischen Reiches in den stillen Frieden seines waldumkränzten Wiesbaden zurückkehrte, nahm er alsbald seine Geschäfte im Ministerium und den während der dreimonatigen Abwesenheit stark unterbrochenen Verkehr mit seinen Freunden wieder auf. Schriftlich und mündlich hatte er diesen gar vieles zu berichten.

Wie anschaulich seine Schilderungen von dem so viel Fremdartiges bietenden Rußland und dem damals glänzendsten Hofe Europas gewesen sein müssen, kann man aus der Frische entnehmen, mit der er noch im Alter von all dem dort Gesehenen erzählte. Einen unauslöschlichen Eindruck hatte es auf ihn bei der Hochzeitsfeier seines Herzogs gemacht, daß am Ende des überaus glänzenden Zuges der griechischen Geistlichkeit auch ein katholischer Bischof darherschritt in so gedrückter Stimmung, als trüge er ein schweres eisernes Kreuz.

Mit den lebhaftesten Farben zauberte Gagern die großartigen Hoffeste, deren Zeuge er in Petersburg gewesen, vor die Augen seiner Hörer, so namentlich die lebenden Bilder und den kostümierten Ball vom 2. Februar 1844. An diesem im Winterpalais abgehaltenen Feste beteiligte sich nicht bloß die höchste russische Aristokratie, sondern auch ein Teil der kaiserlichen Familie. Die Titania wurde dargestellt durch die Großfürstin Katharina Michailowna, Oberon durch die Prinzessin Lobanow.

Ein nicht minder großartiges Schauspiel war die am Dreikönigenfeste abgehaltene Truppenparade. So stolz Kaiser Nikolaus I. bei solchen öffentlichen Veranstaltungen auftrat, so gewinnend und wohlwollend konnte er im engeren Kreise sein. Da Gagern wiederholt zur Familientafel im Winterpalais eingeladen wurde, konnte er den Kaiser näher kennen lernen.

Auffallend war es, wie sehr der Zar nach dem Bekanntwerden von Gagerns Konversion seine bis dahin sehr gnädige Haltung plötzlich änderte und sehr wortkarg wurde. Bei dieser Stimmung war es für Gagern sehr peinlich, daß einmal bei einem intimen Diner im Winterpalais der Stuhl unter ihm zu-

sammenbrach. Der Zar machte eine anzügliche Bemerkung. Gagern verlor aber seine Geistesgegenwart nicht und erwiderte: „Majestät, in einem solchen Fall nimmt man sich einen anderen Stuhl", worauf er zu dem rückwärts stehenden Lakaien sagte: „Bringen Sie mir einen besseren."

Ein anderes Mal wurde Gagern bei einem kleinen Diner von nur sieben Personen durch den Kaiser nach dem Ursprung der von ihm getragenen holländischen Freiwilligenmedaille von 1831 befragt. Der Zar nahm davon Anlaß, über die Ereignisse von 1830 in Frankreich und Belgien zu sprechen, indem er mit den Worten anhub: „Oh, mon pauvre beaufrère d'Orange!" Im Anschluß hieran führte der Kaiser aus, „wie sehr er es damals bedauert habe, daß sein Entschluß und Vorschlag, nach der Julirevolution wieder gemeinsam in Frankreich einzumarschieren, von Österreich und Preußen abgelehnt worden sei, ein Entschluß, wie ihn doch eigentlich die rechtmäßigen monarchischen Prinzipien und die früheren Verabredungen erfordert hätten. Übrigens müsse er nachträglich gestehen, daß diese Ablehnung gerade für ihn das größte Glück gewesen sei; denn, wenn nach dem Ausmarsch seiner Armee und in deren Rücken jener polnische Aufstand ausgebrochen wäre, dessen Niederwerfung dieser tapferen Armee so große Anstrengungen gekostet habe, wie wäre es erst gewesen, wenn keine zweite solche Armee sofort zur Hand gewesen wäre, um den Aufstand zu dämpfen, welcher Zeit gehabt hätte sich auszubreiten und noch besser zu rüsten, bevor die erste vom westlichen Kriegstheater hätte zurückgerufen werden können."[1])

Da während der russischen Reise Gagerns Übertritt zur katholischen Kirche allgemein bekannt geworden war, hielt dieser es für seine Pflicht, sich über seinen Schritt auch bei seinem alten Gönner Böhmer auszusprechen: „Wie gerne, lieber Freund," schrieb er ihm am 10. April 1844 aus Wiesbaden, „wäre ich schon selbst zu Ihnen gekommen, um für den ersten Gruß von ihrer Hand mündlich zu danken; ich hoffe das aber Samstag frühe mit der ersten Eisenbahn zu tun. Zu erzählen habe ich manches von der Newa und zuletzt von der Spree, wo ich Pertz mit Mühe zu sehen bekam; mehr noch hoffe ich von Ihnen zu hören, denn ich weiß noch zur Stunde nicht, was alles in den 3—4 Monaten auf deutschem Boden sich zugetragen. Ihre Entschließung — nunmehr mit einer neuen Arbeit ins Leben der Gegenwart zu greifen — möchte ich nach Kräften unterstützen — wenigstens mit dem kräftigsten Wunsch und mit der lebendigsten Überzeugung von der Notwendigkeit und dem guten Erfolg. Außer den russischen Erlebnissen bin ich Ihnen noch über ganz andere Dinge, die sich seit unserer Trennung zugetragen, Rechenschaft schuldig. Hoffentlich sollen Sie, lieber Freund, in dem, was Sie bisher an mir erträglich fanden, keine

[1]) S. Gagern, „Jugenderinnerungen" 28.

Veränderung zum Schlechten finden; allerdings ist meine äußere Stellung schwieriger geworden; dagegen wird das Innere selbst durch die beständige erforderliche Schlagfertigkeit gestählt. — Daß ich meine wahren Freunde nicht verlieren werde, davon war ich überzeugt und das soll auch ferner ein Haupttrost sein für Ihren herzlich ergebenen M. Gagern."

Wie Böhmer den Schritt seines Freundes beurteilte, erhellt aus seinem Schreiben an Maurer de Constant: er fand die Konversion um so auffallender, da Gagern mitten im Weltleben stehe, dessen ihm glänzende Aussichten er dabei aufs Spiel setzte, und seine feinsinnige, durchaus christliche Gattin ihm nicht gefolgt sei. „Ich hatte," fügt der Frankfurter Historiker hinzu, „keine Ahnung, daß ein solches Bedürfnis nach Kirchlichkeit in ihm lebe. Ich weiß nicht, ob ich ihn um diese Herzenswärme nicht beneiden soll."[1])

Kurz nach dem Besuch bei Böhmer erhielt Gagern einen neuen Beweis der Gunst seines Landesherrn, der ihn am 24. April 1844 zum Geheimen Legationsrat ernannte und ihn zugleich mit einer Mission nach Wien betraute. Gagern sollte dort für seinen Souverän die nach dem Vorgange des Herzogs von Coburg beschlossene Annahme des Titels „Hoheit" (statt „Durchlaucht") rechtfertigen und zur Anerkennung bringen. Der Wunsch zu diesem Schritt ging von der jungen Herzogin aus, der als einer geborenen Großfürstin und kaiserlichen Hoheit der Titel „Durchlaucht" für ihren Gemahl gar zu ungleich und gering klang. Als Gagern sich verabschiedete, sagte sie ihm dies ganz offen.

Gagern empfing von der alten Kaiserstadt den günstigsten Eindruck. „Die Gegend ist herrlich," schrieb er am 1. Mai 1844 seiner Frau, „die Menschen, besonders in den niederen Classen, haben etwas Herzliches, was, wie Du weißt, meine schwache Seite ist." In Wien, wo Gagern „noch so glücklich war, den greisen Erzherzog Karl zu sehen und zum Berater zu haben," lernte er damals durch Jarcke auch mehrere katholische Männer von Bedeutung kennen, wie den „liebenswürdigen und echt christlichen Maler Führich", ferner Adalbert Stifter. Aus der Staatskanzlei kannte er schon „den vortrefflichen Baron Werner, die Brüder Clemens und Karl Hügel und den alten Pilat; von geistlichen Herren den Redemptoristen-Pater Prentana."

Die Mission Gagerns gelang vollständig; „da Österreich," so berichtet er, „mit dem Verzicht auf die römische Kaiserkrone zugleich auch seinen alten Charakter als höchste Rechtsquelle für Titel und Ehren gegenüber andern Souveränen aufgegeben hatte, so fand Fürst Metternich keinen Anlaß, auf die Angelegenheit tiefer einzugehen, sondern erteilte mir nur für meinen Hof allgemein vorsichtige Ratschläge, welches ich wahrscheinlich seinem

[1]) Janssen, Böhmer II, 369.

guten Gedächtnis für meinen bei der Limburger Bischofswahl bewiesenen gesunden Menschenverstand zu verdanken hatte."

Bei der Rückkehr wurde Gagern von seinem Vater mit folgenden Zeilen begrüßt:

„Hornau, 10. Mai 1844.

„Willkommen also wieder in unsrer Gegend — und tamquam re bene gesta. Schildere mir doch Metternichen ein ganz klein wenig, wenn ich Dich nicht sehen sollte, bevor Du nach dem Haag den Stab weiter nimmst. Ich begreife, daß Dir die Alten besser gefielen als die Jungen; die frechen échantillons, Buol, Dietrichstein und Consorten. Doch gibt es auch bessere Exemplare. Mit 20 Jahren hatte ich in der Hinsicht dort nicht zu klagen. Sie waren eher zu demütig vor den Fremden, namentlich den Engländern."

Gagern konnte nicht bloß über den Fürsten Metternich Interessantes berichten, sondern auch, daß Fürst Reuß in seiner Gegenwart dem in Wien als kaiserlicher General lebenden Prinzen Friedrich von Nassau gesagt habe: „Mein lieber Freund, ohne euren Minister Gagern wären wir andern alle in der Rheinbund-Zeit nicht gerettet worden."

Kaum nach Wiesbaden zurückgekehrt, wurde Gagern am 17. Mai 1844 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei dem königlich niederländischen und dem königlich belgischen Hofe ernannt. Außer Ersatz des ganzen Aufwandes sollte er in dieser Eigenschaft einen Gehalt von 2000 Gulden beziehen. Er behielt gleichzeitig seine Stelle als Ministerialrat mit dem bisherigen Gehalt. Diese Anomalie der gleichzeitigen Verwendung auf einem niedrigeren Posten im inneren Staatsdienste erklärt sich aus den kleinstaatlichen Verhältnissen. Durch das taktvolle Benehmen des Ministers Freiherrn von Dungern fungierte er übrigens in dieser Stellung faktisch als Bureauchef für auswärtige Angelegenheiten.

Nach seiner Heimkehr aus Wien im Mai 1844 konnte sich Gagern nur wenige Tage des Familienlebens in Wiesbaden erfreuen. Seine neue diplomatische Stellung, auf welcher er sich jährlich wenigstens einige Wochen einzufinden hatte, zwang ihn, alsbald wieder Abschied zu nehmen. Er beschleunigte dieses Mal seine Abreise, weil er seinen Bruder Fritz, der, zum General ernannt, vom holländischen König damals in einer wichtigen geheimen Mission nach Ostindien entsandt wurde, vor der Einschiffung nach Java noch einige Tage im Haag zu treffen hoffte. Dies war auch der Fall und die beiden Brüder verbrachten noch vierzehn Tage zusammen im vertraulichsten Verkehr, Fritz als General-Adjutant König Wilhelms II., Max als nassauischer Hausgesandter bei dem Hofe, dem er früher als Kabinettsbeamter gedient hatte. In seiner neuen Eigenschaft, geschmückt mit dem Großkreuz des russischen Stanislaus-Ordens, den er noch in

Petersburg erhalten hatte,[1]) kam ihm in jeder Beziehung nach der Hofetikette der Rang vor dem ältesten Bruder zu. Als beide einmal gemeinsam zur königlichen Tafel geladen waren, gab diese Rangordnung Wilhelm II. zu einer launigen Bemerkung Anlaß.[2])

Die Brüder besprachen in jenen Tagen besonders die Lage Deutschlands, wobei Fritz hervorhob, wie bedauerlich es sei, daß die patriotischen Kräfte sich neuerlich wieder in konfessionellem Hader zersetzten. „Fritz," berichtet Max, „gab zu, daß im heutigen Protestantismus politisch nichts mehr enthalten sei, was nicht auch ohne ihn zu haben wäre; aber er fand es noch bedauerlicher, daß dieser Punkt auch nur in Rede stehe. Und als ich (Max) ihm endlich sagte: die Hoffnungen des Tages möchten stehen, wie sie wollten, wir zählten, daß er ein Herz dafür behielte und nicht unerreichbar sei, wenn sie auf irgend einem Wege der Erfüllung näher kämen, — da sprang er hastig einen Fuß hoch vom Sitz im Wagen auf und ballte seine Gedanken etwa in folgendem Knäuel zusammen: ‚Schafft ein Programm, für alle Ständekammern gemeinsam; ein gemeinschaftliches, leitendes Preßorgan; schafft einen Mittelpunkt zur Hauptstadt; — dann laßt einen Krieg ausbrechen, und ich komme; und ich komme dann noch früh genug.'[3])"

Je mehr Gagern im Haag bekannt wurde, desto klarer bemerkte er, daß viele Protestanten ihm seinen Übertritt zur katholischen Kirche nicht verziehen. Sein weiches Gemüt empfand dies tief, indessen tröstete er sich mit der Erwägung, daß die Vorurteile gerade der „aufgeklärten" Leute „dick, lang, breit und undurchdringlich" sind. Wie offen Gagern vorging, erhellt daraus, daß er seine religiöse Stellung selbst zur Sprache brachte, als er den Staatsrat und Historiker Groen van Prinsterer, einen seiner früheren Vorgesetzten im königlichen Kabinett, besuchte.[4])

„Gestern," berichtet er seiner Frau am 1. Juni, „war ich bei Groen, dem anerkannten Haupt der gläubigen Richtung der reformierten Kirche. Nach einer kurzen, höflichen, aber oberflächlichen Unterredung sagte ich ihm, ich fände es unnatürlich, mit ihm, der sich so sehr für Religionssachen interessiere, meinen eigenen Fall nicht zu besprechen. Darauf bat er mich angelegentlich, ihm eine Stunde bei mir zu bestimmen, da er eben jemanden bei sich warten hatte. Heute war er nun eine Stunde bei mir und die Unterredung war interessant. Ich war freilich in der ungünstigsten Stellung dessen, der sich zu verteidigen hat, und ich wollte ihn nicht kränken durch Urteile, die mir gegen ihn sehr nahe lagen; im Ganzen war ich aber

---

[1]) Die Verleihung war am 18./30. Januar 1844 erfolgt; 5 Tage vorher hatte Kaiser Nikolaus I. eine Dose mit seinem Bildnis Gagern als Geschenk übersenden lassen.

[2]) S. Leben des Generals Friedrich v. Gagern II, 1, 412ff.

[3]) A. a. O. II, 1, 413—414.

[4]) Vgl. über diesen bedeutenden Mann Vos, Groen van Prinsterer en zijn tijd (Dordrecht 1886—1891).

zufrieden mit mir und erinnere mich dankbar des 14. Satzes meines alten Erzbischofs von Köln.[1]) Seine Hauptaufstellung war immer, ich hätte die protestantischen Bücher nicht genug lesen und idealisiere zu sehr alles Katholische, ich stellte es zu schön vor, zuletzt wiederholte er noch: ‚Sie tragen es nur zu gut vor.‘

„Als ich ihm den Brief unseres guten protestantischen Bischofs Heydenreich vorlas, war er sichtbar gerührt; wie groß war aber mein Erstaunen, als diese Bewegung in die härteste Mißbilligung ausbrach. Darüber war nun wieder Fritz ganz empört, der den Brief so schön findet, überhaupt glaube ich doch nicht, daß Groen und ich uns einander nähern können. Gut ist es aber auch, das überstanden zu haben, denn es befestigt gewaltig, wenn man nicht mehr zu hören bekommt — von einem so ausgezeichneten Manne wie Groen —, was einen erschüttern oder auch nur bedenklich machen könnte. Wie Deine gute Mama jetzt eigentlich gesinnt ist, habe ich (in Gegenwart der dortigen Angehörigen) noch nicht erfahren können. Sie schien zuweilen der katholischen Kirche sehr zuzuneigen — aber nicht oft. Liebes Gutes! Alles menschliche Getriebe ist nichts im Vergleich zu der himmlischen, kindlich reinen Freude, die wir empfinden, wenn wir uns mit rechtem Vertrauen zum Gebete hinknien und das ganze Licht der Liebe in uns leuchten lassen, was die Kirche so friedlich und mächtig für uns Jahrtausende bewahrt hat. Wenn dies Licht einmal Dein Herz durchleuchtet, dann wirst Du Segen um Dich verbreiten, wie Du es jetzt gar nicht ahnen kannst. Wie hoch wirst Du über mir stehen! Aber Alles muß aus Dir kommen; Du selbst mußt darum beten! — Jetzt gehe ich noch einmal zu meinem alten Fritz, dann gute Nacht, treues, liebes, gutes, edles Herz, Dein alter Max.“

Der Aufenthalt Gagerns im Haag dauerte beinahe sechs Wochen, die er, da ihm amtliche Aufträge nicht oblagen, durch Besuche bei seiner Schwiegermutter in Voorburg und bei den diplomatischen Kollegen sowie durch regen Verkehr mit seinem Bruder Fritz gut ausfüllte. Meist wandelten die beiden Brüder gemeinsam am Meeresstrande, wobei Max passende Verse aus Homer zitierte. Da unter den Diplomaten sich zwei sehr eifrige Katholiken befanden, der Vertreter Österreichs, Graf Senfft, und der Rußlands, Baron Maltitz, so kam Gagern mit diesen bald in nähere Beziehungen, die sich immer intimer gestalteten. Mit Baron Maltitz fanden sich um so mehr Anknüpfungspunkte, da dieser gleichfalls Konvertit war.[2]) „Was mir aber in Holland, wo ich doch schon früher 7 Jahre gelebt hatte,“ erzählt Gagern, „noch ganz neu erschien, war die dortige katholische Welt und besonders die vier katholischen Kirchen, von deren Existenz und Lage ich früher als

[1]) „Nie etwas aus Eitelkeit anfangen noch aufgeben“ usw.

[2]) Vgl. Rosenthal, Konvertitenbilder I, 138ff. Über Graf Senfft s. Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten (Stuttgart 1887) I, 9f.

Protestant keine Ahnung gehabt hatte und von welchen im Haag selbst zwei ganz neue und schöne erbaut worden waren. Ich freute mich also sehr dieser würdigen Vertretung unserer hl. Kirche."

Am 14. Juni 1844 konnte Max seiner Franzina melden: „Dies sind meine letzten Zeilen aus dem Haag. Gestern habe ich mit Fritz bei den Majestäten gespeist und bin von sämtlichen Herrschaften in Gnaden entlassen worden."

Nach dem Weggange von Max klagte Fritz dem Bruder Heinrich, welche Leere er jetzt fühle. „Max," fügt er hinzu, „ist gar gut und lieb, nur gar sehr präoccupiert mit religiösen Fragen und Controversen. Auf meine sanfte Mahnung, diesem Hang nicht zu viel nachzugeben, entschuldigte er sich damit, daß er jeden Augenblick im Stande sein müsse, seinen Schritt gegen diejenigen zu rechtfertigen, welche ihn darüber zur Rede stellen. Und so mahne ich auch Dich, lieber Heinrich, laß ihn die Mißbilligung seines letzten Schrittes nicht zu sehr fühlen, daß das alte Vertrauen und die brüderliche Eintracht nicht gestört werde. Durchsprich die Sache noch einmal mit ihm, wie ich es getan habe; Du wirst Dich überzeugen, daß er bei aller Schwärmerei doch zu viel Verstand hat, um sich weit zu verirren. — Ich glaube, er war mit seinem hiesigen Aufenthalt zufrieden, und ich war Zeuge, daß er sowohl von hiesigen alten Bekannten als von den Diplomaten sehr freundlich und mit Auszeichnung empfangen wurde."[1])

In Brüssel, wo der Gesandte von Nassau weder auf die Verwandtschaft des Hofes Rücksicht zu nehmen noch Landesgeschäfte zu besorgen hatte, konnte Gagern sich ein wenig zeitraubendes Programm machen. Dennoch war er seinem Herzog sehr dankbar. „Belgien galt als das natürliche Bindeglied der englisch-französischen Allianz und König Leopold verstand seine Aufgabe meisterhaft; er überließ seinen verantwortlichen Ministern die Ehren des parlamentarischen Gleichgewichtskampfes; den Kammern die Genugtuung und Glorie, ihre inneren Verhältnisse zu debattiren und im Majoritätenspiel abzuwechseln; sich selbst aber behielt er die auswärtige Politik vor und die militärischen Angelegenheiten, die zwei Fächer, in welchen die Minister seine Überlegenheit gerne anerkannten und ausnützten. In der constitutionellen Welt galt Belgien als Musterstaat, aber auch die autokratischen Cabinette ließen dem klugen Könige gerne Gerechtigkeit widerfahren; dreizehn Jahre hatten genügt, die unruhigen Belgier zu discipliniren. Hier war also auch für Diplomaten etwas zu lernen. König Leopold, der sich meiner noch aus Paris 1829 erinnerte, als er griechischer Throncanditat war, empfing mich um so gnädiger, als er sich auch meinem Vater zu Dank verpflichtet fühlte für die Dienste, die dieser dem Hause Coburg in der Rheinbundszeit erwiesen hatte, wo diesem Hause durch Napoleon das cessé de régner angedroht war. Auch war Prinz Leopold beim Wiener Kongreß, als mein Vater in der Eigenschaft eines

[1]) S. Leben II, 1, 414.

Gesandten der neuen, von den Umständen so begünstigten Krone der Niederlande ein größeres Haus zu machen anständig fand, sehr häufig der Gast bei der täglich veranstalteten offenen Tafel gewesen. Nach der feierlichen Audienz der Überreichung meiner Beglaubigungsschreiben hatte ich am selben Tage noch Gelegenheit, bei der Hoftafel vom König mit größter Unbefangenheit wie zufällig über eine sehr delikate, nicht allzu entfernte Erinnerung angesprochen zu werden: ‚Ist es doch richtig, daß Sie der großen Überraschung Zeuge gewesen sind, die mir 1831 bereitet wurde, als ich eben von dem europäischen Geschenke meines neuen Königreichs Besitz ergriffen hatte?' Ohne Mühe erriet ich, daß S. M. von meinen Antecedentien [der Teilnahme an der Schlacht bei Löwen] durch einen alten Freund von mir unterrichtet worden war, der im Haag Beamter des Colonial-Ministeriums gewesen war, als ich im königlichen Cabinette diente. Dieser H. Eduard Conway hatte spät den Staatsdienst der Oranier verlassen und gerade diese Eigenschaft der Treue und Vorsicht hatte wohl dazu beigetragen, daß König Leopold ihn in seiner nächsten Nähe als Intendanten seiner Civilliste angestellt hatte. Er galt viele Jahre und bis zu seinem Tode als der Vertreter der katholischen Gesinnung in der Umgebung des Königs, während H. Jules van Praet als Minister des königlichen Hauses ohne Stimme im Ministerrathe die liberale öffentliche Meinung vertrat; beide aber erhielten sich im Vertrauen des Königs durch ebenso taktvolle Discretion als persönliche Ergebenheit und sie vermieden auch unter einander jeden Conflikt."

In der belgischen Hauptstadt erwartete sich Gagern unter den Mitgliedern des diplomatischen Korps die am wenigsten freundliche Aufnahme von seiten des neuen preußischen Gesandten, Herrn von Sydow, da er wußte, daß schon dessen Vorgänger, Heinrich von Arnim, sich bei den Katholiken Brüssels durch die Protektion von allerlei neuen protestantischen Unternehmungen wenig beliebt gemacht hatte. Groß war daher Gagerns Erstaunen, als ihn Frau von Sydow (geborene von Stein)[1]) sogleich beim ersten Besuche ihres Vertrauens würdigte und bemerkte, sie habe sich unendlich gefreut, nach Brüssel zu kommen, um die alte Kirche in einem ganz katholischen Lande kennen zu lernen. Sie klagte aber zugleich darüber, daß, sobald sie Persönlichkeiten aus höheren Kreisen über katholische Glaubenssachen anspreche, niemand ihr darüber die von ihr so sehr ersehnte Auskunft geben wolle und daß sich die meisten gleich ängstlich und mißtrauisch zurückzögen. „Ich gab ihr die Erklärung," berichtet Gagern, „daß es eben zwischen Katholiken über feststehende Glaubenssachen keiner Diskussion bedürfe, daß es sich hier nicht so wie bei gläubigen Protestanten verhalte,

[1]) Über Marie von Sydow, die 1860 zur Kirche zurückkehrte, s. Pastor, J. Janssen, (Freiburg 1892), 27, 51ff.

die, wenn sie einander kennen lernten, doch immer sich noch erst darüber vergewissern müßten, welcher Grad von Gläubigkeit jedem eigen sei; dann aber verschwieg ich ihr nicht, daß das Mißtrauen vielleicht daher rühre, weil ihre Vorgänger in der preußischen Gesandtschaft dazu wohl einige Veranlassung gegeben hätten. Sie dankte mir für diesen Wink und lud mich so oft als möglich zum Diner ein. Aber auch ihr Gatte, der als Pietist bekannt war, zeigte sich freundlich gestimmt und ging gerne ein auf religiöse Fragen, mit häufigen Citaten aus dem alten Testament."

Infolge der Sommersaison waren die meisten Mitglieder des diplomatischen Korps schon auf dem Lande. Gagern hatte daher nur wenige offizielle Besuche zu machen und konnte sich in seinem sonstigen Verkehr auf die befreundete Familie Conway und die guten alten Bekannten seines Bruders Fritz beschränken. „Nicht einmal in kirchlicher Hinsicht," erzählt er, „lernte ich interessante Persönlichkeiten kennen. Nur erinnere ich mich, daß ich am Feste St. Peter und Paul meine Andacht in der Redemptoristenkirche bei dem vortrefflichen P. Pilat hielt, dem Bruder des Wiener ‚Oesterreichischen Beobachters'; gerade so wie ich im selben ersten Jahre meines katholischen Lebens alle Feste in besonders treuer Erinnerung behielt, z. B. daß ich das erste Aschermittwochkreuzchen auf der Stirne in der Jesuitenkapelle zu Moskau empfing."

Trotz alles Glanzes von Klein-Paris sehnte sich Gagern nach der Heimkehr und das um so mehr, als er aus den Briefen seiner Franzina durchfühlte, daß sie ihn mit Betrübnis für sich selbst wie für die Kinder schwer vermißte. „Alles sehnt sich nach Dir, gut Alti, ich am meisten," schrieb sie am 16. Juni, „denn seit Dezember haben wir uns noch wenig gesehen, aber meine Gedanken begleiten Dich überall. — Dienstag Abend war ich wieder einmal in Biebrich, wo die Frau Herzogin recht freundlich gegen mich war. Sie sprach alleinstehend mit mir, daß sie doch zuweilen Heimweh hätte nach den Ihrigen und nach dem Lande, wo so viele sie kennen und sogar in jeder Messe für sie beteten und daß auch ihr Mann dabei genannt würde; sie hat wohl Mühe, sich hier an unsere kleinen Verhältnisse zu gewöhnen. Aber es hat mich doch gefreut, daß sie gerade mir so viel Vertrauen erwiesen hat!"

In seiner Antwort vom 22. Juni bemerkte Gagern: „Halte Du nur bei den Kinderchen mein Andenken warm. Ich fühle recht, wie wenig ich seit einem Jahr für sie und Dich gewesen bin. Aber ich will es wieder gutmachen, Du liebes, gutes Frauchen, behalte mich nur recht lebendig in Deinem treuen, frommen Andenken."

Am ersten Juli traf Gagern endlich wieder bei seiner Familie in Wiesbaden ein, wo er jetzt längere Zeit verweilen konnte. Brieflich und mündlich bei wiederholten Besuchen in Hornau bemühte er sich damals, dem teuern besorgten Vater die Lücke auszufüllen, welche dieser zu jener Zeit

in so hohen Jahren durch die Abreise seines ältesten Sohnes nach dem fernen Osten erlitten hatte. Es gelang ihm auch, den Vater durch politische Nachrichten verschiedenster Art von dem Schmerz des Scheidens abzulenken und ihm zu vergelten, was er für ihn tat, um das brüderliche Verhältnis zu Heinrich auszugleichen. In einem Briefe vom 7. Juni hatte der Vater bemerkt: „Ich habe mit Aufmerksamkeit gelesen, was Du von den Brüdern schreibst. Es geht doch ganz natürlich zu. Fritz kennt die Welt besser. Er steht gleichsam neben den deutschen Angelegenheiten und erwartet wenig. Nicht so der an der Pfrimm.[1]) Von der religiösen Seite ist er gewiß gleichgültig. Er hat darin selbst einmal eine Nachgiebigkeit bewiesen, die für ihn und mich fataler ist als Dein Wechsel. Aber in politischer Hinsicht störst Du seinen Plan und sanguinischeren Hoffnungen. Er gehört zu einer starken oder sich stark fühlenden Partei, in die Du nicht mehr für ihn passest. Indessen wird das die Zeit sehr verwischen und ich will das Meinige dazu tun. Der Grund muß Familien-Eintracht und bares Wohlwollen sein."

Im folgenden Jahre 1845 starb am 27. Januar die junge Herzogin von Nassau im Wochenbett. Ihr Gemahl ließ der Dahingeschiedenen auf dem Neroberg ein prächtiges Mausoleum, die griechische Kapelle, errichten.

Am 23. März 1845 ließ sich Gagern von dem ausgezeichneten Bischof Peter Joseph Blum öffentlich im Dom zu Limburg das Sakrament der Firmung[2]) spenden, wobei ihm als Vertreter des zum Firmpaten gewählten Erzbischofs Clemens August sein treuer Hausfreund, der Historiker Professor Hennes, zur Seite stand.

Wie freundlich sich das Verhältnis zu Böhmer gestaltet hatte, zeigt der Umstand, daß Gagern den berühmten Gelehrten bitten durfte, neben dem Limburger Bischof Pate eines am 16. April 1845 geborenen Sohnes[3]) zu werden. „Dieser Beweis Ihres treufreundlichen Andenkens", antwortete Böhmer am folgenden Tage, „ist mir jetzt um so wohltuender, je schmerzlicher ich gerade zuletzt in den Augenblicken, in welchen mein an sich vielleicht nicht so bedenkliches Unwohlsein bedrohlicher schien, meine hiesige Verlassenheit von einsichtsvollen und tatkräftigen Freunden (wie etwa der edle Thomas war) gefühlt habe. Ich dachte einpaar mal, an Sie davon zu schreiben und Ihnen meine Not zu klagen. Nun kommen Sie mir in denselben Gesinnungen entgegen, welche ich gegen Sie aussprechen wollte. Ob ich so bald von hier einen Ausflug machen kann, um der Taufe beiwohnen zu können, muß ich bezweifeln und für diesen Fall im voraus um Entschuldigung bitten. Doch denke ich, daß, wenn ich so bald nicht kommen

[1]) Sohn Heinrich in Monsheim.

[2]) F. Diehl an Gagern, dat. Limburg 1846, März 22. und 26.

[3]) Peter Joseph Johann Friedrich, starb als k. k. Seekadett zu Megline (bei Castelnuovo) in Dalmatien am 30. August 1862, auf dem Militärfriedhof zu Castelnuovo beerdigt.

könnte, günstigeres Wetter, wie es denn doch endlich kommen muß, Sie einmal hieher lenken werde.

„Die Luzerner Vorgänge haben mich freudiger ergriffen als irgend ein Ereignis seit dem Befreiungskrieg. Jetzt freilich sind sie arg zusammengeschrumpft. Indessen bleibt doch immer das Hauptresultat, wenngleich die Schweizer Wirren gewiß nicht vorüber sind.

„Mit der Bitte, Ihrer verehrten Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung ausrichten zu wollen, ganz der Ihrige, J. Fr. Böhmer."

Der Sommer und Herbst brachten viele Besuche und interessante Begegnungen. Im Juli beauftragte der Herzog von Nassau Gagern mit seiner Stellvertretung auf der Generalversammlung des Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas.[1]) Im August machte er dem Fürsten Metternich auf dem Johannisberg seine Aufwartung; der Vater vernahm, der Fürst möge Max als Mann von Verstand und feiner Bildung sehr wohl leiden.[2]) Bei Böhmer machte Gagern die Bekanntschaft von Guido Görres; im September hatte er in Aschaffenburg bei König Ludwig I. Audienz.

Wenige Wochen später wurde auch Wiesbaden durch die Ankunft des Stifters der deutsch-katholischen Sekte, Johannes Ronge, in Aufregung gesetzt. Der Regierungspräsident Möller und der protestantische Landesbischof Heydenreich hatten für die Predigten dieses religiös-politischen Agitators, der sich eben in Heidelberg mit Dr. Paulus, dem bekannten Vertreter des Unglaubens, verbrüdert hatte, die protestantische Kirche angeboten. Dem Minister von Dungern erschien dies jedoch bedenklich und sein Verbot hinderte, daß jenes Gotteshaus die Stätte eines Skandals wurde.[3])

Gagern hat wahrscheinlich auf diese Haltung des Ministers Einfluß genommen, denn er verfaßte damals eine Denkschrift über die Deutsch-Katholiken, um darzutun, daß Ronges Anhänger sich kirchlich nicht einmal auf die Höhe einer Sekte aufschwingen könnten, politisch aber eine „sehr üble Gesellschaft" ausmachen mußten. Gagern erkannte klar, daß bei den Deutsch-Katholiken sich unter dem Deckmantel der Religion ein gefährlicher Radikalismus politischer Art verberge.[4]) Zu einer entschiedenen Stellungnahme war trotzdem Minister Dungern nicht zu bewegen,[5]) bald ließ man

[1]) Siehe zwei eigenhändige Schreiben des Herzogs von Nassau an Gagern, dat. Ischl 1845, Juli 8 u. 16.

[2]) Vater an Max, dat. Hornau 1845, August 10 und September 30.

[3]) Siehe den Bericht in den Histor.-polit. Blättern XVI, 629 ff.; vgl. Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert II, 521 ff.

[4]) Vgl. hierzu die trefflichen Ausführungen von G. Goyau, L'Allemagne religieuse, le catholicisme II (Paris 1905), 298 ff.

[5]) Gagern korrespondierte 1845 über die Deutsch-Katholiken besonders mit dem Grafen Walderdorff und Prof. L. Arndts. Ersterer tadelt in einem Schreiben, datiert Molsberg 1845, Okt. 15, das dolce far niente Dungerns und bemerkt, selbst Protestanten beklagten die Schwäche der Regierung gegenüber den Deutsch-Katholiken.

in Nassau skandalösen Wanderpredigern von der Richtung Ronge nur zu viel Freiheit. Auch bei seinem Vater, dem Gagern vorsichtig seine Anschauungen mitgeteilt, fand er kein Verständnis. „Verlangend bin ich," schrieb ihm dieser, „zu erfahren, was Du selbst schmiedest. Du sprichst davon zu rätselhaft, als daß ich raten könnte. Du bist zu viel mit religiosis tangirt, als daß ich glauben könnte, daß diese darin nicht wesentliche Bestandteile abgeben werden. Und damit spreche ich nicht den mindesten Tadel aus oder Verdacht. Es ist sehr möglich, daß Du noch rebus sic stantibus eine eigentümliche Stellung suchest und findest, etwa mit Wallmodens Wahlspruch: ‚Vermeide die Landstraße'. Das Letzte will ich zwar nicht, denn die Versuche der Versöhnung und der Vereinigung sind längst betretene Pfade. Aber ich werde sie à ma façon betreten. Ich zähle es zu meinen hohen Bestimmungen in meinem Übergang auf der Erde. Und, wie ich Dir wohl schon öfter sagte, dieser hohe Grad des Selbstvertrauens und der Selbstzufriedenheit, — so daß ich mich zu den klügsten Sterblichen zähle, die je gelebt haben, gibt mir eben jenen hohen Grad der Indulgenz, der Milde, mit sattsamer Kraft gepaart. Ein weiteres confiteor ist kaum denkbar! Nicht wahr? Laß uns ferner sehen, wie unsere molimina und tentamina zusammenpassen. Deine großen Befürchtungen der sogenannten deutschen Katholiken teile ich so nicht, wenn ich schon nicht mißkenne, was Liberales und Demagogisches darin sein kann und werden mag. Ein gewisser Grad von Puritanismus wird schon notwendig sein und bleiben. Also will ich erst ferner beobachten, ob es eben nicht eine Brücke zur Annäherung geben kann. Und dann werde ich wohl immer auf mein altes hobby-horse zurückkommen. Einen Papst wohl, aber ein anderes Kardinalskollegium. Prüfe Dich, ob Deine Aversion nicht daher rührt, weil sie Euch strengen Herren gar zu sehr zur ungelegenen Zeit kamen. Ihr hattet einen zu großen Vorsprung und davon habt Ihr Mißbrauch gemacht. So wie der ganze Zwist unstreitig von den erschwerten gemischten Ehen den Ursprung nahm. Wenn ich so sage Euch, so steht es Dir ganz frei, nicht dazu gezählt werden zu wollen."

In dem letzten Monat des Jahres versah Gagern seine Stellung im Haag. Auf der Reise dahin besuchte er regelmäßig die katholischen Freunde in Mainz (Lennig, Moufang) und in Bonn (Kalt, Dieringer und Ludwig Müller, den Bruder Hermanns). „Vor Torschluß des Weihnachtsabends" war Gagern wieder bei seiner Familie in Wiesbaden.[1])

Die häufige Abwesenheit von den Seinigen wurde ihm immer schwerer und das um so mehr, als sie von protestantischen Frauen pietistischer Richtung benutzt wurde, seine Franzina vom Übertritt zur katholischen Kirche abzuhalten. „Von dem Augenblicke an, wo meine Conversion öffentlich bekannt wurde," so erzählt er, „verdoppelten sie ihre Bemühungen„

[1]) Gagern an Böhmer, datiert Wiesbaden 1845, Dez. 30.

den Wohltätigkeitssinn meiner Frau zu benutzen und sie gleichsam bei ihrer schwachen Seite zu fassen, besonders aber ihr ins Gewissen zu reden, daß es jetzt ihre Pflicht sei, mir zu beweisen, wie sie als Protestantin ebensogut, wie die Katholiken es tun, die christliche Barmherzigkeit in der Armenpflege üben könne und wolle. — Die eifrigen Frauen erschütterten in der Tat die guten, aber noch schwachen Glaubensfundamente der lieben, einfachen Seele und stellten ihr alles Katholische als Äußerlichkeit und entbehrliches sinnliches Beiwerk dar. Die Scene mit der Herzogin Pauline muß einen tiefen Eindruck zurückgelassen haben, und wenn meine liebe Franzina auch anfangs weder in Briefen noch mündlich nach dem Wiedersehen etwas Bestimmtes merken ließ, so wurde es mir doch bald klar, daß sie einen Rückschritt in meiner Abwesenheit gemacht habe. Sie wurde auch sehr beobachtet und ich empfand einen großen Unterschied zwischen der Stimmung der einst so warmen Anziehung, die sich in den Briefen nach Baden ausgesprochen hatte, und der jetzt eingetretenen Scheu und Bedenklichkeit. Ich mußte gewahr werden, daß ich einen Fehler begangen hatte, sie in einer Zeit der Anziehung der göttlichen Gnade — aber der Unsicherheit und ungenügenden Belehrung — allein gelassen zu haben."

Da sich aus der Stellung Gagerns immer neue Anlässe zu längerer Abwesenheit ergaben, so kann es nicht überraschen, daß schließlich die protestantischen Einflüsse die Oberhand behielten. Gegen die Erziehung der Kinder in dem katholischen Glauben hatte jedoch Gagerns Gemahlin nichts einzuwenden, wie sie auch katholische Gebete sprach, katholische Andachtsbücher wie die „Philothea" des hl. Franz von Sales nach wie vor gerne las.

Gerade damals, als Gagern noch im Haag weilte, erhielt er von seinem Freunde Ludwig Arndts die Aufforderung, sich über seine amtliche und gesellschaftliche Stellung offen auszusprechen. Er tat dies in einem Schreiben vom 10. Dezember, aus dem erhellt, wie wenig dem schaffensfreudigen Mann seine Funktion als zeitweiliger Gesandter im Haag und in Brüssel genügte. Das „geschäftige Nichtstun von hundertundzwanzig Visiten, von Audienzen, Diners und Soireen, von leeren Schreibereien und leeren Reden", klagt er, greife ihn so an, daß er froh sei, daß es nur drei Wochen dauere. Ebensowenig aber konnte ihm die Tätigkeit im Ministerium volle Befriedigung gewähren. „Mein Wirkungskreis im nassauischen Dienste," gesteht Gagern in dem erwähnten Schreiben, „ist ungefähr null und nichtig geworden, seitdem ich der herrschenden Stimmung durch meinen Rücktritt zur katholischen Kirche *getrotzt* habe, — denn so wird es dort aufgefaßt —; in inneren, besonders kirchlichen Angelegenheiten hatte ich noch niemals entscheidenden Einfluß; jetzt ist mir auch der geringste — gelegentliche Äußerungen etwa ausgenommen — völlig entzogen. Die auswärtigen Sachen werden täglich unbedeutender — sofern sie nicht Zoll- und Handelssachen sind und sofern

sie nicht — wie neuerlich — kirchlich-politisch werden. Also weder das Bewußtsein, *jetzt*, noch die Hoffnung, *später* eine wahrhaft nützliche Tätigkeit auszuüben, kann mich in meiner nassauischen Stellung halten oder trösten. Allein, wenn ich mich frage: ‚Was bin ich dem Herzog persönlich schuldig? Was den Meinigen? Welche Ursachen habe ich zu klagen und über wen? Was und wo könnte ich Besseres tun? Welche Eigenschaften berechtigen mich zu andern Ansprüchen?‘ — so finde ich mich bald zur Ruhe verwiesen und sogar zur Dankbarkeit gegen Gott für das, was ich noch habe. Vor etwa 4 Wochen, aus Anlaß confessioneller Verhandlungen, trug ich dem Herzog selbst meine Stellung vor und wiederholte ihm meine Bitte von Petersburg, ‚wenn je meine Person ihm gênant oder unangenehm würde, es mir offen zu sagen und so bald als möglich‘; er wiederholte aber die Versicherung mit großer Güte und Einfachheit: ‚es sei nicht der Fall.‘ Dem Minister habe ich desselbigen Tages sogar gesagt, ich wolle durchaus nicht dazu dienen, daß *man* sagen könne, ‚es sei ja im Ministerium auch ein Katholik‘, — wenn ich nicht als solcher zu reden und zu handeln die Gelegenheit und das Recht hätte. So steht diese Frage zu Hause. Ich bin aber einstweilen so gestellt, daß ich als Mann mit Frau und Kindern mit 3500 fl. Besoldung, ohne Verpflichtung zu repräsentieren, mit hinreichend freier Zeit, an einem angenehmen Ort und in meinem Geburtslande — nicht Ursache habe zu klagen und unruhig zu sein. In der diplomatischen Karriere auswärts, mit Familie und ohne eigenes Vermögen, möchte ich niemals mein Glück wieder versuchen, wenn ich auch dazu vielleicht die meisten Eigenschaften hätte. Zu der inneren Verwaltung oder einer andern politischen Stellung gehören Vorbedingungen und ein Einschießen, zu dem ich vielleicht jetzt noch, aber nicht lange mehr, die Kraft fühle. Das ganze Leben eines Mannes muß einen gewissen Zusammenhang haben. Das meinige ist ohne meine Schuld schon so mannigfaltig und wechselvoll gewesen, daß mir jetzt eine gewisse innere Stimme sagt: ‚Halte nun stille‘. Sie führen mich, lieber Freund, fast in Versuchung, indem Sie mich veranlassen, mir selbst dergestalt schriftliche Rechenschaft abzulegen von dem, was ich bisher nur so dunkel und unbestimmt in meinem Innern hinundher geworfen habe. Ich habe Ihnen hiemit ehrlich mein Herz ausgeschüttet, wie ich es aus alter, dankbarer Gewohnheit mündlich tun würde. Auch will ich Ihnen zum Schluß nicht verhehlen, daß ich mich ungern entschließen würde, mich von meinen Brüdern zu trennen, die, obgleich jeder für sich von mir verschieden, dennoch immer gute Brüder für mich gewesen sind. Ich glaube Ihnen in München mitgeteilt zu haben, welche vorläufige, gar nicht unannehmbare Aussicht ich aus diesem Grunde unbesehen und ohne Zaudern mir selbst verschlossen habe. Endlich noch eins: Als Mann und Vater und Deutscher denke, fühle und handle ich gerne, solange es geht, politisch und hoffe noch immer, daß es dem deutschen

Vaterlande erspart werden möge, sich wiederum nach kirchlichen Parteiungen und nur solchen abzuteilen und zu spalten. Der Glaube, den ich aus freier Wahl und Liebe gesucht und gefunden, wird mich in diesem Leben — nicht auf Untreue und Undankbarkeit betreten —; aber ich wünsche und bitte zu Gott — weil ich aus Erfahrung weiß, wie nahe es liegt, — daß er sich in mir niemals mit Partei-Interessen vermische. Ich müßte durchaus das Gefühl haben, zu einem bestimmten neuen Wirkungskreis einen wahren inneren Beruf zu haben, um meine mittelmäßige Gegenwart dafür dranzugeben."

Auch der Vater war der Ansicht, daß Max in seiner bisherigen Stellung bleiben müsse. Als er ihm am 4. Januar 1846 ein glückliches neues Jahr wünschte, fügte er bei: „Es sind in Deinem Hauswesen und in Deiner Person viele Elemente dazu vereinigt. Ich hoffe, unsre Ansichten werden sich wie bisher schon ausgleichen lassen oder ruhig nebeneinander liegen." Einige Tage später (8. Januar) meinte er: „O ja, mein Theurer, über vieles werden wir uns immerdar verstehen, wenn auch auf diversen Wegen das Ziel suchend."

Im Februar mußte Gagern wieder für drei Wochen nach Brüssel. Vor der Abreise schrieb er am 10. desselben Monats dem Vater: „Heute komme ich von Ihnen auf 3 Wochen Abschied nehmen, lieber Vater, — wenngleich sich von Brüssel ebensogut oder besser schreiben läßt, als von hier. Moritz brachte mir gestern die 2te Ansprache,[1]) die ich übermorgen auf dem Dampfschiff studiren will; aus dem Lande der Jesuiten will ich Ihnen denn auch meine Eindrücke melden. Wären alle Katholiken so zahm, wie ich deren heute 1/2 Dutzend zu Mainz an der Tafel des Domherrn Lennig fand, so würde freilich niemand die Wahl weh thun und man würde mehr Proselyten unter den zartfühlenden Heiden Deutschlands machen als bis jetzt. Dr. Groiser brachte unsrer ganzen Familie und als deren Repräsentanten m i r eine Gesundheit aus; aber der H. Bischof von Mainz verbesserte sogleich diese Gesundheit, indem er mit wahrer Herzlichkeit Ihnen, lieber Vater, einen guten Wunsch zubrachte, als einem mit Recht allgemein verehrten, weil gegen alle wohlwollenden Menschenfreunde. Auf dem Heimweg traf ich Heinrich[2]) im ‚Bären', den ich in Mainz verfehlt hatte, wie er mich unterdessen in Wiesbaden; wir sahen uns 1/4 Stunde und er schien ziemlich heiter."

In eine sehr peinliche Lage geriet Gagern nach seiner Rückkehr aus dem Haag durch das Verhalten der nassauischen Regierung anläßlich der Kammerverhandlungen über die Zulassung eines zur Sekte der Rongeaner gehörigen Abgeordneten, des früheren Kellners, späteren Gastwirts Bern-

[1]) Hans Chr. E. Frhr. v. Gagern, „Zweite Ansprache an die deutsche Nation", 1846.
[2]) Der spätere Domdekan, gestorben am 10. Februar 1891.

hard Ermen. In der Sitzung vom 3. April 1846 stellte Domkapitular Schütz den staatsrechtlich wohlmotivierten Antrag auf Ausschließung des Rongeanischen Kammerkandidaten. Der Abgeordnete Höchst legte bei dieser Gelegenheit dar, daß, wenn die Mehrheit der Versammlung sich für die Wahlfähigkeit des Herrn Ermen ausspreche, den Anhängern der Ronge-Sekte das höchste politische Recht eingeräumt sei; dadurch aber würden die wohlerworbenen, althergebrachten, durch die Friedensschlüsse und Reichsgesetze sanktionierten Rechte beider christlichen Kirchen nicht allein geschmälert, sondern selbst die Rechte der Krone beeinträchtigt, indem nur durch höchste Sanktion, nach vorheriger Zustimmung der Stände des Herzogtums, also der beiden Kammern, andern Religionsparteien die Rechte eingeräumt werden können, die den Bekennern der beiden christlichen Kirchen zustehen.

Trotzdem wurde der Antrag Schütz, nachdem sich auch der Regierungskommissär gegen ihn erklärt hatte, mit großer Mehrheit abgelehnt.

Noch deutlicher zeigte sich die Begünstigung der Rongeaner auch seitens einflußreicher Mitglieder der Regierung, als die Frage am 22. April durch die Mitglieder der Herrenbank besprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit trat der Regierungsrat Moritz von Gagern den wohlbegründeten Ausführungen des Grafen Walderdorff entgegen, jedoch war seine Rede so oberflächlich und verworren wie nur möglich. Wie schmerzlich dieses Auftreten seinen katholischen Bruder berühren mußte, liegt auf der Hand. Indessen erlebte dieser die Genugtuung, daß noch in derselben Sitzung sein Schwager Freiherr Anton von Breidbach-Bürresheim den allein richtigen Standpunkt gegenüber Moritz von Gagern und dem Regierungspräsidenten Möller so klar und treffend vertrat, daß seine Rede weithin Aufsehen erregte. Er konnte darauf hinweisen, daß man sowohl in Preußen wie in Württemberg daran festhalte, niemand sei wahlfähig, der nicht entweder der evangelischen Landeskirche oder der römisch-katholischen Kirche angehöre.[1])

Daß der üble Wille der Mehrheit der Abgeordneten bei der Regierung eine Stütze fand, zeigten auch die weiteren Kammerverhandlungen über katholische Angelegenheiten. Als es dabei zur Sprache kam, daß sämtliche katholische Elementarlehrer des Herzogtums, dessen Einwohner fast zur Hälfte aus Katholiken bestanden, in einer tatsächlich fast vollständig protestantischen Lehranstalt gebildet wurden, verteidigte Moritz von Gagern unverhohlen diese Verletzung der Parität.[2])

Noch reger als in dem vorhergehenden Jahre war 1847 der mündliche Verkehr mit Böhmer. Neben anregenden historischen Dingen, für die sich

[1]) Vgl. Historisch-politische Blätter XVII, S. 770ff.
[2]) S. Historisch-politische Blätter XVII, 330.

Gagern andauernd lebhaft interessierte,[1]) gab auch die Politik Anlaß zu mündlichem wie schriftlichem Meinungsaustausch. Auf die Übersendung des Prospektes der „Deutschen Zeitung", an deren Gründung Gagerns Vater und sein Bruder Heinrich regsten Anteil nahmen,[2]) antwortete Böhmer etwas zurückhaltend am 7. Februar 1847:

„Verehrtester Freund! Verzeihen Sie, daß ich die interessante Beilage, deren Haupttendenzen ich meinen Beifall gebe, deren Durchführung im einzelnen aber schwieriger sein wird, erst heute zurückgebe. Sie war gestern unter Korrekturen vergraben, Betrachtungen darüber sind wohl mündlichem Verkehre aufzubewahren. — Jetzt ist der Eindruck der preußischen Landtagsordnung (Land heißt eigentlich Provinz im Gegensatz zu Reich) zu beobachten. Daß solche nur aus Finanzrücksichten zustande gekommen, hat man, wie es scheint, nicht einmal verbergen wollen. — Ich war neulich so erstaunt und überrascht über Ihr plötzliches Erscheinen, daß ich genaue Nachfrage nach der Rückkunft versäumte. Aber ich hätte jedenfalls zu der Stunde, in der Sie mich verfehlten, dem Rufe meiner Amtspflicht folgen müssen. Also auf Wiedersehen. Ganz der Ihrige, Böhmer."

Auch in der Folgezeit standen Gagern und Böhmer in regem Briefwechsel. „Meine historischen Arbeiten," schrieb letzterer am 13. Februar, „gehen trefflich voran, aber auch sehr anstrengend. Sie zu sehen, ist mir die freudigste Erholung." Unter den Briefen von Gagern an Böhmer ist einer vom 12. März 1847 von Interesse. Es heißt hier: „Seitdem macht auch ein Cirkular von Maurer[3]) durch die Kabinette und Zeitungen den Weg; das ist noch viel schlechter, constitutionell unerhörter, für den König schmählicher! Er mag sehen, wo er hinkommt; wenn die Presse überall und auch in Bayern frei sein wird, fürchte ich nichts für Süddeutschland; sondern die Wendung ist mir sogar lieb. Der katholischen Kirche hat nichts so sehr geschadet als, daß ihre Interessen von der bayrischen Polizei mitinterpretirt worden sind; sie mag jetzt ihr Geschäft allein führen. Zu einer unabhängigen conservativen Partei in Süddeutschland sind die tüchtigen Leute aus Bayern sehr nötig und willkommen. Aber es mag noch manches harte Schicksal dazwischenkommen, bis es besser wird. — Unterdessen wird der Grundstein, an dem sie zuhauen, immer noch nicht zu spät kommen, er wird liegen und manchem im Wege liegen; hoffen wir aber auch, daß die vorübergehenden Tageshelden vergessen sein werden,

---

[1]) Er regte die Herausgabe von Regesta Nassovica mit Unterstützung der nassauischen Regierung an und verhandelte hierüber mit Archivdirektor Dr. Friedemann.

[2]) Vgl. über die Gründung dieses wichtigen Organs die neuen Mitteilungen in der Deutschen Revue 1909, XXXIV, 2, 97ff., 208ff.

[3]) Der deutsche Rechtshistoriker Georg Ludwig Ritter von Maurer war seit dem Sturze des Ministeriums Abel (Februar 1847) bayerischer Minister des Äußern und der Justiz (bis 30. November 1847).

wenn einst auf ihren Fundamenten von einer frischeren Jugend mit unbefangenerem Geiste weitergebaut wird. An einer solchen Zeit verzweifle ich nicht ganz, wenn nur der Schutt von so vielen Bretterhütten durch einige Schicksalsschläge, die schon bevorstehen, weggeräumt ist."

Im Sommer gab das Erscheinen der „Gespräche aus der Gegenwart" von Radowitz dem Vater Gelegenheit, sich gegenüber dem Sohne über seine religiöse Stellung in charakteristischer Weise auszusprechen. Er tat dies in einem Briefe aus Hornau vom 31. August, in dem er über Radowitz bemerkt:

„Der Mann, sein Ideengang, die manière de s' exprimer interessirt mich mehr als die Materie, die ich mir von allen Seiten so vergegenwärtigen kann, ausgenommen die Extreme der Extravaganz, die ich doch schon auf den ersten Seiten dort fand. Das ist auch meine Antwort auf Deinen Vorwurf, daß die Matadore mir unbekannt bleiben. Größerer Kenner der Geschichte als sie alle, können sie mir durchaus keine andre Basis des Wahren oder Glaublichen geben.

„Ich kenne die Vorzüge der Einheit des Katholicism, des Papstthums — aber genau die Linie, wo das zu unleidlichen Mißbräuchen überging. Im Artikel der Glaubensmacht kennst Du meine Denkweise. Es sind gar nicht Beängstigungen, die mich auf den Punkt gestellt haben, den ich innehabe.

„Nun umgekehrt meine Ausstellungen an Deiner Person und Art. Außer der Inopportunität habe ich wenig Einwand gegen Deinen Katholicism. Genug, daß es Dir Beruhigung war! Aber den katholischen Unfug vergangener Zeiten kann Dein scharfer Verstand nicht gutheißen. Das Feld mußt Du nothwendig abondonniren. Und wenn das, warum nimmst Du nicht irgend eine Rolle der Annäherung und Besänftigung?

„Erstaunt war ich, in diesen Tagen Stellen in den Études historiques von Chateaubriand zu finden (u. zwar über die Aussöhnung der Confessionen, nach dem Brief v. 30. Aug.), die mir gleichsam aus dem Munde und Herzen genommen sind; hieltest Du ihn für einen lauen Katholiken? Würdest Du ihm einen dichterischen Anflug beimessen? Und Du? — Nein! Die Stellen, wovon ich rede, haben dergleichen gar nicht! Doch so, wie Du mir Radowitz mittheilst, thue Ähnliches mit Görres, wenn Du saillante Stellen findest."

Als im September die Germanistenversammlung viele Gelehrte nach Frankfurt brachte, lud der alte Gagern beide Grimm, Pertz und Böhmer nach Hornau ein, wohin sich auch Max begab. In seinem Briefwechsel mit dem Vater suchte der besorgte Sohn diesen nach wie vor durch politische Neuigkeiten und Nachrichten von dem noch immer in Ostindien weilenden Fritz möglichst zu zerstreuen. Der Vater war ihm dafür sehr dankbar. „Du bist brav und gar nicht so ungerathen, wie Du aussiehst," schrieb er

ihm aus Darmstadt am 7. Dezember 1846, „daß Du mir so umständliche Nachrichten von Deinem Befinden, den Fritzischen Bewegungen und den dortigen Zuständen gibst. Laß Dein Befinden einen Hauptgegenstand Deiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf Dich selbst sein. Bändige Dein etwas unruhiges Gemüth und laß Gott einen guten Mann sein für uns alle." Kurz nachher, 21. Dezember, wiederholt der Vater: „Ganz und gar nicht der ungerathene Sohn, sondern in vieler Hinsicht der gerathenste, namentlich was die Sorgfalt in der Correspondenz betrifft, die doch immer ein Liebeszeichen ist."

Im folgenden Jahr standen Vater und Sohn in besonders eifrigem Briefwechsel. Klagte Max zuweilen, launig und gutmütig, über die res angustae domus, so sann der Vater auf die Beschaffung größerer Mittel, welche die zahlreiche Familie, das „Hottentottenvölkchen", wie er mit Anspielung auf die südafrikanische Herkunft Franzinas zu sagen liebte, nötig machte. Auch sonst war er bemüht, seinen Sohn aufzuheitern. „Ich möchte einen Wedel haben," schrieb er ihm am 26. März 1847, „um alle Wolken von Deiner Stirne zu vertreiben. Deine letzten Zeilen trugen mannigfaltige solche Spuren. Auch der Heinrich fand es so. Indessen, mein alter Maxius, nimm die Welt und Deine Umgebung mehr, wie sie sind; non, si male nunc. Und von dem male nunc kann ich mich eben nicht überzeugen. Fritzens Rückkehr wird in vielem Distraction und Erwägung geben."

„Fritz," heißt es in einem Schreiben vom 30. März, „findet Europa doch in sonderbarer Confusion. Interessantes vieles, Erfreuliches nichts! Darin bin ich ganz mit Dir einverstanden. Nur ist man nicht recht kampfgerüstet. Mauvaise humeur ist genugsam da. Nur nicht zwischen uns. Vielmehr die freundlichsten Worte, Wünsche, Gesinnungen für die ganze cara familia."

Der Sommer führte Max zunächst nach Brüssel, dann nach dem Haag, wo er am 30. Juni den so lange abwesend gewesenen Bruder Fritz begrüßen konnte. Mit inniger Freude erfüllte ihn die Anerkennung, welche diesem von Seite des holländischen Königs und dessen Regierung für die glänzende Ausführung seiner ostindischen Mission zuteil wurde. Fritz seinerseits war befriedigt, daß Max, nach Wiesbaden zurückgekehrt, alsbald den Auftrag erhielt, den Herzog von Nassau nach England zu begleiten. Dieser Aufenthalt werde in jeder Beziehung interessant und lehrreich sein, da man dort eine sehr gesunde Luft atme.[1]) „Glückliche Reise," schrieb der Vater an Max am 28. Juli. „Laß wenigstens mittelbar öfter von Dir hören. Parlamentssitzungen wirst Du nicht beiwohnen. Es geht Dir wie mir im Jahre 1813. Aber Du siehst dort ein sehr einiges Königspaar, ich fand ein sehr entzweites und sah sie darum nicht."

[1]) S. Leben II, 2, 612; vgl. Janssen, Böhmer III, 499.

Gagern ging zunächst mit seinem Souverän zu Besuche der Königin nach Osborne, wo er auch Lord Palmerston näher kennen lernte. Nach kurzem Besuche Londons begleitete Gagern seinen Herzog nach Schottland zu den Hirschjagden der Herzöge von Leeds und Atholl. „Wir kamen," berichtete Gagern am 17. August von Edinburg seiner Frau, „gestern Abend nach 12 Uhr hier an, nachdem wir von London aus die herrlichen Schlösser Kenilworth, Guys Cliff und Warwick Castle sowie Chatsworth, die berühmte Besitzung des Herzogs von Devonshire, besucht hatten. Der Herzog war nicht anwesend und wir sahen deshalb den größten Springbrunnen nicht, wohl aber die Kaskaden und besonders die riesenhaften Glashäuser von 300 Fuß Länge bei 65 Fuß Höhe; etwas Ähnliches hat die Welt nicht noch einmal; alles ist im neuesten Geschmack und im besten, doch ist der Stammsitz der Grafen von Warwick als altes Schloß mehr nach meinem Sinn. Heute haben wir uns den ganzen Tag in Edinburg umgesehen und auch dies ist ein höchst überraschender Anblick! Steile Berge mit Schlössern und Kirchen mitten in der Stadt; von diesen Höhen sieht man den nahen Meerbusen Firth of Forth. Höchst interessant ist das Schloß Holyrood, wo so viele Erinnerungen an Maria Stuart, Karl I. und zuletzt noch an den französischen Karl X. lebendig sind. Ich machte die Bekanntschaft des Weihbischofs von Edinburg und der Damen des Margaretenklosters, eine halbe Stunde von hier; es ist ein Erziehungshaus, das erste Kloster das seit 300 Jahren wieder hier ist.

„Die andern alten Kirchen in Edinburg sind verschlossen oder sie haben im Innern Abschläge (sic), daß man kaum die Bestimmung des Baues mehr erkennen kann. Morgen geht es weiter nach Marlodge zum Herzoge von Leeds. Ich bin wieder Reisemarschall und mit meinem Englischen geht es gut."

Empfang und Bewirtung in Marlodge waren höchst originell. „Der Herzog kam uns eine Meile zu Fuß entgegen, ganz im Anzug eines Highlander Chiefs mit einem großen Hunde. Vor dem kleinen Jagdschloß stand ein Haufen Highlander aufgestellt, ein Pfeifer mit dem Dudelsack an der Spitze, aber alle ganz elegant. An der Tafel mußte der letztere dreimal um den Tisch herum seinen Marsch blasen. Die Gegend ist eine der herrlichsten der Welt durch ihre Wildheit; wir mußten das hohe und kahle Grampian-Gebirge übersteigen, drei Meilen von hier aber fängt wieder schöner Fichtenwald an und Marlodge liegt in einer Schlucht, die nicht 300 Schritte breit ist, ganz allein. Eine Stunde von hier liegt äußerst romantisch das Dorf Braemar. Beide Orte tragen den Namen von dem Earl of Mar, der zum letztenmal vor 90 Jahren mit den Highlandern für die Stuarts aufstand und enthauptet wurde. Jetzt ist vieles hier nur noch künstlich erhalten; Tracht und Sprache verfallen immer mehr. In einer Stunde beginnt die Jagd. Der Herzog geht mit dem

Hausherrn und Fritz Breidbach[1]) auf Hirsche, ich schieße auf Grouse, eine Art Birkhühner. Das schwere Schuhwerk und der Jagdanzug in gewürfeltem schwarz und weißem Zeuge macht uns alle sonderbar genug aussehen; sogar der breite Hut ist von diesem Stoff."

[Nachschrift.] „6 Uhr Abends. Ich habe 7 Grouse und 1 Reh geschossen, bin aber sehr müde von den Sumpflöchern, Heiden und Felsstücken der unwirtbaren Gegend, wo wir gejagt haben, — im Glen of Glassfold. Ein gaelischer Förster führte uns, er sagte mir unter anderm: ‚Our language is old and difficult, but it sounds so soft and long!'"

„Hier," heißt es in einem Schreiben aus Marlodge vom 24. August, „geht das Leben so fort. Am Samstag war ich von 10 Uhr früh bis Abends 7 Uhr auf der Grousejagd mit Fritz unter beständigem Regen. Es war kein trockener Faden mehr an mir. Am Sonntag besuchte ich mit der Herzogin von Leeds die Kirche zu Castletown of Braemar, anderthalb Stunden von hier. In der Kirche freute ich mich herzlich, von einem jungen Highlanderinnen-Chor mit dem ‚O sanctissima' begrüßt zu werden, und alles, alles wie bei uns und überall auf der weiten Erde zu finden, nur daß die Buben in der Kinderlehre mit ihren bloßen Beinen und barfuß um den Altar standen. — Morgen kommt der Herzog und die Herzogin von Atholl zu Pferde mit 40 Mann Highlanders; sie schlagen ihr Lager hier vor Marlodge auf den Wiesen auf, um zu einem Ball über Nacht zu bleiben. Es werden Schwertertänze bei Fackelschein getanzt; übermorgen Abend bringen sie uns nach ihrem Schloß Blair Atholl." „Vorgestern den 25.," berichtete Gagern seiner Frau, „in der letzten Stunde" seines Aufenthaltes in Marlodge, „während der Herzog auf der Hirschjagd war, ritt ich mit Fritz Breidbach neben dem Wagen der Herzogin von Leeds auf eine Jagdhütte, 9 Meilen von hier, dem Herzog und der Herzogin von Atholl entgegen. Unterwegs fing es an zu regnen und wir stellten in einer Bauernhütte einen Augenblick die Pferde unter. Der Mann hatte sehr schöne Waffen an der Wand hängen und Fritz wollte ihm etwas abkaufen, besonders ein altes Schwert. Da hob er den Kopf empor und antwortete: ‚Ich verkaufe ebensowenig diesen da (sein einziges Söhnchen); dies Schwert hat für unseren Prinzen bei Culloden gefochten.' So sind die Highlanders alle und ich hätte nie geglaubt, daß so viel Anhänglichkeit an die vertriebenen, längst ausgestorbenen Stuarts noch lebte. An der Jagdhütte stieg auch die Herzogin von Leeds zu Pferde und wir erreichten endlich in einer sumpfigen Schlucht zwischen hohen Felsen die Vorhut des Zuges unseres nächsten Gastherrn, die

[1]) Friedrich Freiherr von Breidbach-Bürresheim, Sohn von Gagerns Schwester Amélie, geb. zu Biebrich am 6. Januar 1822, nachmals herzogl. nassauischer, später großherzogl. luxemburgischer Oberststallmeister, gest. auf seinem Schloß Fronberg in der Oberpfalz am 27. Oktober 1896.

Quartiermacher mit den Zelten. Eine halbe Stunde später wurde der Zug des Herzogs und der Herzogin von Atholl sichtbar und nicht leicht habe ich etwas Malerischeres gesehen als diese prächtigen Leute, 60 Mann in ihrer schottischen Tracht mit drei Offizieren, Freunden des Herzogs. Gestern hatten wir den ganzen Tag ein Volksfest, unsere hiesigen Leedsschen Leute, 20 Mann, mit dem Dudelsack voraus, zogen mit den Athollschen nach Castletown of Braemar, wo wir auch noch viele andere Züge fanden. Nun fingen Wettrennen zu Fuß an, Werfen mit Hämmern, Steinen und Balken u. s. w. Um 5 Uhr aßen wir mit allen diesen Leuten zusammen und es wurden 30 Toaste getrunken mit langen Reden. Abends war noch Ball in Braemar, wobei die Highlanders meist allein ihren wilden ‚reel' tanzten, aber zuweilen holten sie sich auch die vornehmsten Damen."

Der Zug durch das Gebirge nach Blair Castle, dem Sitz des Herzogs von Atholl, blieb Gagern als romantische Episode in lebhafter Erinnerung; gern erzählte er davon. „Es war," meinte er, „als lebten wir 200 Jahre früher. Am Abend der Ankunft (27. August) war Diner in einem großen Zelt, an dem auch die 100 Mann starke Ehrenwache teilnahm; nicht allein mein Herzog mußte eine Rede halten, die wir vorbereitet hatten, sondern unerwarteter Weise auch ich. Sehr hübsch war die Rede der Herzogin von Atholl, die ihren Freiwilligen dankte und den hiesigen sagte, obgleich sie so viele andere Highlanders in Braemar gesehen, so seien doch die Atholl men second to none. Der kleine Marquis Tullibardine, ihr Sohn, ein Bübchen von 7 Jahren in Highlandtracht, mußte auch danken und dann, auf dem Tisch stehend, ein gaelisches Lied singen; wundernett. Die highland honours werden immer getrunken mit einem Fuß auf dem Stuhl und einem auf dem Tisch."

Auf der Rückreise besuchte Gagern noch die herrliche Kathedrale von York und blieb dann einen Tag in Manchester. „Ich hatte," berichtete er von dort aus am 5. September, „darauf bestanden, doch wenigstens eine Fabrikstadt zu besuchen und wir haben es nicht bereut. Wir sahen ein großes Lagerhaus für den Verkauf von allen Arten Waren an kleinere Kaufleute und auswärtige Schiffer, ein ungeheures Gebäude, in dessen Innerem mehrere Stockwerke, 5—7, mit Gallerien rund herumgehen, so daß man durch alle hinunterblicken kann; dann besichtigten wir eine der größten Baumwollspinnereien durch alle Stufen der Arbeit und den Abend brachten wir im Theater zu, wo wir unsere Jenny Lind zum 5ten mal bewunderten. Die Loge kostete 15 Pfund. — Im ganzen bin ich sehr zufrieden mit meiner Reise und mit meiner Rolle dabei. England ist groß und schön, so groß, daß man sich zu erwehren hat, um durch die Eindrücke nicht niedergeschlagen zu werden."

Im Herbst verbrachte Fritz zwei Monate seines Urlaubs in Hornau, wo sich auch seine Brüder Heinrich und Max einfanden. Die eine Zeitlang

durch die Konversion des letzteren eingetretene Trübung des Verhältnisses zu Heinrich war damals behoben.

Ein Einverständnis wäre wohl schneller erzielt worden, wenn der beiderseitige Beruf, Heinrich als unabhängiger Landwirt und bekannter Oppositionsmann, Max als kleinstaatlicher Diplomat, nicht so verschiedene Lebensaufgaben nahegelegt hätte, daß ein identisches Interesse für den Briefwechsel kaum vorhanden war; dem ungeachtet erzeugte die brüderliche Liebe und das Andenken des Gelöbnisses vom Staufen immer wieder bei Max „den Wunsch und das Bedürfnis, den Faden der Gemeinsamkeit nicht abreißen zu lassen". „Es war mir ja auch immer," betont Max von Gagern in einer vertraulichen Aufzeichnung, „der Glaube an die Möglichkeit geblieben, meine religiöse Überzeugung mit der politischen Heinrichs verbinden und ausgleichen zu können. Er war ja religiös indifferent und hatte — fünf Jahre, bevor ich katholisch geworden, — bei seiner Wiederverheiratung seinerseits in die katholische Kindererziehung eingewilligt und wir beide wünschten gleich stark — wenngleich aus verschiedenen Gründen — religiöse Streitigkeiten aus den politischen Reformbestrebungen für die National-Einheit ausgeschlossen zu halten. Wir hatten zugleich bei unsern eigenen Eltern das Beispiel der Möglichkeit einer friedfertigen gemischten Ehe vor Augen, also hatten wir uns auch beiderseits Illusionen gemacht; die Annäherung zwischen uns beiden wurde doch bald zur Versöhnung."

So konnten Fritz, Heinrich und Max, die im Gegensatz zu den neutralen Brüdern Karl und Moritz als die politischen Brüder galten, wieder in alter geschwisterlicher Eintracht „ex professo die deutschen Angelegenheiten besprechen". Ob sie wohl ahnten, was das kommende Jahr bringen sollte?

Neuntes Kapitel.

Der Märzsturm des Jahres 1848 in Wiesbaden. Max von Gagern als Führer der Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten in Sachen der Bundesreform und der Plan des preußisch-deutschen Kaisertums. Tod Friedrich von Gagerns.

Siebeneinhalb Jahre waren seit dem Eintritt Gagerns in den nassauischen Staatsdienst verflossen, als ihn der gewaltsame Ausbruch der politischen Gährung in Deutschland zu einer Wirksamkeit drängte, die weit über seine engere Heimat hinausging. Unvorbereitet trafen ihn die Ereignisse nicht. „Die europäische Welt," heißt es in einem Schreiben vom 21. Februar 1848, in welchem Max seinen Bruder Fritz von der Annahme einer neuen Stellung in Indien abmahnte, „die europäische Welt ist so durchzuckt von Geburtswehen, daß ich Dir auch aus diesem Grunde rate, gerade jetzt, in diesem Jahre, uns nicht zu verlassen."[1])

Tags darauf brach in Paris die Revolution aus, welche am 27. Februar zum Sturze des Bürgerkönigtums und zur Proklamation der Republik führte. Als der alte Gagern am 29. bei seinem Sohne in Wiesbaden zum Besuche erschien, stand die Unterhaltung völlig unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse, die man freilich erst bis zum Abend des 25. kannte.

„Der gute Vater," meldete Max seinem lieben Fritz, „hielt uns nach Tisch einen recht vernünftigen Vortrag über die Aussichten der Zeit und die Rolle so verschieden gestellter Glieder einer großen Familie, möglichste Eintracht uns allen empfehlend. Die Ideen, welche die ‚Deutsche Zeitung' von gestern und heute aussprach," fährt Gagern fort, „sind so ziemlich das allgemeine Gefühl in hiesigen Kreisen, — selbst unsere Regierungsleute sind nicht fern davon. Von Preußen würde jetzt der Impuls ausgehen müssen. Keine Einmischung, aber Bewaffnung unter solchen politischen Concessionen, wie sie die Nationalität nötig macht. In der nächsten Zeit wird man diese leicht zusammenhalten oder gewinnen können. Die größte Besorgnis in unserer Nähe flößt das linke Rheinufer noch ein, wo man leider von französischen Sympathien von neuem angesteckt scheint. In

[1]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 632.

Mannheim soll es am heftigsten zugehen, doch nicht von Franzosen die Rede sein. — Die Aufregung ist ganz außerordentlich, selbst hier; man dringt auf Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere."[1])

Noch eingehender als an Fritz sind die Berichte, die Max in jenen bewegten Tagen an seinen Bruder Heinrich sandte. „Die Ereignisse schreiten rasch," meldete er diesem am 1. März; „morgen wird hier eine große Bürgerversammlung sein mit der Absicht, eine Petition wie die badische abzufassen und dem Ministerium zu übergeben. In Abwesenheit des Herzogs und ohne dessen Vollmachten kann wenig erfolgen. Dungern in dieser schwierigen Lage ist besonnen und einsichtig; heute wurde im Ministerium selbst die Meinung verfochten, man solle die Bewaffnung der Bürgergarde sogleich zugeben, und ich habe darüber mit Hergenhahn und Leisler zu beiderseitiger Zufriedenheit zu verhandeln gehabt. Meine eigene Stellung ist dadurch sehr modificiert und ich bin unwillkürlich in den Vordergrund gestellt worden, — aber ich habe wohl auch große Verantwortlichkeit gegen den Herzog. Heute Abend, zehn Uhr, ist die Stadt zwar ruhig, aber in den Wirtshäusern geht es toll her. Wir im Ministerium hoffen jedoch, morgen mit den verständigen Oppositionsleuten, denen wir ganz vertrauen müssen, die zusammenströmende Menge zu beherrschen, wenigstens vor Exzessen und persönlichen Demonstrationen zu behüten." [2])

Am folgenden Tage wurde in Wiesbaden die Bürgergarde organisiert. Gagern hatte mehrmals mit den wohlgesinnten und populären Mitgliedern der Opposition, die ihm viel Vertrauen schenkten, zu verhandeln. Am Nachmittage fand auf dem Theaterplatze eine von 4000 Männern besuchte Volksversammlung statt. Ein großer Teil war aus der Nachbarschaft herbeigeströmt. Die staatlichen Behörden waren vollständig konsterniert und auch das Militär blieb ruhig in den Kasernen. Die Versammlung tagte trotz des schlechten Wetters drei Stunden unter freiem Himmel. Die hier formulierten Forderungen der Nassauer betrafen die sofortige Erfüllung folgender neun Punkte:

1. Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Anführer und Abgabe von 2000 Flinten nebst Munition an die Stadtbehörden von Wiesbaden.
2. Unbedingte Preßfreiheit.
3. Einberufung eines deutschen Parlaments.
4. Vereidigung des Militärs auf die Verfassung.
5. Freies Versammlungsrecht.
6. Öffentliches und mündliches Verfahren im Prozeß und Einführung von Schwurgerichten.

---

[1]) A. a. O., 634.

[2]) A. a. O., 636.

7. Erklärung der Domänen zu Staatseigentum unter Kontrolle der Verwaltung durch die Stände.
8. Einberufung der Zweiten Kammer lediglich zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes, welches auf dem Grundsatz beruhen solle, daß die Wählbarkeit nicht an einen gewissen Vermögensbesitz gebunden ist.
9. Beseitigung aller Beengungen der verfassungsmäßigen Religionsfreiheit.

Minister Dungern bewilligte sofort die beiden ersten Forderungen, die Erledigung der sieben anderen verschob er bis zur Rückkehr des nach Berlin gereisten Herzogs, dessen Ankunft stündlich erwartet wurde.

Auch Gagern erschienen einzelne Forderungen der Volksversammlungen „exorbitant", indessen meinte er, „die Regierungen werden jetzt mit der gemäßigten Opposition gegen die Tollen und Franzosenfreunde halten müssen."[1]) In diesem Sinne war er unablässig tätig.

Die Regierung befand sich andauernd in größter Verlegenheit. Samstag, den 4. März, sollte eine zweite Volksversammlung stattfinden, zu der Einladungen an das ganze Nassauer Land ergingen. Da nur wenig Militär in Wiesbaden lag, mußte jeder Freund der Ordnung mit Sorge in die Zukunft blicken. Gagern tat alles, was in seinen Kräften stand, um die Stimmung der Bevölkerung zu verbessern. Zu diesem Zwecke schrieb er am 2. März ein Probeblatt für die erste nassauische Zeitung, die unter der Duldung der Regierung erscheinen sollte. Als er mit dem Manuskript über den Markt zur Druckerei fuhr, fiel ihm ein Haufen in die Pferde. Ein Blusenmann stach mit dem Bajonett durch das Fenster, aber Gagern blieb unerschrocken: er sprang aus dem Wagen, redete die Menge an und verlas mit fester Stimme die erste Nummer der „Freien Zeitung", was sofort half.

In dieser hieß es:

„Freunde aus allen Gauen von Nassau!

„Gegrüßt sei uns der Tag der ersten großen Volksversammlung auf deutscher Erde.

„Gegrüßt sei über ganz Deutschland der 4. März, an dem ein ganzer deutscher Stamm sich erhebt wie ein Haupt und, so hoffen wir, vereint mit seinem Herzog, er möge nun heute schon unter uns erscheinen oder später. Unsere Forderungen stehen gut.

„Der einzige Punkt, der uns Nassauer allein angeht, unsere Landesdomänen, ist eine bloße Geldfrage und kann uns nicht mit unserem Herzog entzweien. Sein Herz ist deutsch und edel und wir bedürfen auch seiner. Vertraut auf unsere gute Kraft. Volksbewaffnung und Preßfreiheit sind anerkannt in gesetzlicher Uebung und das Recht der freien Vereinigung

[1]) Schreiben an Heinrich v. Gagern vom Abend des 2. März 1848.

wird heute zum ersten Male ungestört ausgeübt von Tausenden und Tausenden. Wir wollen uns gewöhnen, uns zu scharen für des Krieges und Friedens Gefahren.

„Hört es, deutsche Bürger! Unsere Wehrmänner sind auch im farbigen Rock unsere Brüder; uns gehören ihre Waffen und gegen uns sind ihre Kanonen stumm.

„Die Stände, unser gesetzliches Organ, sind vor der Türe, unser ist bereits die Mehrheit. Aber das neue Wahlgesetz wird uns auch neue Männer des Vertrauens bringen in unsere Stände, in unsere Regierung und in das deutsche Parlament.

„Alle unsere Forderungen werden durch diese Stände zu Gesetz und Ordnung erhoben. Treue Nassauer! Gott hat uns sichtbar beigestanden.

„Verleumdungen hat man ausgesprengt, nach der einen Seite, als habe man auswärtige Hilfe gegen uns in das Land gerufen, — nach der anderen, als würde das Eigentum der Bürger gefährdet sein und als sollten niedrige Persönlichkeiten ausgeübt werden. [sic.] Verstummen müssen sie nun, die Verräter, denn Ruhe und Frieden herrschen weit um uns her. Kein Schrei der Rache ist gehört worden, kein Blut ist geflossen. Der Gedanke an das gemeinsame Vaterland stand über allem.

„Und so schalle denn weithin, du Stimme des Volkes, über ganz Deutschland:

„Erhebt Euch, Brüder, mit der Macht des guten Rechts, mit der Würde der friedlichen Siegeskraft!

„Erhebt Euch, Baden voran und Hessen, Ihr Franken am Rhein und Preußen bis zu den baltischen Grenzen, Ihr Bayern und Schwaben, Ihr Sachsen und Ihr nicht die letzten, Ihr Brüder in Schleswig-Holstein, so fern und doch unserem Herzen nahe, Vorkämpfer im Norden, denen täglich unsere Lieder erklingen! Den Brudergruß sendet Euch der nassauische Stamm vom Rhein.

„Unsere Losung ist: Alles für Deutschland! Mit Gott für Freiheit und Vaterland!“

In die erregte Stimmung jener Tage versetzt lebhaft ein Schreiben von Gagerns Gemahlin, welche am 11. Februar ihren Gatten mit einem Töchterchen beschenkt hatte[1]) und die unter den Unruhen sehr litt. In diesem an die Schwiegermutter gerichteten Schreiben vom 3. März heißt es: „Hier sieht es seit zwei Tagen recht schlimm aus, die Aufregung ist ganz entsetzlich und man fürchtet, daß zwischen heute und morgen das Allerschlimmste kommen wird. Die Bürgergarde, die gestern in aller Schnelligkeit auf die Beine gestellt wurde, hat die ganze Nacht durch die Straßen patrouilliert; die Herzogin hat ihr weislich Vertrauen gezeigt und um ihren Schutz gebeten, was sie ihr auch zugesagt hat; diese Nacht hat sie

[1]) Das Kind erhielt den Namen Elisabeth.

um ihr Schloß Wache gehalten, um sie vor Bestürmung zu sichern. Dennoch ist aber alles gegen sie und gestern hat man die allerschändlichsten Sachen gegen sie ausgerufen, ebenso gegen die Minister. Max sehe ich fast gar nicht; er kommt nicht vor drei Uhr Mittags nach Hause, wo er nur schnell etwas zu sich nimmt und dann in aller Eile wieder fort muß bis zehn Uhr Abends. So geht es täglich; er hat eine große Verantwortung auf sich genommen, indem er alles unterhandelt. Gott gebe ihm Segen dazu. Was noch aus uns werden wird, liebe Mama, ist unbekannt, besonders ist diese Frage für Max jetzt wichtig, weil seine ganze hiesige Existenz davon abhängt." Eine Nachschrift von 5 Uhr Nachmittags meldet noch Folgendes: „Die Aufregung wird immer größer, der morgende Tag wird fürchterlich sein. Der Herzog ist immer noch nicht hier. Niemand weiß, wo er zu finden ist, was einen sehr übeln Eindruck auf das Volk macht. Wenn er doch nur käme!"

Da sich in Wiesbaden das Gerücht erhielt, Herzog Adolf, der sich in Mainz versteckt halte, wolle auf die Macht der Bajonette gestützt zurückkehren, führte Gagern noch am Abend des 3. März eine Deputation von drei Wiesbadener Bürgern dorthin zu dem Gouverneur dieser Festung, damit diese aus dessen eigenem Munde hörten, daß an alledem nichts sei. „Bei der Rückkehr," so berichtete Gagern noch am späten Abend seiner Mutter, „hatte ich die Freude, in verschiedenen Wirtshäusern, wo die Massen versammelt waren, mit einer Deputation Rechenschaft abzulegen und die Leute anzureden, was mir recht gut gelungen ist. Ich habe seit drei Tagen große Vorurteile überwunden, bei anderen und in mir. Morgen ist hier nun der Haupttag! Es wird eine Volksversammlung sein vielleicht von 10 000 Köpfen aus allen Teilen des Landes. Ich hoffe, daß es gut gehen wird, und glaube es, wenn nicht etwa der Herzog zurückkehrt und hartnäckig verweigert, was nicht mehr zu verweigern ist. Die Domänen wird er abtreten müssen! Aber wenn wir die Sache in friedlicher Ordnung durchführen, ist es ein großes Beispiel für ganz Deutschland."

In Mainz hatte Gagern von dem Gouverneur vernommen, daß selbst im Falle des Ausbruchs einer Revolution in Wiesbaden die Mainzer Garnison nicht eingreifen würde, weil dort kein Mann entbehrlich sei. Dem nächsten Tage mußte man mit um so größerer Besorgnis entgegensehen, weil bekannt war, daß sich viele radikale Agitationsmänner aus Mainz und Frankfurt nach der nassauischen Hauptstadt begeben hatten.

Bereits am 3. März und noch mehr in den ersten Morgenstunden des folgenden Tages strömte von allen Seiten die Landbevölkerung nach Wiesbaden herein. 30 000, nach anderer Zählung 40 000 Männer, auf allerlei Weise bewaffnet, die Schwalbacher mit Holzäxten, füllten die Stadt.[1])

[1]) Neben K. Spielmanns Achtundvierziger Nassauer Chronik (Wiesbaden 1899), 19ff., wurden für das Folgende auch mündliche Mitteilungen Gagerns benutzt.

Besonders zahlreich waren der Westerwald und der Rheingau vertreten. Am lautesten wurde allenthalben die Forderung erhoben, daß die Domänen, welche der Herzog zu seinem Privatvermögen geschlagen hatte, wieder dem Staate übergeben werden müßten. Man vernahm aber auch vielfach schon den Ruf: „Wir wollen teilen“. Daneben erhob man aber auch ganz harmlose Forderungen. Einige Bauern wollten nur einen anderen Schultheiß, andere nur die Erlaubnis zum Holen von Streulaub. Ein radikaler Bauer, der von seinen Freunden auf die Rednertribüne, zu der ein großes Faß diente, gedrängt wurde, rief in höchster Verlegenheit: „Nei, ich kann ja nit schwätze.“ Ein anderer Volksredner bemerkte, „die Verfassung müsse sein wie ein bequemer Stiefel.“ Wieder ein anderer rief aus: „Wir sind schon im Besitz der Freiheit; zwei Mann sollen hingehen und die Bibliothek besetzen. Das nennt man Besitzergreifung.“

Solch köstliche Auftritte konnten jedoch nicht darüber täuschen, daß die Lage immer bedrohlicher wurde. Gewissenlose Agitatoren verbreiteten unablässig das Gerücht, der abwesende Herzog komme mit vielen tausend österreichischen und preußischen Truppen, um mit Gewalt die Ordnung in seinem Lande herzustellen. Andererseits hieß es wieder, der Herzog sei gar nicht fort, er weile im Schlosse und führe das Volk nur an der Nase herum. Drohend rief man zu dem Schlosse empor: „Heraus, heraus, bewilligen, bewilligen!“ Die Volksmenge hatte bereits Reiser aufgeschichtet, um das herzogliche Palais in Brand zu stecken.[1]) An maßgebender Stelle erkannte man, daß keine Zeit mehr zu verlieren war und mit oder ohne Herzog die Forderungen des Volkes sogleich bewilligt werden müßten. In der Tat erschien noch im Laufe des Vormittags eine Proklamation, durch welche das Ministerium Dungern unter Verbürgung der anwesenden Herzogin-Witwe Pauline und ihres erst fünfzehnjährigen Sohnes Prinzen Nikolaus, des mutmaßlichen Thronerben, sämtliche Forderungen der Nassauer zugestand. Der Minister gab dann noch durch ein Flugblatt bekannt, daß keine Steuern im Lande bezahlt werden sollten, bis der Herzog die Zugeständnisse bestätigt habe. Aber das alles vermochte die Menge nicht zu beruhigen. Vereinzelt hörte man schon den Ruf: „Nieder mit dem Herzog!“ Wilde Haufen, mit Sensen, Heugabeln, Äxten, Dreschflegeln und Gewehren bewaffnet, durchzogen die Straßen und bedrohten das Zeughaus und das Theater. Von einem Gasthause wurde die nassauische Fahne heruntergenommen, in den Kot geworfen und in Fetzen zerrissen. Das Gesindel, das namentlich von Mainz und Kastel herübergekommen war — man schätzte es auf 1500 Mann —, drohte offen mit Plünderung und Mord. Tobende Volksmassen umringten nach wie vor das Schloß. „Schwefelt das Nest an,“ brüllten einige dieser rohen Gesellen, „dann kommen die Dachse heraus.“

[1]) Vgl. Carmen Sylva, Mein Penatenwinkel, I, 4. Aufl. (Frankfurt a. M. 1908), 30.

Eine Katastrophe stand in Aussicht, als endlich Nachmittags gegen ein halb fünf Uhr der Herzog, der bereits in Frankfurt insultiert worden war, in Wiesbaden eintraf. In voller Uniform mit wehendem Federbusch trat er unerschrocken vor die tobende Menge. Das Sicherheitskomitee der Bürger geleitete ihn vom Bahnhofe in das Schloß, wo er alsbald auf dem Balkon erschien und zur unbeschreiblichen Freude der Menge bestimmt und klar erklärte: „Was meine Mutter und mein Bruder unterschrieben haben, ich werde es halten." Das letzte „halten" durchschallte den Platz mit schneidender Schärfe.[1])

Unter überschwänglichen Ausbrüchen der Freude zerstreute sich nun allmählich die Menge. Wie wenig die meisten wußten, um was es sich handelte, erhellt aus der klassischen Antwort jener Bauern, die auf die Frage, was denn die von ihnen geforderte Preßfreiheit sei, erwiderten: „Mer wisse's nit, awer mer wolle se hon." Am Abend dieses stürmischen Tages war die Stadt prachtvoll illuminiert.

Des anderen Morgens kam Gagern früh zu seinem Landesherrn. Er fand ihn weinend. „So weit," rief er aus, „bin ich also herabgekommen, vor drei Tagen haben wir Fürsten uns alle in Berlin das Wort gegeben, stramm gegen die Revolution aufzutreten, und nun habe ich Unglückseliger doch nachgeben müssen! Es ist zum Verzweifeln!" Als Gagern bemerkte: „Man muß handeln, aber nicht verzweifeln," entgegnete der Herzog: „Was soll ich handeln, soll ich den Unsinn, den ich gestern Abend versprochen, ausführen?"

Gagern hatte keine geringe Mühe, seinem Souverän die Zurücknahme des gegebenen Wortes auszureden und mit ihm eine Proklamation, welche die Gewährung der neuen Forderungen des nassauischen Volkes versprach, aufzusetzen.[2]) Das Konzept zu diesem Aktenstücke, welches für den ersten Augenblick den Sturm in der Landeshauptstadt beruhigte, hat Gagern als Erinnerung an jenen ereignisvollen Tag sorgfältig aufgehoben. In überzeugender Weise legte er an jenem Tage seinem Landesherrn den epidemischen Charakter der Revolution dar und die daraus entspringende Notwendigkeit, daß der Herzog im Interesse der Monarchie die Initiative ergreife, um zunächst mit den benachbarten Regierungen Süddeutschlands, dann aber auch mit anderen deutschen Staaten zu einem gemeinsamen Operationsplan zu gelangen, wie den dem Volke bereits öffentlich erteilten Verheißungen in freiheitlicher und nationaler Hinsicht zu genügen und der mächtigen Bewegung gegenüber sich zu verhalten sei.

---

[1]) S. die auf Berichte von Augen- und Ohrenzeugen zurückgehende Erzählung von Carmen Sylva a. a. O., 31.

[2]) Die Proklamation ist oft gedruckt, zuletzt bei Höhler, Geschichte des Bistums Limburg II, 194 ff.

Seine mündlichen Ausführungen zusammenfassend, richtete Gagern noch an demselben 5. März folgendes Schreiben an den Herzog:

„Ew. Hoheit haben mit den Ihrigen eine schreckliche Prüfung bestanden. Die Gefahr ist nicht vorüber, sie kann jeden Augenblick wiederkehren, wenn von anderen Orten die Nachricht einträfe, daß das Proletariat mit Blutvergießen gesiegt habe, oder wenn Ew. Hoheit nicht streng und offen Wort halten. Sogar wenn Hülfe von außen zu erwarten, wäre zu viel Zeit dazu erfordert; die Rachgier und Raubluft würden vorher über Ew. Hoheit, Ihr Haus und uns alle herfallen. Französische Freischaren sind näher als Preußen aus den alten Provinzen. Die anderen süddeutschen Staaten sind in gleicher Gefahr. Es kann die Stunde gekommen sein, daß Ew. Hoheit Ihrem Volke ein noch größeres Opfer bringen können und müssen.

„Ew. Hoheit haben jetzt nur die Wahl, erstens zu fliehen, aber dann durch ganz Deutschland bis nach Rußland mit der fürchterlichsten Verantwortlichkeit gegen alle Ihre Mitfürsten und gegen Ihre preisgegebenen Untertanen, — zweitens zu bleiben und in der Regierung um sich zu versammeln, was im Lande nur irgend eine Autorität besitzt und ausüben kann: die Stände, wenn auch nach dem radikalsten neuen Wahlgesetze gewählt, und die entschieden populärsten Männer des Landes, — ja selbst die Autorität vorübergehend auf einen anderen Fürsten zu übertragen, auf welchen die Stimmen sich vereinigen.

„Der Gedanke, um jeden Preis bei Deutschland zu bleiben, ist der einzige, für den der große Mittelstand zu gewinnen ist und durch welchen dieser die ganze Bevölkerung mit sich fortziehen kann; aber man muß den süddeutschen Stämmen einen Mittelpunkt geben. Durch eine solche Vereinbarung, z. B. mit dem König von Württemberg, können Ew. Hoheit vielleicht noch Ihr fürstliches Haus und Hausvermögen retten — als Reichsfürst in einem deutschen Pairshause, wie der König von Hannover Pair von England ist.

„Die Zeit drängt, Ew. Hoheit werden sich sogleich mit den nächsten Regierungen in Verbindung setzen wollen und zu bestimmten Erklärungen bereit sein müssen.

„Jede Voraussicht in solcher Zeit ist trügerisch. Jeder kann irren, aber die republikanische Meinung in Deutschland ist in Deutschland stärker, als man erwartet, und das gebildete und das ungebildete Proletariat ist zahlreicher als irgendwo sonst. An einem Tage wie gestern konnte man in diesen Abgrund tief genug sehen. In tiefster Ehrfurt u. s. w.“

Die dringenden Vorstellungen Gagerns hatten einen entscheidenden Erfolg. Der Herzog erkannte nun wie mit einem Schlage, daß im Hinblick auf die revolutionären Zuckungen im eigenen Lande und auf die von

Frankreich drohende Gefahr schnell gehandelt werden und daß zur Rettung des monarchischen Prinzips die Fürsten selbst sich an die Spitze der durch ganz Deutschland flutenden Bewegung stellen müßten, um sie auf diese Weise in die Hand zu bekommen. „Der Herzog," so konnte Gagern am 6. März seinem Bruder Heinrich melden, „benimmt sich vortrefflich; sein Mut ist über alles Lob erhaben und in politischen Dingen ist er zu allem entschlossen, was die Ehre erfordert und leidet."

Der Anregung Gagerns entsprechend, beauftragte der Herzog seinen treuen und entschlossenen Berater mit einer Mission zunächst an die süddeutschen Fürstenhöfe, um bei diesen und zugleich überall bei den bewährtesten Patrioten eine Vereinigung zu gemeinsamem Handeln in der großen Angelegenheit einer Reform der Bundesverfassung in einheitlicher und freiheitlicher Hinsicht zustande zu bringen.[1]) Alles sollte, wie Gagern schon einige Tage vorher geschrieben,[2]) in die deutsche Strömung geleitet werden. Im besonderen war auch der Herzog ebenso wie sein Minister von Dungern damit einverstanden, daß die Berufung eines deutschen Parlamentes eingeleitet und die Umgestaltung des Deutschen Bundes in einen Bundesstaat mit einer starken monarchischen Spitze in Angriff genommen werden müsse, wenn nicht die republikanische Partei die Oberhand erhalten sollte.

Gagern mußte die Instruktion für seine Gesandtschaft selbst aufsetzen. Sie fußte wesentlich auf den Beschlüssen der Versammlung zu Heidelberg vom 5. März, welche der großen Bewegung die Losung der deutschen Einheit

---

[1]) Einiges über Max von Gagerns Verhandlungen mit den deutschen Fürstenhöfen im März 1848 erfuhr das größere Publikum zunächst durch eine Anzahl von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 73, 79, 81 u. 90 und in der „Deutschen Zeitung" Nr. 71, 73, 76 und 82 (erstere sind von Gagern selbst verfaßt, letztere beruhen auf seinen brieflichen Mitteilungen an Gervinus), dann durch Heinrich von Gagerns Darmstädter Rede vom 24. März 1848 (S. Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart 1848, S. 260ff.), durch dessen Parlamentsrede vom 20. März 1849 (Stenogr. Bericht der Frankfurter Nationalversammlung VIII, 5883ff.) und endlich durch Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848—49, I (Braunschweig 1850), 93ff. und das Leben Friedrichs von Gagern II, 2, 704ff. Diese von Meinecke (Weltbürgertum und Nationalstaat (München 1908) S. 341) mit Recht als fragmentarisch bezeichnete Kunde vermag ich wesentlich zu ergänzen, da mir fast alle einschlagenden Aktenstücke, die meisten Berichte Gagerns an den Herzog von Nassau und dessen Antworten und sonstige herzogliche Korrespondenzen vorlagen. Dazu kamen noch Gagerns mündliche Mitteilungen, die ich am 7. Nov. 1886 wörtlich aufschrieb, sowie die Aufzeichnungen, die sich Heinrich von Gagern über die Gesandtschaft seines Bruders noch in dem Parlamentsjahre selbst machte. Letztere und die Berichte von Lehrbach stammen aus dem Neuenbürger Familien-Archiv. Durch alle diese ungedruckten Akten werden die Vorgänge und Verhandlungen in Stuttgart, München und Berlin zum ersten Male klargestellt. Über die Audienz der Gesandtschaft bei König Friedrich Wilhelm IV. war bisher gar nichts Näheres bekannt.

[2]) Brief an Heinrich, datiert 1848, März 3.

und die Parole eines deutschen Parlamentes gegeben hatte. Sollte die Bewegung nicht auf gefährliche Abwege geraten, so war es dringend geboten, daß die Regierungen sich derselben bemächtigten und sich über eine offene und kraftvolle Beteiligung an ihr verständigten. Leitende Ideen für Gagerns Mission sollten zunächst sein:

1. Die Bestimmung eines Ortes, wo die Verhandlungen geführt würden, z. B. Stuttgart, um von da aus womöglich Bayern zu gewinnen.

2. Erklärung der einzelnen Regierungen, die Leitung der Verhandlungen und weiteren Maßregeln an die eine unter ihnen zu übertragen, in Erwartung einer späteren Absprache, wodurch eine abwechselnde Leitung herbeigeführt werden könnte.

3. Versuch eines vertraulichen Benehmens mit den Lenkern der Bewegung, zunächst mit der auf der Heidelberger Versammlung ernannten Kommission von sieben Männern, welche zur Nationalvertretung Vorschläge machen sollen, zu dem Zwecke, die Angelegenheit *offen* auch von ihrer Seite in die Hände obiger zu bestimmender Regierung zu legen.

4. Versuch, die Nationalvertretung mit den bestehenden Bundesformen in Verbindung zu bringen.

5. Sollte dies nicht gelingen: Versuch, mit dieser Nationalvertretung im Unterhause, bestehend aus Mitgliedern oder Abgesandten der Kammern der einzelnen Staaten, ein Oberhaus, bestehend aus den Bundesfürsten in Person oder fürstlichen Stellvertretern und Mediatisierten, in Vorschlag zu bringen, das heißt mit andern Worten, die Basis einer Bundesverfassung zu finden.

Daneben sollten ursprünglich auch gemeinsame Maßregeln der süddeutschen Regierungen gegen die von innen und außen drohenden Gefahren vereinbart werden. Ein sechster Punkt lautete deshalb: „Militärische Diktatur eines deutschen Fürsten für den Fall einer Schilderhebung von Republikanern oder Proletariern, teils für den Fall eines Angriffs von Frankreich aus.“ [1])

Nachdem der Herzog diese Instruktion gebilligt und weitere Unterstützung durch eigenhändige Schreiben an die deutschen Fürsten in Aussicht gestellt hatte, verließ Gagern am 7. März Wiesbaden. Er begab sich zunächst nach Darmstadt, wo sein Bruder Heinrich, der leitende Minister, seine Aufträge selbstverständlich sehr günstig entgegennahm. Noch in der Nacht vom 7. auf den 8. wurde über die Angelegenheit beraten. Ein Gutachten des Geheimrats Hallwachs sprach sich sehr günstig über die fünf ersten nassauischen Vorschläge aus, welche dann auf Antrag Heinrich von Gagerns von dem Erbgroßherzog-Mitregenten genehmigt wurden.[2])

[1]) Dieser Punkt fehlt im Leben II, 2, 646—47, weil er bereits in Darmstadt fallen gelassen werden mußte.

[2]) Siehe den Bericht Gagerns vom 8. März 1848 im Anhang III.

In Darmstadt traf Gagern auch seinen Vater, der hocherfreut an Fritz melden konnte, Max sei mit Heinrich in allem einverstanden.[1])

Worin beruhte dieses Einverständnis, welches war die Stellung der Brüder Gagern zu den großen Fragen, die damals entschieden werden sollten, zur Umgestaltung der deutschen Verhältnisse in einheitlicher und freiheitlicher Beziehung?

Hier ist vor allem festzuhalten, daß das neue Programm zur Lösung des deutschen Einheitsproblems dem Kopfe Friedrich von Gagerns entstammt. Er, dem ein so tragisches Schicksal beschieden war, ist unzweifelhaft der genialste von den drei im öffentlichen Leben Deutschlands bekannt und berühmt gewordenen Söhnen des Reichsfreiherrn Hans v. Gagern: mit militärischer Tüchtigkeit verband er den klaren Blick des Staatsmannes und die glühende Begeisterung des Patrioten. Gleich seinen Geschwistern war er in echt deutscher Gesinnung aufgewachsen. Seine Jugend fiel in die Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Vaterlandes. Wie sehr er den Druck der Fremdherrschaft empfand, dafür ist ein Vorfall aus dem Jahre 1805 bezeichnend. Damals kam französische Einquartierung nach Weilburg. Der General Sarasin erhielt das Haus von Gagerns Vater angewiesen. Höchst unzufrieden darüber, nicht im fürstlichen Schlosse untergebracht zu sein, erging sich der Franzose, obwohl er bereits die nötigen Aufklärungen erhalten hatte, Abends am Teetisch der Hausfrau nochmals in heftigen Klagen. Da sagte der elfjährige Fritz, am Sofa neben der Mutter stehend, nach jedem Erguß des Generals halblaut vor sich hin: „Gut genug für dich, gut genug für dich."

Im Jahre 1812 trat Friedrich in die österreichische Armee ein. Als Kadett bei den Dragonern machte er den russischen Feldzug mit, wurde Leutnant und kämpfte 1813 in den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig. Zu Ende des Jahres verließ er die ihm lieb gewordene österreichische Armee, um in niederländische Dienste überzutreten. So wollte es der Vater, der damals sicher hoffte, die Niederlande würden wieder in enge Verbindung mit dem Deutschen Reiche gelangen, von dessen Wiederaufrichtung zu jener Zeit alle Patrioten träumten. Wie Friedrich in den Jahren 1814 und 1815 als niederländischer Offizier auch für die deutsche Sache kämpfte, so blieb in gleicher Weise in der Folgezeit bei aller Pflichterfüllung gegen den König der Niederlande sein geistiges Leben durch regelmäßige Besuche, eifrigen Briefwechsel und Lektüre stets ein deutsches. Nach wie vor gehörte seine ganze Liebe dem deutschen Vaterlande; dessen Zukunft beschäftigte ihn unablässig, mochte er im Zeltlager auf nordbrabantischer Heide oder unter der Tropensonne Indiens weilen.

Das Bewußtsein von der Verderbnis und Unhaltbarkeit der damaligen Zustände in Deutschland wie die Sehnsucht nach einer gründlichen Heilung

[1]) S. Leben a. a. O., 647.

dieser Gebrechen hatte Friedrich von Gagern mit vielen deutschen Patrioten gemein. Alle aber übertraf er durch die mathematische Schärfe, durch die von keinen Schranken irgendwelcher Art eingeengte Rücksichtslosigkeit, mit welcher er über die deutsche Zukunft dachte.

Volle acht Jahre vor Paul Pfizers so ungeheures Aufsehen erregendem „Briefwechsel zweier Deutschen", schon im Jahre 1823, stand es bei dem jungen Offizier fest, daß die deutsche Frage nur in der Form eines deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung zu lösen sein werde. Nicht Pfizer, sondern Friedrich von Gagern gebührt daher der Name des ersten Propheten des neuen Deutschen Reiches.

Friedrich von Gagern, welcher die Feder ebenso schneidig wie den Degen zu führen verstand, legte damals seine Ideen in zwei Denkschriften nieder, die eine mit dem Titel: „Der gegenwärtige Zustand", die andere handelnd „Von der Notwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen".[1])

Zur Veröffentlichung waren diese wie andere literarische Arbeiten Friedrichs zunächst nicht bestimmt. Er sandte sie dem verehrten Vater ein, der sie in seiner Weise mit Randbemerkungen versah, ohne sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Es konnte indessen nicht ausbleiben, daß die neuen Ideen im Kreise der Familie eifrig besprochen und dadurch schon früh auch den jüngeren Brüdern näher bekannt wurden.

Man hat mit Recht auf die Verwandtschaft hingewiesen, welche die Ideen der ersten Denkschrift mit denen haben, die Görres schon im Jahre 1819 in seiner Abhandlung „Teutschland und die Revolution" niederlegte. Im Verlangen nach einer freiheitlichen Gestaltung des Vaterlandes und in der Verurteilung des Frankfurter Bundestages begegnen sich ihre Gedanken. In der Frage der Einheit und den Mitteln, zu ihr zu gelangen, weichen sie vollständig voneinander ab.

Görres hielt an dem Gedanken fest, daß bei der Wiederaufrichtung des Kaisertums dieses an das Haus Habsburg übertragen werden müsse, der preußische König sei dagegen zum Kronfeldherrn des Reiches zu ernennen.[2]) Eine solche Lösung der deutschen Frage schien Friedrich von Gagern unmöglich. Auf Grund des Nationalitätsprinzips und nach einer politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung kam er vielmehr in der zweiten Denkschrift zu dem Schluß, daß der Ausgangspunkt der zukünftigen einheitlichen Gestaltung Deutschlands nur Preußen sein könne. „Von der Weichsel bis zum Rhein und der Maas besitzt es zehn Millionen Deutsche; eine ständische Verfassung ist auf dem Punkte, sich zu bilden, und Preußen darf nur eine kluge und kühne Politik befolgen, so wird es von ihm

[1]) Abgedruckt im Leben I, 269ff. u. 278ff.

[2]) S. v. Görres, Polit. Schriften II, 416; vgl. ebd. 338 u. 382.

abhängen, Deutschland in ein Reich zu vereinigen. — Dazu wird nur erfordert, daß es den preußischen Namen in dem deutschen untergehen lasse, daß es die Kammern der verschiedenen deutschen Staaten zusammenberufe, aus den Mediatisierten in ganz Deutschland eine Pairskammer bilde und allen Offizieren der kleineren deutschen Heere ihren Rang zusichere."

„Mag man es Oesterreichs Verhältnissen oder seiner Ungeschicklichkeit zuschreiben, es hat seine Popularität in Deutschland verloren; nichts ist jetzt da populär als Mißbehagen und Unzufriedenheit; Hoffnungen, Wünsche, Zuneigungen schweben in der Luft, eine res nullius, die auf den wartet, der sie sich zueignen will. Und Preußen kann und muß sie sich zueignen, weil Ehrgeiz die Bedingung seiner Existenz ist; und sollte auch, um Großes auszuführen, der jetzige Augenblick nicht günstig erscheinen, jeder ist günstig genug, um Großes vorzubereiten. Wie schwach und klein erscheint jetzt Preußen in allen Staatshandlungen, in allen öffentlichen Aeußerungen. Das wird anders werden, sobald es den geistigen Keimen, welche dort schlummern, ein Feld der Entwicklung gönnt und die wärmende Sonne des Tages. Sobald Preußen Reichsstände hat, werden diese wie ein Magnet die übrigen deutschen Kammern anziehen."

Die Partei, welche auf diese Weise die Einheit erstrebt, muß nach Friedrich von Gagern „in allen deutschen Kammern Sitz fassen und überall nach Verabredung und in der größten Übereinstimmung handeln. So kann sie auf die öffentliche Meinung wirken, so kann sie endlich — auf Preußens Ruf — zusammentreten und ein deutsches Parlament steht da". Ein anderes Hilfskorps soll der Adel sein. Was die Heere anbelangt, so meint Gagern: „Sie scheinen auf den ersten Anblick die zuverlässigste Schutzwehr der Fürsten zu sein, aber eine nähere Beleuchtung wird diese Illusion zerstören. Alle Heere werden jetzt durch Conscription gebildet, durch das Beurlaubungssystem befinden sie sich den größten Teil der Dienstzeit in dem Schoße ihrer Familien; es ist also durchaus nicht zu erwarten, daß bei den Soldaten eine große Anhänglichkeit an den Fürsten bleibe, wenn dieser bei dem Volke nicht beliebt ist. Und wo hat der Ländertausch, der Druck der Abgaben und das Mißtrauen selbst — noch viel Liebe übrig gelassen? Sobald der Wunsch nach Veränderung bei dem Volke wach geworden ist, wird er sich auch den Soldaten mitteilen."

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann wie Görres Ansichten wie die Hoffnung auf die wankende Treue des kleinstaatlichen Militärs nicht teilen konnte.[1]) Bei Friedrich von Gagern erklären sie sich zum Teil daraus, daß er religiös indifferent war. Er unterschätzte deshalb auch das Hindernis, welches der kirchliche Gegensatz für die Einigung Deutschlands bildete.

[1]) Vgl. Historisch-politische Blätter XXXVIII, 609.

Seine Ausführungen in dieser Hinsicht sind ebenso interessant wie charakteristisch. „In Deutschland," sagte er, „sind die Rechte beider Religionen gleich, wie die Zahl ihrer Bekenner; in Städten und Dörfern leben diese seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Polemik und Bekehrungssucht stehen isoliert da und das Publikum gibt mehr den lächelnden Zuschauer als eifrigen Teilnehmer ab. Die Klügsten haben einsehen gelernt, daß den Abstraktionen des Verstandes nicht mehr Realität zukommt als den Bildern der Phantasie. — Der Protestantismus laviert zwischen den Ufern der Offenbarung und der Philosophie. — Die unabhängigen Denker sind es müde geworden, mit peinlicher Anstrengung die Offenbarung der Philosophie nachzuschleifen; einige wollen erstere als allegorische Einkleidung benutzen; viele glauben, daß man zu weit gegangen ist, und erteilen in sonderbarer Selbsttäuschung ihrer Ueberzeugung den Befehl umzukehren — als wäre das eine willkürliche Bewegung; noch andere, sei es, daß sie das Bedürfnis fühlen, die Leere der Phantasie auszufüllen, kehren zum Katholizismus zurück, der in starrer Konsequenz auf seinem Felsenfundamente ruht. Ich glaube, daß keine der beiden Konfessionen von der Vereinigung Deutschlands in einen Staat etwas zu fürchten hat, daß sie vielmehr beide dadurch mehr Konsistenz und Würde erhalten werden. Die katholische hat bei einer politischen Veränderung nichts zu fürchten, denn ihrer Schätze, ihrer Macht ist sie durch die Säkularisationen des Lünéviller Friedens ohnehin längst beraubt; und die Erfahrung wird lehren, daß ihre Hierarchie zu imposant ist, um in den kleinen protestantischen Staaten ohne Reibung zu bestehen. Die protestantische fühlt das Bedürfnis, mehr Zusammenhang und Halt zu gewinnen, und dies wird leichter sein, sobald sie in einem großen Staate zusammengehalten wird. — Um den Zweck deutscher Einheit zu erreichen, wäre es Torheit, es mit einer von beiden Konfessionen zu verderben, da es so leicht ist, sie aus dem Spiele zu lassen; ja da es mit kluger Behandlung vielleicht möglich ist, die Geistlichkeit beider für diese Sache zu gewinnen. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß es jetzt gut wäre, wenn eine die andere ganz verschlänge; an eine volle Vereinigung durch Uebereinkunft ist ohnehin bei dem schroffen Gegensatze der Grundsätze nie zu denken. — Mag die christliche Religion in zwei Kirchen fortbestehen, nach der Analogie zweier Kammern, — eine historische und erhaltende — eine philosophische und erneuernde Kirche. Klugheit und Menschenliebe gebieten, religiösen Fanatismus von der Politik ferne zu halten."

Hieraus ergibt sich klar Folgendes: Der Mann, der als erster die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage klar formulierte, dachte nicht im entferntesten an ein spezifisch protestantisches Kaisertum. Wie Friedrich von Gagern die religiöse Frage beurteilte und von seinem religiös indifferenten Standpunkt aus im politischen Leben lösen wollte, darüber hat er sich in seiner Abhandlung „Die Aufgabe des Staatsmannes bei den reli-

giösen Bewegungen unserer Zeit" klar ausgesprochen.[1]) In dieser zunächst durch die Rückkehr seines Bruders Max zur katholischen Kirche veranlaßten Denkschrift behandelt er in höchst geistvoller Weise das Verhältnis von Staat und Kirche. Auch hier zeigen sich ein Freimut, eine schlagende Kürze und Schärfe der Auffassung, wie sie nur hervorragenden Geistern eigen sind. Dazu kommt eine seltene Unparteilichkeit und jene weitgehende Toleranz gegenüber Andersdenkenden, die ein Erbteil der Gagernschen Familie war.[2])

Bei Aufstellung seiner politischen Reformideen für Deutschland war Friedrich von Gagern keineswegs von einer besonderen Vorliebe für die Hohenzollern, für das spezifische Preußentum oder gar für die Berliner beherrscht.[3]) Vielmehr fühlte er sich durch die reichsritterliche Tradition seiner Familie und seine eigenen Jugenderinnerungen zum Hause Habsburg hingezogen. Allein solchen Gefühlen gestattete der kühle Denker keinen Einfluß auf seine politischen Konstruktionen. Diese waren bei ihm das Ergebnis einer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Nachdem Österreich durch Verzichtleistung auf die westdeutschen Vorlande und auf die Niederlande seine Stellung als Deutschlands Vor- und Schutzmacht gegen Westen aufgegeben und sich durch das Metternichsche System mit der Zivilisation in Opposition gesetzt hatte, schien es Gagern unmöglich, daß es die Führung der deutschen Geschicke übernehme. Welche Stellung dem Habsburgerreich zu dem künftigen, einheitlich gestalteten deutschen Bundesstaat gegeben werden sollte, ließ er einstweilen dahingestellt; keinesfalls dachte er an eine vollständige Zerschneidung jedes Bandes.[4]) Einstweilen betonte er vor allem mit größter Entschiedenheit: Nur von Preußen mit seiner unvergleich-

[1]) S. Leben III, 583ff.

[2]) Charakteristisch für die Toleranz des alten Gagern ist die jetzt der Vergessenheit anheimgefallene Tatsache, daß er am 14., bzw. 18. Dezember 1848 in der Ersten Kammer des hessischen Landtages den Antrag stellte, „die Staatsregierung zu ersuchen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß Pius IX. und den Kardinälen ein einstweiliges Asyl, eine verlängerte Residenz in Deutschland angeboten werde und die Einladung im nationalen Sinn von den geeigneten Behörden also an sie ergehe." Als Ort des Asyls schlägt er „essentiell katholische Städte wie Köln, Fulda, besonders Würzburg und Bamberg" vor. In der Begründung heißt es: „Das Papsttum gehört wesentlich zur katholischen Konfession, es ist sein starkes Bindungsmittel und seine Richtschnur. Als wir Deutsche im 16. Jahrhundert gegen Mißbräuche und die Albernheiten des Ablaßkrams uns auflehnten, war eine Trennung keineswegs die Urabsicht Luthers und der ersten Reformation. Denn dieses Papsttum bleibt alles Widerspruchs ungeachtet eine der großen und wohltätigen Erscheinungen in der Weltgeschichte. Und spätere Auswüchse tadelnswerter Personen auf diesem Stuhle haben das nicht vernichtet. Es war Hebel und Anker der Zivilisation, deren wir in unserer ungewissen Zukunft gegenüber den Barrikaden vielfältig bedürfen werden."

[3]) Vgl. Leben I, 301ff.

[4]) Vgl. Wentzcke a. a. O., 175.

lichen Wehrverfassung und seiner durch Steins Reformen mustergültig organisierten Verwaltung ist eine Umänderung der deutschen Verhältnisse in einheitlicher und freiheitlicher Beziehung möglich, wahrscheinlich und daher notwendig. Diese Anschauung verfocht er mit so viel Geist, Verstand und Beredsamkeit, daß er auch seine Brüder Heinrich und Max für die Idee der preußischen Führerschaft in Deutschland gewann. Er wie diese wollten aber durchaus kein Großpreußentum, sondern ein großes Deutschland.

Welche Sorge Friedrich von Gagern vor dem Übergewicht des mächtigsten Staates erfüllte, erhellt aus den Forderungen, die er 1833 bei Entwicklung seiner Ideen über den zukünftigen Bundestag in einer Denkschrift aufstellte. Er verlangt hier ausdrücklich, daß der erbliche Monarch, in dessen Hand die Oberstaatsgewalt gelegt wird, nicht zugleich Regent eines besonderen Territoriums sei und daß Fürsorge getroffen werde gegen das Entstehen eines Antagonismus zwischen Reichs- und Landständen.[1]) Wenn der König von Preußen Kaiser des neuen Bundesstaates wurde, so mußte sich nach Gagerns Ansicht die Staatspersönlichkeit Preußens bis zu einem gewissen Grade, wenn möglich bis in ihre provinziellen Bestandteile, auflösen und in Deutschland aufgehen. Da Friedrich von Gagern ebenso wie seine Brüder und viele andere südwestdeutsche Politiker das eigentliche Preußen sehr wenig kannten, hielten sie dies für möglich; sie wünschten von Preußen zunächst nur konstitutionelle Garantien und keineswegs eine dauernde konstitutionelle Gesamtverfassung des mächtigsten Staates, wodurch eine neue Schranke gegenüber dem übrigen Deutschland aufgerichtet und ein Funktionieren der großen deutschen Nationalversammlung erschwert würde.[2])

[1]) S. Leben I, 382. Über die Denkschrift vgl. Brie, Der Bundesstaat (Leipzig 1874), I, 54ff., und Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 336ff.

[2]) Vgl. Meinecke a. a. O., 341ff., der nach dem Vorgang Kaufmanns mit Recht 452 hervorhebt, daß Heinrich von Gagern im November 1848 zum ersten Male nach Berlin kam, also die Braut, um die er werben sollte, eigentlich noch gar nicht kannte. Max von Gagern hat mir erzählt, wie er vor 1848 wiederholt, aber vergeblich seinem Bruder zugeredet habe, Preußen näher kennen zu lernen und dort Verbindungen anzuknüpfen. Übrigens war Friedrich von Gagern auch nur einmal im Jahre 1839 auf der Durchreise in Berlin. Meinecke a. a. O. hat zuerst bei seiner feinsinnigen Behandlung des preußisch-deutschen Problems von 1848 die Vermutung aufgestellt, daß Max von Gagern schon in den Märztagen die Lockerung des preußischen Staatsverbandes als Bedingung der Kaiserkrone angesehen habe. Aus dem Folgenden ergibt sich die Richtigkeit dieser Annahme; daß die Forderung auch offiziell erhoben wurde, zuerst im März, dann nochmals im August, 1848 betont Gagern in einer von Meinecke übersehenen Stelle seiner Parlamentsrede über seine Sendung nach Schleswig-Holstein; diese Stelle lautet: „Ich habe nicht unterlassen, in Berlin bei dieser Gelegenheit meine Besorgnis auszudrücken, wie es in der Zukunft gehen würde, wenn man sich nicht nähere, namentlich in dem einen Punkte, wenn auch in Zukunft bei der definitiven Verfassung für das Königreich Preußen dieser Staat sich immer mehr centralisiere; diese Besorgnis habe ich allerdings ausgesprochen und meine Überzeugung wiederholt, die ich auch schon bei einer anderen

Wie sehr sich Heinrich von Gagern für den gelehrigen Schüler seines Bruders Friedrich hielt, erhellt aus seinen eigenen Worten. „Es bestand zwischen uns," sagt er in der Vorrede zu dessen Leben, „eine völlige Uebereinstimmung bis zur Solidarität der politischen Gesinnungen und Lebensanschauungen; in ihm erkannte, ehrte, liebte ich Führer und Vorbild."

Wenn Heinrich auch der Wortlaut der Denkschriften seines Bruders zunächst nicht bekannt wurde, so erhielt er doch genaue Kenntnis von dessen Grundanschauungen, den kirchenpolitischen sowohl wie den rein politischen, vor allem aber von der neuen Lösung des deutschen Einheitsproblems, das er dann zum „Kompaß seines politischen Strebens und Handelns machte".

Das Verhältnis der beiden Brüder läßt sich in folgende Worte fassen: Friedrich war der geniale, erfindende Kopf, Heinrich der gelehrige Schüler, der sich die Ideen seines Bruders nicht bloß theoretisch zu eigen machte,

---

Gelegenheit im März in Berlin ausgesprochen habe: daß es notwendig sei, die verschiedenen Teile von Deutschland immer gleichartiger zu gestalten, und daß, wenn die beiden Groß-Staaten Deutschlands sich noch mehr koncentrieren und Gesamt-Landtage hielten, dies eine große Schwierigkeit für unsere Zukunft und für das definitive Verfassungswerk werden würde. Wie künftig im Definitivum ein Landtag von 400 Preußen und ein allgemeiner Reichstag von 400 Österreichern, die nicht einmal alle deutsche Österreicher sind, neben unserem künftigen deutschen Reichstage von 600 Deutschen stehen, davon kann ich mir keinen Begriff machen. Ich habe mich auch so ausgedrückt: ich fürchte, es werde ein eisernes Rad in einer goldenen Repetieruhr sein, wenn solche fehlerhafte Mechanismen angebracht werden." (Stenogr. Bericht III, 2129.) Bei Darlegung der Ziele der nationalen Bewegung gegenüber Palmerston im Mai 1848 sprach Max von Gagern offen von einer Auflösung Preußens in der Art, daß jede seiner Provinzen den deutschen Mittelstaaten ähnlich werde. („Dissolution en provinces analogues à nos Etats moyens" heißt es in der Skizze für diese Unterredung.) Er behandelte diese Idee, von der er übrigens selbst einsah, wie wenig reif sie war, in einem Schreiben an Palmerston vom 21. Mai 1848 (s. Anhang IV), hoffend, daß die geschichtliche Entwicklung der nächsten Zeit sie zum Siege führen werde. Wie fest Max von Gagern an diesem seinem „alten Projekt" (vgl. das Schreiben Camphausens an Graf Bülow vom 20. November 1848 bei Caspary, Ludolf Camphausens Leben, Stuttgart 1902, S. 264) hielt, zeigen sein Rechenschaftsbericht (vgl. Wentzke a. a. O. 202) und folgende Stelle seines Artikels in der Außerordentlichen Beilage zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Mai 1849: „Der erläuternde Artikel im Staatsanzeiger vom 3. enthält unter anderen Klagen die, daß auch Preußen durch die Reichsverfassung mediatisiert werden solle. Das ist denn doch das geringste, was wir anderen verlangen können, und es ist auffallend, daß man in Berlin das erst jetzt bemerkt, da doch schon im März 1848 dort deutlich davon die Rede war. Wir können eine politische Gesamtvertretung der acht preußischen Provinzen, eine politische Tribüne in Berlin auf die Dauer neben dem deutschen Reichstage nicht vertragen; die Provinzen müssen zu Provinzialständen zurückkehren und eine Stellung einnehmen analog unseren mittleren Staaten; dagegen erhält die Dynastie die Erblichkeit. Dies ist seit einem Jahre in aller Munde, und wenn eine Annäherung in gegenwärtiger Krisis noch möglich, so dürfte gegen das Versprechen einer solchen Verfassungsänderung für Preußen einer wahrhaft deutschen Krone auch wohl das absolute Veto noch eingeräumt werden. So weit sind wir jetzt freilich nicht."

sondern sie auch praktisch, soweit dies damals möglich war, in den Landständen des Großherzogtums Hessen als Haupt der Opposition vertrat.[1]) Er ließ sich dabei besonders angelegen sein, über das Wesen des konstitutionellen Prinzips richtige Anschauungen zu verbreiten.

Vorliebe für das „spezifische Preußentum", das gleichgültig gegen Deutschland mit abstoßender Rücksichtslosigkeit nur seinen eigenen Zwecken nachging, besaß Heinrich gleichfalls nicht. Aber er hoffte, daß mit der Zeit auch dort der nationale Gedanke die Oberhand gewinnen würde.

Wenn Heinrich von Gagern auch nicht in dem Grade wie Friedrich die Nüchternheit des Mathematikers eigen war, so sagte doch auch er sich, daß Österreich schon 1815 bei der Bildung des neuen europäischen Staatensystems durch Aufgabe seiner deutschen Vorlande den entscheidenden Schritt getan habe, sein Staatsleben für sich ohne Zusammenhang mit Deutschland zu entwickeln. Genau wie sein Bruder kalkulierte auch er. Will man Deutschlands Einheit, so ist dies nur durch einen Staat zu erreichen, der so enge Beziehungen zu Deutschland und eine so gute Verwaltung und treffliche Wehrverfassung besitzt wie Preußen. Daß „der deutsche Philister unter der preußischen Spitze und den sich daraus ergebenden harten Notwendigkeiten noch oft laut aufschreien werde", hat er nie bezweifelt.[2])

So eng sich auch Heinrich an die Ideen seines Bruders Friedrich angeschlossen hatte, so verzichtete er dennoch nicht auf deren selbständige Fortentwicklung. Dies zeigte sich deutlich, als er im Jahre 1844 vertraulich seinem Vater und dem Bruder Max den Gedanken aussprach, man müsse Österreich durch eine „friedliche Auseinandersetzung" dazu bringen, seine bisherige Stellung in Deutschland aufzugeben. Der alte Reichsfreiherr samt seinem Sohne Max betonte demgegenüber, daß Österreich „nur durch Waffengewalt gezwungen aus dem Reiche sich werde herausdrängen lassen".[3]) Obwohl auch Friedrich nach seiner Rückkehr aus Ostindien im Jahre 1847 sich in demselben Sinne aussprach, beharrte Heinrich auf seiner Anschauung,[4]) so willig er auch sonst den Ideen des Bruders folgte.

---

[1]) Vgl. F. Hiemenz, „Heinrich von Gagern in seinen politischen Grundanschauungen" in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Jahrgang 55 (Tübingen 1899), S. 558.

[2]) Dies betonte Max von Gagern mit obigen Worten wiederholt gegenüber dem Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1886. Von der Animosität früherer Jahre gegen Preußen war damals in dem abgeklärten Urteile des Greises nichts mehr zu bemerken.

[3]) S. Haym, „Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl" (Berlin 1849), S. 176ff., und Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes I, 92ff.

[4]) Im einzelnen ist er sich damals als noch unverantwortlicher Politiker, wie Wentzcke a. a. O., 179, richtig vermutet, über die Ausführung der „friedlichen Auseinandersetzung" wohl nicht klar gewesen. Als hessischer Ministerpräsident im März 1848 verwahrte er

Auch Max hatte von jeher gern die große geistige Überlegenheit des ältesten Bruders anerkannt und vielfach in starker Weise dessen Einfluß erfahren, jedoch bewahrte er sich stets eine viel größere Selbständigkeit als Heinrich. Wiewohl die Eintracht unter den Brüdern, auf welche der älteste gleich dem Vater so großen Wert legte, niemals ernstlich und dauernd gestört worden war, so ging doch Max vielfach seine eigenen Bahnen, die seine Brüder öfter mit Besorgnis erfüllten.[1])

Dem Programm der preußischen Führerschaft in Deutschland hatte Max gleich anfangs nur schwankende Sympathien entgegengebracht. Vieles wirkte seit seiner Jugend zusammen, um ihn gegen Preußen einzunehmen, indessen konnte auch er sich auf die Dauer den von seinem Bruder Fritz ebenso beharrlich wie rücksichtslos vorgetragenen kalten Vernunftgründen nicht verschließen, welche für das Aufstellen von Preußen als Mittelpunkt einer neuen deutschen Macht sprachen. Als er sich 1835 bestimmen ließ, sein Glück als Dozent an einer preußischen Hochschule zu versuchen, hatte er das Programm seiner Brüder angenommen; dies zeigte der Schluß seiner Habilitationsrede, in der er es offen aussprach, daß die Kaiserkrone auch einmal den Hohenzollern zufallen könne. Dieses Auftreten verhinderte indessen nicht, daß er wegen seiner gerechten Beurteilung der gegen den Kölner Erzbischof Clemens August verübten Gewalttat bei der preußischen Regierung in so tiefe Ungnade fiel, daß er 1840 seine Bonner Dozentenlaufbahn als hoffnungslos aufgeben mußte. Diese Erfahrung hinterließ bei ihm begreiflicherweise einige Bitterkeit gegen Preußen, jedoch durchaus keine Erbitterung. Zeuge dessen ist der sehr unparteiisch urteilende Aufsatz „Rheinpreußen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV." in der „Allgemeinen Zeitung" vom Juli 1840, in welchem er sogar für den verstorbenen König warme Worte fand. Von dem neuen aber sagte er: „Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm IV. die Wahrheit gern vernahm und immer wohl unterrichtet war nicht allein von den bereits bestehenden Verordnungen, sondern auch von unsern Wünschen, Eigenheiten und Bedürfnissen. Wir wissen zwar nicht, was er über Oeffentlichkeit und Preßfreiheit jetzt denkt, doch so viel wissen wir, daß er Offenheit liebt und nicht will, daß Beurteilungen, gleich Leichenreden, immer nur Lob enthalten dürfen; nicht will, daß die öffentliche Meinung sich bloß nach Anekdoten

sich entschieden „gegen jede hostile Absicht gegen Österreich", dessen Politik durch die Rücksichtnahme auf seine außerdeutschen Länder in Deutschland „die nationale Entwicklung gehemmt und somit seinen partikularen Interessen die Interessen des ganzen Bundes geopfert habe." Zugleich sprach er sich präzise dahin aus, daß zwar Preußen die tatsächliche Leitung Deutschlands auf konstitutioneller Basis übernehmen, Österreich aber „ehrenhalber an der Spitze Deutschlands bleiben" müsse. (S. die Berichte Dönhoffs, des preußischen Bundestagsgesandten, vom 15. und 22 März 1848 in der histor. Vierteljahrsschrift VI, 517, und VII, 230.)

[1]) S. Leben II, 2, 617.

bilden soll. Kein Verständiger erwartet von einem Regenten in diesem Staate ein politisches Programm; keiner erwartet, daß er einer Parteifarbe huldigen werde; im Gegenteil, bei der Schwierigkeit der preußischen Politik im Aeußern, im Bunde und im Innern, bei dem Mißtrauen der einen gegen konstitutionelle Formen, bei dem Wunsche der andern, für Preußen etwas Eigenes, Charakteristisches zu erhalten, bei der schönen, immer lauteren Ahnung einer allgemeinen Amnestie scheinen alle Parteien in diesem Augenblicke darüber einig, dem königlichen Entschluß freie Vollmacht zu geben." Der Aufsatz schließt mit folgender Strophe aus dem poetischen Rückblick, den Gagerns Bruder Friedrich im Jahre 1837 verfaßt hatte:

„Auch in des Volkes Leben gibt es Zeiten,
Wo es den schwülen Tag mit Unlust trägt,
Wo träger Schwermut Nebel sich verbreiten,
Wo sich der Kummer auf die Herzen legt.
Es streicht dann mit gesenkten Schwingen
Der Wunsch tief an der Erde hin;
Umsonst strebt der befang'ne Sinn,
Mit dieses Zaubers Macht zu ringen.
Doch nähret in des Menschen Brust geheim
Dann die Natur der künft'gen Taten Keim
Und sendet unerwartet aus den Tiefen
Die Kräfte, die dort ungeahnet schliefen."

Als nassauischer Staatsbeamter beobachtete Gagern dann mit gespanntem Interesse die Wirksamkeit des neuen preußischen Königs. In einem Aufsatz vom Jahre 1841 hob er in der „Allgemeinen Zeitung" die Befestigung der internationalen Stellung Preußens durch Friedrich Wilhelm IV. hervor. Der Gerechtigkeitssinn dieses Herrschers gegen die Katholiken seines Landes erfüllte ihn mit wachsendem Vertrauen auf Preußen. Unvergeßlich blieb ihm das Auftreten des Königs bei dem großen Feste der Grundsteinlegung zum Südportal des Kölner Domes am 4. September 1842. Gagern wohnte dieser Feierlichkeit bei, an deren Schluß er äußerte: „Dieser König hat es mir angetan." Noch im hohen Alter wurde er tief ergriffen, wenn er von der überaus großen Ehrfurcht erzählte, welche der König bei dieser religiösen Feier an den Tag gelegt, und der herrlichen Worte gedachte, welche der hochgesinnte Monarch im Tone edler Herzlichkeit und Überzeugung gesprochen. Fortan gehörte er zu den aufrichtigsten Bewunderern Friedrich Wilhelms IV., dessen romantische Richtung der seinigen geistig verwandt war. Selbst die unzarte Weise, mit welcher der König 1844 Gagern seine Konversion fühlen ließ, verzieh dieser edelmütig.

So stand Max von Gagern bereits vor Ausbruch der Bewegung des Jahres 1848 hinsichtlich der Oberhauptsfrage für das neu zu schaffende

Reich und des Aufgehens Preußens in Deutschland[1]) in vollem Einklang mit seinen Brüdern. Trotz dieser Übereinstimmung in den wichtigsten Punkten ergaben sich in anderen einige wesentliche Unterschiede. Durch das Studium der deutschen Reichsgeschichte unter Böhmers Einfluß hatten seine Anschauungen in so hohem Grade ein konservatives Gepräge erhalten, daß er, wie Heinrich urteilte, fast ein deutscher Legitimist zu nennen war, das heißt wohl: er dachte sich das neue Reich ähnlich wie das mittelalterliche als ein von streng christlichen Grundsätzen getragenes Staatswesen. „Wenn seine Ansichten auch nicht schroff hervortraten," sagt Heinrich weiter, „so setzte er doch seine Hoffnungen für Deutschlands Zukunft viel mehr auf wiederkehrende Konzentration von Autorität und Macht als auf parlamentarische Entwicklung, die uns älteren Brüdern als die Vorbedingung der Zeit, als der Weg zum Ziel und als die Farbe der Familie galten."[2])

Ein wesentlicher Unterschied beruhte auch darin, daß Max nach seiner Weltanschauung nicht in dem Grade wie seine Brüder der Nationalitätsidee huldigen konnte. Die Bedeutung dieser Idee entging ihm nicht, aber sie war ihm nicht das Höchste. Auch erkannte er klarer als seine Brüder die der deutschen Einheit entgegenstehenden Hindernisse. Er fand diese, wie er in einem noch dem März 1848 angehörenden Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 87) ausführte, weniger in dem Unterschied der Stämme, der Staaten und Regierungen als in den „Charakteranlagen der Nation selbst". „Gibt es nicht," so fragt er in dem erwähnten Aufsatze, „gewisse Züge, welche sich besonders zeigen in der Art, wie sich die Parteien bei uns entgegenstehen, die politischen, die kirchlichen und die der materiellen Interessen? In der Art, wie sie sich besonders in der Presse und selbst in der Zensur bekämpfen? Man sagt zwar mit Recht, daß der Streit überall das Leben bedinge und oft während der heftigsten inneren Kämpfe die Tatkraft sich auch nach außen am mächtigsten bewähre. Allein dazu gehört, daß die Parteien in einem Staat doch in einigen wesentlichen Punkten untereinander einig seien, daß sie irgendwo einen gemeinsamen Boden anerkennen, daß sie sich gegenseitig nicht allein das Recht des Daseins zugestehen, sondern auch den guten Glauben, die ehrliche Überzeugung, und daß sie andere persönliche, zur Parteisache nicht gehörende Eigenschaften gelten lassen. In allen diesen Stücken sind wir sehr krank. Die Spaltungen und Risse unseres geistigen Lebens gehen tief ein und quer durch Stämme, Staaten und Gemeinden, ja durch die Nationalität selbst hindurch und lassen diese — während man sie in Worten vergöttert — in der Tat oft als Irrtum und Lüge erscheinen. Dann schlägt bei vielen, ehrlich gesagt, das Herz nicht für Brüder gleichen

[1]) Vgl. oben S. 191. A. 2. [2]) S. Leben II, 2, 618.

politischen Glaubens in Polen, Italien und der Schweiz, ja jenseits des Ozeans, ganz anders feurig als für die Brüder im Nachbarhaus, die zwar dasselbe Deutsch reden, aber ein anderes Staatslexikon lesen? Die Wünsche und Sympathien, Adressen und Kollekten kennen keine Grenzpfähle und die Schadenfreude bei gewissen Ereignissen erinnert an jene naive Bauerntochter, die, von den Eltern gegen ihren Willen verheiratet und von ihrem Manne alsbald geprügelt, oft ausrief: ‚Das gönne ich meinen Leuten'. Betrachten wir den Einfluß jener Parteistellungen auf unsere Nationalität noch etwas näher, gewiß so finden wir, daß keine Partei in Deutschland mit Bewußtsein antinational ist. Ohne Zweifel geht auch jetzt noch am tiefsten durch das Herz des Volkes die Spaltung im Glauben. In diesem Gefäß der deutschen Einheit ist ein so starker Sprung, daß ein heller Klang daraus wohl schwerlich zu den Ohren der jetzt Lebenden mehr dringen wird."

Eine vorwiegend religiöse Natur wie Max von Gagern mußte die Bedeutung des kirchlichen Zwiespalts, der Deutschland seit dem Auftreten Luthers in zwei feindliche Lager schart, ganz anders empfinden als seine in dieser Hinsicht mehr oder minder indifferenten Brüder. Zudem hatten ihm gerade die letzten Jahre bewiesen, wie „wild wuchernd der religiöse Streit ausschlagen könne, wenn er als Surrogat politischer Bewegungen diente." Dennoch wollte Max von Gagern nicht verzweifeln. „Die Lehre," meinte er, „kam vielleicht gerade zu rechter Zeit, damit künftig politischer Streit nur auf politischem Boden geführt werde. In den Reihen der nationalen, vorherrschend protestantischen Bewegung weiß man doch jetzt, daß die katholischen Deutschen, welche aus unvergänglichen Gründen des Vertrauens und der Liebe zu ihrer Kirche halten, an Zahl und Macht zu stark sind, als daß gegen oder ohne sie von Nationalität die Rede sein dürfte. Und wenn auch die katholischen Interessen gegen das bureaukratische Jahrhundert ihre eigenen Kämpfe zu führen haben, zu denen die protestantischen nicht ganz die Parallele bieten, so ist doch um so weniger Grund vorhanden, diese Stellung zu verrücken oder gar zu verdächtigen, als sie heute mit dem Interesse keiner weltlichen Macht mehr zusammenfällt, sondern allein auf der freiwilligen Treue der Bevölkerungen beruht."

Als ein Hauptgrundsatz galt Gagern: „Man soll niemanden in seinen teuersten Interessen angreifen, sondern politischen Streit auf politischem Boden führen, dann werden die Parteistellungen sich vereinfachen und die Nationalität nicht gefährdet."

Hier stimmten seine Brüder vollständig mit ihm überein, aber diese schlugen das religiöse Moment nicht so hoch an wie Max.[1])

[1]) Auf protestantischer Seite erkannte die Schwierigkeit, welche der religiöse Gegensatz der deutschen Einheit bereitete, am klarsten Rümelin; s. seine Äußerung vom August 1848 bei Rümelin, Aus der Paulskirche, herausgegeben von H. R. Schäfer (Leipzig 1892), 74.

Der Gegensatz in der religiösen Frage kam zwischen Heinrich und Max noch einmal im Frühjahr 1879 zur Sprache, als letzterer sich mit einer Arbeit über das Leben des älteren Bruders beschäftigte.

„Ich weiß," schrieb Heinrich an Max im Mai des genannten Jahres, „daß die kirchliche Frage nach deiner ganzen geistigen Richtung für Dich obenan steht. Es ist dies aber nicht bei mir der Fall und ich will nicht besser geschildert sein, als ich bin. Ich will also hier gleich einleitend konstatieren, daß im Gegensatz zu Dir religiöse Fragen in meinem Leben eine entscheidende Rolle nicht gespielt haben. Ich halte hoch Frömmigkeit, aber bei der Zerfahrenheit meiner Schuljahre, teils auf dem Weilburger Gymnasium, teils im Kadettenkorps in München, ist bei mir eine Ueberzeugung über ein konfessionelles Dogma nicht begründet worden. Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Konfessionen schienen mir nicht hinreichend überzeugend, um einer Konfession vor der anderen den Vorzug zu geben, und so habe ich mir bei vorgerückten Jahren meine Religiosität und mein Christentum selbst gebildet. Ich bin weit entfernt, diesen Standpunkt als nachahmenswert zu empfehlen, und habe davon Beweis gegeben. Wie im Volksleben und in der Volkserziehung so auch im Familienleben erachte ich einen positiven, auf Dogma beruhenden Glauben für notwendig und, wie ich überzeugt war, daß die fromme Mutter geeigneter sei als ich, die Kinder zur Frömmigkeit anzuleiten, so ließ ich meine Kinder der Religion der Mutter, der katholischen, folgen."

Diesem Standpunkt entsprechend hatte Heinrich von Gagern bereits im Jahre 1847 bei der Versammlung in Mannheim, auf welcher die Gründung der „Deutschen Zeitung" verabredet wurde, dagegen Widerspruch eingelegt, daß man in diesem neuen Organ eine dem Katholizismus abgeneigte Tendenz zu erkennen gebe. „Denn," so betonte er, „abgesehen von der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit einer solchen Haltung der Zeitung, würde sie einen guten Teil bester deutscher Patrioten dem Unternehmen, das auf politische Reform Deutschlands gerichtet sein sollte, abwendig machen. Gervinus und die Versammlung überhaupt gaben damals diesen Vorstellungen nach; ein Probeblatt der ‚Deutschen Zeitung', welches bereits gedruckt vorlag, wurde zurückgezogen."

Auch in der Folgezeit hielt Heinrich von Gagern für die katholische wie für die protestantische Kirche in Deutschland ein fair play und fair trial (ehrliches Spiel, gleiche Waffen für alle) mit freier Bewegung und Entfaltung ihrer Eigentümlichkeiten um so mehr für „berechtigt und notwendig", als im entgegengesetzten Falle ein Bundesstaat ohne Österreich, also unter Preußens Führung, den Katholiken nicht zuzumuten sei. „Die selbständige Entwicklung beider Kirchen mit freiem Wettstreit hast Du," so schreibt ihm Max am 20. Februar 1879 „als notwendiges Zugeständnis der Vorbedingungen vollkommen zugegeben, sollte es auch nirgends geschrieben

stehen." „Ich bin," antwortete Heinrich, „mit Deiner Aufstellung ganz einverstanden, besonders damit, daß Du nur eine stillschweigende Uebereinkunft, eine Vermischung der religiösen Fragen mit politischen fernzuhalten, voraussetzest. Ich wüßte auch nicht besser, als Du es tust, meinen eigenen Parteistandpunkt in kirchlich-staatlichen Fragen zu formulieren, als dahin: Ich halte eine vollkommene Parität der christlichen Konfessionen für eine Forderung der Gewissenhaftigkeit, der Gerechtigkeit und guter Politik, und da mir diese Anschauung als selbstverständlich galt, so hat es auch zwischen uns einer besonderen Uebereinkunft bezüglich des gemeinschaftlichen politischen Programms nicht bedurft."

Nicht so selbstverständlich war dieser wichtige Punkt bei anderen Politikern. Männer wie Gervinus, Bassermann und Mathy hatten unverhohlen versucht, die rationalistische Sekte der Deutsch-Katholiken, die von zwei abgefallenen katholischen Priestern gegründet worden war und in Schmähungen und Verleumdungen der katholischen Kirche das Äußerste leistete, als politischen Hebel zu benutzen. Kein Wunder, daß ein so streng katholisch gesinnter Mann wie Max von Gagern ernste Bedenken wegen der weiteren Haltung der Genannten hatte. Sein Bruder suchte diese zu zerstreuen und ermächtigte ihn, mit Gervinus zu verhandeln „nach der negativen Richtschnur, daß kirchliche Streitfragen aus dem politischen Parteiprogramm ferngehalten werden müßten." Max machte daher, als er am 8. März 1848 nach Karlsruhe weiterfuhr, in Heidelberg halt und besuchte Gervinus, den damaligen Hauptredakteur der „Deutschen Zeitung". Es wurde Max nicht schwer, Gervinus zu zeigen, wie vollständig eitel sich die von diesem 1845 in seiner Schrift „Die Mission der Deutsch-Katholiken" ausgesprochenen Hoffnungen, die deutsch-katholische Bewegung werde die katholische und protestantische Kirche in Deutschland absorbieren und sich zur großen deutschen Nationalreligion gestalten, erwiesen hatten.

Die lange, bis Mitternacht dauernde Konferenz zwischen Gagern und Gervinus endete mit einer vollständigen Einigung in allen wesentlichen Fragen. Es wurde eine förmliche Verabredung für den durch Gagerns Gesandtschaft verfolgten Plan getroffen, die „Deutsche Zeitung" über alles auf dem Laufenden zu erhalten, wogegen Gervinus das bestimmte Versprechen abgab, die stark antikatholische Richtung und überhaupt die konfessionelle Polemik als Hebel der nationalen Bewegung aufzugeben.[1])

Als erste Frucht der Besprechung mit Gervinus brachte die „Deutsche Zeitung" am 11. März einen längeren Artikel, welcher die Vorschläge Nassaus für eine Reform der deutschen Bundesverfassung zuerst öffentlich darlegte und sehr sympathisch besprach. Die Absicht der nassauischen und der sich anschließenden Regierungen, hieß es hier, gehe offenbar dahin, sich der

[1]) Vgl. Liederbach, „Hermann Müller", 84.

nationalen Bewegung anzuschließen und sie zu leiten, indem sie sich an die Spitze stelle. „Wenn dies," so betonte der Artikel weiter, „mit Offenheit, mit Umsicht, mit volkstümlichem Sinne geschieht, können wir nur Beifall schenken. Der Weg, den die Heidelberger Versammlung einschlagen wollte, würde so bedeutend abgekürzt; wenn in der Kommission und in der neu zu berufenden größeren Versammlung ein Entwurf durchgegangen ist, so bedarf er dann nicht mehr der Bearbeitung der einzelnen Regierungen, sondern es kann sich eine Unterhandlung mit den zusammengetretenen Abgeordneten der vereinigten Regierungen anknüpfen. Denn wenn wir die obigen Vorschläge Nassaus recht verstehen, so ist darin nicht gemeint, die Arbeiten der Volksmänner sollten aufhören, sie sollten die Sache ganz unbedingt in die Hände der Regierungen abgeben. Der Wille und Wunsch der Regierungen selbst konnte und sollte dies nicht sein; denn wollen sie in der Tat der Bewegung für diese Sache Meister werden, so müssen sie sich eben mit ihr verständigen und benehmen; und Beratung und Annahme einer Bundesverfassung wird leichter werden, wenn sie von dem volkstümlichen Anfang ausgeht. Wir bleiben bei unserem Vorschlage, eine freie Vorversammlung, aus ständischen Wahlen hervorgegangen, den ersten Entwurf beraten zu lassen. Könnten sich die betreffenden Regierungen, zu denen nun auch die von Frankfurt, Kurhessen, Koburg, Weimar, Sachsen hinzutreten dürften, bald entschließen, die Einladung dieser ständischen Notabeln zugleich von sich und in Verbindung mit der Heidelberger Kommission ausgehen zu lassen, so würde die ganze Sache einen noch viel ebeneren Verlauf nehmen."

Bisher hatte sich alles über Erwarten gut entwickelt. Wie bei Gervinus so hatte Gagern auch bei seinem Bruder Heinrich vollstes Verständnis dafür gefunden, daß entschlossenes und schnelles Handeln not tue, — daß, wie sich letzterer ausdrückte, „alle erhaltenden Kräfte Deutschlands zusammengefaßt werden müßten zum Zweck der Abwehr der Revolution im Inneren und der von Frankreich aus drohenden revolutionären Propaganda, daß aber andererseits die Regierungen nicht mißtrauisch gegen die berechtigten Forderungen der Nation, sondern in wesentlicher Übereinstimmung mit ihr sich an die Spitze stellen müßten." Wenn ein Mandat zur Leitung der wichtigsten nationalen Angelegenheit, der Verfassungsumgestaltung, einträchtig von den kleineren Staaten zuerst ausging und zuerst angetragen wurde, konnten diese ihre selbständige Existenz rechtfertigen, sich wieder Achtung und Vertrauen erwerben und einen gewaltsamen Umsturz abwenden. Auch darüber waren die beiden Brüder einverstanden, daß das Ziel kein anderes sein könne als die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat mit einem Parlament und einer kräftigen Zentralgewalt. Für letztere schien ihnen Preußen um so mehr allein geeignet, als Österreich durch das System Metternich alle Sympathien in Deutschland

verloren hatte; zudem wurde der Kaiserstaat bald durch seine eigenen Angelegenheiten in Italien, Ungarn und Böhmen vollauf in Anspruch genommen.

Bereits in Darmstadt mußte Gagern die unliebsame Erfahrung machen, daß man ihm auf preußischer Seite nicht so entgegenkam, wie man dies wohl hätte erwarten sollen. Der preußische Gesandte am hessischen Hofe, Bockelberg, dem Gagern den Zweck seiner Mission ausführlich und offen mitteilte, gefiel sich in einer kleinlichen und unfruchtbaren Kritik. Der alte Gagern klagte über diesen „bocksbeinigen und dolirenden" Diplomaten in einem Berichte an seinen Sohn Fritz. Eine Nachschrift dieses Briefes meldet: „Omnia bene. Der Regent genehmigte die Vorschläge. Graf Lehrbach, den Heinrich lobt, geht mit Max heute Abend weiter, versehen mit allen Vollmachten."[1]) Aus Heidelberg berichtete dann Max an Fritz am 9. März: „Lieber Alter, meine Mission kennst Du; Nassau und Darmstadt suchen durch diese Verhandlungen den Regierungen die Leitung der gesetzlichen Bewegung für das deutsche Parlament zu erhalten. Die Begriffe sind noch unklar, aber die Zeit drängt und der gute Wille, meist überall, ist — wahrscheinlich. Drei Wochen werden über unsere Rettung oder unser Verderben entscheiden. Die alten Regierungen haben gegen sich:

1. Die nationale Opposition.
2. Die Bauern mit Lokalbeschwerden und mit lange verhaltenem Grimm gegen Polizei und Bureaukratie im bisherigen Gewande.
3. Die Proletarier, hoch und niedrig.

„Die beiden ersten Elemente sind nur mit schweren Opfern zu gewinnen; diese wollen wir Regierungen bringen." Dann folgt noch die wichtige Mitteilung: „Ich habe eben, auf meinen Kopf, dem preußischen Minister des Auswärtigen, Canitz, geschrieben. Den Herzog habe ich gebeten, dem Erzherzog Albrecht zu schreiben, dem Prinzen von Preußen; auch Deinem König. Doch mute ich Dir zu, dasselbe mündlich besser zu tun."[2])

Daß Gagern sich auf eigene Faust durch Canitz an Friedrich Wilhelm IV. wandte, zeigt, wie sehr er damals die Seele der Bestrebungen in Südwestdeutschland war, welche eine Reform des Deutschen Bundes in nationaler und einheitlicher Beziehung durch Preußen erstrebte. Das Schreiben, welches die erste Werbung des außerpreußischen Deutschlands zur Einleitung und Anbahnung des großen Werkes enthält, war zunächst veranlaßt durch das krittelnde Verhalten des preußischen Gesandten Bockelberg. Es lautete also:

---

[1]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 649; die Vollmacht für Lehrbach vom 8. März 1848 s. im Anhang III.

[2]) S. Leben II, 2, 650.

„In großen Gefahren des gemeinsamen Vaterlandes darf auch der Kleine, der Unberufene, der Nicht-Beauftragte selbständig handeln. Dies tue ich, indem ich Ew. Exzellenz von hier aus in Kenntnis setze, daß ich von S. H. dem Herzog von Nassau, meinem Herrn, mit der Sendung beauftragt bin, die zunächst mitten in der Bewegung liegenden Regierungen zu vereinigen zu einer freiwilligen Erklärung, ein deutsches Parlament für ihren Teil zu stande bringen zu wollen. Ew. E. haben wahrscheinlich hiervon schon durch Grafen Dönhoff Kenntnis, nachdem meine Regierung bereits vorgestern ihren Ständen erklärt hat, der Herzog werde das dritte von ihm gegebene Versprechen, das deutsche Parlament, sofort — soviel an ihm — erfüllen. Die Ursache, daß ich ohne Befehl mich geradezu an Ew. E. wende, ist, daß ich fürchte, Hr. von Bockelberg möchte seinerseits darüber nach Berlin ebenso engherzig berichten, als er sich gestern in Darmstadt auf meine Mitteilung äußerte.

„S. H. den Herzog habe ich gebeten — heute Nacht durch Expressen, sogleich an S. K. H. den Prinzen von Preußen eigenhändig zu schreiben, und ohne Zweifel erfolgt bald ein Gleiches von Darmstadt aus.

„Ich beschwöre E. E., überzeugt zu sein, daß weder in Wiesbaden noch in Darmstadt bei den Urhebern gegenwärtiger Sendung die Absicht oder ein Schatten von Hinterlist obwaltet, Preußen zu umgehen. Aber wir müssen handeln, gemeinsam hier handeln, die vaterländischen Geister heraufbeschwören durch jedes nur bei Gott zu verantwortende Mittel — sonst sind wir in wenigen Wochen verloren! Unsere westdeutschen Regierungen haben jetzt vor sich, wenn man will, gegen sich:

1. Die patriotische Opposition, die nationale, mehr oder weniger konstitutionelle, aber immerhin auf den deutschen Namen vertrauende.

2. Die Bauern mit ihren Lokal-Beschwerden, ihrem lange verhaltenen Grimm gegen unsere gottvergessene Polizei und Bureaukratie; diese plündern und sengen und brennen schon in mehreren Landstrichen und auf sie wirkt kein patriotisches Schlagwort mehr.

3. Die Proletarier der Städte, die rohen, seit Jahren verhetzten, wie wilde Tiere raubgierigen und auf Beute lauernden — doch nicht so schlimm als ihre Hetzer, die halbgebildeten Proletarier, die unter ihnen verteilt sind und nur auf ein Signal warten auf einen wunden Ort, wo sie ihre erste Werkstätte aufschlagen können.

Diese alle haben unsere Regierungen gegen sich: nur unter schweren Bedingungen können sie die beiden ersten Elemente für sich haben — diese wollen wir ergreifen, erfüllen, weiter nichts!

„Die Idee des deutschen Parlaments ist ganz unfertig, verzweifelt, fast unlösbar; aber es genügt der gute Wille, die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Der erste nassauische Entwurf ist in Darmstadt angenommen, bis

auf den 6. Punkt, der ausgestellt bleibt. Ich übersende E. E. mein eigenes Exemplar, auf meine eigene Verantwortlichkeit.

„S. M. der König kann uns nicht mißverstehen! Ist die Lage der Dinge im Norden Deutschlands im Innern besser, irren wir, sind wir zu ängstlich, nun so wollen wir Gott loben und uns unserer Schwäche schämen; wir urteilen nach dem, was wir hören, sehen und erleben. Können Sie eine stärkere Macht, eine bessere öffentliche Meinung, eine patriotischere Stimmung organisieren oder besteht sie bereits wirklich, so verlangen wir nicht besser, als daß sie sich zu uns verbreite, uns in die Strömung aufnehme, die das Schiff aus der steuerlosen Finsternis in den noch unbekannten Hafen bringe. Fassen Sie ein Herz zu uns, stellen Sie dem König vor, daß wir glauben, er könne uns retten, wenn er der Rheinprovinz und Westfalen in unserer Nähe und allen Provinzen dieselben deutschen Waffen, die eisernen und die geistigen, gäbe, denen wir uns anvertraut haben. Vielleicht hat der König unterdessen bereits getan, was wir hoffen. Wo nicht oder war es noch nicht dringend, so verwenden doch E. E. sich, daß der König einen Mann, der Seiner Gedanken und Entschlüsse kundig, Seiner Vertretung würdig, über Stuttgart nach München und weiter schicke, einen Mann, der uns entgegen komme. Jetzt hat jedermann guten Willen. In einer Stunde reise ich mit Graf Lehrbach nach Karlsruhe weiter; hoffentlich morgen nach Stuttgart.

„Entschuldigen E. E., was in diesen Zeilen Stürmisches, vielleicht Unschickliches ist, mit der Eilfertigkeit, der Ermüdung, aber auch dem Eifer und der treuen Anhänglichkeit an die deutsche Sache, sie mag gerettet werden, von wem sie wolle.“[1])

Die Antwort, welche Canitz am 12. März noch ganz „im Gefühl großstaatlicher Sicherheit“ absandte, behandelte Gagerns Mission etwas von oben herab und betonte im Hinblick auf die damals von der preußischen Regierung betriebene Fürstenzusammenkunft: „Kongreß und Parlament sind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein Monstrum.“

Während es der preußischen Diplomatie gelang, die Bedenken der badischen und württembergischen Regierungen gegen das Kongreßprojekt zu zerstreuen, sollte auch Gagern bei ihnen seinen Zweck erreichen, denn sie fürchteten, die neue Republik in Frankreich werde die Erhebung der radikalen

[1]) Das Schreiben ist datiert: Heidelberg, 9. März 1848, 4 Uhr nachmittags. Sein Inhalt und die Antwort von Canitz wurden zuerst bekannt durch die anfangs 1849 anonym erschienene Broschüre von Canitz „Die Kontrasignatur der Proklamation vom 18. März 1848,“ S. 23ff. Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution (Halle 1901) 75, ebenso wie Thimme (Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte XVI, 220) kennen nur diesen Abdruck. Eine größere Stelle des Schreibens war aber längst in dem Leben Friedrichs von Gagern II, 2, 650, publiziert. Ebenda, S. 706ff., eine Stelle aus der Antwort vom 12. März. Ich gebe letztere vollständig im Anhang III.

Parteien in Deutschland durch eine Diversion vom Rhein her unterstützen. Gegen diese Gefahr aber konnte nur Preußen Schutz gewähren.[1])

Ganz ohne Schwierigkeiten drang indessen Gagern in Karlsruhe nicht durch. Er langte dort am 9. März an und fand den Minister des Auswärtigen Alexander von Dusch im Hotel; das Amtsgebäude war vor wenigen Tagen niedergebrannt worden. Dusch zeigte sich den Vorschlägen Gagerns anfangs abgeneigt wegen der dadurch veranlaßten weiteren Diskreditierung des Bundestages. Er und auch der Minister des Innern Joh. Bap. Bekk faßten die Sache zu beschränkt auf. „Sie sind," urteilte Heinrich von Gagern, „schon so an die Bewegungen gewöhnt, daß sie die gegenwärtige großartige nicht davon zu unterscheiden wissen. Handeln tut not. Die Regierung in Karlsruhe," meinte Heinrich weiter, sei „mittelmäßig beraten. Man möchte den 5. Punkt ganz beiseite schieben; dies ist nicht klug, er ist wohlberechnet. Auf neue Dinge muß man gefaßt sein. Die großen Höfe werden freilich nicht gerne sehen, wenn man ihnen alles fertig gemacht bringt, daß ihnen nur Annahme oder Verwerfung bleibt."[2])

Zuletzt erreichte indessen Max von Gagern auch in Karlsruhe seinen Zweck; die Bedenken des Großherzogs wurden überwunden und Freiherr von Porbeck als Vertreter Badens der Gesandtschaft beigegeben. Über die Kompetenz des Parlaments und der Zentralgewalt wurden die leitenden Ideen festgestellt. Die Häupter der liberalen Parteien, mit denen Gagern gleichfalls sich besprach, erklärten sich bereit, die weitere Behandlung der Parlamentsangelegenheit den Regierungen zu überlassen, jedoch unter der Bedingung, daß letztere sich ernstlich damit beschäftigen würden, die Sache einzuleiten.[3]) Am Mittag des 10. März berichtete Gagern an seinen Bruder Heinrich: „Lehrbach macht seine Sache vortrefflich; beim Großherzog hat er das Wort geführt mit einer Würde und Bestimmtheit, wie ich sie nur wünschen kann. Ich sah gestern abend Welcker, Bassermann und Buhl in seiner Gegenwart und auch das ging gut. Heute früh war ich bei Soiron, Itzstein und Hecker. Ich bin mit allen fertig geworden, ja ich bin zufrieden, keine feindliche Festung im Rücken zu haben."

Daß sich Gagern und General Graf Lehrbach gemäß dem Wunsch der badischen Regierung noch von Karlsruhe aus den Auftrag zum Besuch der Höfe von Dresden und Berlin erbaten, erfüllte Heinrich mit frohen Hoffnungen. Er urteilte:

„So gewinnt die Sache Fortgang und bleibt in den Händen der Regierungen, wenn auch gleichzeitig teils am Bund die alten, geregelten Wege eingeschlagen werden, teils von seiten der nationalen Opposition

[1]) Vgl. Rachfahl, Deutschland a. a. O., u. Hist. Vierteljahrsschrift VI, 508ff.

[2]) Aufzeichnungen im Neuenbürger Familienarchiv.

[3]) S. Rachfahl in der Hist. Vierteljahrsschrift VI, 385.

beratende Zusammenkünfte stattfinden. Vor diesen fürchte ich mich jetzt nicht mehr, seitdem es mir über Erwarten gelungen, die Position 3 zu erfüllen. — Der preußische Geschäftsträger von Arnim[1]) in Karlsruhe, nicht so borniert wie Bockelberg, ist von allen Schritten unterrichtet; er will an den König schreiben. Die Karlsruher Regierung wird sich noch bei uns zu bedanken haben für die Diversion, die wir hier machen in ihren inneren Angelegenheiten."[2])

In Stuttgart, wo mittlerweile ein „ganz extrem liberales, aber nationales Ministerium" an das Ruder gekommen war, hatte Gagern bereits für seine Mission vorgearbeitet durch einen am 9. März von Heidelberg aus an den Prinzen Friedrich gesandten Brief.[3]) Am Abend des 10. März trafen Gagern und Lehrbach in Stuttgart ein. Am folgenden Morgen hatten sie Audienz bei König Wilhelm. In Anwesenheit des Ministers Römer setzten sie ihre Mission auseinander, worauf der König zu allem beistimmte und versprach, die Gesandtschaft durch einen Bevollmächtigten zu verstärken.

Als Gagern dann noch allein mit dem König verhandelte, zeigte sich, daß dieser noch weiter zu gehen bereit war. Der Monarch klagte zunächst über den Druck der Krone in so schwerer Zeit, schilderte die bedrohte Lage Süddeutschlands, wogegen nur Preußen Schutz gewähren könne, und die Notwendigkeit, durch konstitutionelle Reformen der Revolution jeden Vorwand zu nehmen.[4])

Gagern versprach dem Könige, dafür zu wirken, daß Preußen Garantien gebe, „namentlich seinem eigenen Volke dieselben Rechte und Freiheiten, die wir selbst schon haben und mit denen wir allein etwas ausrichten können". Als er dann bemerkte, daß die höchste Leitung, Hegemonie oder Kaiserkrone auf bestimmte Jahre, z. B. auf je 4 oder 5 Jahre, beschlossen werden könne, zeigte sich der König auch zu mehr bereit. Seine überraschende Erklärung, bei welcher der Monarch, wie Gagern später urteilte, vielleicht mit einem „geheimen Judasgedanken" vorging,[5]) lautete zuletzt

[1]) Lukas Sigismund von Arnim, geb. 2. Oktober 1813 zu Berlin als Sohn des Freiherrn Achim von A. auf Friedenfelde und der Elisabeth (Bettina), geb. Brentano, war 1840 in die diplomatische Laufbahn getreten und 1848 Geschäftsträger in Karlsruhe geworden. Er trat 1856 in den Ruhestand und starb 1890 zu Berlin. Diese Angaben verdanke ich der Güte des deutschen Botschafters in Rom, Exz. von Jagow, dem ich auch an dieser Stelle gebührenden Dank sage.

[2]) Aufzeichnungen im Neuenbürger Archiv.

[3]) S. den Text im Anhang III.

[4]) In diesem Sinne hatte König Wilhelm am 10. März seinen Abgesandten zu Friedrich Wilhelm IV., den Schriftsteller Wolfgang Menzel, instruiert. S. Menzels Denkwürdigkeiten (Bielefeld 1876) und Rachfahl, Deutschland, 76. Gagern erfuhr von dieser Sendung nichts.

[5]) Bekanntlich erklärte sich König Wilhelm bereits im August 1848 gegen einen preußischen Kaiser. (S. Menzel, Denkwürdigkeiten, 432) und ebenso im April 1849 s. A. Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben (Bremen 1877) 301.

so bestimmt wie möglich. „Preußen," rief der König aus, „ich will es unter dem erwähnten Vorbehalt für die Oberleitung der deutschen Angelegenheiten auch mit der erblichen Kaiserkrone".

Da auch der leitende Minister Römer mit Gagern vollständig einverstanden war, hatte die Feststellung des Resultats der Unterhandlungen keine Schwierigkeiten. Sie erfolgte noch am Abend des 11. März. Zugrunde gelegt wurde das, was sich bei den Verhandlungen zu Darmstadt und Karlsruhe als leitende Ideen ergeben hatte, nämlich:

„I. Der Wunsch, daß die Bevollmächtigten der drei bereits vereinigten Höfe, unterrichtet von den Ansichten und Entschlüssen Sr. Majestät des Königs von Württemberg und verstärkt durch einen Königlichen Bevollmächtigten, weiterhin gemeinschaftlich in München, Dresden und zunächst Berlin zusammen wirken sollten.

„II. Es wurden bezeichnet als Gegenstände der Kompetenz des künftigen deutschen Parlaments als einer Vertretung der Fürsten und Völker (nach der Seelenzahl etwa von 1:100000):

1. Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens.
2. Heerwesen und Volksbewaffnung.
3. Handel, Zollverein, Münzen, Maß und Gewicht.
4. Vertretung gegen das Ausland.

„III. Die beratenden Versammlungen über die Volksvertretung von Privaten sind zwar nicht zu verhindern, die hohen Regierungen werden sich aber bestreben, deren etwa zu weit gehende Wirksamkeit durch eigenes, kräftiges Handeln zu neutralisieren, um selbst an der Spitze der Frage zu bleiben."

Diese Ideen wurden in Stuttgart von König Wilhelm I. in der Hauptsache gebilligt. „Seine Majestät erkannte aber sogleich die Notwendigkeit, weitere und bestimmte Entschlüsse in Vorschlag zu bringen. Demnach bildet das deutsche Parlament zwar auch ferner die Grundlage der Verhandlungen, auch werden öffentliche Äußerungen durch die Organe der patriotischen, aber monarchisch deutschen Opposition als zweckmäßig erkannt. Se. Majestät der König halten es aber für unabwendbar zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes, daß die bis jetzt vereinigten Regierungen ihre Bereitwilligkeit erklären, die Leitung der deutschen Angelegenheiten demjenigen der höchsten deutschen Regenten anzutragen, auf welchen sich die vereinigten Stimmen fixieren, und Se. Majestät der König ist bereit, jene Leitung Preußen anzuvertrauen." Der Vorbehalt, unter welchem dieses Zugeständnis erfolgte, wurde, nachdem eine erste Fassung redigiert war, auf Wunsch des Königs noch in folgender Weise abgeändert: „Da es jedoch die Überzeugung der vereinigten Höfe ist, daß die Leitung Preußens nur dann möglich, die öffentliche Stimmung und Unterstützung von ganz Deutschland nur unter der

Bedingung dafür zu gewinnen sein dürfte, wenn Preußen seinem Volke im wesentlichen dieselben Rechte und Freiheiten verleiht, welche die süd- und westdeutschen Stämme bereits besitzen, so könnten die vereinigten Höfe sich nur unter obiger Voraussetzung einen Erfolg ihres gegenwärtigen Bestrebens versprechen."[1])

„Die Bevollmächtigten der vereinigten Höfe hoffen und erwarten, eine Eröffnung von Preußen möglichst bald in München oder Dresden zu erhalten, und die genannten Höfe[2]) würden im Falle der Zustimmung ihre Bevollmächtigten autorisieren, weiter nach Berlin zu reisen und, vereinigt mit den Bevollmächtigten möglichst aller deutschen Höfe, daselbst zu einem Beschluß zu kommen, sei es ein definitiver, sei es nur ein vorläufiger, in Erwartung der Zustimmung eines unterdessen von Preußen vorgeschlagenen Fürstenkongresses."

Indem Gagern seinen Bruder Heinrich von dem über Erwarten glücklichen Erfolg in Stuttgart benachrichtigte, fügte er hinzu: „Herr von Sternenfels wird von hier als Bevollmächtigter gleichfalls morgen nach München abgehen und gemeinschaftlich mit uns auf dieser Basis unterhandeln." In München oder Dresden wollte Gagern die Erklärung Preußens abwarten. Für den Fall, daß Preußen auf den Antrag nicht eingehen sollte, meinte Gagern, müßte die Leitung der süd- und westdeutschen Angelegenheiten dem Könige von Württemberg anvertraut werden. Bayern glaubte er mit dieser Perspektive in Schach halten zu können; die anderen Regierungen, dachte er, würden in ihrem eigenen Interesse von selbst beitreten müssen. „Unter diesen Bedingungen allein," fährt das Schreiben fort, „glaube ich auch die extremste Opposition in der Führung zu behalten. Die Bauernaufstände und wildesten Kräfte werden gebannt werden, wenn wir durch politische Schläge zur Einheit alles autorisieren, was für den deutschen Namen Sinn hat."

Mit der Stellungnahme Württembergs war die Mission Gagerns an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt. Noch am 11. März berichtete er zweimal seinem Herzoge, zugleich schrieb er unter Einschärfung der nötigen Diskretion auch an Gervinus über seine Erlebnisse in Stuttgart. Am wichtigsten aber war, daß Gagern an eben jenem Tage auch den preußischen Diplomaten Heinrich von Arnim, den er von Brüssel her kannte, über die Erfolge seiner Gesandtschaft genau unterrichtete.[3])

[1]) Die erste Redaktion hatte gelautet: „nur unter der Bedingung zu gewinnen ist, wenn Preußen seinem Volke dieselben Rechte und Freiheiten verleiht, welche die süd- und westdeutschen Stämme, außer Österreich, bereits besitzen, so würde ein förmlicher Entschluß der bis jetzt vereinigten Höfe gegenüber Preußen nur unter dieser Bedingung erfolgen können."

[2]) Die drei letzten Worte fehlen in dem mir vorliegenden Text.

[3]) Das Schreiben selbst ist leider nicht erhalten, aber in dem Briefprotokoll Gagerns ist ausdrücklich verzeichnet, daß er am 11. März aus Stuttgart dem Baron Arnim über die Erklärung des Königs von Württemberg berichtete.

Außerordentlich ermutigt und beruhigt wurde Gagern durch die Antworten, welche ihm am 12. und 13. März sein Herzog sandte. Dieser hob hervor, wie sehr er sich gefreut habe, in der Idee des württembergischen Königs dasselbe zu finden, was er tags zuvor an den Prinzen Wilhelm von Preußen geschrieben habe. In diesem höchst eindringlichen Briefe[1]) schilderte der Herzog in lebhafter Weise den totalen Umschwung, der sich während der Märztage in seinen Ansichten vollzogen habe. „Was ich vor wenigen Tagen radikal nannte, nenne ich heute monarchisch, denn es handelt sich von nichts anderem mehr als von dem Kampf der Monarchie gegen die Republik." Das einzige Mittel, das monarchische Prinzip in Deutschland zu retten, bestehe darin, daß die Fürsten sich an die Spitze der Bewegung stellten und so diese in die Hand zu nehmen suchten. Er beschwöre den Prinzen und durch ihn den preußischen König, auf die neuen Ideen einzugehen. Andernfalls sei der Zerfall Deutschlands unvermeidlich. Drei Teile würden sich bilden: Preußen, Österreich und die deutschen Staaten, welche die Einführung der neuen Reformen versprochen und nicht umhin könnten, sie zu halten.

Mit der Überbringung dieses Schreibens wurde Freiherr von Wintzingerode betraut, um in Berlin auf das Erscheinen Gagerns vorzubereiten, denn der Herzog wollte nicht, daß in München oder Dresden die Erklärung Preußens abgewartet werde, sondern daß sein Gesandter möglichst bald selbst in der preußischen Hauptstadt erscheine. Er kündigte dessen Eintreffen und Mission dem Könige Friedrich Wilhelm IV. durch ein unterwürfiges Schreiben am 13. März an.[2]) Daß diese Mission, objektiv betrachtet, eine antiösterreichische Tendenz hatte,[3]) fühlte der Herzog wohl. Er richtete deshalb gleichzeitig an den ihm sehr befreundeten Erzherzog Albrecht eine eingehende Rechtfertigung seines Standpunktes. Mit gewinnender Offenheit legt hier der Herzog dar, weshalb er sich an Preußen und nicht an Österreich gewandt habe. „Man hat in Deutschland," sagt er, „kein Vertrauen zu Euch," und es sei wahr, Österreich habe Deutschland vernachlässigt und Deutschland seiner auswärtigen Politik zum Opfer gebracht. Gehe jetzt wider Erwarten Österreich mit oder gar voran, so sei das um so besser. Er und seine Gesinnungsgenossen aber hätten sich nach Preußen gewandt, weil da sicher gehandelt werde. Ob Österreich seinen Völkern, wenn nicht alle, so doch manche der in Süd- und Westdeutschland bewilligten Freiheiten gewähren könne, entziehe sich seiner Beurteilung. Geschehe dies aber nicht, so entstehe ein Deutschland ohne Österreich, und wenn auch Preußen nicht annähme, ein Deutschland ohne Österreich und Preußen, vielleicht unter der Suprematie von Württem-

[1]) S. den vollständigen Text des sehr interessanten Schreibens im Anhange III.
[2]) S. den Anhang III.
[3]) Vgl. Rachfahl a. a. O., VI, 385—386.

berg. „Denn wir müssen voran, wir haben's versprochen und es ist auch unsere einzige Rettung."[1])

An die Erzherzogin Sophie, der Erzherzog Albrecht diese Ausführungen vorlegen sollte, richtete der Herzog noch ein besonderes Schreiben, in dem es hieß: „Ich beschwöre Ew. Kaiserliche Hoheit, wenden Sie Ihren ganzen Einfluß an, daß wir nicht von Österreich losgerissen werden. Es wäre furchtbar, aber es ist unvermeidlich, wenn man nicht auch dort das ganze System ändert. Verzeihen mir Ew. K. H., wenn ich offen rede. — Die Größe der Gefahr erlaubt keine Schminke der Worte, aber es kann kaum mehr die Rede davon sein, ob wir mit Österreich gehen, aber wohl davon, ob Österreich mit uns geht."[2])

Daß die habsburgische Monarchie infolge ihrer verschiedenartigen nationalen Zusammensetzung nicht fähig sein werde, in konstitutionelle Bahnen einzulenken, war damals in Süddeutschland allen Politikern, namentlich den Brüdern Gagern nicht zweifelhaft. Ohne subjektiv Österreich feindlich zu sein, verfolgten diese Männer doch ein Österreich feindliches Ziel, weil die Verwirklichung ihres konstitutionellen wie einheitlichen Programmes unmöglich von Österreich erwartet werden konnte; gemeinsame Gefahren und folglich Interessen wiesen sie zuerst an Preußen, nicht an das ferne Österreich.[3])

Man muß sich die damalige Lage vergegenwärtigen, um dem Programm der Gagern vollständig gerecht zu werden. Es galt in erster Linie, dem Fortschritt der immer mächtiger werdenden republikanischen Partei Einhalt zu tun, deren Sieg den gänzlichen Zerfall Deutschlands zur Folge haben mußte. Von der nahen Grenze Frankreichs, das seit der Februar-Revolution wieder ein offener Herd der Unruhen geworden war, drohten bewaffnete Einfälle. Die deutsche Bevölkerung der Grenzländer war in heftigster Gährung. Alle diese Gefahren bedrohten Preußen nicht minder wie Süddeutschland und deshalb rechnete man hier so fest auf Preußens Unterstützung und war bereit, sich ihm unterzuordnen, wenn es nur in die konstitutionelle Bahn einlenkte. Alle diese Argumente wirkten zusammen, um sich in den führenden Geistern Südwest-Deutschlands zu einer „preußischen Chance" zu gestalten. Bewußte und absichtliche Feindseligkeit gegen die altehrwürdige Habsburger-Monarchie war damit wohl bei einer großen Mehrzahl, aber sicher bei den Brüdern Gagern ebensowenig wie bei dem Herzog von Nassau im Spiele. Der Führer jener südwestdeutschen Politiker, Heinrich von Gagern, wollte vielmehr anfangs Österreich noch ehrenhalber an der Spitze Deutschlands lassen.[4]) Max von Gagern hat seinerseits damals wie später stets auf

[1]) S. Anhang III. [2]) S. Anhang III.

[3]) S. die Ausführungen Dönhoffs bei Rachfahl in der Hist. Vierteljahrsschrift VII, 227.

[4]) Vgl. oben S. 193, Anm. 4.

das schärfste hervorgehoben, daß das Projekt eines deutschen Bundesstaates unter preußischer Führung nicht aus feindseliger Stimmung gegen den Kaiserstaat hervorgegangen sei, sondern aus der „eisernen Logik des Bedürfnisses".

Nach dem überraschenden Erfolge in Stuttgart begreift man, wie Gagerns Vater keinen Zweifel mehr hegte, daß die Mission seines jüngsten Sohnes ihr Ziel sicher erreichen werde.[1])

Auch Gervinus gab sich frohen Hoffnungen hin, daß die Verhandlungen Gagerns über eine Bundesreform von einem günstigen Ergebnis begleitet sein dürften. Nachdem er am 13. März über den raschen Fortgang dieser Verhandlungen in der „Deutschen Zeitung" berichtet hatte, kam er nach Empfang der Nachrichten aus Stuttgart in einem Artikel vom 16. März auf die wichtige Angelegenheit zurück. „Die Überzeugung," heißt es hier, „daß unter allen Reformen, welche die Zeit gebietet, die Errichtung eines deutschen Parlaments die dringlichste und unaufschiebbarste ist, hat sich nicht nur des deutschen Volkes in den verschiedensten Kreisen bemächtigt, sondern auch die Regierungen, wenigstens die im liberalen Sinne neugebildeten im Süden, haben begonnen, in diesem Geist rasch zu handeln. Nassau, Hessen-Darmstadt, Baden waren gleich anfangs darüber einig, daß das Parlament ein wirklich deutsches werden müsse; durch eine rasche und einmütige Tätigkeit in Stuttgart, München, Dresden, Berlin u. s. w. durch Bevollmächtigte, die mit Aufträgen in diesem Sinne ohne Säumen dahin abgingen, ist ein schnelles Erreichen dieses ersten Zieles möglich gemacht. Auch über die allgemeinen Befugnisse des künftigen deutschen Parlaments waren die drei genannten Regierungen ganz einig; daß es eine wirkliche Vertretung der Fürsten und des Volkes sein solle (nach der Seelenzahl etwa von 1 zu 100 000), daß die deutsche Gesetzgebung, das Gerichtsverfahren, das Heerwesen und die Volksbewaffnung, Handel, Zollwesen, Münzen, Maß und Gewichte, dann die Vertretung der deutschen Nation gegenüber dem Auslande vor allem dieser Versammlung zugewiesen werden müsse, darüber konnte kein Zweifel bestehen, sobald man einmal entschlossen war, eine in Wahrheit lebenskräftige Institution zu begründen. Nur wenn die große Angelegenheit gleich anfangs mit allem Ernst und mit dem festen Hinblick auf das nationale Ziel ergriffen ward, konnte die Tätigkeit der Regierungen in dieser Sache auf populäre Unterstützung rechnen, nur dann konnte eine engere Beziehung eintreten zwischen

[1]) Am 13. März schrieb er aus Darmstadt an Fritz: „Graf Lehrbach sendet alle Augenblicke befriedigende Stafetten. Der König von Württemberg trat nicht nur vollständig bei, sondern will auch selbst in Berlin das Vorwort führen. Kaum wird es dessen bedürfen. Der König von Preußen wird sich wohl herbeilassen. Seine Minister führen ganz diese Sprache. Unter diesen Umständen wird wohl auch in München wenig Widerstand sein."

den Bestrebungen, wie sie in diesem Augenblick die liberalen Regierungen verfolgen, und denen, welche die Heidelberger Versammlung und ihr Ausschuß sich vorgesetzt haben.

„Mit diesen Grundlagen ist denn auch Württemberg vollkommen einverstanden. Auch tauchte bei den Beratungen in Stuttgart der so nahe liegende Gedanke auf, die Leitung der deutschen Angelegenheiten in diesem kritischen Augenblicke einer einzigen Regierung zu übergeben. Natürlich kann diese Hegemonie nur eine freiwillig anerkannte, mit allgemeiner Zustimmung übertragene sein; daß sie einem Staate übergeben werden muß, dessen nationale und politische Stellung zu einem solchen Verhältnis berechtigt, versteht sich von selbst. So ist auch, wie wir hören, von gewichtiger Seite Preußen als der Staat bezeichnet worden, dem diese ebenso schwierige als beneidenswerte Verantwortlichkeit übertragen werden müsse. Aber freilich nicht das alte bureaukratische Preußen, sondern nur ein durch verfassungsmäßige Freiheiten verjüngter, durch die begeisterte Zustimmung des Volkes getragener Staat kann einer solchen Mission genügen.

„Die Einheit, die wir in Deutschland aufzubauen im Begriffe sind," betont Gervinus in seinem Artikel weiter, „muß in der gleichmäßigen inneren Freiheit ihre möglichste Stütze finden. Aus einer bunten Zusammensetzung verschiedener Länder mit verschiedenen Rechten und Freiheiten wird nimmer eine deutsche Nationalvertretung hervorwachsen können; es bedarf bei aller Mannigfaltigkeit der Individualitäten zuerst einer höhern Einheit politischer Rechte, in der sich die getrennten Stämme wieder einträchtig zusammenfinden. Nur wenn Preußen diesem Rufe folgt, nur wenn dort dieselbe Reform, um die sich eben Süd- und Westdeutschland einmütig geschart, vollständig und unverzüglich eine Wahrheit wird, nur dann wird Preußen auf die populäre Unterstützung rechnen können, die zur Erfüllung einer solchen Aufgabe die erste Bedingung ist. Ein absolutes, ein altständiges Preußen wird zu der Entwicklung im Süden und Westen Deutschlands allmählich in dasselbe Verhältnis geraten wie jetzt Österreich, das bei aller Größe seiner geschichtlichen Erinnerung, bei allem noch wirklich vorhandenen Umfang der Kräfte in dieser nationalsten aller Fragen ohne Einfluß dasteht. Gern reicht Deutschland auch dem österreichischen Stamm die Bruderhand; aber mit dem System Metternichs, dem unverbesserlichen, ist jedes Zusammengehen, jede Kapitulation unmöglich.

„Wie wir hören, werden die vier deutschen Regierungen, die sich der großen Angelegenheit bis jetzt angenommen haben, in diesem Sinne handeln; man wird sich vergangener Rivalitäten entäußern, aber auch offen und unumwunden den Kreis bezeichnen, innerhalb dessen ein einträchtiges Handeln allein möglich ist. Der konstitutionelle Süden ist bereit, jede Schranke wegzuräumen, die ihn von dem Norden trennt; es ist jetzt an dem Norden, das Gleiche zu tun. So wie die Sachen bis jetzt liegen, wird

etwas in jedem Falle geschehen; wie viel oder wie wenig, davon liegt ein großer Teil der Hoffnungen oder Befürchtungen auf Preußen. Bis jetzt ist noch nichts geschehen, was auf eine Wiedergeburt rheinbündischer Spaltung hinwiese; an Preußen liegt es, auch für die Zukunft dieses Unheil von Deutschland abzuwenden."

Gagern selbst hatte noch am 11. März der „Allgemeinen Zeitung" in einer Korrespondenz aus Stuttgart über den dort errungenen Erfolg berichtet. „Mit Freude und Stolz" wies er hier darauf hin, daß durch „ein großmütiges Entgegenkommen" König Wilhelms ein vollkommenes Einverständnis unter den bis jetzt vereinigten süddeutschen Höfen herbeigeführt sei. Alles komme jetzt auf die Haltung Bayerns an. Dem Könige Ludwig I., so schloß die Korrespondenz, „der bereits durch eine wahrhaft patriotische Proklamation seinem Volke die herrlichsten Freiheiten verkündet hat, scheint es in der gegenwärtigen Frage vorbehalten, durch freien, großherzigen Entschluß die Rettung Deutschlands zu sichern".

Die Zustimmung Bayerns zu gewinnen, war Max von Gagern mit Graf Lehrbach seit dem 12. März in München eifrig tätig. Die Operationen auf dem dortigen „steinigen Boden" gestalteten sich um so schwieriger, als ein Minister des Auswärtigen gar nicht vorhanden war. Der beim Könige (nicht bei dem Kronprinzen) in Ungnade gefallene Fürst Ludwig Oettingen-Wallerstein wurde samt dem ganzen sogenannten „Lola-Ministerium" gerade am 12. März seiner Funktionen enthoben. Es herrschte eine grenzenlose Verwirrung: „Niemand wußte, wer Koch oder Kellner sei". Am Morgen des 13. März hatte Gagern Unterredungen mit dem Fürsten Leiningen und auf dessen Rat auch mit dem neuen Minister des Innern Freiherrn Gottlieb von Thon-Dittmer. Am gleichen Tage, nachmittags 3 Uhr, wurden Gagern und Lehrbach von dem Könige Ludwig I., dem Gagern durch ein eigenhändiges Schreiben des Herzogs von Nassau empfohlen war,[1]) in Audienz empfangen. Da aber nichts vorbereitet war und der König die Gesandten mit Verweisung an den Bundestag abspeisen wollte, beschränkten sich diese darauf, die Stuttgarter Punktation zu überreichen und einstweilen ihre Überzeugung auszusprechen, „daß rascher und unmittelbarer gehandelt werden müsse". Ludwig I. nahm die Punktation entgegen und erklärte, sie reichlich überlegen zu wollen. Graf Lehrbach stieß bei dem Kronprinzen in einer vertraulichen Besprechung auf die größten Schwierigkeiten. Der Kronprinz meinte, der König von Preußen werde auf die Voraussetzung nicht eingehen, folglich entbehre die Unterhandlung der Basis. Sehr hinderlich war auch, daß die Bevollmächtigten des badischen und württembergischen Hofes unbegreiflicherweise noch nicht in München eingetroffen waren.[2])

---

[1]) S. den Text dieses wie des Schreibens an den Kronprinzen im Anhang III.

[2]) Sie langten erst am 15. März an.

Da zunächst niemand vorhanden war, an den man sich wenden konnte, um in so wichtigen Staatssachen rasch und direkt zum Ohr des Königs zu gelangen, entschloß sich Gagern am 14. März, dem Monarchen ein von ihm verfaßtes Promemoria über die Lage der Dinge und ein auf die besonderen Ansichten Sr. Majestät berechnetes Schreiben unmittelbar zu übersenden.

In dem Promemoria schilderte er mit lebhaften Farben die Gefahr der Lage, die Macht des nationalen Gedankens; da man auf Österreich weder hoffen noch volle Rücksicht nehmen könne, müsse das übrige Deutschland sich selbst helfen. Es sei dazu auf dem Wege. Der Gedanke des deutschen Parlamentes sei geboren und werde nicht wieder untergehen. „Die klügsten und mutigsten Fürsten haben ihn selbst ausgesprochen, sie haben auch die Folgen durchblickt. Ein Parlament ohne Oberhaupt ist ein Ungeheuer, ist die Republik und die Anarchie.“ Die deutsche Nation erwarte, daß die Fürsten dem gesamten deutschen Vaterlande ein Haupt gäben, so sei in die Hände des Königs von Bayern heute das Schicksal von ganz Deutschland gelegt. „Gott gestalte sein Herz.“ . . . Noch eindringlicher und feuriger sprach sich Gagern in seinem Begleitschreiben an den König aus. In geschickter Weise verwertete er hier historische Reminiszenzen. „Hochherziger, allergnädigster König und Herr! Wie einst ein erster Ludwig der Bayer mit dem Österreicher versöhnt ein brüderliches Bett teilte, so reiche ein zweiter Ludwig der Bayer in schweren Vaterlandsgefahren dem Burggrafen von Nürnberg, dem königlichen Freund und Bruder, die Hand und bringe ihm die Kaiserkrone!“[1])

Gagerns Appell blieb wirkungslos. Das Ministerium wollte sich auf nichts einlassen, König Ludwig aber rief dem Führer der süddeutschen Gesandtschaft zwei Tage vor den Wiener März-Ereignissen energisch entgegen: „Nicht ohne Österreich!“

Am 16. März schrieb Gagern dem Herzog von Nassau: „Ew. Hoheit haben in dem Schreiben an den Prinzen von Preußen die kühnsten Hoffnungen Ihrer kühnsten Untertanen erfüllt und übertroffen. Da ist es eine Freude und ein Stolz zu dienen; aber ich bedarf auch eines so kühnen und sicheren Rückhalts, denn je näher die Entscheidung, desto mehr wachsen die Gefahren. Abends bei dem Tee der Königin konnte ich merken, daß der König alles (das Promemoria vom 14. und den Begleitbrief) gelesen hatte, insbesondere aus den beiden Äußerungen: ‚Nicht ohne Österreich‘ und ‚1 zu 100 000 Köpfe Nationalvertretung ist viel zu viel, so habe ich es nicht verstanden‘. Trotzdem war der König gnädig. Abends spät hatte ich auf Veranlassung des Fürsten Leiningen eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Wallerstein, wie ich glauben mußte, im Auftrage des Kronprinzen. Dieser schlaue, aber charakterlose, beim Könige in schwere Ungnade

[1]) S. den vollständigen Text der beiden merkwürdigen Aktenstücke im Anhang III.

gefallene Exminister suchte auf alle Art mir beizukommen und zu erforschen, ob nicht für Bayern, d. h. für den Kronprinzen, eine Rolle abzukarten sei.“ [1])

Aber die Audienz bei dem Kronprinzen von Bayern berichtet Gagern dem Herzog von Nassau mit lakonischer Kürze: „Se. königliche Hoheit ging auf unseren Plan gar nicht ein und verkennt ganz die Lage der Dinge.“ Er meldet dann weiter: „Der neue Minister des Auswärtigen Graf Waldkirch ist ein Spaßmacher und doch ein trauriges Subjekt. Er will alles am Bundestage abmachen und auf weitere Fragen sich gar nicht einlassen. Fürst Wallerstein ließ mich zu einer zweiten Unterredung einladen, ich erklärte aber, daß es sich mit unserer Pflicht und Stellung nicht vertrage, wenn wir auch nur den Schein einer Intrigue auf uns lüden. Dies erklärte ich wiederholt, als man mich zu sofortiger Abreise bestimmen wollte. Die Gefahr unserer Lage besteht nämlich darin: Man scheint den König nicht für vollkommen geisteskräftig zu halten oder halten zu wollen. Eine Monomanie in Beziehung auf die Spanierin scheint obzuwalten. Die Verblendung des Königs über die Lage ist unglaublich. Geachtet sind nur Prinz und Prinzessin Luitpold und Prinz Karl. Der Kronprinz hat wenig Kredit.

„Leider fürchtet man, der König wolle die Parlamentsfrage, die er nur versprochen, den Ständen vorzulegen, durch diese verwerfen lassen; er rechnet dabei auf die national-bayerische Partei. Ich hoffe und glaube jedoch, er irrt sich. Es wäre sehr schlimm und könnte die Gefahren für seine Autorität und für seine Person nur vermehren. Was in letzter Beziehung geschehen wird, weiß kein Mensch! Ich fürchte, der Kronprinz wird mit Fürst Wallerstein einen Campagne-Plan machen, von dem ich keinen Teil auf meinem Gewissen haben möchte. Obgleich allerdings die Lage für den Thronerben schwer, so wäre doch zu verlangen, daß er sich mit ehrenwerten Räten umgebe, die so große Verantwortlichkeit durch die Bürgschaft ihres Namens mit ihm teilten. Die Parlamentsfrage mag und wird hier ihren natürlichen Gang durch die Stände nehmen. Ich helfe aber, dafür zu sorgen, daß sie nicht durch Wallerstein, sondern durch den Minister Baron Rotenhan und durch einige der tüchtigsten Reichsräte durchgefochten werde. Man ist mir von dieser Seite sehr dankbar für das, was ich direkt bei dem Könige getan, und die Politik, die Ew. Hoheit vertreten, bringt also auch hier schon Segen.

„Baden hat sich sehr schlecht und geradezu perfid benommen; sie haben uns dort veranlaßt, Kreditive für Dresden und Berlin zu verlangen,

[1]) In einem Berichte Gagerns vom 14. März heißt es: „Daß man hier sich wegen des deutschen Parlaments auf den Bundestag würde beschränken wollen, daß man jedenfalls lieber ein süddeutsches Drittelreich unter bayerischem Vorsitz würde zu erreichen suchen, war vorauszusehen. Aber das ist eine Unmöglichkeit wegen Württemberg und auch an sich nicht wünschenswert noch ausführbar.“

und schicken sogar einen Abgesandten dahin mit uns ab, aber ohne Vollmacht, in irgend einen Punkt einzugehen, also mit einer Instruktion ohne Inhalt. Sie werden es aber bereuen, denn in Baden ist die Opposition mächtiger als die Regierung und vielleicht wird dies auch bald den letzten Stoß geben, den die Mittelmäßigkeit des Herrn von Dusch verdient."

Infolge der Haltung Badens, das ehrgeizige Absichten Württembergs witterte, wurde das in Stuttgart aufgesetzte Promemoria am 16. März nur im Namen von Nassau, Hessen-Darmstadt und Württemberg der bayerischen Regierung übergeben.[1]) Am Mittag des genannten Tages hatte Gagern „auf wiederholtes Andringen und angebliches Veranlassen des Kronprinzen" eine weitere Unterredung mit dem Fürsten Wallerstein, wobei dieser ein Schriftstück aufsetzte,[2]) um dadurch den Kronprinzen zur Befürwortung der Mission und Absendung eines bayerischen Bevollmächtigten nach Dresden zu bewegen. „Gegen dieses Stück," bemerkt Gagern in seinem Bericht an den Herzog von Nassau, „ist nichts einzuwenden, als daß unterdessen eine offizielle Antwort des auswärtigen Ministers erfolgt ist,[3]) wodurch jede Teilnahme an anderen Verhandlungen als am Bundestage abgelehnt wird. So hat sich denn Bayern von uns getrennt und seine Absicht zu erkennen gegeben, das gegebene Versprechen auf das geringste Maß zurückzuführen. Übrigens kann man von Bayern als einer Regierung kaum mehr sprechen, denn niemand hält die Zügel der Autorität zusammen in einer Hand. Das Ministerium ist ganz null und die Kammern sind vor der Türe; sie sind schon anwesend, nur nicht eröffnet. Soeben, neun Uhr abends, schlägt der Generalmarsch." Es war der Volksaufstand, der sich gegen das Haus der Lola Montez richtete. Während des Tumults kam Fürst Wallerstein zu Gagern, um ihm angeblich im Namen des Kronprinzen zu sagen, daß dieser es nunmehr bedauere, nicht auf die gestrigen Vorschläge eingegangen zu sein; er ersuche, die nach der ablehnenden Antwort Waldkirchs auf den 17. März festgesetzte Abreise zu verschieben, da er es beim Könige durchzusetzen hoffe, daß der Gesandtschaft doch noch in der Person des Herrn von Verger ein Vertreter Bayerns nach Dresden mitgegeben werde. Gagern traute diesen Eröffnungen noch nicht, es schien ihm nur so viel gewiß, daß „Fürst Wallerstein sich alle Chancen offen halten wollte". Die Einladung, noch in München zu bleiben und weiter zu verhandeln, hielt er für eine Folge der aufsehenerregenden Nachrichten von den in Trier ausgebrochenen Unruhen.

Es wirkte alles zusammen, die Nachrichten aus Preußen und aus Österreich wie die Unruhen in München selbst, um eine Sinnesänderung in den leitenden Kreisen herbeizuführen. Am Morgen des 17. lud Graf

[1]) S. den Text im Anhang III.
[2]) S. den Text im Anhang III.
[3]) S. Anhang III.

Waldkirch die Mitglieder der Zirkulargesandtschaft zu einer neuen Besprechung, in welcher er erklärte, der König habe seine Absicht geändert und sei geneigt, nicht allein den bis jetzt aufgestellten Grundzügen salva modificatione beizutreten, sondern auch einen Bevollmächtigten in der Person des Baron Berger in gleichem Sinne an die Höfe von Berlin und Dresden abzusenden.[1])

Nachdem der Auftrag der Zirkulargesandtschaft schon gescheitert, kam so in letzter Stunde dennoch eine Vereinbarung zustande. Dies, seine eigenen Verhandlungen und die sonstigen Vorgänge in München schildert Gagern dem Herzog von Nassau in einem Bericht vom 18. März, der deutlich die aufregende und verworrene Lage jener Tage wiederspiegelt. Es heißt hier: „Durch einen Maueranschlag im Namen des Königs mußte gestern morgen die Spanierin vogelfrei erklärt werden; und dennoch zweifelt niemand, daß der König weiß, wo sie ist! Unterdessen rückt die Stunde der Entscheidung immer näher. Man beriet schon gestern in offiziellen Kreisen, wie man vom König entweder ein gleichartiges, verantwortliches Ministerium oder die Abdikation erzwingen könne. Über diese Alternative sind selbst die ruhigsten Leute, Staatsmänner und Reichsräte einig. Es ist traurig, ja ich schäme mich, in so trockenem Tone ein solches Ereignis zu verkünden. Ein König, dessen Geist so große Werke wie wenige Sterbliche in Jahrtausenden geschaffen, so tief gefallen! Aber freilich durch schwere Sünden!

„Verzeihen Ew. Hoheit diese Abweichung vom Gegenstande meiner Aufträge und Meldungen, aber der Blick in das Innere des königlichen Hauses ist erschütternd! Der Kronprinz, dem es an Herz und Geist zu fehlen scheint, ein Gelehrter, ein politischer Roué, ein Greis vor den Jahren, in so schwerer Zeit gegen den Vater gestellt — das alles muß fürchterlich enden. Um die Verwirrung vollständig zu machen, kam gestern die große Deputation der Pfälzer, 75 an der Zahl, um hinter ihren Abgeordneten Sturm zu laufen. Der König wird sie heute sehen müssen, lauter persönliche Feinde. Im Interesse unseres Auftrages suchte ich mit einigen ihrer Herren die Parlamentsfrage und die deutsche Sache nach unserem Plan zu vereinbaren. Der Abgeordnete Willich von Frankenthal, einer der sieben Heidelberger, hat deshalb förmliche Verpflichtungen übernommen und ich hoffe, noch andere zu gewinnen. Aber es sind sehr erhitzte Köpfe, die dazu glauben, die Altbayern hier nach ihrem Kopfe glücklich machen zu müssen. Einen nicht weniger schweren Stand hatte ich gestern im Hauptquartier der ultramontanen Partei, im Görres'schen Hause. Da hätte man mich fast gänzlich mißverstanden und aufgegeben. Aber der Gedanke, der unserer Politik zu

[1]) Vgl. im Anhang III den Text der Vereinbarung und den Bericht Lehrbachs vom 18. März 1848.

Grunde liegt, ist so grandios einfach, von solcher logischer Gewalt, daß jede Intrigue, jede Verdächtigung daran scheitern muß. Ich sage nur immer: Wer's besser weiß, wer's besser machen kann, mehr Stimmen vereinigen, mehr Sicherheit geben kann — der trete hervor, ich mache ihm Platz.

„Die Reihenfolge der politischen Gedanken und die naheliegende Entwickelung der Dinge sind in einem Programm niedergelegt, vor dem ich selbst schaudere, dem beifolgenden sog. Kompromiß,[1]) mit dessen zweiter Hälfte ich für nötig fand, die Geister zu schrecken und zum Entschluß zu bringen. Daß diese Umrisse der Wirklichkeit entnommen, daß das zweite Stück bereits neben dem ersten spielt, hat die Köpfe zur Besinnung gebracht. Davor hat Wallerstein (Kronprinz) das Gewehr gestreckt, votre programme est le mien, aber auch bessere Leute haben es angenommen und bei Fürst Leiningen reichten sich darüber gestern mittag die Reichsräte Graf Giech, Niethammer, Exminister Zu Rhein, aber auch selbst Graf Arco-Valley (ultramontan und Altbayer) die Hand zur Verständigung. Auf den Schrecken wurden auch gestern unsere Verhandlungen wieder fortgesetzt und Herr von Berger wird von hier mit nach Dresden gehen, wohin nun auch von Preußen auf den 25. die Besprechungen verlegt sind. Wir drei Bevollmächtigten reisen heute nachmittag dahin ab, nämlich Hessen und Württemberg zugleich mit mir. Der Badener ist vorangereist, um vielleicht gegen uns einzunehmen. Aber vergebliche Mühe! Sachsen wird froh sein, beizutreten, und die Ereignisse von Wien und Berlin können der Sache jeden Augenblick die Entscheidung bringen. In Dresden hoffe ich von Ew. Hoheit gute Nachrichten und Befehle vorzufinden. Preußen fängt, wie es mir scheint, sich zu nähern an. Ich habe viel für sie getan, das darf ich selbst sagen; aber nicht ihretwegen, das sollen sie in Dresden oder Berlin erfahren. Schenken Ew. Hoheit mir nur noch vier Wochen das versprochene unbedingte Vertrauen und lassen Sie dann, wenn es schlecht gehen sollte, Ihren Diener in Frieden fahren."

Am Abend des 19. März trug Gagern in einem zu Reichenbach in Sachsen geschriebenen Berichte an den Herzog von Nassau noch einiges aus den letzten Stunden zu München nach: „Der preußische Gesandte Graf Bernstorff teilte mir eine Depesche seines Hofes vom 13. mit, woraus hervorgeht, daß sich Preußen wirklich auf die Parlamentsfrage einläßt, dabei sogleich die Notwendigkeit *einer* höchsten Leitung andeutet und wegen der Verhandlungen nochmals einen Kongreß am 25. nach Dresden vorschlägt. Da nun aber ein Fürsten- oder Ministerkongreß von mehreren Höfen schon abgelehnt ist, so fragt es sich, ob er noch zustande kommt und ob unsere Mission, verstärkt durch Herrn von Berger, dazu als Kontingent

[1]) S. den Text im Anhang III und ebenda den erläuternden Brief von Max an Heinrich vom 18. März.

erscheinen könnte? Auf der Durchreise durch Plauen erhielten wir die ersten Nachrichten von der preußischen Minister-Veränderung (Camphausen, Auerswald und Beckerath), wenn sie sich bestätigt. Diese Ereignisse vereinigen die Fäden immer mehr in einen Knoten. Aus München habe ich noch das zu erwähnen, daß Prinz Luitpold mich in der letzten Stunde zu sich bitten ließ, um ihn, ganz einig mit dem Kronprinzen, über unsere Sendung und die Preußen zugedachte Stellung aufzuklären und zu beruhigen."

Bei den anstrengenden sechstägigen Verhandlungen in München, durch die eine kostbare Zeit verloren ging, hatte Gagern keine Muße gefunden, seiner Gemahlin zu schreiben. Erst am Tage der Abreise (19. März) konnte er in wenigen Zeilen das erzielte Kompromiß melden. „Das Weitere," meinte er, „wird der liebe Gott selbst lenken. Ich habe große, schwere Dinge erlebt und selbst getan, aber ich handle nach Überzeugung, offen, kühn und es ist eine große Sache, die auf meinen Schultern lastet! Denke Du recht herzlich an mich, bete für mich mit den Kinderchen, daß alles gut werde. Ich bin sehr angegriffen und kann fast nicht schlafen vor Eifer und Sorgen! Aber ich bin wohl und mit mir klar. P. S. Die Arndts grüßen Dich; Lasaulx ist meine Stütze bei den Katholiken, die mich fast mißverstanden hätten. Er ist Gold; ich hoffe, Du lernst ihn kennen." [1])

Auf der Reise nach Dresden, wo Gagern am 20. März, 4 1/2 Uhr nachmittags, eintraf, erhielt er die erste nähere Kunde über die Märzkatastrophe zu Berlin, welche seiner Gesandtschaft die Spitze „wenn auch nicht abbrechen, so doch sehr krümmen" sollte. „Die Ereignisse," so schrieb er von dort

---

[1]) Lasaulx äußerte sich damals äußerst pessimistisch über die Zukunft Deutschlands. Er hatte keine Hoffnung, daß die Wiederherstellung der deutschen Einheit gelingen werde. Als er am 1. August 1851 seine Abhandlung „die Geologie der Griechen und Römer, ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte" (Separatabdruck aus den Abhandlungen der Bayerischen Akademie, München 1851) an Gagern übersandte, schrieb er ihm: „Beifolgend eine Abhandlung über die Geologie der Alten, deren Inhalt Dich wenigstens teilweise interessieren wird, auch wegen dessen, was darin more academico zwischen den Zeilen steht. Ich habe den Gegenstand lange mit mir herumgetragen und glaube, daß einige Momente darin wohl einer ernsten Erwägung wert seien. Den Schlußgedanken habe ich in anderer Form schon am 12.—13. März 1848 gegen Dich ausgesprochen und gegen Deine damals frohen Hoffnungen meinen Unglauben geltend gemacht; was wir seitdem erlebten, finem Germaniae, hat meinen Pessimismus leider bestätigt. Einen Moment lang suchte ich mich zu besseren Hoffnungen anzuspornen; nach der Ermordung des alten Feldherrn [Friedrich von Gagern] aber, auf den ich dabei vor allen anderen gerechnet hatte, ist es mir nicht mehr gelungen. Daß Du mir einen Abguß des Denkmals schicken willst, welches Du ihm errichtest, dafür habe zum voraus meinen herzlichsten Dank. Auch an dem weiteren Unglück, welches Dich nach dem Tode Deiner seligen Frau getroffen hat, habe ich innigen Anteil genommen; dergleichen reinigt und löst die Seele ab von den Dingen dieser Welt, auf die kein Verlaß ist. Wie immer Dein alter Freund Ernst Lasaulx."

an den Herzog von Nassau, „brechen von allen Seiten so schwer, so unerhört auf uns ein, daß jeder Entschluß durch neue Möglichkeiten bedingt ist. Auch hier ist kein Minister des Äußeren. Wir hatten eine Unterredung mit dem Kanzleichef, der uns sehr zu dem Ministerkongreß hier zu behalten wünscht, den sein Hof besonders betreibt. Wir erwarten jedoch den preußischen Bevollmächtigten hier morgen nur in der Absicht, womöglich mit ihm und dem hiesigen in Berlin aufzutreten und nach der Lage der Dinge dort zu handeln. Hoffentlich sind wir übermorgen den 22. spätestens in Berlin, von wo aus ich den Kurier zurückzusenden beabsichtige. Hier ist alles leidlich ruhig. Die Regierung nur zu beruhigt." Diese alsbald nach der Ankunft geschriebenen Zeilen spiegeln den ersten Eindruck wieder. Kurz nachher erhielt Gagern Nachrichten aus Berlin, welche ihm den Gedanken nahe legten, unter Zurücklassung seiner Begleiter Lehrbach und Sternenfels selbst sofort nach der preußischen Hauptstadt aufzubrechen, um sich Klarheit über die dortigen Ereignisse zu verschaffen. Die tollsten Nachrichten waren darüber in Dresden verbreitet. Es hieß, der König und der Prinz von Preußen seien getötet. Furchtbare Straßenkämpfe hätten stattgefunden. Die Aufregung, die Wut der sächsischen Bevölkerung gegen das durch preußische Truppen geübte Blutvergießen spottete jeder Beschreibung. Noch nie hatte er eine solch revolutionäre Sprache gehört. In den ärgsten Beschimpfungen erging man sich gegen die ganze Dynastie der Hohenzollern. Alle Hoffnungen, die Gagern bisher auf moralische Eroberungen Preußens bei den deutschen Liberalen durch Entgegenkommen gegen die volkstümlichen Forderungen gesetzt hatte, schienen vernichtet durch die Art, wie die Radikalen die Berliner Vorgänge ausnutzten.

Daß in Berlin außerordentliche Dinge im Werke sein müßten, hatte Gagern schon vorher geahnt. Jetzt beschloß er zu handeln. Nach einer allgemein gehaltenen Absprache mit den neuen sächsischen Ministern Braun und von der Pfordten entschloß er sich noch spät am Abend des 20. zur schleunigen Abreise nach Berlin.

Es war die von Wien anlangende Schreckenskunde, daß auch dort die Revolution gesiegt, welche die Dinge in der preußischen Hauptstadt in Fluß gebracht hatte. Nachdem an der Donau das alte morsche System zusammengebrochen war, konnte die bisherige „langsame Gangart" der Reformpolitik auch an der Spree nicht länger beibehalten werden, sollte nicht Preußen völlig isoliert und den sich nähernden süddeutschen Regierungen ein Zusammengehen mit ihm unmöglich gemacht werden.[1]) Nach-

[1]) Vgl. Koser, Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution, in der Hist. Zeitschrift LXXXIII, 74.

dem am 17. März der Ministerrat die Aufhebung der Zensur und ein besseres Preßgesetz beschlossen hatte, entwarf Bodelschwingh in der Nacht vom 17. auf den 18. März ein Patent, welches für die Reform der preußischen wie der deutschen Verhältnisse alles gewährte oder doch in Aussicht stellte, was die neue Zeit forderte. Mit dem Landtage der schon auf den 2. April einberufen wurde, wollte Friedrich Wilhelm IV. eine neue Verfassung für Preußen wie für Deutschland beraten. Durch die großen Ereignisse in Wien, so wurde erklärt, finde sich der König bewogen, laut und unumwunden die Vorschläge für die Regeneration Deutschlands auszusprechen, die er seinen deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen habe. „Vor allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Vereine der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder notwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinandersitzen. Wir verlangen eine allgemeine deutsche Wehrverfassung und werden beantragen, solche im wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere — Preußens — Heere in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen. Wir verlangen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Zeit eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen werde.“ Weiterhin wird für die von Preußen anzuregende Bundesreform in Aussicht gestellt: ein Bundesgericht zur Schlichtung von Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs, ein allgemeines deutsches Heimatsrecht, ein allgemeiner deutscher Zollverein und Preßfreiheit.

Diese durch die königliche Proklamation vom 18. März verkündigten Zugeständnisse deckten sich mit dem Gagernschen Programm, nur verlangte Friedrich Wilhelm IV. kein Bundesoberhaupt, sondern wollte sich mit der Würde eines Bundesfeldherrn begnügen. Die Proklamation wurde von der Mehrheit der Berliner mit aufrichtiger Freude aufgenommen. Allein schon waren auch umstürzlerische Elemente eifrig tätig, die alles als Blendwerk erklärten; wenn der Augenblick der Not vorüber sei, werde der alte absolutistische Militärstaat wiederkehren. Offen verlangte man von dieser Seite vor allem die Ersetzung des Militärs durch eine Bürgerwehr.[1])

[1]) Daß die Abneigung gegen das Militär die Hauptursache des Tumultes war, zeigt Rachfahl, Deutschland, 140.

„Militär fort," ertönte es aus der Menge, die seit den Vormittagstunden das königliche Schloß umlagerte. „Der König soll sich unter den Schutz der Bürger stellen." Das Drängen und Schreien auf dem Schloßplatze wurde zuletzt so stark, daß Militär den Befehl erhielt, den Platz zu säubern. Hierbei fielen gegen zwei Uhr nachmittags zwei Schüsse, der eine durch das Ungeschick eines Grenadiers, der andere durch den Stockhieb eines Arbeiters auf das Zündhütchen eines Gewehrs veranlaßt. Verletzt wurde durch die Schüsse niemand. Trotzdem wurden sie das Signal zum Ausbruch eines furchtbaren Kampfes. Während die Masse auf dem Schloßplatze auseinanderstob, ertönte der Ruf: „Verrat, zu den Waffen, man mordet uns." Wie durch einen Zauberschlag stiegen nun allenthalben, selbst in der unmittelbarsten Nähe des königlichen Schlosses, Barrikaden aus dem Boden hervor; es begann ein Straßenkampf, der von beiden Seiten mit beispielloser Leidenschaft geführt wurde. Von den Türmen heulten die Sturmglocken; in den Straßen ertönte das Donnern der Geschütze, das Knattern des Gewehrfeuers und wildes Kampfgeschrei. Die Hauptstadt des Königreichs war in ein Schlachtfeld verwandelt. Als die Nacht hereinbrach, tobte der Kampf mit verdoppelter Heftigkeit. König Friedrich Wilhelm IV., der „mit künstlerischer Begeisterung in den Idealen der Treue von Fürst und Volk lebte,"[1] konnte es nicht fassen, was vor sich ging.

Auf das tiefste erschüttert schrieb der König noch in der Nacht eigenhändig den Aufruf „An meine lieben Berliner", der sofort gedruckt und am folgenden Morgen (19. März) an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Der König erwähnt darin: die unseligen, auf einem Mißverständnisse beruhenden Vorgänge seit dem gestrigen Abend, wie ein Haufen Ruhestörer, unter frechen, aufrührerischen Forderungen gegen das Schloß vordringend, die treuen tapferen Soldaten genötigt habe, den Schloßplatz zu reinigen; wie plötzlich ein paar Gewehre sich entladen hätten, ohne, Gottlob, Jemanden zu treffen; wie eine Rotte Bösewichter, meistens Fremde, die, seit einer Woche in Berlin anwesend, allen Nachforschungen sich zu verbergen gewußt hätten, diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne benutzt, viele bereits erhitzte Einwohner zur Rache entflammt und so des greulichen Blutvergießens Urheber geworden seien. Die Truppen, durch viele Schüsse aus der Königstraße zur Gegenwehr gezwungen, hätten endlich wider Willen von ihren Waffen Gebrauch gemacht. Der Aufruf schloß mit den Worten: „Euer König, Euer Freund, beschwört Euch, zum Frieden zurückzukehren, die noch stehenden Barrikaden hinwegzuräumen, rechtliche Männer an mich zu senden; dann werden auch die Truppen zurückgehen und deren Verwendung sich auf das Schloß, das Zeughaus und wenige andere Posten, da auf kurze Zeit beschränken. Vergesset das Geschehene,

[1] Meinecke in der Hist. Zeitschrift LXXXIX, 46.

wie auch ich es vergessen will um der großen Zukunft willen, für Preußen und für Deutschland anbrechend. Eure liebreiche Königin, die wahrhaft treue Mutter und Freundin, sehr leidend und darniederliegend, vereinigt ihre innigen tränenreichen Bitten mit den meinigen!"

Als dieses Manifest erschien, war die Revolution in Berlin so weit bewältigt, daß den braven, pflichttreuen Truppen ein vollständiger Sieg winkte. Der König war noch immer wie betäubt von dem hereingebrochenen Verhängnis. In seinen Zimmern drängten sich am Morgen des 19. März in wirrem Durcheinander Generale, Hofdamen, Geistliche und Deputationen der Bürger. Alle redeten und wollten raten. Von den verschiedensten Seiten ertönte der Ruf: „Der König soll nicht weiter gegen seine Untertanen schießen lassen." Um zehn Uhr erschien eine Deputation des Magistrats und bat um Zurückziehung der Truppen, da in der Königsstadt der Anfang mit dem Forträumen der Barrikaden gemacht sei. Obwohl letzteres nicht zutraf, gab der von den Ereignissen völlig überwältigte Monarch nach. Der übereilte, verhängnisvolle Befehl, die Truppen sollten sich auf die Besetzung des Schlosses und einiger anderer wichtiger Gebäude beschränken, wurde nun noch anders ausgeführt, als es beabsichtigt war. Die Truppen verließen nicht bloß ihre Stellungen vor den Barrikaden, sondern räumten auch den Schloßplatz. In stummer Resignation zogen sie sich unter höhnenden und schmähenden Zurufen des bewaffneten Pöbels zurück — wohl eines der größten Beispiele militärischen Gehorsams, das die Geschichte kennt. Wie in Wien, so konnten nun auch in Berlin die Revolutionäre glauben, gesiegt zu haben, wurden doch bald sämtliche in Berlin garnisonierenden Truppen aus der Stadt hinausgeschickt. König Friedrich Wilhelm IV., der sich der zweifelhaften Loyalität des Volkes anvertraute, erntete für sein Verhalten nur Spott und Hohn. Unter eine in der Mauer sitzende Kanonenkugel schrieb man die Worte: „an meine lieben Berliner".

Am Nachmittag des 19. März spielte sich dann in dem Königsschlosse der Hohenzollern eine Szene ab, würdig der schlimmsten Zeit der französischen Revolution. Die Leichen der Barrikadenkämpfer, daneben auch solche von Wehrlosen, von Frauen, alle mit Blumen und frischen Kränzen geschmückt, wurden auf Bahren oder auf Wagen in den Schloßhof gebracht. Hier ertönte aus der Menge so lange der Ruf: „Der König heraus", bis dieser mit seiner halb ohnmächtigen Gemahlin am Arme auf der inneren Galerie erschien und mit entblößtem Haupte den toten und lebenden Empörern seine Achtung erwies. Nachdem dann noch das Verlangen nach Volksbewaffnung gewährt worden war, kannte der Siegesjubel der Berliner keine Grenzen mehr. Eine großartige Illumination schloß den verhängnisvollen Tag.

Das am 19. März unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boytzenburg gebildete neue Ministerium gewährte am folgenden Tage allgemeine

Amnestie, auch für die 1846 gefangenen Polen. Mieroslawski zog in einem Wagen im Triumph durch Berlin. Das Auswärtige Amt in dem neuen Kabinett wurde am 21. März dem Freiherrn Heinrich von Arnim übertragen. Dieser, ein geistvoller Mann von größerer Kühnheit als Umsicht,[1]) weilte seit dem 12. März in Berlin, wo er mit großem Eifer es durchzusetzen suchte, daß Preußen sich offen als Führer Deutschlands bekenne. Bereits in einer Denkschrift vom 17. März forderte er „die Einheit Deutschlands mit, durch und in Preußen" oder mit anderen Worten „die Erweiterung und Erhebung Preußens zu Deutschland" und zwar dadurch, daß sein Landtag durch Vereinigung mit den Volksvertretern des übrigen Deutschland „sich zum freien deutschen Parlamente" erhebe. Ein rascher und kühner Entschluß des Königs, betonte Arnim, sei angesichts der Gefahr, daß sich die süddeutschen Regierungen als Republiken konstituieren und unter den Schutz Frankreichs stellen könnten, dringend notwendig.[2]) Als Arnim dann nach den furchtbaren Ereignissen des 18. und 19. März dem tiefgebeugten und höchst aufgeregten König riet, die Aufmerksamkeit des Volkes von den innerpreußischen Fragen hinweg auf die allgemeine deutsche Sache zu lenken, lieh ihm dieser willig das Ohr.[3]) Gegen Mittag des 21. März schmückte sich der König auf Arnims Rat mit den schwarz-rot-goldenen Farben, die er bisher verabscheut hatte, und hielt einen Umritt in den dem Schlosse benachbarten Straßen. Er trug die Uniform des ersten Garderegiments und eine schwarz-rot-goldene Binde am Arm. Die Prinzen, mit Ausnahme des geflohenen Prinzen Wilhelm von Preußen, die Minister, Generale, dann Bürgerwehrmänner, Studenten und Schützen, alle gleichfalls mit den deutschen Farben geschmückt, begleiteten den König. Hinter ihm wurde eine große schwarz-rot-goldene Fahne getragen.

Die Zurufe, welche den König als Deutschen Kaiser begrüßten, wehrte dieser unwillig ab. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit erklärte er vielmehr in mehreren Anreden, er wolle keine Usurpation, er wolle keinen Fürsten vom Throne stoßen, aber Deutschlands Einheit und Freiheit wolle er herstellen auf den Grundlagen einer aufrichtig konstitutionellen deutschen Verfassung und deshalb sei er an die Spitze der deutschen Bewegung getreten.

---

[1]) So charakterisiert ihn Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., I. Bd., 2. Auflage (München 1889), S. 141.

[2]) Arnims Denkschrift ist bruchstückweise in der Schrift: Der Arnimsche Prozeß (Braunschweig 1852), S. 39ff., mitgeteilt. Sie war als Manuskript gedruckt und anonym am 20. März 1848 erschienen. Vgl. Rachfahl, Deutschland, Friedrich Wilhelm IV. usw., S. 281, Anm.

[3]) Daß Arnim der Urheber des Umrittes gewesen ist, darüber s. „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds von Gerlach" (hrsg. von seiner Tochter) I (Berlin 1891) 701, Varnhagen, Denkwürdigkeiten IV, 337 u. Rachfahl 279.

In den Worten, welche der König bei dem Umritt an die Studenten richtete, spiegelt sich der Eindruck wieder, welchen Arnims Mitteilungen über die Erfolge der Gagernschen Mission bei den süddeutschen Fürsten auf Friedrich Wilhelm IV. gemacht hatten. „Es seien so," sagte der König, „in der deutschen Geschichte der Beispiele genug, daß ein Herzog des Reichs zur Rettung des ganzen das Reichsbanner ergriffen und sein Alles eingesetzt hätte; das sei jetzt sein Vorhaben; zahlreiche Botschaften der Fürsten bestärkten ihn darin; er als einer der mächtigsten deutschen Fürsten habe den Beruf, sich an die Spitze der Bewegung zum Wiederaufbau des Deutschen Reiches zu stellen; wahrlich, er habe nur das Vaterland vor Augen und im Herzen."[1])

Ungeheurer Jubel begrüßte diese Versicherungen. Zugleich wurde eine groß gedruckte Proklamation des Königs „An mein Volk und an die deutsche Nation" verteilt. In dieser erklärte Friedrich Wilhelm IV.: „Mit Vertrauen spreche ich heute im Augenblick, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der deutschen Nation, unter deren edelste Stämme mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten Deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

„Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit Meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige, in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtags zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten. Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende Deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer freier Beratung das Erforderliche in der gemeinsamen inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren."

„Was heute vor Allem not tut ist

1. Aufstellung eines allgemeinen deutschen, volkstümlichen Bundesheeres,
2. Bewaffnete Neutralitäts-Erklärung.

„Solche vaterländische Rüstung und Erklärung werden Europa Achtung einflößen vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Gebietes deutscher

[1]) Vgl. Aegidi, Gegen die Signatura, S. 137.

Zunge und deutschen Namens. Nur Eintracht und Stärke vermögen heute den Frieden in unserm schönen, durch Handel und Gewerbe blühenden Gesamt-Vaterlande zu erhalten. Gleichzeitig mit den Maßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Stände-Versammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands beraten, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit.

„Allgemeine Einführung wahrer konstitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschworenengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse und eine wahrhaft volkstümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche sichere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande sein."

Gagern, der am Nachmittag des 21. März in Berlin eintraf,[1]) erhielt erst hier Kenntnis von der königlichen Proklamation dieses Tages, durch die sich Preußen den Gedanken aneignete, welcher der Gesandtschaft der süddeutschen Staaten zugrunde lag. Es fragte sich nun, welche Taten den Worten folgen würden. Hierüber Klarheit zu erlangen, kündigte Gagern sofort dem Minister des Auswärtigen von Arnim seinen Besuch an. Während der Reise peinigte ihn die Furcht, die ihn auch schon früher beschlichen hatte, es werde alles zu spät sein. Auf der Fahrt im Eisenbahnwagen allein, hatte er, wie er seiner Gemahlin berichtete, fast beständig gebetet; darum hoffte er auch jetzt in entscheidender Stunde das Richtige zu treffen.

Die Aufregung, in welcher sich die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt befand, übertraf Gagerns hochgespannte Erwartungen.

Er fand die Barrikaden zwar von Kämpfern geräumt, aber allenthalben durchzog bewaffnetes Volk die Straßen. An vielen Punkten sah er noch, welche Kämpfe sich abgespielt hatten. An den Häusern bemerkte er Spuren von Kartätschen und Flintenkugeln, das Straßenpflaster war vielfach aufgerissen. Am Palais des Prinzen Wilhelm Unter den Linden stand die Inschrift „Nationaleigentum". Allenthalben größte Aufregung, aber nirgends ein leitender Gedanke. Was Gagern besonders auffiel, war das entsetzlich kleinstädtische Wesen der Berliner. Ein gefangener, dann freigelassener Journalist war die Hauptperson, um die sich das Interesse drehte. An die deutsche Sache schien von den Berlinern niemand zu denken. „Das ist ihnen erst nach dem Vorparlament beigebracht worden," urteilte Gagern später, „und da haben sie schlecht be-

[1]) Rachfahl (Hist. Vierteljahrsschrift VII, 232) behauptet irrig, daß an dem genannten Tage auch bereits die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft in Berlin angekommen seien.

standen. In jenen Tagen interessierte sich die Mehrzahl hauptsächlich nur für Berliner Lappalien."

Über die Eindrücke seines ersten Tages in Berlin berichtete Gagern noch in der Nacht um 1 Uhr seinem Bruder Heinrich also:

„Da Lehrbach mit den anderen Kollegen in Dresden zurückgeblieben ist und ich nach Absprache allein hier erschienen bin, so will ich Dir direkt referieren. Die Staatszeitung sagt das Neueste und Stärkste, was noch gesagt werden kann — wenn nicht alles zu spät ist. Die Stimmung in Sachsen, wo ich noch heute mit Robert Blum verhandelte, ist gegen Preußen nach den letzten Ereignissen äußerst erbittert, wenn auch der König persönlich daran unschuldig sein soll. Das Ministerium wird Dir im ganzen gefallen; Graf Arnim ist der verbrauchteste Name. Baron Arnim (der Hinkende) ist Minister des Auswärtigen, wohnt im Hause neben mir, und ich habe soeben mit ihm abgeschlossen. Ich gehe morgen umgehend nach Dresden zurück, soll, mit einer Einladung des Königs[1]) versehen, die Herren hierher zu kommen bitten und ihnen die schönsten Versprechungen machen. Ich kann aber für *nichts* einstehen, das habe ich ihm gesagt, nicht einmal dafür, daß sie alle hierher kommen. Der König ist leider mit *lokalen* Dingen zu sehr in Anspruch genommen; Berlin läßt ihn nicht *fort*; es wäre eine Flucht. Sonst hätte ich geraten, sogleich in die Rheinprovinz zu gehen und von dort aus unsere Länder zu gewinnen, *vor* der Frankfurter Beratung vom 31. sogleich alles auf den breitesten Grundlagen nachzugeben und als Ort für das *künftige* Parlament einen Ort außerhalb Preußens anzukündigen. Man ist hier zu allem erbötig und wir haben leichteres Spiel, als wenn das Militär gesiegt hätte. Durch die ausgesprochene Selbstauflösung Preußens treten die acht *Provinzen* in die Parallele mit unseren Staaten, die Provinzial-Stände mit unseren Kammern. Alle Rechte und Freiheiten geben die Preußen ihren 8 Provinzen jetzt von Herzen gerne zu. Nur das Blutvergießen steht im Wege! Tue nun, was Du kannst und glaubst durchsetzen zu können; ich schreibe durch denselben Kurier an den Herzog im selben Sinne. Gott weiß, wie es bei Euch steht. Unsere Punktation wird, wenn es hier zu Verhandlungen kommt, die Hauptgrundlage abgeben. Arnim ist überfroh, darauf einzugehen.

„Ich hielt heute abend eine halbstündige Rede vor einer bewegten, über lokale Dinge noch sehr empörten Versammlung hier im Hause. — Das morgige allgemeine Begräbnis ist noch eine fatale Krisis, — es gelang mir, die Verhandlung auf die *deutsche* Bahn zu werfen,

[1]) Vgl. Anhang III das Schreiben Heinrich v. Arnims an Gagern vom 21. März 1848.

von unserer Sendung einen Begriff zu geben, — natürlich mußte ich den Helden von Berlin ein starkes Lob spenden; es wurde mir am Schluß ein förmlicher Dank votiert und Arnim war auch sehr zufrieden mit dieser Diversion. Aber todmüde bin ich!

„Den Gervinus habe ich alle diese Tage im Zug der Nachrichten erhalten, — heute kann ich nicht mehr, schicke ihm sogleich eine Abschrift dieses Briefs, damit er nach Gutdünken oder auf Deinen Rat die Sache behandle. Es ist noch alles zu gewinnen, wenn wir nur zusammenbleiben, kühn und Schlag auf Schlag handeln.

„Wenn wir hierher zur Verhandlung kommen (was Lehrbach kann und muß, der Württemberger auch, der Bayer kaum? der Sachse hoffentlich), so glaube ich, daß ich ein Wort werde mitzusprechen haben. Suche Du Deine Badenser zu überzeugen, daß wir jetzt hier auftrumpfen können, daß wir ebenbürtig und mehr sind; aus Bayern droht Gefahr und Spaltung.

„Ich lasse meinen Sekretär hier, der Dir vielleicht 2 Tage lang Berichte schickt.

Gott sei mit Dir, teures Bruderherz,

Dein treuer alter

Max."

Die Rede Gagerns, auf welche das Schreiben Bezug nimmt, war völlig improvisiert und trug stark das Gepräge der damaligen allgemeinen Aufregung. Gagern war in dem am Schinkelplatze gelegenen Hotel de Russie abgestiegen. Dort fand am Abend des 21. März eine „zur Beratung dringender Angelegenheiten" berufene Versammlung statt, in welcher vor allem das gemeinsame feierliche Begräbnis der in den Straßenkämpfen Gefallenen besprochen wurde. Die Diskussion war sehr erregt.[1]) In derselben kam auch die königliche Proklamation vom 21. zur Sprache. Sie gab Gagern, der als Gast des Hotels gerade bei Erörterung dieser Angelegenheit die Versammlung betreten hatte, Veranlassung, um das Wort zu bitten. Er sei, so begann er, Max von Gagern, Bruder des hessischen Ministers Heinrich von Gagern, und vom Herzoge von Nassau, in dessen Diensten er stehe, ausgesandt, um für ein „Deutsches Parlament" zu wirken. Von Dresden, wo er zuletzt in dieser Beziehung unterhandelte, hierhergekommen, finde er diese Frage jetzt in dem Augenblick, wo er zuerst aus der Zeitung den Inhalt der königlichen Proklamation kennen lerne, in einer durchaus veränderten Lage. Auf diese Proklamation hinweisend — er hielt ein Exemplar der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" in der

[1]) Vgl. A. Wolff, Berliner Revolutions-Chronik (Berlin 1851) I, 309 ff., wo die Rede Gagerns mitgeteilt ist.

Hand —, erklärte er, daß darin eigentlich alles enthalten sei, was jetzt in den Wünschen und Bestrebungen Deutschlands liege und zu dessen Verbreitung er sich bereits mit den Regierungen und den Volksmännern der deutschen Länder in Verbindung gesetzt. Die allgemeine vorwaltende Idee, um Deutschland zur Einheit und Kraft zu bringen, sei: eine Verfassung nach dem Muster des nordamerikanischen Staatenbundes, so daß zwar die einzelnen Staaten ihre innern Angelegenheiten durch eigene Regierungen unter besonderen konstitutionellen Fürsten verwalteten, daß jedoch die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten durch ein Parlament und ein gemeinsames Oberhaupt geleitet würden. Auch mit Hecker in Baden und Robert Blum in Sachsen, den beiden am weitesten gehenden Volksmännern, von denen der erstere entschiedener Republikaner, habe er gesprochen[1]) und sie dieser Absicht nicht abgeneigt gefunden. Ob jenes deutsche Parlament nun aus einer oder zwei Kammern bestehen solle, darüber walte noch große Meinungsverschiedenheit ob. Es sei vorgeschlagen, die erste Kammer aus den regierenden Fürsten, die zweite aus demokratischen Elementen zusammenzusetzen. Von selbst verstehe sich eine allgemeine Wehrverfassung, unbeschränktes Heimatsrecht des deutschen Bürgers, gleiche Rechtsinstitutionen, auf Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschworenen-Gerichten basiert. Was sonst noch die Fürsten bei einer solchen Vereinigung Deutschlands zu einem einigen mächtigen Reiche an ihren bisherigen Souveränitäts- und Hoheitsrechten einbüßen würden, sei so geringfügig und laufe zum Teil nur so sehr auf eine „Sache der Eitelkeit" und zwar kostspieliger Eitelkeit hinaus, daß es dem erhabenen Zwecke gegenüber kaum in Betracht kommen könne. Dahin gehöre die Repräsentation der einzelnen deutschen Staaten an auswärtigen Höfen, das Münzregal u. a., welche beide einer deutschen Diplomatie und einem deutschen Münzsystem Platz machen müßten. Der Herzog von Nassau verstatte diesen Einheitsideen den weitesten Raum, und bereits habe er, der Redner, seinen eigenen Gesandtenposten, der ihn Nassau an den Höfen von Brüssel und dem Haag vertreten ließ, aufgegeben.

Wie Nassau, so seien auch Hessen-Darmstadt und Baden für die Sache gesinnt; ebenso Württemberg; ja, der König von Württemberg habe im Interesse der Förderung der deutschen Sache Äußerungen gemacht, die einer „vollkommenen Resignation" gleichkämen (hier unterbrach den Redner lauter Beifallsruf der Versammlung); in Sachsen endlich sei man der Sache ebenfalls sehr geneigt. Am schwierigsten stehe es dagegen noch in Bayern, wo Regierung und Volk mit Zähigkeit an den alten Farben und dem Sondersystem festhielten, doch herrsche gegenwärtig gerade bei der ultramontanen Partei eine sehr günstige Stimmung, so daß die Hoffnung

[1]) Die Entstellung seiner Unterredung durch Blum zwang Gagern später zu einem Dementi; s. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche (Leipzig 1849), 308. Vgl. Biedermann, Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte 1812—1886), I, 280.

keineswegs aufzugeben sei; auch Bayern werde sich der großen deutschen Idee sowie der neuen volkstümlichen Richtung anschließen. Mitten in diese Entwicklungsanfänge falle nun die Proklamation des Königs von Preußen; wie diese in den übrigen deutschen Ländern aufgenommen werden würde, könne er natürlich nicht wissen; so viel dürfe er sagen, daß bei seiner Anwesenheit in Sachsen — und er habe erst gestern Dresden verlassen — die Stimmung für die hiesigen Verhältnisse nicht besonders günstig gewesen wäre und zwar namentlich des vergossenen Bürgerblutes wegen. Schließlich erklärte Gagern, bei der Wendung, welche die innere Politik in Preußen genommen, sofort wieder nach Dresden zurückkehren zu wollen.

In der Frühe des 22. März ging Gagern vor seiner Abreise noch einmal zu Arnim; er fand den Minister noch immer durch die letzten Ereignisse gewaltig erschüttert und durch die Schwere der ihm zugefallenen Aufgabe sehr niedergedrückt. Arnim gestand jetzt auch Gagern, daß er auf Grund von dessen Nachrichten aus Stuttgart den König Friedrich Wilhelm IV. zu dem Umritte in Berlin veranlaßt habe.[1]) Bei dieser Gelegenheit sprach Gagern offen seine Überzeugung aus, welche Schwierigkeiten für das endgültige Verfassungswerk und überhaupt für die Zukunft aus dem Nebeneinanderstehen von Einzellandtagen und dem künftigen deutschen Reichstage entstehen müßten. Werde dem nicht abgeholfen, so fürchte er, daß ein eisernes Rad den Gang der goldenen Repetieruhr hemmen und stören werde. Gagern ließ keinen Zweifel darüber, daß, wenn die Hohenzollern an die Spitze Deutschlands träten, in Preußen keine allgemeinen Stände, sondern nur Provinzialstände bestehen dürften, daß die einzelnen Provinzen des Königreiches eine ähnliche Stellung wie die deutschen Mittelstaaten erhalten müßten.[2]) Er brachte dann auch die Stellungnahme des preußischen Königs für eine nationale Reorganisation Polens zur Sprache und bemerkte ganz offen: „Was ihr König den Polen versprochen, bedeutet den Krieg gegen Rußland.“ Gagern riet zu diesem Krieg, denn man müsse der aufs

---

[1]) Diese wichtige, bisher völlig unbekannte Mitteilung über den direkten Zusammenhang des Rates zu dem Umritt mit den Nachrichten von den Erfolgen der süddeutschen Zirkulargesandtschaft hat Gagern mir im November 1886 diktiert. Der Zweifel Meinecke's, ob das Wort Arnims vom 21. März 1848, „Preußen geht fortan in Deutschland auf“, in einem direkten Zusammenhang mit der süddeutschen Gesandtschaft gestanden habe (Historische Zeitschrift 97, S. 125) kann wohl sicher bejahend beantwortet werden.

[2]) Diese wie die übrigen Mitteilungen über die Unterredung Gagerns mit Arnim beruhen auf dessen mündlichen Mitteilungen, die teilweise wörtlich übereinstimmen mit den oben angeführten Auslassungen Gagerns im Frankfurter Parlament und in der „Allgemeinen Zeitung“. Ob damals auch die Idee Arnims, „vom ‚Vereinigten Landtage‘ aus das deutsche Nationalparlament zu bilden“, zur Sprache kam, kann ich nicht sagen, da Gagern mir darüber nichts mitgeteilt hat. Daß diese Idee bei Gagern Anstoß erregen mußte, nimmt Meinecke 343 mit Recht an.

höchste aufgeregten Nation ein Objekt der Feindschaft geben, nur dadurch sei eine Einigung möglich.[1]) Daß Arnim einen solchen Rat gut aufnahm, kann nicht überraschen, hatte er ja doch bereits am 17. März in einer Denkschrift die Herstellung des alten Polen unter der Bedingung ewiger Neutralität verlangt.[2])

Welche Gedanken Gagern bei der Rückkehr von Berlin nach Dresden erfüllten, erhellt aus folgenden mit Bleistift an Bruder Heinrich geschriebenen Billetts: „Eisenbahn den 22. früh bei Koethen. Ich sehe jetzt nur noch eine Rettung: Wir müssen den König von Preußen, jetzt deutschen König, zwingen, Polen zu befreien, herzustellen, vielleicht selbst Wahlkönig zu werden. Also Krieg mit Rußland. Auch das Blatt sende Gervinus. Ich habe diesen Morgen noch mit Arnim gesprochen. Ich kehre jedenfalls nach Berlin zurück und werde dem König selbst seine letzten Wege offen legen. Vertraue auf mich, halte die Freunde zusammen und Gott sei mit uns." „Wenn Arnim näher eingeht, so werde ich die Bedingung stellen, daß als deutscher General, als Luxemburger, Fritz eines der ersten Kommandos erhalte. Schreibe ihm das. Ich glaube, so weit sind wir. Laß doch auch gleich unsere Karlsruher Freunde von diesem Plan unterrichten. Buhl wird Freude daran haben. Gervinus soll nur gleich diese Forderung stellen. Dadurch zwingen wir den König, nicht zurückzubleiben."

In Dresden erfuhr Gagern durch Graf Lehrbach Näheres über die Stimmung Sachsens. Lehrbach hatte eine Besprechung mit dem Minister des Auswärtigen von der Pfordten gehabt, der sich mit den Grundzügen des Programms der Zirkulargesandtschaft einverstanden erklärte, sich auch geneigt zeigte, die Leitung der Krone Preußen anzuvertrauen; eine Entscheidung erfolgte trotzdem nicht, weil das Ministerium unvollständig war und der Stand der Dinge in Berlin noch einen Aufschub rätlich erscheinen ließ. So mußte sich Gagern, nur von dem Grafen Lehrbach und dem Freiherrn von Sternenfels begleitet, wieder nach Berlin auf den Weg machen. Während seiner Abwesenheit hatte dort das feierliche Begräbnis der in den Straßenkämpfen Gefallenen stattgefunden. Als der Trauerzug sich an dem mit schwarzen Fahnen geschmückten Schlosse vorüberbewegte, mußte der König mit den Ministern entblößten Hauptes auf dem Balkon erscheinen. Der Vorgang war um so peinlicher, als die in Erfüllung ihrer Pflicht gefallenen Soldaten in aller Stille begraben wurden.

Alsbald nach seiner Ankunft in Berlin am Abend des 22. März stellte Gagern seine Begleiter, Grafen Lehrbach und Freiherrn von Sternenfels,

[1]) Der russische Gesandte Peter Baron von Meyendorff (vgl. über ihn „Deutsche Revue" 1905, III, 271) erfuhr von dieser Einwirkung und bemerkte zu einem Bekannten Gagerns: „Was soll ich mit Arnim? Seitdem Gagern da ist, raucht ihm der Kopf". Zu dieser mündlichen Mitteilung Gagerns vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten IV, 355 ff.

[2]) S. Rachfahl, Deutschland, 281, Anmerkung.

dem Minister des Auswärtigen von Arnim vor, der ihnen die entgegenkommendste Aufnahme bereitete und die vorläufige Versicherung erteilte, „daß Seine Majestät der König bereit sei, wo immer möglich, auf alle zu machenden Vorschläge einzugehen."

Schon am folgenden Tage (dem 23. März) sollten die Gesandten Audienz erhalten. Sehr ärgerlich war, daß an derselben die Vertreter von Bayern und Baden nicht teilnehmen konnten. Der bayerische Bevollmächtigte Freiherr von Berger war nämlich, obgleich stündlich erwartet,[1]) noch nicht angekommen und der badische zwar in Berlin anwesend, aber ohne Vollmacht, an den Beratungen tätigen Anteil zu nehmen.

Die Audienz wurde mittags 12 Uhr im Stadtschlosse erteilt. Freiherr von Arnim führte die Bevollmächtigten von Nassau, Hessen-Darmstadt und Württemberg ein und stellte sie dem Könige vor. Dieser, im kurzen Waffenrock mit weißer, durch Schnupftabak ziemlich beschmutzter Weste sah sehr traurig und abgespannt aus; sein Gesicht war verzogen, man sah, er hatte unsäglich gelitten. Der hochinteressante Verlauf der denkwürdigen Audienz, welche die erste offizielle Werbung der bundesstaatlichen Partei um Preußen darstellt, wurde von den Beteiligten als Geheimnis gehütet. Die bisher unbekannten Berichte von Lehrbach und Gagern lüften den Schleier, sie stimmen in allem Wesentlichen überein und ergänzen sich gegenseitig.

„Den König," so beginnt Lehrbach seine alsbald nach Darmstadt abgesandte Darstellung,[2]) „fanden wir auf das äußerste angegriffen, abgespannt, ich darf fast sagen ratlos, wenn ich seines mehrfach wiederholten Ausdruckes gedenke: ‚Raten, helfen Sie mir, meine Herren, ich will alles tun, was Deutschlands Wohl erheischen kann, ich bin zu allem bereit'. — Nachdem wir Seiner Majestät den Zweck der Mission, die Dringlichkeit alsbald zu fassender Entschließungen dargelegt, über die bis jetzt stattgehabten Vereinbarungen, die abweichenden Ansichten Bayerns und Badens referiert hatten, äußerten sich Seine Majestät im allgemeinen beifällig über die bis jetzt getanen Schritte sowohl als auch über die bisher aufgestellten Grundzüge und erteilten dem anwesenden Herrn Minister den Befehl, alsobald mit uns in Unterhandlung zu treten, unsere Ansichten und Vorschläge entgegenzunehmen und demnächst die Entschließungen des Königs einzuholen. — Hierauf luden Se. Majestät uns zum Sitzen ein, indem Sie uns eine Eröffnung zu machen hätten, die Höchstihnen dringend am Herzen liege und die Sie uns beauftragten und bäten, unseren Regierungen mitzuteilen. Se. Majestät begannen nun mit einer Geschichtserzählung der hiesigen Ew. Exzellenz bekannten Ereignisse und

[1]) Er hatte die Gesandten in Dresden eingeholt.

[2]) Die mir vorliegende Abschrift des Berichts Lehrbachs an den Staatsminister Heinrich von Gagern entstammt dem Neuenbürger Archiv. Sie trägt das Datum des 25. März, was aber wohl sicher ein Schreibfehler für 23. März ist.

wiederholten mehrfach die heiligste Versicherung, daß die zwei (der König wollte sogar vier Schüsse gehört haben, was jedoch von Herrn von Arnim widersprochen wurde) daß die zwei den Kampf hervorrufenden Schüsse unter dem Portal des Schlosses nicht allein nicht auf Befehl, sondern lediglich zufällig und, ohne jemand zu verletzen, abgefeuert worden seien, — und verfolgten weiter in Ihrer Rede die Begebenheiten bis zu dem Augenblick des Abzugs der Truppen — und erwähnte der König hier eines, ich muß gestehen, unerklärlichen Umstandes, nämlich, daß dieser Abzug ohne Sr. Majestät Befehl erfolgt sei und daß es Ihm, dem König, auch bis jetzt noch nicht gelungen sei zu ermitteln, wie und durch wen dieser Befehl gegeben worden sei. — Se. Majestät wünschten, daß wir von dieser vertraulichen Mitteilung keinen öffentlichen Gebrauch machen möchten, und setzten hierauf Ihre Rede ungefähr in folgenden Worten fort: ‚Aber noch eine Rechtfertigung, eine Entschuldigung bin ich meinen Mitfürsten schuldig und ich gebe sie Ihnen, meine Herren, mit aller Offenheit und Wahrheit und verbürge sie mit meinem königlichen Wort: Ich war verlassen von meinen Truppen, höchstens eine und eine halbe Kompagnie blieb mir im Innern des Schlosses zum Schutze meiner Person und der königlichen Familie — die Zeit drängte, da wurde jenes Patent aufgesetzt und verfaßt, was, ich fühle es, zu Mißdeutungen hat Anlaß geben können; aber wenn ich gesagt habe, daß ich mich an die Spitze Deutschlands stellen wolle, so, ich schwöre es hier (und der König hob die Hände zum Himmel), nie[1]) ist es mir in den Sinn gekommen, einen meiner Mitfürsten berauben, in einem seiner Rechte kränken zu wollen; ich strebe nach keiner Krone, der goldne Reif soll nie meine Stirne schmücken; — wird, soll diese Krone, Deutschlands Krone, erstehen, so muß sie Österreichs Herrscher zieren und mit Freuden will ich das silberne Waschbecken dem Kaiser bei seiner Krönung halten; sagen Sie es, meine Herren, Ihren Fürsten, keine Anmaßung, keine Usurpation sollte es sein — nur in dem Augenblick der Gefahr wollte und will ich mich gern an Deutschlands Spitze stellen, das deutsche Banner Deutschland vortragen — dies auch war der Sinn, der mich die drei Farben: Schwarz, Rot, Gold, hat wählen lassen, nicht als die meinen, nicht als die Farben meiner Preußen; nicht sollen sie meine Kokarde, die ruhmvollen Farben Schwarz und Weiß verdrängen; — schon lange,‘ fährt der König fort, ‚war es meine Absicht, die Annahme der drei Farben allen Bundesfürsten vorzuschlagen in der Weise, daß neben den Landesfarben die dreifarbige Fahne als Banner der deutschen Nation jeder Heeresabteilung vorgetragen werden solle zum Zeichen, daß alle Stämme Deutschlands nur Einer Fahne folgen — u. s. w.‘

„Nachdem ich Sr. Majestät unseren Dank für Höchstihre offene Erklärung ausgesprochen und hinzugefügt, daß diese uns um so erfreulicher

[1]) In der Abschrift steht irrig „wie“.

berührt habe, da allerdings auch bei uns Zweifel über die wahre Meinung und den Sinn jenes Publicandums aufgestiegen seien, so erbat ich mir weiter noch eine Erklärung über den nicht ganz klaren Inhalt desjenigen Teils desselben Patents, in welchem es sich von Hinzuziehung von Abgeordneten der ständischen Kammern der konstitutionellen Staaten Deutschlands zu Beratungen der preußischen Reichsstände handelt, — erklärend, daß, zwar ohne Vollmacht hierüber, ich jedoch glaube, im Geiste meiner Regierung mich dahin aussprechen zu können, daß, falls dieses die Meinung gewesen, sich mein Gouvernement nicht zu einer derartigen Beschickung des preußischen Reichstages verstehen würde.

„Nachdem die Bevollmächtigten von Württemberg und Nassau dieser Erklärung beigestimmt, erwiderten Se. Majestät der König, daß allerdings Sie geglaubt hätten, daß die Interessen Deutschlands auf diese Weise hätten erledigt werden können, aber nunmehr zu der Überzeugung gelangt seien, daß dem nicht so, deshalb diese Idee gänzlich fallen zu lassen geneigt seien.

„Der König redete übrigens mit der größten Liebe und hegt das unbegrenzteste Vertrauen zu der Bürgerschaft Berlins und gibt die bedauerlichen Ereignisse lediglich dem Eindringen Fremder und deren Aufreizen schuld und bezeichnete hierunter Franzosen und namentlich Badner, deren auch mehrere, drei Franzosen und acht Badner, zu Haft gebracht worden seien.“[1])

Der von Gagern am 23. März an den Herzog von Nassau abgesandte Bericht lautet also: „Graf Lehrbach, Herr von Sternenfels und ich hatten die Ehre, heute mittag in Audienz bei Sr. Majestät dem Könige empfangen zu werden. Der König hörte erst unsere Aufträge und Ansichten ruhig an (Graf Lehrbach führte zuerst das Wort), versprach seine Teilnahme, erklärte uns seine persönlich ganz uneigennützige Stellung und ließ uns dann niedersetzen, um in dreiviertelstündiger Rede uns die Berliner Ereignisse mitzuteilen. Anwesend war nur noch Baron von Arnim, Minister des Äußern. Der König geht von der Idee aus, es seien bei dem Aufstande gegen ihn und das Militär zwei Völker beteiligt gewesen, fremde Crapule und dann die Berliner Bürgerschaft; letztere nur durch Mißverständnisse gereizt und betört. Die Berliner hätten sich eigentlich ebenso tüchtig als im Grunde liebenswürdig gezeigt. Er selbst sei an dem Befehl zu schießen, so wahr Gott lebe, ganz unschuldig, ebenso der Prinz von Preußen, auf den sich nun die Wut geworfen. Sodann beauftragte uns der König wiederholt, unseren gnädigsten Herren auszulegen, wie er dazu gekommen sei, jene Proklamation, die gar nicht von ihm unterschrieben sei, zu erlassen und die sog. deutschen Farben anzunehmen;

[1]) Mehr enthält der Bericht über die Audienz nicht; von dem besonderen Auftreten Gagerns ist hier nicht die Rede.

es sei dies, wie er auch mündlich [bei dem Umritt] in den Straßen beigefügt, durchaus nicht in dem Gedanken einer Usurpation geschehen und ganz vorübergehend. Wenn eine Königs- oder Kaiserkrone für Deutschland nötig sei, so gebühre sie dem Kaiser von Österreich, der zwar persönlich eine Null, aber mit dem nötigsten Anrecht ausgerüstet sei; er für seine persönlichen Wünsche würde sich glücklich schätzen, ihm in Frankfurt das silberne Becken zu halten; er sei der letzte, der solchen Ehrgeiz habe u. s. w.

„Der König wurde dabei bis zu Tränen ergriffen und fügte hinzu: ‚Können Sie mir aus Ihren Aufträgen und persönlichen Ansichten Rat geben, so werde ich ihn dankbar annehmen, denn ich erkenne es, Deutschland ist in voller Auflösung begriffen.' Hierauf folgten die nachstehenden, von Graf Lehrbach und Herrn von Sternenfels bestätigten Worte von meiner Seite: ‚Ew. Majestät wollen mir in dieser feierlichen Stunde ein Wort gestatten, das allerdings jedem amtlichen Auftrage fremd ist. Was Ew. Majestät für die Rettung Deutschlands aus drohender Gefahr in den letzten Tagen getan und ausgesprochen haben, würde vor dem 18. März uns alle vereinigt und mit unseren Fürsten an der Spitze gegen jede Bewegung von außen und innen sichergestellt haben. Wie die letzten Ereignisse von Berlin in unseren Ländern aufgenommen werden, können wir von hier aus nicht beurteilen. Nach meiner Kenntnis der Stimmung der Parteien und nach meiner tiefsten Ueberzeugung kann uns jetzt nur noch ein neuer, noch kühnerer Entschluß — ein auswärtiger Krieg, vor Anarchie und Auflösung bewahren. Aber nicht, wie Ew. Majestät vorhin angedeutet, ein Krieg gegen Frankreich, der bei uns für jetzt unmöglich ist, sondern ein Krieg gegen Rußland.'

„König: ‚Wie? eine Agression gegen Rußland?'

„Ich: ‚Die Freigebung von Polen wird einen Krieg mit Rußland nach sich ziehen.'

„König: ‚Aber Polen wird nie wieder erstehen, es ist ganz ruhig und die stärksten Maßregeln sind genommen.'

„Ich: ‚Bei dem Zauber, den der Gedanke der Nationalität jetzt übt, wie können wir da hoffen, der eigenen Nation eine stärkere Einheit zu geben und unsere eigene Nationalität zu behaupten, wenn wir andere unterdrücken und mißachten? Nur die Freigebung Polens kann Ew. Majestät und uns alle erretten.'

„König: ‚Nie und nimmer mehr, bei Gott, werde ich den Degen gegen Rußland ziehen.'

„Ich: ‚Dann halte ich Deutschland für verloren.'

„Das Gespräch nahm noch eine letzte Wendung zur Absprache über Konferenzen hier oder in Potsdam, wozu ein sächsischer Bevollmächtigter zu erwarten sei.

„Sodann folgten noch einige Worte zwischen Minister Arnim und mir. Ich habe vielleicht unrecht gehabt, von äußerer Politik zu reden, aber der König hat offen unseren Rat verlangt und ich gestehe, ich glaubte den König weiter. Arnim: ‚Das ist jetzt Sache der Minister.' Ich: ‚Sie haben doch gesehen, daß ich mir keinen preußischen Rock verdienen will'."

Gagern war von dem Verlauf der Audienz tief enttäuscht. Die Gesandtschaft hatte dem König von Preußen Anlaß und Inhalt zu einem raschen und tatkräftigen Vorgehen im Sinne seiner letzten feierlichen Erklärungen gegeben, wie es nicht besser gewünscht werden konnte. Nun zeigte sich klar, daß Friedrich Wilhelm IV. sich nicht zu der Bedeutung des Augenblicks zu erheben verstand und daß seine Erklärung, für die Stunde der Gefahr übernehme er die Leitung der deutschen Geschicke, nur ein Wort gewesen, dem keine Taten folgen sollten.

Welchen Eindruck die „sehr kleinlaute" Haltung des Königs, der gleichsam „vor seiner eigenen Kühnheit erschrak", auf Gagern machte, erhellt aus dem Urteil, das er am folgenden Tage in seinem Berichte an den Herzog von Nassau fällte: „Es fehlt hier jedes System. Ob ein preußischer Landtag für die acht Provinzen neben dem deutschen Parlamente bestehen kann oder die 8 Provinzen unseren Staaten parallel gehen werden, jede für sich, hängt von der Frage des Oberhauptes ab. Die Person des Königs und sein Gerede hat mir gestern alle Hoffnung auf ihn genommen."

In diesem Berichte vom 24. März sucht Gagern auch seinen „verwegenen, verzweifelten Rat", wie er selbst den Vorschlag zum Kriege gegen Rußland nennt, zu erklären und zu begründen. Es war fürwahr ein drastisches Mittel zur Erzielung der deutschen Einheit — aber Gagern stand mit einem solchen Vorschlag keineswegs allein.[1]) Er führt dafür in dem erwähnten Bericht folgendes an:

[1]) „Wenige von denen", sagt Heinrich von Gagern (Leben II, 2, 775), „die in die deutsche Bewegung tätig eintraten, mögen gewesen sein, die nicht die Herstellung Polens innerhalb solcher Grenzen, wie sie durch das bereits errungene Übergewicht der Bevölkerung deutscher Nationalität auf vormals polnischem Boden gezogen wurden, für eine Sache der Gerechtigkeit, ja der politischen Weisheit erachtet haben werden. Solcher Versuch der Herstellung Polens heißt für Deutschland, insofern es dafür Partei nimmt: Krieg mit Rußland". Vgl. dazu den Artikel von Gervinus in der „Deutschen Zeitung" 1848, Nr. 87. Hierher gehört auch folgendes interessante Schreiben von Ernst von Lasaulx an Max von Gagern: „München, 29. März 1848. Vor allem meinen herzlichen Dank für Ihre Mitteilung vom 24. Verzweifelte Zeiten fordern verzweifelte Mittel nach dem Satze: Der Speer, der uns verwundet hat, wird uns auch heilen. Daß Ihr vorgeschlagenes Heilmittel das richtige sei, hat der Widerstrebende selbst einen Tag später anerkannt und Österreich wird, wie ich hoffe, das Gleiche tun. Aus den Bruchstücken meiner Schrift über Görres, welche heute oder morgen die ‚Allgemeine Zeitung' bringen wird, ersehen Sie, daß ich, so viel an mir liegt, Ihnen mithelfe. Auch der größte Teil der hiesigen ‚Ultramontanen' sind für die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, nur Guido Görres

„1. Rußland kann die preußischen Ereignisse mit Einschluß der Proklamation, der Freilassung der verurteilten Polen wegen der ansteckenden Nachbarschaft für die Ostsee-Provinzen ohnehin nicht ohne Gegenwirkung, ja ohne Krieg vorübergehen lassen.

„2. Krieg gegen Deutschland ist in Rußland populär. Wenn der Kaiser nicht diesem populären Andringen seiner Generale und Großen entspricht, kann er darüber den Kopf verlieren. Wenn er klug ist, kommt er den beiden deutschen Polen-Mächten zuvor, gewinnt die Polen durch einen Vizekönig oder gar eine hergestellte Wahlkrone für sich und reicht dann Frankreich zur Teilung Deutschlands die Hand.

„3. Schon vorgestern Abend hatte man hier offiziell die Nachricht, daß aus Paris 6000 deutsche Arbeiter mit einer gleichen Legion von Polen und Franzosen gegen die deutsche Grenze im Anmarsch seien, um die Republik bei uns aufzupflanzen.

„4. Hier in Berlin und ganz Preußen ist die Stimmung gegen das königliche Haus so schlecht, daß man notwendig eine stärkere Diversion machen muß, als selbst die deutsche Einheit mit ihren Farben bewirken kann. Gegen die faule Gährung von innen und unten kann nur ein gesunder Aderlaß helfen.

„5. Dadurch allein kann die preußische Armee wieder zu Ehren kommen. Kehren die Garden ohne weiteres hierher zurück, wie der König hofft, daß die Bürger aus Ermüdung es verlangen werden, — so bricht Zorn und Rache von neuem los.

„6. Ich habe den Gedanken gestern früh in der Kirche St. Hedwig, einer Schutzpatronin der Polen, heiß erwogen; ich danke Gott, daß ich den Mut hatte, ihn dem König — auf seine Frage nach Rat — offen auszusprechen. Ich werde Gott noch mehr danken, wenn Er andere Wege einschlägt, ohne die verdiente Züchtigung für uns seine Gerechtigkeit walten zu lassen."

---

und Oberkamp lassen sich von einer krankhaften Stimmung beherrschen, der nichts recht ist. Ich habe ihnen wiederholt gesagt, sie kämen mir vor wie jene Kritiker, die mit einem schlechten Geschmacke im Munde andere Leute den guten Geschmack lehren wollen. Daß auch hier die Masse des Bayertums gegen einen preußischen deutschen Kaiser sei, ersehen Sie aus den öffentlichen Protestationen; mehr Sympathie zeigt sich für einen österreichischen, die meiste für einen bayerischen deutschen Kaiser! Nur ein gemeinsamer auswärtiger Krieg, am liebsten ein russischer, kann diese partikularen Antipathien absorbieren und die bisherige Fiktion eines idealen Deutschlands in eine Realität verwandeln. Auch hier gilt der Spruch: Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Erst nach einer vollständigen Zersetzung der bisherigen Staatsordnung kann eine politische Rekonstruktion Europas auf der Grundlage der Nationalitäten erfolgen und danach eine religiöse Regeneration. Zuerst das Leibliche, dann das Geistige, dies ist der allgemeine Entwicklungsgang des Lebens, der sich auch hier betätigen wird. Berufen Sie jetzt den alten Feldherrn [Friedrich von Gagern], er ist einer der Männer, die in der Katastrophe den Ausschlag geben. Erhalten Sie mich von allen entscheidenden Schritten, die Sie tun, in Kenntnis."

Am Abend des 23. März hatten Gagern, Lehrbach und Sternenfels eine Sitzung mit Freiherrn von Arnim und drei vortragenden Räten des Ministeriums des Äußern, zu der auch der sächsische Gesandte in Berlin, General von Minckwitz, und als Vertreter Badens Freiherr von Porbeck hinzugezogen wurden, obwohl letzteren ausreichende Instruktionen fehlten. In dieser Konferenz sollten die von Gagern mit dem König von Württemberg verabredeten Vorfragen hinsichtlich der Basis, auf welcher die allgemein gewollte kräftige Reorganisation des Bundes und insbesondere die Schöpfung eines deutschen Parlamentes auszuführen sei, beraten und beantwortet werden.

Gagern mußte über den gesamten Verlauf der Zirkulargesandtschaft einen ausführlichen Vortrag halten, auf Grund dessen dem König Bericht erstattet werden sollte. Er faßte schließlich die obschwebenden Fragen von neuem also zusammen:

„I. Wird die Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung des gesamten Bundesvereines unter Einem Oberhaupte anerkannt?

„II. Wird die Notwendigkeit eines Oberhauses als zweiten Gliedes des deutschen Parlaments, und zwar eines aus den Bundesgliedern oder ihren Delegierten bestehenden Oberhauses, anerkannt?

„III. Soll diesem Oberhause ein Unterhaus von Abgeordneten der Nation, gewählt durch die ständischen Kammern der einzelnen deutschen Staaten im etwaigen Verhältnisse eines Abgeordneten auf 100000 Einwohner Deutschlands, zur Seite stehen?

„IV. Soll die Kompetenz des Bundesoberhauptes und beider Häuser des deutschen Parlaments sich erstrecken auf:

1. Bundesheerwesen und Volksbewaffnung?
2. Möglichste Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung, besonders über Heimatwesen, Staatsbürgerrecht, Gerichtsverfahren, Strafrecht, Handelsrecht? imgleichen auf die Herstellung eines ständigen Bundesgerichts für Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten unter sich sowie zwischen den letzteren und ihren Ständen? Ferner
3. auf Herbeiführung eines gemeinschaftlichen Systems für Zollwesen, Handel, Münze, Maß, Gewicht, Posten, Eisenbahnen, Wasserstraßen usw., endlich
4. auf die Herstellung gemeinschaftlicher aktiver Vertretung des Bundes im Auslande?

„V. Soll die definitive Beschlußnahme über die obigen Punkte auf dem bisherigen Bundestage zu Frankfurt am Main, als dessen letzter Akt, vorbehältlich der Genehmigung der bestehenden verfassungsmäßigen Gewalten in den einzelnen Bundesstaaten, erfolgen?

„VI. Sollen die Bundestags-Gesandtschaften bei den nach Nr. V zu haltenden Beratungen durch Männer, welche das Vertrauen des Landes besitzen, im Sinne des suspendierten Bundestagsbeschlusses vom 10. März c. verstärkt werden und soll diese Suspension mithin aufhören?"

Im Verlaufe der Beratung zeigte es sich, daß nur die Vertreter von Hessen-Darmstadt und Württemberg zu Gagern hielten und im Sinne der ursprünglichen Verabredung vollkommen zustimmend antworteten. Die Vertreter von Baden und Sachsen nahmen die Punktation nur ad referendum, wobei auch Eifersucht gegen Gagern im Spiel war. Die Stellung, welche Preußen einnahm, ließ Festigkeit und Entschiedenheit vermissen. Sie bedeutete ein schwächliches Zurückweichen[1]), wie es allerdings nach dem Verhalten des Königs kaum anders erwartet werden konnte.

In einer Zirkulardepesche, welche am 25. März an die bei den deutschen Regierungen beglaubigten preußischen Gesandten abging,[2]) wurde niedergelegt, was Preußen für sich als Resultat dieser Konferenz betrachtete. In diesem Aktenstücke wird zunächst Mitteilung über die von Gagern geführte Gesandschaft und über den Ausgang der Konferenz vom 23. März gemacht. Preußens Antwort, heißt es weiter, sei durch die Proklamationen vom 18. und 21. März erteilt. Dann wird in der Depesche der Auffassung, als habe Preußen dadurch Befugnisse usurpieren wollen, entgegengetreten, der preußisch-österreichische Vorschlag eines Ministerkongresses aufgegeben, der in der Proklamation vom 21. März angedeutete Weg zur Verständigung zwischen den Fürsten und Organen der Landtage verlassen und erklärt: Damit die definitive Beschlußnahme des Bundes über die erwähnten sechs von Preußen vorläufig bejahten Fragen am Sitze des bisherigen Bundestages nach Maßgabe des Bundesbeschlusses vom 10. März unter Aufhebung der momentanen Suspension des letzteren gehörig vorbereitet werden könne, habe der königliche Bundestagsgesandte Graf Dönhoff die entsprechende

[1]) Rachfahl in der Hist. Vierteljahrschrift VII, 233 ff. Vgl. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 714.

[2]) Zuerst abgedruckt in einer seltenen, anonym durch den damaligen kgl. hannoverschen Klosterrat, späteren Klosterkammer-Direktor Freiherrn Hermann von Wangenheim auf Wake (der von der hannoverschen Regierung im Sinne des Bundesbeschlusses vom 10. März 1848 als ihr Vertrauensmann beim Bundestag bestellt und wenige Tage darauf zum Bundestagsgesandten ernannt worden war) herausgegebenen Publikation, welche den Titel führt „Aktenstücke zur neuesten Geschichte Deutschlands mit besonderer Beziehung auf Hannover" (Hannover 1848), S. 94 ff. Karl Biedermann berichtet in dem Historischen Taschenbuch 1877, S 115, er sei von der sächsischen Regierung in außerordentlicher Mission zur Teilnahme an den Verhandlungen der Gagernschen Gesandtschaft nach Berlin geschickt worden, habe aber bei seiner Ankunft am Abend des 23. März diese schon wieder zur Abreise gerüstet gefunden. Dies Datum ist falsch; es muß 26. März heißen, wie Biedermann selbst (Mein Leben, Berlin 1886, I, 287) angibt; hier auch noch Näheres über diese Sendung Biedermanns, der nachträglich gemeinsam mit Minckwitz das Protokoll vom 23. März unterzeichnete.

Weisung erhalten mit der Eröffnung, daß Seine Majestät unverzüglich eine Person, deren Namen in Deutschland allgemeines Vertrauen erweckt, nach Frankfurt abordnen werde, um im Sinne des letztgedachten Bundesbeschlusses an den dortigen Beratungen über die Bundes-Reorganisation teilzunehmen. Organe der preußischen Ständeversammlung würden demnächst mit der solchergestalt verstärkten Bundesversammlung, sofern dieses in den Wünschen der letzteren liegen sollte, zusammentreten können.

Wenngleich es klar war, daß die südwestdeutsche Gesandtschaft ihren Hauptzweck, König Friedrich Wilhelm IV. zur sofortigen provisorischen Übernahme der Leitung der deutschen Angelegenheiten zu bewegen, nicht erreicht hatte,[1]) so hoffte Gagern dennoch auf eine weitere günstige Entwickelung und zwar um so mehr, als sein Herzog durch ein Schreiben vom 22. März, das am 25. in Berlin eintraf, sein ganzes bisheriges Vorgehen durchaus billigte und ihm für weitere Unterhandlungen unbedingte Vollmacht gab. Indem Gagern dem Herzoge für das ihn von neuem mit „Mut und Freude" erfüllende Schreiben seinen Dank aussprach, berichtete er zugleich, daß er dasselbe sofort dem preußischen Könige habe vorlegen lassen. Eine Stunde nach dem Eintreffen des Schreibens habe es Friedrich Wilhelm IV. auf der Eisenbahnfahrt nach Potsdam gelesen „und es war vielleicht die erste gute Botschaft, die ihm seit vielen Tagen zukam. In Potsdam," berichtet Gagern weiter, „hat der König das Offizierskorps versammelt und angesprochen; wie mir Prinz August zwei Stunden später sagte, ist diese Szene des Wiedersehens zwar sehr ergreifend und ernst gewesen, aber doch würdig vorübergegangen. Die Armee scheint sich vortrefflich in jeder Lage zu benehmen und man wird ihr bald wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für jetzt ist noch Mäßigung, ja Geduld und Selbstverleugnung geboten. Unsere amtlichen Verhandlungen sind zwar noch nicht weiter gediehen, aber die Ereignisse machen eine Menge Dinge von selbst reif. Preußen wird den Professor Dahlmann als Vertrauensmann nach Frankfurt schicken und es freut mich sehr, daß die Ideen, welche Ew. Hoheit und Herr von Dungern gegen mich ausgesprochen, ganz mit unseren hiesigen Plänen und Einleitungen stimmen. Ich halte Preußen gegenüber der öffentlichen herrschenden Meinung jetzt um so mehr für annehmbar, als die beiden bisher am meisten gefürchteten Eigenschaften Preußens, die Feder- und Gamaschenherrschaft, durch die eigenen Brandenburger und Berliner besiegt worden sind. So habe ich auch unsere Presse an drei Orten zu inspirieren gesucht. Den preußischen Staatsmännern schwindelt es selbst vor der Höhe der Aufgaben, aber sie sind deswegen auch traitable und nehmen guten Rat an und müssen auch Wahrheiten ertragen lernen. Ich hatte heute von früh an Kon-

[1]) Was die Gesandtschaft erreichte, beziehungsweise nicht erreichte, betonte später Heinrich scharf in dem Leben Friedrichs II, 2, 723ff.

ferenzen mit Minister Arnim, drei vortragenden Räten, Geheimrat Heffter, der auch nach Frankfurt will, Geheimrat Pertz, Lord Westmorland und Nothomb, die mich beide aufsuchten, und eine Explikation mit Exminister von Canitz über meinen ersten Brief und seine Antwort. Zu meiner nicht geringen Verlegenheit hat eine Deputation der Universität mich ersucht, morgen in der Aula eine Ansprache an die Jugend zu richten. Da es als wünschenswert erkannt wird, den Studierenden, die hier mit der Bürgerschaft eine Hauptrolle gespielt haben, eine bessere Bahn als die lokalen Leidenschaften zu zeigen, so werde ich es schwer vermeiden können, obgleich ich nicht vorbereitet und äußerst erschöpft bin.

„Interessanter wird es Ew. Hoheit sein, daß die äußere Politik bereits eingreift. Schleswig-Holstein hat sich von Dänemark losgesagt und unter dem Herzog von Augustenburg eine vorläufige Regierung eingesetzt; auf dessen persönliches Erscheinen ist die Zusage von 16000 Preußen heute erfolgt. Ist nun ein Krieg mit Rußland zu vermeiden?

„Dies ist mein letzter untertänigster Bericht, dem ich 24 Stunden später folgen werde.

„Morgen ist ein wichtiger Tag; die Entschlüsse Preußens hoffe ich Ew. Hoheit mündlich vortragen zu können."

Hoffnungsfreudig lauten auch die Zeilen, die Gagern am Abend des 25. März an seinen Bruder Heinrich richtete. „Ich wirke," heißt es hier, „nach allen Seiten, selbst bei Hannover und Braunschweig, wo alles gut steht. Bei Philippi sehen wir uns wieder." Einen Besuch am hannöverschen Hofe hätte Gagern noch sehr gern gemacht. Allein die Zeit drängte, er mußte zurück nach Frankfurt zum Vorparlament. In Hannover war man, wie Gagern später durch Detmold erfuhr, sehr ungehalten über das Unterbleiben seines Besuches. König Ernst August sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Wo ist denn die verfluchte Gagern? Warum ist sie nicht nach Hannover gekommen?"

In der Nacht vom 25. auf den 26. März meldete Gagern seiner Gemahlin die bevorstehende Abreise von Berlin: „Diesen Zeilen folge ich in 24 Stunden auf dem Fuße. Morgen ist noch ein harter Tag. Ich soll vor der Berliner Studentenschaft eine Rede halten und habe fortwährend Besuche auf dem Zimmer."

Die große Rede Gagerns, zu welcher ihn eine Deputation der Universität ersucht hatte, fand in der Aula statt. Gagern, neben dem Graf Lehrbach stand, behandelte die damalige Lage der Dinge mit dem jugendlichen Feuer und der nationalen Begeisterung des ehemaligen Burschenschafters. Er erinnerte im Eingang daran, daß er auch einmal Dozent an einer preußischen Hochschule, und zwar für deutsche Reichsgeschichte, gewesen sei. Auch die Republik Venedig habe einst Oratoren an Fürsten und Völker geschickt, die öffentlich gesprochen hätten, und so wolle er gleichfalls Zweck und

Verlauf seiner Sendung darlegen. Freimütig wies er die Berliner darauf hin, wie verkehrt es sei, daß sie sich ganz in lokale Wirren verstricken ließen; jetzt handle es sich darum, wer Freund oder Feind sei. Schleswig-Holstein sei zwar nicht die Welt, aber doch eine der nächsten Aufgaben; vom deutschen Standpunkte aus müsse man die Zeitereignisse betrachten. Mit schwungvollen Worten schloß der Redner unter Hinweis auf den nach der Sage im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Rotbart. In ihm sei das alte Kaisertum verkörpert, das wiederkehren werde.

Gagerns Rede wie auch sonstige Äußerungen von ihm lassen keinen Zweifel darüber, daß er sein Ansehen in Berlin als im Wachsen begriffen betrachtete. Noch hatte sich die Opposition der Gerlach und ihres Anhanges gegen ihn nicht erhoben. An Ermutigung ließ es auch der Minister von Dungern nicht fehlen. „Wenden Sie Ihre ganze Energie an in Berlin," schrieb ihm dieser am 22. März von Wiesbaden aus, „den Leuten die Lage der Dinge klar zu machen und zum Entschlußfassen und Handeln zu zwingen. Bewegen Sie alle dortigen deutsch gesinnten Männer von Geltung, am 30. in Frankfurt nicht zu fehlen, dort wird das Schicksal Deutschlands entschieden, dessen bin ich gewiß." Das war auch Gagerns Meinung, der unablässig darauf arbeitete, Berliner Zelebritäten zur Teilnahme am Vorparlament in Frankfurt zu bewegen. Unter denjenigen, welche ihm dies versprachen, befand sich auch Jakob Grimm.

Vor seiner Abreise verfaßte Gagern noch einen Bericht für die „Allgemeine Zeitung", welcher in Form eines Berliner Briefes erschien. „Die Verhandlungen unserer Minister," heißt es dort, „mit den seit drei Tagen hier anwesenden Abgesandten deutscher Staaten haben die Angelegenheit der Gesamtvertretung deutscher Nation so weit gefördert, daß als Vertrauensmann von unsrer Seite Dahlmann mit breiten Vollmachten bestimmt ist und daß die entscheidenden Punkte als Fragen festgestellt und für die Versammlung am 30. d. M. in Frankfurt a. M. vorbereitet sind." Gagern gibt dann der festen Hoffnung Ausdruck, daß die Beschlußfassung über diese Punkte in der Hauptsache in der alten Kaiserstadt am Main erfolgen werde „als letzter Akt der deutschen Bundesversammlung, als legaler Übergang und Grundstein eines neuen Baues". „Mögen," so fügt er hinzu, „solche Vaterlandsfreunde, deren Namen und Vergangenheit der Nation eine Bürgschaft ihres kühnen und freien Willens sein können, sich an jenem großen Tage zahlreich in der glorreichen alten Wahlstadt die Hand reichen. Unser Minister des Äußern, von Arnim, scheint entschlossen, auf der neuen Bahn der nationalen Politik vorzudringen. Mit Begeisterung wird von allen Parteien hier die sichere Kunde begrüßt, daß Preußen der in Kiel errichteten deutschen Regierung von Schleswig-Holstein 16000 unserer wackern Krieger zur Verfügung gestellt hat. Die Zusage unsers Königs hat der Herzog von Holstein-Augustenburg in Person mit nach seiner geliebten

Heimat genommen. Aber mit welch anders freudigem Mute werden unsere Tapfern bei solcher nationalen Schilderhebung die Fahne schwingen als in den unglücklichen Tagen des 18. und 19.! Ein neuer Morgen tagt für Deutschland."

Wie Max von Gagern, so hielt auch sein Bruder Heinrich ungeachtet der schwächlichen und widerspruchsvollen Haltung Friedrich Wilhelms IV. daran fest, daß nur Preußen die Führung der deutschen Dinge übernehmen könne. Am 24. März sagte er in einer bedeutsamen Rede vor dem hessischen Landtag: „Was Österreich betrifft, so ist es im Begriff, sich erst in sich neu zu konstituieren, das wechselseitige Verhältnis der verschiedenen in ihm vereinigten Nationalitäten zueinander zu bestimmen. Dann erst wird es zur Lösung kommen, wie die so verschiedenen Teile der Monarchie zu Deutschland sich verhalten? Wir aber dürfen bis dahin die Hände nicht in den Schoß legen. Wir müssen voranschreiten zur Konstituierung Deutschlands, Österreich überlassend, künftig seine Rolle darin selbst zu finden. — Dagegen walten dieselben Gründe ob, welche früher bestanden, daß wir alles aufbieten, um eine Trennung in Deutschland zu vermeiden, die unglücklichste aller Trennungen, die in Nord und Süd. Dieselben Gründe walten ob, welche früher bestanden, an den mächtigsten Kern deutscher Macht sich anzuschließen und dadurch das Band fester zu knüpfen, das nach den neuesten Ereignissen alle deutschen Stämme um so inniger umschließt, je mehr sie auf gleichem Rechtsboden stehen und je mächtiger alle von der Liebe zur Freiheit beseelt sind. Es handelt sich dabei nicht um Sympathien für Personen, sondern ich rede von den Forderungen einer gesunden Politik. Ich frage, ob die Ereignisse der letzten Tage uns bestimmen können, der Krone Preußen die Rolle jetzt nicht mehr zuzugestehen, die eine gesunde Politik ohne persönliche Sympathien bisher ihr zugestanden hat, und diese Frage glaubte ich verneinen zu müssen. Die Bevölkerung Preußens, welche in den letzten Tagen einen großen Kampf bestanden, bietet selbst die Hand zum Frieden und zur Versöhnung denen, mit denen sie eben noch in heißer Schlacht gekämpft hat. Wenn dies auf dem Schlachtfeld möglich war, haben dann wir nicht erhöhten Beruf, die Aufregung zu beschwichtigen, Versöhnung zu vermitteln und eingedenk zu sein, daß wir alle zusammenstehen müssen, um den Bau aufzuführen, der fortan ein großer Bau sein möge, der Bau des einigen Deutschen Reichs, auf der Grundlage der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande."[1])

[1]) Siehe „Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter" 1848, S. 272. Wentzcke a. a. O. bemerkt treffend, daß durch diese Ausführungen „mit kräftiger Hand und sicherem Blick aus der Fülle der Verfassungsentwürfe die zwei Hauptfragen der deutschen Zukunft herausgehoben sind: wie Österreich seine europäische Stellung als Gesamtstaat mit seiner deutschen Vergangenheit und mit seiner Zugehörigkeit zum deutschen Vaterlande vereinigen und wie sich im übrigen Deutschland die Großmacht Preußen mit ihrer selbständigen Entwicklung den liberalen Forderungen der Mittel- und Kleinstaaten anpassen könne."

Die große Menge namentlich in Südwestdeutschland abstrahierte freilich nicht von den Personen auf die Sache.[1]) Immer deutlicher zeigte sich, welch eine empfindliche Schädigung das Ansehen des preußischen Königtums durch die Märzkatastrophe erlitten hatte, wie tief sein politischer Kredit gesunken war.

Der allgemeine Unwille, welchen die Haltung Friedrich Wilhelms erregte, ließ Preußen in weiten Kreisen als ungeeignet zur führenden Stellung in dem zu gründenden Einheitsstaat erscheinen. Auch Heinrich von Gagern mußte bald einsehen, wie sehr sein Programm zunächst an Popularität verlor und auf welch harten Wiederstand dessen Ausführung stoßen werde. Er war jedoch viel zu sehr von der Richtigkeit seiner Ideen überzeugt, als daß er den Gedanken an deren Verwirklichung aufgegeben hätte. Mit einer Hinausschiebung der Entscheidung mußte er sich jedoch angesichts der durch die Berliner März-Ereignisse tief verwundeten öffentlichen Meinung befreunden.[2])

Mit einer für die damalige Zeit „unglaublichen Schnelligkeit" eilte Max von Gagern von Berlin zum Vorparlament nach Frankfurt. In Biebrich besuchte er den Herzog von Nassau, der sich nochmals mit seinem ganzen Vorgehen einverstanden erklärte, begrüßte kurz seine Familie in Wiesbaden und traf dann mit Bruder Heinrich in Frankfurt zusammen.

Der Bundestag hatte dort bereits am 10. März sämtliche deutsche Regierungen eingeladen, Männer des allgemeinen Vertrauens, und zwar für jede der siebzehn Stimmen des engeren Rates einen, alsbald (spätestens bis zu Ende des Monats) mit dem Auftrage nach Frankfurt abzuordnen, der Bundesversammlung und deren Ausschüssen bei Vorbereitung der Revision der Bundesverfassung mit gutachtlichem Beirat an die Hand zu gehen. Diese siebzehn Vertrauensmänner sollten teils unter sich in gesonderter Sitzung, teils in gemeinschaftlicher mit einem vom Bundesrat ernannten Ausschuß verhandeln. Am 29. März wurde Gagern durch Herzog Adolf unter Enthebung von seiner bisherigen Stellung in Wiesbaden zum Vertrauensmann von Nassau und Braunschweig bei dem Bundestage bestellt.

Am folgenden Tage traten im Bundespalast die anwesenden Vertrauensmänner, außer Gagern noch Albrecht, Bassermann, von der Gabelentz, Jordan, Langen, Stever, Uhland und von Wangenheim, zuerst zu einer ersten vorläufigen gemeinsamen Sitzung mit dem Bundes-Revisionsausschuß zusammen, der aus den Bundestagsgesandten von Österreich, Preußen,

[1]) Vgl. den scharfen Artikel der „Deutschen Zeitung" vom 27. März 1848, teilweise abgedruckt Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 719 ff.

[2]) Vgl. L. Fürst von Oettingen-Wallerstein, Deutschland, seine Zukunft und seine konstituierende Versammlung, 4. Folge: Die deutsch-österreichische Frage (Augsburg 1849), 14.

Bayern, Sachsen, Hannover, Baden und der freien Städte bestand. In dieser Sitzung legte Gagern das Programm für die am folgenden Tage beginnende vorberatende Versammlung von Notabeln zur Gründung eines deutschen Parlamentes vor, das im wesentlichen mit den in Berlin vereinbarten Grundsätzen übereinstimmte. Er nahm dabei Bezug auf die Ergebnisse der Gesandtschaftsreise, von der er eben zurückgekehrt war, und betonte, es sei wünschenswert, daß auch die Bundesversammlung und die ihr zugeordneten Vertrauensmänner diese nur in großen Umrissen angedeuteten Grundzüge als Basis der Verhandlungen über ein künftiges Reichsgrundgesetz anerkännten, während zu hoffen sei, daß diese Grundsätze ebenfalls den Beifall der Mehrheit des Vorparlaments finden würden. Die Versammelten gingen hierauf ein und beanstandeten nur den Satz des Programms, nach welchem die Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung durch die Bundesversammlung erfolgen sollte. Sie waren der Ansicht, daß letztere sich darauf beschränken sollte, die Regierungen zur Anordnung von Wahlen aufzufordern. Infolgedessen wurde noch am 30. März ein entsprechender Bundesbeschluß gefaßt.[1])

Der Zusammentritt des Frankfurter Vorparlaments — so wurde die sogenannte „Notabelnversammlung" in der Folge bezeichnet — erfolgte am 31. März. Über fünfhundert Volksvertreter, neben unbedeutenden und unerfahrenen auch viele hervorragende Persönlichkeiten, der Mehrzahl nach Süddeutsche, aus Preußen *nicht mehr als* 141, aus Österreich gar nur zwei, hatten sich eingefunden. Mit dem festlichen Empfang, welchen Frankfurt den Parlamentariern bereitete, kontrastierte scharf die kritische Lage, welche die Radikalen, die republikanische Partei, heraufbeschworen hatten. Eine Adresse an die Versammlung der deutschen Abgeordneten, welche in den öffentlichen Lokalen zur Unterzeichnung auslag, enthielt eine deutliche Kriegserklärung an alle diejenigen Liberalen, welche in einem kräftigen monarchischen Bundesstaat für Gesamtdeutschland ihr Ziel erkannten.[2]) Unweit von Gagerns Wohnung fand am 30. März im „Weidenbusch" eine Versammlung statt, in welcher die beiden badischen Republikaner Hecker und Struve die Hauptrolle spielten. Die Straße vor diesem Hotel war dicht gefüllt von Menschen. Schüsse knallten und tausend Stimmen erschollen. An das Publikum hielt vom Parterrefenster des genannten Hotels aus ein kleiner Mann eine Rede für die Republik. Es war Johannes Ronge, der es vor einigen Jahren mit dem Deutsch-Katholizismus versucht hatte, als es mit der Politik noch nicht ging. Auch in anderen Frankfurter

[1]) Vgl. Verhandlungen des Deutschen Parlamentes, 2. Lieferung (Frankfurt a. M. 1848), S. 25 ff., und Jürgens, Zur Geschichte des Deutschen Verfassungswerkes (Braunschweig 1850) I, 18 ff.

[2]) Vgl. Valentin, Frankfurt a. M. und die Revolution 1848—1849 (Stuttgart 1908), S. 176 ff., 170 ff.

Gasthäusern wurde an jenem Abend bereits die Deutsche Republik ausgerufen.[1])

Unter solch drohenden Vorzeichen versammelten sich am 31. März, $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens, die zu den Verhandlungen über die Gründung eines deutschen Parlamentes berufenen Deputierten im Kaisersaale des Römers. Unter den Süddeutschen galt es als ausgemacht, daß nur einer zur Leitung der Beratungen berufen und befähigt sei: Heinrich von Gagern. Dieser wollte indessen in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit von einer solchen Würde nichts wissen; es schien ihm zudem unpassend, daß er, der Minister eines Einzelstaates, an die Spitze einer solchen Versammlung der Vertreter der Nation gestellt werde. Es entsprach daher ganz seinem Sinne, daß Max von Gagern seiner Wahl entgegenwirkte.[2]) Diese fiel auf den Professor Mittermaier aus Heidelberg. Daß Heinrich von Gagern gleichwohl der unbestrittene Führer der monarchisch-konstitutionellen Partei in der Versammlung war, zeigte sich gleich am ersten Verhandlungstage, in welchem er gegenüber dem republikanischen Programm Struves mit Wucht für das Prinzip der Monarchie eintrat.

Max ergriff an diesem Tage nur kurz das Wort zur Erläuterung des Programms, welches der Heidelberger Siebenerausschuß der Versammlung vorgelegt hatte. Er ging, wie später auch im Frankfurter Parlament, im engsten Einvernehmen mit seinem Bruder vor, der am zweiten Tage in der von republikanischer Seite aufgeworfenen Frage der Permanenzerklärung mehrmals entscheidend in die Verhandlungen eingriff.[3])

„In jenen Stunden," urteilt Max Duncker,[4]) „wo die Entscheidung fallen mußte, ob Republik, ob Monarchie, wo kein Monarch in Deutschland seinen Thron zu behaupten vermochte, sobald er ernsthaft angegriffen wurde, wo die Partei des alten Systems, ratlos und betäubt, nicht einmal einen Gedanken an Widerstand, geschweige denn Entschluß und Kraft zu einem solchen hatte, trat Heinrich von Gagern kühn und groß vor ganz Deutschland in die Schranken für das monarchische Prinzip."

Der alte Gagern war höchlich erfreut, daß bei der herrschenden Verwirrung der Meinungen seine Söhne so einträchtig und klar waren. „Heinrich," berichtete er am 1. April an Fritz, „behält Kopf und Kraft oben; Max erschöpft sich, schläft nicht und ist in beständiger Agitation."[5]) An demselben Tag schrieb Max an seine Gemahlin nach Wiesbaden: „Wenn alles heute noch gut geht, komme ich morgen einmal zu Dir hinüber.

[1]) Vgl. Laube, Das erste Deutsche Parlament (Leipzig 1849) I, 21ff., u. Valentin a. a. O., 169ff.

[2]) Vgl. Leben II, 2, 666.

[3]) Vgl. Laube I, 59ff., 90ff.

[4]) „Heinrich v. Gagern. Eine biographische Skizze" von M. Duncker (Leipzig 1850), S. 15.

[5]) Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 667—668.

Heute ist wohl der Entscheidungstag. In der Versammlung sind die meisten, Dreiviertel, der Stimmen gut. Aber außerhalb ist viel böses Volk und gegen Heinrich sind die Republikaner sehr ergrimmt. Er ist heute Nacht in Darmstadt und noch nicht zurück; ich wohne bei ihm, da ich den Wiesbadnern mein Zimmer im Schwan gegeben. Betet heute für uns unaufhörlich, Gott allein kann uns helfen, so wenig wir es verdienen."

Mit dem Ausgange der Verhandlungen waren beide Brüder, jeder in seiner Art, zufrieden. Heckers Antrag, das Vorparlament solle sich permanent erklären, war gemäß dem Vorschlage Heinrich von Gagerns abgemildert worden in den Beschluß, einen permanenten Ausschuß von 50 Mitgliedern einzusetzen, der mit dem Bundestage zu verhandeln hätte. Dieser Ausschuß sollte, wie Max betonte, „ein Blitzableiter gegen noch revolutionärere Schritte sein; es handelte sich eben um das geringere Übel".

Wie gefährlich der Beschluß des Vorparlaments war, daß die zu wählende deutsche Nationalversammlung einzig und allein, also mit ausdrücklicher Ausschließung der Fürsten, die künftige Verfassung Deutschlands beschließen sollte, entging den Brüdern Gagern nicht. Allein sie beruhigten sich mit der Erläuterung des Antragstellers Soiron, daß die Nationalversammlung über die von ihr festgesetzte Verfassung mit den Fürsten in Unterhandlung treten könne.

Von Wiesbaden aus hatte Max, dem brüderlichen Wort vom Staufen getreu, am 3. April an seinen im Haag weilenden Bruder Fritz folgende inhaltsreiche Zeilen gerichtet: „Lieber Alter, auf einige Stunden der Nacht hier anwesend, um heute in Frankfurt die letzte Schlacht schlagen zu helfen, — muß ich Dir ans Herz legen, ob Du schicklicherweise in kürzester Zeit im Haag Deine Entlassung nehmen kannst? Innerhalb vier Wochen des Ausschußregiments bis 3. Mai steht vieles auf dem Spiel. Wir bedürfen Deiner. Die Zeitungen sagen Dir das übrige; ich bleibe hier als Vertrauensmann für Nassau und Braunschweig, mit Dahlmann, Uhland, Jordan, — der Dich grüßt, — Bassermann usw. — Heinrich ist der Held unserer Versammlung."[1])

Als dieses Schreiben im Haag eintraf, befand sich Fritz bereits auf dem Wege nach Deutschland. Er war mit kurzem Urlaub von der holländischen Hauptstadt abgereist, um der Entwickelung der deutschen Angelegenheiten nahe zu sein und den Stand der Dinge mit eigenen Augen zu prüfen. Am 5. April langte er in Frankfurt a. M. an, wo ihn Max in seinem Absteigequartier, dem Gasthause zum Englischen Hofe, mit den Vertretern der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei, Karl Welcker, Friedrich Bassermann, Alexander von Soiron, Karl Mathy, Franz Buhl u. a., bekannt machte.[2])

[1]) S. Leben des Generals Friedrich von Gagern II, 2, 671—672.
[2]) S. Leben II, 2, 779.

Da der Bundesbeschluß vom 30. März schon am folgenden Morgen publiziert wurde, die Versammlung der Notabeln aber später an diesem Tage den Maßstab der Seelenzahl für die Wahl anders festsetzte (ein Abgeordneter auf je 50000 statt auf je 70000) und auch sonstige Abweichungen vornahm, so ergaben sich wesentliche Gegensätze zwischen dem erwähnten Bundesbeschluß und den Beschlüssen der Notabeln-Versammlung. Namentlich in bezug auf die siebzehn Vertrauensmänner ergab sich aus dem Beschluß wegen der Wahl eines permanenten Ausschusses von 50 Männern zur Wahrung der Interessen der Nation eine neue eigentümliche Stellung für die ersteren.

Indem Gagern fast alle Mitglieder des Fünfzigerausschusses persönlich kannte, konnte er wiederholt als „freiwilliger Diplomat" vermitteln. Der Siebzehnerausschuß, welcher die Ausarbeitung der Wahlordnung für die Deutsche Nationalversammlung und die Feststellung des ersten Verfassungs-Entwurfes für das zu vereinigende Deutschland zu verhandeln hatte, konstituierte sich nach Beendigung der Verhandlungen des Vorparlamentes am 3. April im Bundespalast. Er wählte Max von Gagern zu seinem Präsidenten. Dieser erblickte darin wohl mit Recht eine Anerkennung der Tätigkeit, die er auf seiner Gesandtschaftsreise zu den deutschen Fürstenhöfen entfaltet hatte.

Bereits in der zweiten Sitzung der Siebzehner wurde am 5. April zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Reichsverfassung eine besondere Kommission niedergesetzt, die aus fünf Mitgliedern bestand. Dieser engere Ausschuß begann noch an demselben Tage seine Arbeiten. Max berichtete darüber am Abend an Heinrich:

„In unseren Siebzehner-Beratungen geht es leidlich. Wir haben einen Redaktionsausschuß für den Verfassungsentwurf: Dahlmann, Jordan, Albrecht, Bassermann und ich. Wir saßen heute früh drei, heute Nachmittag fünf Stunden. Das Oberhaupt! Da sitzt der Knoten. Gehen wir ohne Einigung unter den Fürsten der konstituierenden Versammlung entgegen, so bekommen wir die Republik! Nur Krieg kann uns retten, aber ohne Geld und ohne Einigkeit wird auch der schlecht ausfallen."

Weitere Berichte liegen leider nicht vor, wie denn überhaupt die Korrespondenz der beiden Brüder gerade für jene Zeit recht spärlich ist, da sie genugsam Gelegenheit zu mündlicher Aussprache hatten.

Es ist neuerdings die Behauptung ausgesprochen worden,[1]) daß der Verfassungsentwurf der Siebzehner von dem Germanisten Eduard Albrecht

[1]) Von Hans Blum, „Die deutsche Revolution 1848 bis 1849" (Florenz 1897) und ihm folgend H. von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte, II, 418, der auch hier leidenschaftlich auf dem Standpunkte unbedingter Verurteilung steht und den damaligen Patrioten nicht im entferntesten gerecht wird. Vgl. hierüber O. Pöppelmann, „Georg Beseler und seine Tätigkeit für die Grundrechte des deutschen Volkes im Jahre 1848", Greifswald 1907.

entworfen, von Dahlmann nur verbessert und eingeleitet worden sei. Demgegenüber ist von besonderem Interesse eine Aufzeichnung, welche Max von Gagern, der als Präsident sicher gut unterrichtet war, Ende der Siebziger Jahre gemacht hat. Sie lautet: „In einer ersten Beratung wurde von Dahlmann die Frage der Spitze aufgeworfen: ob Monas oder Trias? Und sobald man darüber einig war, es mit der Monas zu versuchen und dabei das Gerüste meines Parlaments-Reiseprogramms zu benutzen, machten sich Albrecht und Dahlmann zusammen daran, den Entwurf weiter festzustellen; wie viel von dem einen und wie viel vom anderen gewollt und ausgeführt wurde, habe ich selbst damals nicht erfahren, auch Bassermann nicht. Die letzte Redaktion aber war von Dahlmann. Als Schmerling ankam (samt Sommaruga), setzte mich Colloredo mit der österreichischen Stimme in Verbindung, und nachdem ich beiden Herren den Stand der Sache mitgeteilt und sie gefragt hatte, ob sie gegen die Vorfrage der Spitze keinen Einwand hätten, antwortete mir Schmerling bestimmt: ‚Nein'; diese Chancen der monarchischen Spitze könne und wolle er für Österreich wagen.

„Der Entwurf kam alsbald in den vollen Siebzehner-Ausschuß und man kann sagen, er ging im wesentlichen nach den Anträgen des Redaktionskomitees durch; namentlich war keine bedeutende Diskussion über die Spitze. Das Protokoll, welches von dem Detmolder Petri geführt wurde, könnte hierüber noch einige Auskunft geben;[1]) wenn mein Gedächtnis mir treu ist, so kamen die Bedenken gegen die monarchische Spitze von Gervinus und Uhland, auch wohl von Wangenheim!

„Dahlmann und Albrecht schienen sehr gut und vertraulich zusammen zu arbeiten und Dahlmann mag manche Fragen der einheitlicheren Tendenz Albrechts Beurteilung und Ausarbeitung überlassen haben. Das Gepräge der Abfassung (die Sprache und der Geist des Werkes) ist nach meinem unbefangenen Urteil von Dahlmann." [2])

Der Entwurf war mit monarchisch einheitlicher Spitze zugunsten Preußens angelegt. Kein Wunder, daß Gagern bemerken mußte, wie der Ausschuß „den einen zu durchsichtig preußisch, den Mittelstaaten zu verderblich für ihre Selbständigkeit erschien". Zu diesen Eifersüchtigen gehörte indessen nicht der Herzog von Nassau, der wohl wußte, daß Gagern bei seiner Tätigkeit für den militärischen und politischen Anschluß an Preußen weit mehr im Interesse der Erhaltung des deutschen Hauses Nassau und seines deutschen Besitztums handeln zu müssen glaubte als nach eigener Phantasie. Gagern stand damals mit dem Herzoge auch wegen der Frage der Übernahme eines Kommandos gegen Dänemark in Briefwechsel. Letzterer beneidete seinen vertrauten Rat um die Mühen, welche ihm die Leitung

[1]) In den mir vorliegenden Akten aus Gagerns Nachlaß finde ich darüber nichts.
[2]) Vgl. dazu Springer, Dahlmann (Leipzig 1872) II, 220ff.

der fast täglich stattfindenden Sitzungen des Siebzehner-Ausschusses bereiteten, nicht.[1])

Wie sehr Gagern damals angestrengt war, erhellt aus einem an seine Gemahlin gerichteten Schreiben vom 11. April: „Gestern," heißt es hier, „hatte ich zehneinhalb Stunden Sitzung.[2]) Ich bin aber zufrieden und man ist auch, wie ich glaube, mit meinem Präsidium zufrieden. Die Stellung ist allerdings schwer und wird es bleiben, teils hier an Ort und Stelle, wo ich jetzt zwischen Österreichern und Preußen unparteiisch und unbefangen sein muß, teils zu Hause in Wiesbaden, wo kaum ein Platz für mich sein wird. Ob ich in die konstituierende Versammlung gewählt werde, wie und wo, weiß ich auch noch nicht. Vielleicht in Hadamar. Fritz, der mir zur Seite stand, wird wahrscheinlich in Holland seinen Abschied nehmen müssen, wenn er uns hier helfen soll. In Baden kann er sogleich das Kommando erhalten. Davon sage noch niemand etwas außer Moritz."

Während der Beratung des Entwurfs der Reichsverfassung traf Mitte April Gagerns alter Freund Hermann Müller in Frankfurt ein. Dieser machte kein Hehl daraus, daß ihm das eigenmächtige, unbedingte Voranstellen Preußens nicht allein für die katholische Kirche in Deutschland als verderblich, sondern auch als der ganzen deutschen Rechtsgeschichte und der natürlichen Entwickelung des Nationalcharakters widerstreitend erscheine. Gagern ließ seinen Freund ruhig ausreden, erklärte und begründete dann seinen abweichenden Standpunkt mit großer Beredsamkeit. Wenn es ihm auch nicht gelang, Müller eines andern zu belehren, so würdigte dieser doch die für Gagern gegebenen Verhältnisse, die notwendigen Bedingungen seiner politischen Mitwirkung und versprach ihm, als Freund, wo nur immer möglich, zur Seite zu stehen.[3]) Dazu sollte sich alsbald eine Gelegenheit bieten.

Vor Übernahme des Kommandos über das aus badischen und hessischen Truppen zusammengesetzte Armeekorps, welches den für ganz Deutschland so bedenklichen, von Hecker geleiteten Aufruhr im badischen Oberlande niederwerfen sollte, mußte Friedrich von Gagern erst sein dienstliches Verhältnis in den Niederlanden lösen. Er hatte deshalb gleich nach der ersten badischen Anfrage am 11. April an den holländischen Kriegsminister, General Nepveu, ein Schreiben gerichtet mit der Bitte, ihm in anbetracht der außerordentlichen europäischen Lage entweder die Erlaubnis zur zeitweiligen Übernahme des badischen Kommandos oder seinen Abschied mit der ihm vertragsmäßig zustehenden Pension vom König auszuwirken.

---

[1]) Vgl. Anhang III.

[2]) Die 6. Sitzung der Siebzehner behandelte die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Neu eingetreten waren in derselben für Österreich: Schmerling und v. Sommaruga. Vgl. Arneth, A. v. Schmerling (Prag 1895), 104ff.

[3]) S. Liederbach, „H. Müller" 85.

Gleich am folgenden Tage erging an Friedrich von Gagern das formelle Angebot der badischen Regierung, das Kommando und die Einrichtung der Bürgerwehr sowie die Stellvertretung des Markgrafen Max in der Führung der badischen Division zu übernehmen. Er beriet lange mit Max, was er bei dem Widerstreit der Pflichten gegen die Niederlande einerseits und gegen das deutsche Vaterland andererseits tun solle. Max riet zur Annahme des Kommandos, in der festen Überzeugung, „daß acht Tage in Baden über Anarchie oder deutsche Einheit entscheiden würden". Auch Friedrich erblickte in der Erhebung der Republikaner die nächste, ernste Gefahr für einen günstigen Fortschritt der deutschen Einheitsbewegung. Stets von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er seine Pflichten gegen das deutsche Vaterland bei so dringender Gefahr in den Vordergrund zu stellen habe, daß er gemäß dem Bunde vom Staufen seinen beiden bereits so tief in die deutsche Einheitsbewegung verflochtenen Brüdern zur Seite stehen müsse, gewann er jetzt die Überzeugung, daß es bei so drohenden Verhältnissen nicht anging, noch erst die Genehmigung seines Vorhabens oder die Entlassung aus Holland abzuwarten. Nachdem er sich hierüber klar geworden, erhob er sich plötzlich mit Heftigkeit von seinem Sitze und gab seinen Entschluß kund, indem er die Worte des Ajax, der eben das Los zum Zweikampf gezogen, ausrief:

„Ὦ φίλοι, ἦτοι κλῆρος ἐμός, χαίρω δὲ καὶ αὐτός."

(Ilias VII, 191.)

(Freunde, ja, mein ist das Los und ich erfreue mich dessen.)[1])

In seiner Antwort, welche noch am 13. April durch Bassermann der badischen Regierung überbracht wurde, erklärte sich Friedrich von Gagern unter Ablehnung des Kommandos der Bürgerwehr aus Pflichtgefühl und in der Hoffnung, seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, bereit, die zeitweilige Führung der mobilen badischen Truppen zu übernehmen. Um seinen außerordentlichen, nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigenden Schritt der Übernahme eines Kommandos ohne Autorisation seines Königs vor diesem rechtfertigen zu können, verlangte er noch eine besondere Erklärung des Bundestages, welche die Notwendigkeit und die Gefahr bei Verzuge konstatierte. Die Ausstellung dieses Dokumentes machte er ausdrücklich zur Bedingung der Annahme und in der Tat wurde es sogleich ausgefertigt. Tags darauf — am 14. April — wurde ihm vom Großherzog Leopold von Baden das erwähnte Kommando mit dem Range eines Generalleutnants übertragen. Indem er diese Ernennung am selben Tage seinem Könige anzeigte, stellte er ihm anheim, deswegen Rückberufung, Urlaub, Abschied oder Entlassung zu verfügen. Hierauf erfolgte am 16. April von seiten des holländischen Königs, der Verwickelungen mit Frankreich befürchtete, der Befehl, zur Erteilung näherer Aufschlüsse möge General von

[1]) S. Leben II, 2, 795ff., 798ff.

Gagern sich vorerst „mit Beiseitsetzung von allem“ noch einmal unverweilt nach dem Haag zurückbegeben.[1]) Dieses Rückberufungsschreiben des niederländischen Kriegsministers gelangte am 19. April in die Hände Max von Gagerns, der, weil er als Präsident des Siebzehner-Ausschusses sich nicht von Frankfurt entfernen konnte, seinen Freund Hermann Müller mit der Überbringung betraute. Als letzterer nach Mitternacht in Schliengen bei Basel eintraf, hatte Friedrich von Gagern bereits für den nächsten Tag (20. April) die Angriffsdispositionen auf den nur eineinhalb Stunden entfernten Feind getroffen.

Wie unangenehm Friedrich von Gagern die Rückberufung nach Holland gerade im Augenblick notwendigen Handelns auf deutschem Boden war, verhehlte er auch gegenüber Müller nicht. Aus der Erörterung der beiden widerstreitenden Pflichten entsprang in ihm der Entschluß, die neuere und nächste dieser Pflichten rasch und entscheidend genug zu erfüllen, um rechtzeitig auch noch der älteren nachzukommen. Seine gegebenen Befehle standen zwar fest, die Aufrührer-Freischar zuerst zur freiwilligen Niederlegung der Waffen zu bewegen; wo nicht, sie nach Kriegsgebrauch zu schlagen und zu zersprengen. Aber bei Ausführung der ersten Alternative wollte er nun die Sicherung des Erfolges persönlich übernehmen, ein erstes Blutvergießen zwischen Deutschen im Felde verhüten, selbst mit eigener Lebensgefahr verhindern. In dieser Unterredung, bei welcher der General mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, kam er auch auf seine Brüder zu sprechen. In kurzen Sätzen gedachte er vor Müller, wie er mit seinem Bruder Heinrich solidarisch sich verbunden fühle; seine Freude sprach er ihm aber über Max aus, daß dieser sich aus eigenem Antrieb, wenn auch anfangs mit Überwindung, doch jetzt am brüderlichen Programm so tatkräftig beteilige und ihn selbst durch sein Beispiel auch zum Mithandeln genötigt habe. Er trug Müller für beide seine Grüße auf und reichte ihm die Hand zum Abschied.[2])

Wenige Stunden später wurde Friedrich von Gagern bei dem Zusammenstoß seiner Truppen mit den Aufrührern auf dem Gebirgspasse der Scheidegg, unweit von Kandern, unmittelbar nachdem er die Insurgenten in einer kurzen Unterredung mit ihrem Anführer Hecker vergeblich zur Niederlegung der Waffen aufgefordert hatte, vor der Front seiner Soldaten von drei meuchlerischen Kugeln tödlich getroffen; die Rebellen hatten noch vor Beginn des Gefechtes plötzlich eine allgemeine Salve auf den General abgefeuert; lautlos stürzte er mit dem Pferde zusammen und eine Stunde später — nachdem seine Truppen die Aufrührerscharen vollständig zersprengt hatten — hauchte er dort an Ort und Stelle, von einigen seiner

[1]) S. Leben II, 2, 800ff. und Liederbach, „H. Müller“ 87.

[2]) Diese, die Angaben im Leben Friedrichs von Gagern wesentlich ergänzende Mitteilung bei Liederbach a. a. O., 88.

braven Soldaten umgeben, seinen Geist aus. Ohne Not hatte er sich als Oberbefehlshaber der größten Gefahr ausgesetzt, indem er sich kühn und unerschrocken *an die Spitze* seiner Truppen stellte, um diese zu ermutigen und unter den Aufständischen die Verführten und Gezwungenen von den Schuldigen zu trennen.[1]) So fiel er als das edelste Opfer der Bewegung des Sturmjahres 1848.

Heinrich von Gagern überbrachte die schreckliche Kunde den hochbetagten Eltern nach Hornau. Max folgte ihm alsbald. Auf Wunsch des Vaters wurde die Leiche, die auf dem Kirchhofe von Müllheim kaum vor der Mißachtung fanatisierter Haufen sicher schien, nach der Heimat überführt. Die Teilnahme anläßlich des tragischen Todes des großen Patrioten war allgemein.[2]) Das Vaterland, urteilte Karl Mathy, hatte vielleicht keinen zweiten Sohn, wie er war.[3]) „Gestern," berichtete Max von Gagern aus Frankfurt seiner Gemahlin am 25. April, „sind Tausende von Menschen zu den blutigen Kleidungsstücken unseres unvergeßlichen Fritz in das Stübchen, wo sie zum Trocknen ausgebreitet waren, gewallfahrtet. Heute schickte ich die Sachen nach Hornau und dort soll auch sein Leib die Erdenruhe finden. Für die Ruhe seiner Seele wollen wir beten, wenn auch wir nicht darum unruhig zu sein brauchen. Es wird uns Kraft geben. Hier schicke ich Dir ein Stückchen des blutigen Hemdes.[4]) Den Geldbeutel soll Klemchen wieder haben, sonst behalte ich nichts als ein Notizbuch." Am 30. April kam der Sarg mit der Leiche Friedrich von Gagerns in Frankfurt a. M. an, am 1. Mai erfolgte

---

[1]) „Mein Bruder", sagte mir Max von Gagern im November 1886, „wollte möglichst ohne Blutvergießen den Aufstand unterdrücken. Dadurch fand er den Tod. Hinter Hecker selbst standen wahre Banditen, die ihn, wenn er nachgegeben hätte, erschossen haben würden." Vgl. auch die Äußerung Friedrichs bei Biedermann, Mein Leben I, 339.

[2]) Aus den zahlreichen Kondolenzbriefen, die Gagern erhielt, sei hervorgehoben der des Mainzer Domherrn Lennig. In diesem vom 23. April datierten Schreiben heißt es: „Die Sache des Rechtes und der Ordnung scheint in unserem Vaterlande einen Märtyrer gefordert zu haben, dessen Tod einen großartigen Eindruck auf die Gemüter hervorbrachte und den gleichgesinnten Hinterbliebenen desselben ihre Stellung in ihren wichtigen, für die Gestaltung der Gegenwart so einflußreichen Wirkungskreisen erleichterte. Das Wort eines Gagern gegenüber den Männern der Anarchie und des Umsturzes hat von nun an ein dreifaches Gewicht! Ein Gedanke, der mir auf meinem Standpunkte als Diener der Kirche beim Empfange der Trauerkunde alsbald vorschwebte, der aber auch Sie in Ihrem Schmerze aufrichtet, war die Erwägung, daß der Kampf, der Ihrem tapferen Bruder sein Leben kostete, nicht minder ein Kampf für die Sache Gottes und der Religion wie für die Sache des Vaterlandes war. Hätte jene heillose Partei gesiegt und auch nur auf kurze Zeit die Gewalt erlangt, wie wäre es unter ihrem tyrannischen Walten der Kirche ergangen? Ihr Bruder ist daher auch für diejenige Sache gefallen, die unter allen die höchste und heiligste ist, und das Opfer seines Lebens wird ihm Gott vergelten, der im Belohnen unendlich barmherzig und reich ist."

[3]) S. Ludwig Mathy, „Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846—1848" (Leipzig 1898), S. 234.

[4]) Dieses schmerzliche Andenken liegt noch dem Briefe bei.

die Beisetzung auf dem Friedhofe des Familiengutes Hornau, das der Verstorbene so sehr geliebt hatte. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten die Brüder Heinrich und Max, die jetzt noch einmal den Schwur erneuerten, den sie einst auf dem nahen, dem Kirchhofe gegenüberliegenden Staufen abgelegt hatten. Die Eltern weilten in stiller Trauer in einem entfernten Gemach des Wohnhauses.

Max von Gagern war auf das tiefste erschüttert. Gerade diesem Bruder hatte er besonders nahe gestanden, auf seine Hilfe und Unterstützung der deutschen Sache die größten Hoffnungen gesetzt. Ein tragischer Tod, wie er nur wenigen beschieden ist, machte das alles zu nichte. In dem Augenblicke, wo der Rat und Beistand des ihm durch Ruhe und Klarheit überlegenen Bruders am notwendigsten erschien, mußte er diesen entbehren. Zu alledem gesellte sich noch ein anderer Umstand. Der Brief, durch welchen Max seinen Bruder nach Deutschland berief, kam diesem nicht aus dem Sinne. Obwohl das Schreiben angelangt war, als sich Fritz bereits auf dem Wege nach dem Vaterlande befand, machte sich Max trotzdem die ernstesten Vorwürfe, daß er durch jenen Hilferuf den Tod des Bruders mitverschuldet habe. Das quälende Bewußtsein, das Max infolgedessen überfiel, war so stark, daß es ihm alle Freude an weiterer politischer Betätigung vergällte. Zeitweilig schien ihm sein ganzes bisheriges Wirken im öffentlichen Leben im trübsten Lichte. Wie undankbar und wenig befriedigend politische Tätigkeit nur zu oft ist, das hatte er während seiner kurzen Wirksamkeit bereits sattsam erfahren.

Mit den frohesten Hoffnungen, voll jugendlicher Begeisterung für die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes hatte Max von Gagern in den ersten erschütternden Tagen des März die schwierige Mission an die deutschen Höfe übernommen, deren Voraussetzung war, daß sämtliche deutsche Fürsten denjenigen Teil ihrer Regierungsgewalt würden opfern wollen, aus welchen eine Zentralregierung mit einem allgemeinen deutschen Parlament gebildet werden könne, und daß durch ein solches Opfer zugunsten einer wohlberechtigten Einheit der Beistand derjenigen Elemente gesichert würde, welche damals allein imstande waren, dem Hereinbrechen allgemeiner Zerstörung in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen. Voll Freude, bei der allgemeinen Ratlosigkeit einen rettenden und erhebenden Gedanken verbreiten zu können, betrieb er mit feurigem Eifer diese Sendung, welche durch den König von Württemberg eine praktische Richtung zugunsten der preußischen Spitze erhielt. Daß Max von Gagern nach diesem günstigen Anfang seinen Eifer verdoppelte, erscheint natürlich, war dies doch der Weg, den sein Bruder Friedrich stets als allein zum Ziele führend bezeichnet hatte. Es focht ihn deshalb auch nicht an, daß er bei Verfolgung desselben die Erhaltung der Freundschaft ihm sehr teurer Männer aus dem katholischen Lager auf das Spiel setzte, standen doch sein Bruder Heinrich ebenso wie sein Landesherr, der Herzog von Nassau, unentwegt auf seiner Seite. Allein

bereits bei der bayrischen Regierung stieß er auf die ernstesten Hindernisse, das Benehmen Badens gestaltete sich so, daß er es als perfid bezeichnen mußte, in Berlin aber fand er gerade an der entscheidenden Stelle, in König Friedrich Wilhelm IV., eine der ihm zugedachten großen Aufgabe so wenig gewachsene Persönlichkeit, daß die Hoffnung, durch ihn das Ziel der deutschen Einheit zu erreichen, tief herabgestimmt wurde. Mehr denn je bedurfte Max für die Zukunft des Rates und der Unterstützung seines Bruders Friedrich. Mit seinem jähen Tode schwanden bei ihm Hoffnung wie Begeisterung: alles weitere in seiner politischen Wirksamkeit war seitdem nur noch Folgerung und Konsequenz aus dem einmal eingenommenen Standpunkt der Solidarität mit seinen Brüdern.

Mit welcher Liebe und Verehrung Max zeitlebens an seinem „lieben Fritz" hing, erhellt aus den schönen Worten, die er ihm noch ein Menschenalter später widmete. „Seine große wissenschaftliche und geistige Überlegenheit," schrieb er bei einem Rückblick auf das Zusammensein mit Bruder Fritz während seiner niederländischen Soldatenzeit, „hat auf mein ganzes Leben einen entscheidenden Einfluß geübt. Er war ein klassisch und philosophisch gebildeter Mann, ein Charakter mit den edelsten Anlagen, wie er im Leben des Generals Friedrich von Gagern von Heinrich und mir geschildert ist. Heinrichs ausgezeichnete geistreiche erste Frau nannte den geistigen Verkehr mit ihm ein Stahlbad; gegen Weichlichkeit, Schwäche und jede Art Gemeinheit war er in Wahrheit unerbittlich strenge. Er liebte mich mit mehr als brüderlicher Zuneigung, hatte Interesse an meiner Entwickelung und, obgleich 16 Jahre älter als ich, legte er doch öfter Wert auf mein Urteil und meine Menschenkenntnis und flößte mir dadurch Selbstvertrauen ein. Die in meiner körperlichen Natur wurzelnde Reizbarkeit und oft wechselnde Stimmung bekämpfte er mit allen Mitteln der Ironie und Satire. In religiöser Beziehung hatte er, obgleich persönlich ein heidnischer Philosoph, mir doch einen großen Dienst erwiesen. Er zerstörte in mir durch vielfache Äußerungen die mit mir groß gewordene Vorstellung von der Überlegenheit des ganzen Protestantismus. Diesen nannte er einen ‚armseligen Küchengarten' im Vergleiche mit der Schönheit des ‚Parks' der katholischen Kirche. Die Widersprüche des Protestantismus deckte er schonungslos auf und schätzte an ihm nur die Freiheit des Individuums, daß jeder sich selbst seine eigene Religion zusammenstellen könne, hatte aber eine Abneigung gegen die Arroganz der meisten protestantischen Prediger und hielt ‚das katholische Wesen' besonders für das weibliche Geschlecht in Ehren, als anmutiger, tiefer und trostreicher. Wenn ich heute noch zurückdenke an diesen teuren Bruder, so muß ich es als eine besondere Gnade Gottes dankbar erkennen, daß er mir in den Jahren, in welchen jede Art der Verführung am gefährlichsten ist, so nahe stand und mich durch *seinen* Maßstab sittlichen Wertes aller menschlichen Dinge möglichst in Schranken hielt."

Zehntes Kapitel.

Max von Gagern im Frankfurter Parlament und seine politische Solidarität mit Bruder Heinrich. 1848—1849.

Bei den Wahlen für die große Nationalversammlung zu Frankfurt hatte Gagern seine Kandidatur in dem zweiten nassauischen Wahlbezirk Hadamar aufgestellt. Bestimmend hierfür waren der Wunsch seines Vaters und seines Bruders Heinrich, die Notwendigkeit der Lage und schließlich auch das Interesse seines Herzogs. Da es ihm gerade in den Wahltagen durch die wichtigen Arbeiten im Siebzehner-Ausschuß und zugleich durch den Tod seines Bruders Friedrich unmöglich war, in Hadamar zu erscheinen, so gaben ihm am 25. April 1848 Viele nur auf seinen bewährten Namen und auf die Bürgschaft seiner Freunde ihre Stimme.

In einem Manifest an seine Wahlmänner in den Ämtern Hadamar, Montabaur, Selters und Wallmerod, das Gagern am 27. April von Frankfurt aus erließ, wollte er diese Bürgschaft einlösen und seine politischen Gesinnungen offen aussprechen. In diesem Aktenstücke gab er zunächst eine Übersicht über sein bisheriges Leben und Wirken. Schon während seiner Bonner Dozentenzeit habe er offene Gelegenheit gegeben, seine Gesinnungen kennen zu lernen; er könne sich auf lebende Zeugen sowohl als auf die noch vorhandenen nachgeschriebenen Vorträge berufen, daß er Recht, Freiheit und Nationaleinheit nicht erst seit gestern im Munde führe. „In jene Jahre," fährt das Manifest fort, „fällt der Anfang der kirchlichen Streitigkeiten und in der preußischen Rheinprovinz erhielt der Kampf für die Freiheit vorherrschend die Gestalt und den Charakter der Verteidigung der Kirche gegen die Willkür der Beamten. In diesem Kampfe habe ich mich offen gegen die preußische Regierung ausgesprochen und deshalb niemals irgendeine Anstellung noch Gunst von ihr empfangen."

Auf seine achtjährige Tätigkeit in der nassauischen Heimat eingehend, hob Gagern hervor, daß es keine politische Handlung gäbe, wegen deren er die Verantwortung nach irgend einer Seite hin zu fürchten hätte. „Ich weiß auch sehr wohl, daß meine Gegner mich auf einem anderen Gebiete, dem kirchlichen, angreifen, weil ich in meinem 33. Lebensjahre noch meiner religiösen Überzeugung und der Kirche meiner Mutter gefolgt bin. Darüber bin ich Gott, aber auch nur Gott allein Rechenschaft schuldig. Weit entfernt,

mich zu entschuldigen, spreche ich einfach die Überzeugung aus, daß zwischen Freiheit und Kirche kein Widerspruch ist und daß ich als treuer Katholik des Lebens höchstes Ziel wie die höchsten Güter des Vaterlandes gleich pflichttreu zu erringen imstande bin.

„Zu allen Zeiten habe ich es mißbilligt, daß man religiöse Mittel zum Vorwand und Hebel politischer Bewegungen machte, von welcher Seite dies auch geschehen mochte.

„Meinen Gegnern von dieser Seite könnte ich mit demselben Rechte sagen, was soeben auf der entgegengesetzten Seite der berühmte Strauß in Württemberg den Seinigen zugerufen:

‚Bringt jeden Mangel an Tüchtigkeit und an Kenntnissen gegen mich vor, aber nur eines nicht, die Religion; denn wahrlich um eine Kirchenversammlung handelt es sich in Frankfurt nicht.‘

„Aber ich kann noch mehr sagen: Unsere neuen nassauischen Freiheiten sind jetzt schon zu Freiheiten für alle Deutschen geworden und werden in sich schließen: Freiheit des Glaubens und der privaten und öffentlichen Religionsübung; Gleichheit aller Religionsparteien in bürgerlichen und politischen Rechten.

„Das ist also Freiheit für jeden, gründliche, gleiche, ehrliche Freiheit für alle. — Es ist einer der glücklichsten Erfolge, welche die große nationale Erhebung Deutschlands bis jetzt gehabt hat, daß der kirchliche Streit aus dem Vordergrunde verdrängt ist, daß man sich über dem Altar des Vaterlandes offen die Hände bietet. Ich berufe mich auf meine Mitbürger von Wiesbaden, daß ich dies in den entscheidenden Märztagen treulich getan.“

Außer seiner damaligen Tätigkeit berührte Gagern auch die Haltung seines Landesherrn, der als erster unter allen deutschen Fürsten das kaum gegebene Versprechen zur Berufung eines deutschen Parlamentes sofort durch die Sendung an die deutschen Fürstenhöfe erfüllte. „Ich würde es,“ sagt Gagern, „für eine niederträchtige Feigheit halten, wenn ich nicht hier offen anerkennen wollte, daß der Herzog während dieser schwierigen Sendung mich mit der edelsten Vaterlandsliebe, mit der größten Offenheit wie ein Freund den Freund unterrichtet, unterstützt und anerkannt hat. Ja, unser Herzog hat für die Rettung der Nation aus den Gefahren der Spaltung, für die Einheit Deutschlands im Innern und nach außen großmütigere Opfer gebracht und zugesagt, als Ihr selbst von ihm verlangt habt. — Welchen Erfolg jene Sendung nach Hessen, Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen und Preußen gehabt hat, davon kann ich hier kein Zeugnis ablegen. Aber ich könnte im Herzen wohl wünschen, daß meine Wahlmänner und Mitbürger Zeugen dessen gewesen wären, was ich vor den Kronräten der Regenten zu Karlsruhe, Stuttgart, München und Berlin gesagt und auch geschrieben übergeben habe; ich hoffe, sie würden mit mir zufrieden gewesen sein.“

Zum Schluß erwähnte Gagern noch seine Wirksamkeit im Rate der Siebzehner, worüber die öffentlichen Protokolle Aufschluß gäben. Er schloß:

„Die allerschwerste Aufgabe ist unserem Rat der Siebzehner zuteil geworden: eine neue Verfassung für ganz Deutschland zu entwerfen. Diese Arbeit haben wir vorgestern nach treuer Überzeugung vollendet und ich überschicke den Entwurf meinen Wahlmännern zu allererst und so frühe es mir nur erlaubt ist.

„Die deutsche Nation zunächst und ihre Vertreter in der konstituierenden Versammlung werden darüber richten. Heftige Gegner werden sich von beiden Seiten dawider erheben. Aber wir müssen bedenken, daß die Stimmung, daß die Wünsche in allen Teilen Deutschlands, die sich gegenseitig nachgeben und vereinigen sollen, nicht gleich sind. Deutschland ist groß und hat überall zahlreiche und mächtige Feinde. Also, da die Freiheit errungen und sicher ist, rufen wir: Einheit, Einigung, Einigkeit über alles!

„In der Hoffnung, daß dieses offene Bekenntnis mir Euer Vertrauen, liebe Mitbürger, gewinnen möge, sage ich Euch schon jetzt meinen herzlichsten Dank für die Ehre, die Ihr mir durch Eure Wahl geschenkt habt.

„Obgleich die gewählten Volksvertreter nach eigener Überzeugung für ganz Deutschland einstehen sollen, halte ich es doch für meine Pflicht, noch persönlich in die Hauptorte meiner Wahlmänner zu reisen, um ihnen auf jede Frage noch weiter Rede und Antwort zu stehen. Ich gedenke, dies, mit einer größeren Zahl Abdrücke der Reichsverfassung versehen, in den nächsten Tagen auszuführen, und hoffe dann unter ihnen nicht mehr als unbekannt oder unwillkommen aufgenommen zu werden."

Bald nach der Fahrt in seinen Wahlkreis[1]) trat im Einverständnis mit dem Herzoge von Nassau Gagern eine Reise nach Brüssel an, um dort sein Abberufungsschreiben als Gesandter zu übergeben. Dieser Akt ließ sich um so weniger aufschieben, als König Leopold von Belgien den Wunsch geäußert hatte, von den Vorgängen in Frankfurt und den Zielen der Gagernschen Partei näher und authentisch unterrichtet zu werden. Zu diesem Zwecke war schon vorher Hermann Müller nach Brüssel gesandt worden.[2]) Wenn Gagern jetzt selbst dorthin aufbrach, so leitete ihn dabei der Hintergedanke, es zu versuchen, den belgischen König in der schleswig-holsteinischen Frage zu gewinnen.

König Leopold, der Gagern persönlich sehr zugetan war, empfing diesen äußerst huldvoll. Die Audienz, welche in dem Schlosse Laeken stattfand,

---

[1]) Am 6. Mai verteidigte Gagern in Hadamar vor einer zahlreichen Versammlung seiner Wähler den Verfassungsentwurf der siebzehn Vertrauensmänner. Am 8. Mai präsidierte er in Frankfurt diesem Siebzehner-Ausschuß. Am 9. oder 10. muß er nach Brüssel abgereist sein. Damit stimmt, daß der Herzog von Nassau am 8. Mai Gagern von dem ihm übertragenen Gesandtenposten am belgischen und niederländischen Hofe enthob.

[2]) S. Liederbach, H. Müller, 91 ff.

währte eine volle Stunde. Eingehend kamen in derselben der Verfassungsentwurf der Siebzehner und die schleswig-holsteinische Verwickelung zur Sprache. Bezüglich des Verfassungsentwurfes machte Gagern kein Hehl daraus, daß derselbe „Preußen auf den Leib geschnitten sei, da Österreich sich selbst reserviert habe". König Leopold hob in scharfer Weise die Mißstimmung des Londoner Kabinetts über das Vorgehen der Bundestruppen in Schleswig-Holstein hervor. „Die Engländer," sagte er, „sind sehr erbittert gegen Sie, klären Sie mich darüber auf, was Sie beabsichtigen." Im Laufe der Unterhaltung erkannte Gagern deutlich, daß der kluge König der Belgier daran dachte, für sein Land eine Stütze gegen das republikanische Frankreich in dem sich umgestaltenden neuen Deutschland zu finden; deshalb wünschte er sich diesem nützlich zu erweisen, nicht, wie man hier und da ausſprengte, als Kandidat für ein neues deutsches Wahlkaisertum, sondern als Hausfreund und Dolmetscher gegenüber England, als Warner gegen Frankreich. Guter Rat und Vermittelung seitens eines so verständigen Monarchen schienen angesichts der Verwirrung, die in Deutschland herrschte, sehr erwünscht. Gagern ging deshalb bereitwillig auf den Vorschlag des Königs ein, sich persönlich mit dem englischen Kabinett in Verbindung zu setzen. „Ich selbst," bemerkte König Leopold, „schreibe nicht gern direkt an Lord Palmerston, aber ich werde mich an eine andere Persönlichkeit, Marquis Landsdowne, wenden; Sie jedoch müssen zu Palmerston reisen."

So fuhr Gagern in aller Eile am 13. Mai nach London.[1]) Von Ostende aus schrieb er am Abend dieses Tages an Heinrich: „Ich gehe also auf *eine* Nacht nach England. Die Minister sollen dort von uns *keine* Meinung haben, die schleswigsche Sache noch immer übel aufnehmen, besonders gegen Preußen. Prinz Albert soll letzterem weniger günstig gestimmt sein, als man früher glaubte, und es soll überhaupt nötig sein, dort eine würdige Sprache zu führen. Ich werde zunächst den Marquis Landsdowne aufsuchen, dann Lord Palmerston und nach Umständen Prinz Albert. Mein System und mein Begehren wird dahin gehen, daß England zu der konstituierenden Versammlung Vertrauen fasse und es gern sehe, daß diese sich so hoch als möglich stelle, um die Einheit durch alle Mittel durchzusetzen, gleichgültig, wessen Leitung sie dann anvertraut werde. Wenn nur immer möglich, bin ich Mittwoch Abend in Frankfurt, wo ich hoffe, daß durch gute Sicherheitsmaßregeln alles gut stehen möge."[2])

Die Aufnahme, die Gagern in London bei Marquis Landsdowne und Lord Palmerston fand, war eine sehr freundliche. Seine Unterredung mit

[1]) Billet an Heinrich v. Gagern, dat. Brüssel, den 13. Mai: „Ich gehe weiter nach England, bin hier zufrieden und hoffe Donnerstag in Frankfurt zu sein."

[2]) Außer diesem Briefe liegt über die englische Mission nur noch eine Skizze Gagerns für seine Unterredung mit Lord Palmerston vor. Meine Mitteilungen beruhen auf dem Diktat Gagerns vom November 1886.

dem englischen Kabinettschef am 15. Mai währte über eine Stunde; die Konversation wurde in französischer Sprache geführt. Gagern legte in klarer Weise die Lage Deutschlands dar, berichtete über seine Mission an die Höfe von Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden und Berlin, über das Vorparlament, den Verfassungsentwurf der Siebzehner, die Absichten der Nationalversammlung, den Plan seiner Partei, Preußen an die Spitze zu stellen, und entwickelte die Aussichten der hohenzollerischen Kandidatur, ohne die der deutschen Einheit entgegenstehenden Hindernisse zu verschweigen. Eingehend wurde auch die schleswig-holsteinische Angelegenheit besprochen, wobei Palmerston direkt um Aufschluß über die Absichten des Deutschen Bundes bat. Über die Frankfurter Angelegenheit bemerkte Palmerston: „Cela me fait l'impression que c'est une vache à traire pour les Prussiens."[1])

Trotz der Kürze der Zeit machte Gagern in London noch zahlreiche Besuche bei hervorragenden Persönlichkeiten. Er wurde auch vom Prinzgemahl Albert empfangen, dem er eingehenden Aufschluß über den Stand der Dinge in Deutschland erteilte.[2])

Der preußische Gesandte in London, Christian Karl Josias von Bunsen, ließ Gagern sagen, der bei ihm weilende Prinz Wilhelm von Preußen wünsche ihn zu sehen. Als Gagern in dem preußischen Gesandtschafts-Palais erschien, wurde er von Bunsen sehr freundlich empfangen. Offen gestand ihm dieser, wie tief niedergeschlagen der Prinz sei, von dem damals sicher niemand ahnte, daß einst die deutsche Kaiserkrone sein Haupt schmücken werde. Während des Gespräches mit Bunsen kam die Meldung, Seine Königliche Hoheit werde selbst herunterkommen, um Gagern zu sprechen. Selbstverständlich begaben sich nun Gagern und Bunsen sofort zu dem Bruder des preußischen Königs hinauf, wo sie dann zu dem Frühstücke zugezogen wurden. Das Hauptthema der Unterhaltung bildete der Verfassungsentwurf der Siebzehner, gegen welchen Prinz Wilhelm starke Einwendungen erhob. Der Prinz bemerkte unter anderem: „Ich bin ja nur Soldat, kann also den Entwurf des Siebzehner-Ausschusses nicht beurteilen — aber ich habe ernste Bedenken dagegen. Als Soldat halte ich an meinem

[1]) Gagern blieb mit Palmerston in Korrespondenz. S. im Anhang IV die Briefe, die er am 20., 21. und 29. Mai, am 5. Juni und 1. Juli 1848 an den englischen Premier richtete.

[2]) Darauf bezieht sich die Bemerkung des Prinzen Albert in den Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha (Aus meinem Leben und aus meiner Zeit I, Berlin 1887, S. 293). Ganz irrig wird jedoch hier bemerkt, Gagern habe anfangs Mai „eine Rundreise an die europäischen Höfe" gemacht. Davon kann keine Rede sein. Gagern besuchte nur Brüssel und London. Seine dortigen Unterredungen hat er mir in der oben angegebenen Weise diktiert. Über die Unterredung mit dem Prinzen von Preußen war bisher nur eine kurze Notiz bei Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, 285—86, bekannt.

Fahneneid. Wie kann man glauben, daß man in unserer Armee ganz fremdartige Elemente aufzunehmen bereit sein werde."

Gagern versuchte vergeblich, dem Prinzen klar zu machen, wie sehr der ganze Entwurf Preußen auf den Leib zugeschnitten sei. Alles in dem Entwurfe sei ja so eingerichtet, daß er Preußen als notwendigen Schlußstein voraussetze und das Ausscheiden Österreichs von selbst bedinge. Von der Anschauung, daß Österreich an dem neuen Reiche nicht teilnehme, betonte Gagern, habe man sich durchaus leiten lassen. Es war indes alles vergebens. Prinz Wilhelm erklärte: „Wer einen Begriff von dem preußischen Fahneneid hat, kann nicht glauben, daß wir auf solche Projekte eingehen werden."

Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er: „Sehr wundere ich mich darüber, daß man die Absicht hat, meinen Sohn und den jungen Erzherzog Franz Josef zusammen erziehen zu lassen und dann erst die Wahl zu treffen, wer deutscher Kaiser werden soll." Gagern entgegnete hierauf lächelnd: „Welcher Mann hat denn die Stellung und die Macht, daß er so etwas vorschlagen und durchführen könnte."

Seltsam berührte Gagern auch eine andere Äußerung des Prinzen Wilhelm. „Ich bin ja nicht reaktionär," bemerkte dieser, „nicht wahr, mein lieber Bunsen, so ist es?" worauf der Gesandte erwiderte: „Gewiß, gnädigster Herr."

Als Gagern wieder mit Bunsen allein war, konnte er nicht umhin, zu bemerken: „*Den* Prinzen hätte ich mir anders gedacht. Wenn diejenigen, *für* welche der Verfassungsentwurf gemacht ist, so sprechen, was werden erst die sagen, *gegen* welche er gemacht ist." Bunsen flüsterte ihm darauf mit flehend geheimnisvoller Miene zu: „Ich bitte Sie, sagen Sie es nicht weiter."[1])

Am Nachmittage des 18. Mai 1848 erfolgte zu Frankfurt am Main der Zusammentritt der ersten „Deutschen konstituierenden Nationalversammlung". Von dem altehrwürdigen Römer zogen die Abgeordneten unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen nach der nahen, zum Versammlungsorte bestimmten Paulskirche. Der Jubel von Tausenden umbrauste die Erwählten des deutschen Volkes, die sich zunächst in der Zahl von über 300 eingefunden hatten, weitere 200 schlossen sich ihnen noch bald an. Unter den Versammelten befand sich die Elite des deutschen Geistes, die Träger und Führer der damaligen Bewegung, neben vielen wissen-

[1]) Nach alledem möchte ich schließen, daß aus dem Votum des Prinzen Wilhelm über den Siebzehnerentwurf vom 4. Mai (S. Springer, Dahlmann II, 235 ff., und Berner, Briefe u. Schriften Wilhelms d. Gr., I, 178 ff.), mehr Bunsen spricht als der Prinz. Daß Bunsen auf die politischen Anschauungen und speziell auf die erwähnte Denkschrift des Prinzen großen Einfluß ausübte, ist auch die Ansicht von Ulbricht, Bunsen und die deutsche Einheitsbewegung (Leipzig 1910), 55, A. 1.

schaftlichen und literarischen Berühmtheiten auch Politiker von weitem staatsmännischen Blicke, die in ihrer Mehrzahl sicher das Beste der Nation wollten. Wie sie daherschritten im feierlichen Zuge, vom Alter gebeugte Greise, stattliche reife Männer und schlanke jugendliche Gestalten, gewährten sie einen ehrfurchtgebietenden Anblick.

Gleich den meisten Abgeordneten war auch Gagern durchdrungen von der Bedeutung der feierlichen Stunde. Er wurde freilich schon durch den Verlauf der ersten Sitzung etwas ernüchtert. Der Alterspräsident Dr. Lang zeigte sich seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Trotz des Lärms und Wirrwarrs wurde eine provisorische Geschäftsordnung angenommen und die Präsidentenwahl auf den folgenden Tag angesetzt. Zum Schluß kam es noch zu einer Szene, die für Gagern besonders peinlich war. Der Vertreter von Münster, Bischof Müller, beantragte unter Hinweis auf das Prophetenwort: „Wenn Gott das Haus nicht baut, bauen die Werkmeister vergebens," die Einweihung der Verhandlungen durch eine kirchliche Feierlichkeit. Dagegen erhoben sich indessen Venedey und Raveaux. Letzterer, ein Zigarrenhändler aus Köln, verhöhnte den Bischof mit Anführung des Sprichworts: „Hilf dir selber und Gott wird dir helfen". In dem Sturme des Beifalls, den diese Worte auf vielen Seiten des Hauses und besonders auf den dichtgefüllten Galerien entfesselten, ging der Antrag des westfälischen Oberhirten jählings unter.[1])

Der Bundestag hatte dem Parlament einen Glückwunsch gesandt, trat aber sonst zu demselben in keine Beziehung und ließ auch kein Wort verlauten über den ihm schon seit einem Monat vorliegenden Reichsverfassungsentwurf der Siebzehner, der dann angesichts der heftigen Abneigung eines großen Teils von Deutschland gegen ein preußisches Erbkaisertum vom Parlament gar nicht in Verhandlung genommen wurde.[2])

Am folgenden Tage (19. Mai) wählte man Heinrich von Gagern mit 305 Stimmen zum provisorischen Präsidenten. Bei der Stimmenzählung ergab sich, daß mehrere Zettel nur den Namen Gagern ohne nähere Bezeichnung enthielten. Es war daher nicht sicher, welcher von den beiden Brüdern gemeint sei. Bei der Debatte, welche sich hierüber entspann, ergriffen nicht weniger als neun Abgeordnete wiederholt das Wort. Man einigte sich endlich, daß diejenigen Stimmen, welche Max von Gagern gemeint hätten, ohne den Vornamen dazuzuschreiben, ihre Wahlzettel wieder zurücknehmen könnten. Da dies nicht geschah, wurde Heinrich von Gagern als Präsident

[1]) S. Pastor, Reichensperger I, 238ff.; vgl. Pfülf, Kardinal v. Geissel I (Freiburg 1895), 530.

[2]) Der Entwurf der Siebzehner wurde eigentlich schon begraben in dem Augenblicke, als Schmerling denselben unterschrieb. Max von Gagern, der dies sofort erkannte, machte damals den Vergleich mit einer Perle, die sich in Wein auflöst. (Mündliche Mitteilung Gagerns von 1887.)

verkündigt.[1]) Wie sehr er, gleich einem „geborenen Herrscher“,[2]) allen imponierte und wie trefflich er in bedeutsamen Momenten einen Schlager zu finden wußte, zeigte gleich seine erste Rede. „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen,“ sagte er, „wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zustande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zustande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer konstituierenden Versammlung vindiziert. Deutschland will eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch der Staaten-Regierungen zu erwirken, liegt mit in dem Beruf dieser Versammlung.“

Diese entschiedene Erklärung zugunsten der Volkssouveränität gewann Gagern die gemäßigten Elemente der Linken; aber er bezeichnete diesen Grundsatz als Notrecht und schloß eine spätere Vereinbarung mit den Regierungen nicht aus. So war eine mittlere Linie gefunden, auf der sich die streitenden Parteien so weit beruhigten, daß die Versammlung ihre Arbeiten beginnen konnte. Bei der endgültigen Präsidentenwahl am 30. Mai erhielt Gagern eine imposante Majorität, 499 von 518 Stimmen. Die Macht seiner Persönlichkeit erwies sich in der Folge auch unter den schwierigsten Verhältnissen als durchschlagend.[3]) Die ganze Nationalversammlung fühlte sich, trotz ihrer ungeheuren Verschiedenartigkeit, doch durch den offenen, sittenreinen und willenskräftigen Charakter ihres Präsidenten würdig vertreten und vertraute überwiegend auf ihn.[4])

Heinrich von Gagern war damals der populärste Mann in ganz Deutschland. „Er schien der Bürge dafür zu sein, daß die Freiheit und Einheit kommen müsse, daß sie durch ihn kommen müsse.“ Sein Bruder Max, der im März eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, trat nun mehr und

---

[1]) Er hatte die Würde nicht gesucht, vielmehr in seiner Bescheidenheit ihr eher widerstrebt. In dem oben erwähnten Briefe aus Ostende vom 13. Mai bemerkt Max von Gagern in einem Postkript: „Wenn alles noch steht wie vor drei Tagen und wenn Dir die Präsidentschaft aufgedrungen wird, so mußt Du sie annehmen, selbst das hessische Portefeuille niederlegen.“

[2]) Urteil Hermann Baumgartens vom 5. Juli 1848, „Aufsätze und Reden“, Einleitung, S. XX.

[3]) S. Kaufmann in der Allg. deutschen Biographie 49, 661. Zu den hier angeführten Urteilen von Beseler und Mohl ist noch hinzuzufügen die treffliche Charakteristik von M. Duncker, H. v. Gagern (Leipzig 1850), 15ff.

[4]) Liederbach, „H. Müller“, 93.

mehr in den Hintergrund. Neidlos freute er sich der Erfolge Heinrichs, ja er schien selbst seine größte Genugtuung darin zu finden, diesem bei seinen Unternehmungen mit Rat und Hilfe zur Hand zu gehen und zu dessen Verherrlichung beizutragen. Die größere geschäftliche Gewandtheit und die diplomatischen Erfahrungen, die Max besaß, bildeten eine glückliche Ergänzung zu dem sich durch andere hervorragende Eigenschaften, namentlich seine glänzende, wie mit Zaubermacht alles mit sich fortreißende Rednergabe, auszeichnenden älteren Bruder. Dafür wurde ihm nicht ein geringer Einfluß auf diesen beigemessen. Man sah öfters bei Abstimmungen auf ihn als den Vertrauten des Präsidenten und in wichtigen prinzipiellen Fragen war anfangs seine Geltung nicht gering anzuschlagen.[1])

Die Parteien bildeten sich in Frankfurt nur allmählich — festgeschlossene Parteien im modernen Sinne gab es damals in Deutschland noch nicht. Die Möglichkeit dazu wurde ja erst durch die Verfassungsbewegung geboten.[2]) In der ersten Zeit fanden sich damals die verschiedenartigsten Elemente, die später weit auseinander gehen sollten, zusammen. So erblickte man im „holländischen Hofe" Vertreter der äußersten Linken, wie Wiesner und Simon im friedlichen Verein mit einem Jürgens und Detmold. In diesem Kreise war es, wo Max von Gagern ein Programm vorlegte, welches, viele Tage hintereinander durchgesprochen, zwar niemals zu einem abgeschlossenen Resultat, wohl aber zur Entfaltung eines großen Reichtums von Schlagwörtern, Theorien und Definitionen über Volkssouveränität und ähnliche Dinge führte.[3])

Erst anfangs Juni war die Entwickelung so weit fortgeschritten, daß man von festen Parteien reden konnte. Gagern schloß sich der gemäßigten Rechten, der Partei des „Casinos", an. Keine Gruppe zählte so viele glänzende Namen wie diese, die anfänglich 166 Mitglieder umfaßte und auch die Gagernsche Partei genannt wurde. Wenngleich Süddeutschland durch berühmte Namen wie Welcker, Mathy, Soiron, Bassermann vertreten war, so hatten in ihr doch die Norddeutschen entschieden das Übergewicht.[4]) Dem Beruf nach bestand die Mehrzahl aus Beamten und besonders Professoren. Diese, von welchen nur Georg Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Deiters, Haym, Hugo, Michelsen, Waitz, Welcker genannt seien, führten das große Wort.[5]) Die Partei des Casino stellte die meisten und bedeutendsten Mitglieder zu dem Verfassungsausschusse, welchen das Parlament in seiner fünften Sitzung am 24. Mai einsetzte. Unter den Erwählten befanden sich nur drei

[1]) S. K. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche (Leipzig 1849), 284, 308. Vgl. auch das eigene Zeugnis Gagerns, Liederbach 94.

[2]) Vgl. Valentin a. a. O., 215.

[3]) Biedermann, Erinnerungen, 7—8.

[4]) S. Eisenmann, Die Parteien der teutschen Reichsversammlung (Erlangen 1848), 17 ff.

[5]) S. Biedermann 236 ff.

Teilnehmer des Siebzehner-Ausschusses: Dahlmann, Droysen und Max von Gagern, letzterer wurde zum Stellvertreter des Vorsitzenden gewählt. Die Mehrheit des Ausschusses war konservativ gerichtet, Gagern meinte sogar zu konservativ, da die äußerste Rechte und die äußerste Linke darin einig seien, keine starke Zentralgewalt zu wollen. Die Ereignisse, so meinte er in einem Schreiben an Lord Palmerston vom 29. Mai, würden jedoch dazu drängen, denn die demokratische und sogar republikanische Strömung machten in Deutschland gewaltige Fortschritte.[1])

Gagern wurde am 3. Juni auch zum Mitglied des Ausschusses zur Prüfung der Anträge betreffend Bildung einer Zentralgewalt gewählt. Ein guter Freund von ihm, Karl Stedmann, Gutsbesitzer auf Haus Besselich bei Koblenz, erhielt den Vorsitz dieser Kommission.

In den unteren Schichten der Frankfurter Bevölkerung herrschte schon damals, durch Agitatoren angefacht, eine sehr erregte Stimmung, die im Juni offen zu parlamentsfeindlichen Demonstrationen führte. Die Kunde davon versetzte Gagerns Gemahlin in nicht geringe Aufregung. Er antwortete ihr beschwichtigend am 15. Juni: „Diese Tage sind ruhiger vorübergegangen, als man hätte erwarten sollen; der liebe Gott führt die Gefahren oft vorüber, wenn sie ganz nahe und unvermeidlich scheinen. Hennes sagt mir, Du seiest auch beunruhigt darüber gewesen, und ich schreibe Dir deswegen gerne ein Wörtchen, das Dich erheitern kann. Es geschieht nichts ohne Gottes Willen. Darin liegt Trost und Erheiterung genug."

Der Kongreß der Demokraten, der als ein sozialistischer endete, hatte in der Pfingstwoche getagt. Kurz darauf sah die Mainstadt eine ganz andere Feier, die des Fronleichnamsfestes. Am Vorabende dieses Tages bemerkte Heinrich von Gagern am Schlusse der Sitzung des Parlaments: „Es ist morgen für die Katholiken ein sehr hoher Festtag. Ich schlage Ihnen vor, morgen 4 Uhr Nachmittag Sitzung zu halten." Dieser scharf betonte Vorschlag wurde mit großer Mehrheit angenommen. So konnte am andern Morgen das Fronleichnamsfest unter zahlreicher Teilnahme der katholischen Mitglieder des Parlaments abgehalten werden. Nur jene abgestandenen Katholiken aus Österreich, die zur Linken gehörten, fehlten. Die übrigen katholischen Mitglieder des Parlamentes, wohl 200 an der Zahl, und unter ihnen selbstverständlich Max von Gagern, nahmen jeder mit einer brennenden Wachskerze an der erhebenden Feier teil. Die Prozession, welche von dem Fürstbischof Diepenbrock über den Domplatz geführt wurde, ergriff alle Teilnehmer und viele Zuschauer auf das tiefste. Sie war gleichsam der Ausdruck einer Kircheneinheit vor der Reichseinheit. „Wohl jeder," schrieb Beda Weber, „muß die Wichtigkeit einer solchen Einigung unter den Anwesenden empfunden haben und beim Andämmern der katholischen Kirchen-

[1]) S. Anhang IV.

freiheit, die in Frankfurt gegründet werden soll, kann es nur als gutes Zeichen begrüßt werden, daß die Katholiken von der Ost- und Nordsee, vom Rhein und Westfalen, von der Elbe und vom Inn, von der Donau und der Etsch sich wechselseitig erkennen, als Glieder eines Leibes sich persönlich aneinander schließen und für einmütiges Handeln in der nächsten Zukunft stärken." Es ist leicht begreiflich, „daß manchem Auge eine heiße Träne entglitt, daß manche Lippe zitternd zum Himmel betete, daß alle Deutschen einig werden möchten im Glauben und in der Liebe, ohne welche die politische Einheit stets nur ein Flickwerk bleiben wird."[1])

Zwei Tage nach dieser Demonstration des Friedens griff Heinrich von Gagern so entscheidend in die Debatten über die Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt ein, daß man geurteilt hat, die Schlacht war geschlagen, der Sieg gewonnen. Trotzdem dauerte der Redekampf noch an. „Gestern," berichtete Max von Gagern in der Frühe des 27. Juni seiner Gemahlin, „war ein stürmischer Tag und ich war froh, Dich nicht hier zu haben. Heute ist die Fortsetzung der großen Verhandlung und ich hoffe, es wird ein versöhnlicherer Geist über der Mehrheit walten. Ich war gestern abends sehr entmutigt und körperlich aufgeregt, wie am 4. März nachmittags in Deinem Zimmer. Heinrich bleibt mutig und wird heute wieder präsidieren; vielleicht geht es dann besser."

Heinrich präsidierte in der Sitzung vom 27. Juni nicht. Er griff aber wiederholt in die Debatten ein. Bei der Abstimmung, die namentlich stattfand, siegte der von ihm am 24. Juni in seiner großen, berühmt gewordenen Rede ausgesprochene „kühne Griff", wonach die Nationalversammlung die Zentralgewalt selbst schaffen sollte, mit 403 gegen 135 Stimmen. Am folgenden Tage (28. Juni) ging das „Gesetz über die provisorische Zentralgewalt", welches den Bundestag abschaffte und dem unverantwortlichen Reichsverweser, unter der Verantwortlichkeit von Reichsministern, die ganze vollziehende Gewalt, die Oberleitung des Heeres, die Ernennung des Reichsfeldherrn und die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands übertrug, in namentlicher Abstimmung mit 450 gegen 100 Stimmen durch. Auf Heinrich von Gagerns Vorschlag erfolgte am 29. Juni mit überwältigender Mehrheit (436 Stimmen) die Wahl des Erzherzogs Johann zum provisorischen Reichsverweser Deutschlands. Am Abend vor der Entscheidung waren zwei Mitglieder der äußersten Linken, Ruge aus Leipzig und Simon aus Trier, zu Max von Gagern gekommen und hatten ihm die Frage gestellt, ob sich sein Bruder Heinrich von ihnen zum Reichsverweser werde wählen lassen. Die Antwort Heinrichs lautete, „der Platz im Narrenhause müsse für ihn schon bestellt sein, wenn er die Wahl aus der Hand von Leuten annähme, deren viele ihn seither nur beschimpft und verdächtigt

[1]) B. Weber, Charakterbilder (Frankfurt a. M. 1853), 348.

hätten; aus ihren eigenen Reihen müßten sie den künftigen Präsidenten der Deutschen Republik wählen.“ [1])

In der Wahl des Reichsverwesers erblickte Max von Gagern das einzige Mittel zur Erzielung der notwendigen einheitlichen Aktion. Wir rechnen, so legte er am 1. Juli Lord Palmerston dar, mit Bestimmtheit auf die Zustimmung und die Stütze aller deutschen Regierungen. Die Wahl, dem Anscheine nach revolutionär, sei in Wahrheit ein entscheidender Schritt für die Monarchie. Die Zentralgewalt, welche den Bundestag ersetzen sollte, habe mit Notwendigkeit einen populären Ursprung besitzen müssen, weil man anders keinen Einfluß auf die erregte Bevölkerung und die Regierungen habe erlangen können.[2]) Die Wahl war aber auch ein bedeutsamer Schritt zum Einheitsstaat. Wenn sie auch an sich die Frage, ob Preußen oder Österreich an die Spitze treten sollte, noch offen ließ, so erkannte doch Schmerling sofort klar, daß hiermit der Staatenbund begraben und der Sieg der Bundesstaatsidee entschieden worden sei.[3])

Wie schwierig sich die Stellung des Reichsverwesers gestalten werde, sah Gagern bald ein. Man begreift seine Entrüstung, als selbst Österreicher zu ihm kamen und ihn und seinen Bruder mit den Worten warnten: „Traut diesem Johann, diesem falschen, abgefeimten Florentiner, nicht. Ihr werdet mit ihm aufs neue den Dank vom Hause Österreich erleben!“ [4])

Noch mehr zu denken gaben Gagern einzelne Äußerungen von seiten der Professoren, die so zahlreich in seiner Partei vertreten waren. So erfuhr er, daß Georg Beseler zu Droysen und einigen anderen äußerte: „Wenn wir nur erst die Zügel in der Hand haben, dann werden wir denen schon das Handwerk legen, die jetzt mit ihren falschen Prätensionen einer Freiheit der Kirche Zugeständnisse von uns herauspressen wollen.“ Auch

[1]) S. Liederbach 102. Über die damalige Unterredung Gagerns mit Usedom siehe Sybel, Begründung des Deutschen Reiches I (München 1889), 180. Über die Haltung des Herzogs von Nassau zu der Wahl eines Reichsverwesers s. dessen Schreiben vom 23. Juni 1848 im Anhang III.

[2]) S. Anhang IV.

[3]) Vgl. Arneth, Schmerling, 148ff.

[4]) Mündliche Mitteilung Gagerns von 1886. Die Bezeichnung „abgefeimter Florentiner“ wurde sogar von einem österreichischen Offizier gebraucht. S. Valentin 228. Wie unbegründet solche Vorwürfe waren, erhellt u. a. auch aus den neuerdings von A. Schlossar in der „Deutschen Revue“, 1910, Januar, S. 96ff., veröffentlichten Briefen Erzherzog Johanns aus Frankfurt. Ein Schreiben des alten Gagern an seinen Sohn Max, dat. Hornau 1848, Oktober 1., berichtet über den Besuch des Erzherzogs in Hornau: „Unter anderm äußerte er, was mich frappierte, daß der Empfang meines Briefes mit dem pro et contra ihn hauptsächlich bestimmt habe, die Reichsverweserschaft anzunehmen. Dazu ein Brief des Prinz Albert aus London. Im Lauf der Unterredung lobte er sehr Herrn v. Biegeleben. Artiges von Euch Brüdern versteht sich ohnehin — doch ohne Übertreibung.“ Eine Stelle aus dem Briefe des alten Gagern nach dem Original im Meranschen Archiv zu Graz bei Zwiedineck-Südenhorst II, 437ff.

aus Äußerungen von anderen, wie namentlich von Bassermann, erkannte er, wie viele in seiner Partei nicht daran dachten, konfessionelle Streitpunkte von den politischen Verhandlungen fernzuhalten und in dem neu zu gründenden Reiche auch der katholischen Kirche nach ihrem Lebensprinzip fair play zu gewähren.

Es war ihm deshalb sehr erwünscht, daß sich auf Anregung des Fürstbischofs Diepenbrock Mitte Juni zur Beratung der Kirchen- und Schulfragen eine außerparlamentarische Vereinigung aller glaubenstreuen katholischen Abgeordneten, mochten dieselben auch verschiedenen Parteien oder keiner angehören, bildete.[1]) Gagern zögerte keinen Augenblick, seinen Beitritt zu erklären.[2]) Den Vorsitz in diesem katholischen Klub, der viele hervorragende Männer in seiner Mitte zählte, übernahm der preußische General von Radowitz. Sein Stellvertreter wurde August Reichensperger, der wie Gagern der Casinopartei angehörte und sein Nachbar in der Paulskirche war.[3])

Die Ziele der katholischen Vereinigung faßte Döllinger in seiner prägnanten Weise dahin zusammen, „daß für die katholische Kirche in einer Versammlung wie das Parlament nichts besonderes beansprucht werden solle, daß sie nur der protestantischen gleichstehen und daß es unzulässig für uns sei, etwas zu fordern, was wir nicht den protestantischen Brüdern und der protestantischen Kirche zugestehen. Wir gingen von der Überzeugung aus, daß an der Gleichstellung der Konfessionen nichts geändert werden dürfe, weil wir auch nur Forderungen der Gerechtigkeit und kein Privilegium beabsichtigten. Auch die Überzeugung leitete uns, daß die beiderseits nachteilige Spannung und Reibung zwischen Katholiken und Protestanten aufhören und einem Bessern Raum geben werde, wenn das Prinzip der Gleichheit und kirchlichen Freiheit einmal ausgesprochen und durchgeführt sein werde. Denn gerade die Einmischung des Staates war es, welche den Streit hervorgerufen und den bestehenden Streit vergiftet und verbittert hat".[4])

In dem Verfassungsausschuß, der seit dem 25. Mai täglich Sitzung hielt, hatte Max von Gagern für die Geltendmachung solch gerechter Grundsätze an seinem Bruder Heinrich eine feste Stütze. Dieser stand den religiösen Fragen objektiv gegenüber, „ohne ihre Bedeutung als treibende Motoren

---

[1]) Vgl. Pastor, Reichensperger I, 245 ff., und Schnabel, Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848 (Heidelberg 1910), 57 ff.

[2]) Die Angabe von Friedrich, Döllinger II (München 1900), 384, Gagern sei nicht Mitglied der Vereinigung gewesen, ist falsch. Noch auffallender ist, daß Friedrich in dieser Publikation Gagern hartnäckig (II, 384, 386) als Protestanten bezeichnet. Über die Vorgänge in Frankfurt berichtete Gagern mehrfach dem Kölner Kardinal Geissel, mit dem er auch später in brieflicher Verbindung blieb. S. Pfülf, Geissel I 530, 543, 676; II 237, 316 A.

[3]) Gagern hatte den Platz Nr. 510, Reichensperger Nr. 511. In der Nähe saß auch Mevissen, s. Hansen, Mevissen II (Berlin 1906), 372.

[4]) Vgl. Pastor, August Reichensperger I, 248 f.

auch für die Haltung der politischen Parteien zu verkennen, vielmehr derselben Rechnung tragend".[1]) Er war von dem besten Willen erfüllt, in den konfessionellen Fragen unbefangen, unparteiisch und gerecht zu bleiben. Allein die Professoren in seiner Partei und Umgebung, vor allem Dahlmann, Waitz, Droysen und Beseler, waren von ganz anderen Gesinnungen gegen ihre katholischen Volksgenossen erfüllt. Sie aber bildeten den eigentlichen Kern des Verfassungsausschusses. Dieser proklamierte in seinem ersten Entwurf über die Grundrechte des deutschen Volkes volle Glaubens- und Gewissensfreiheit und schaffte für die sich neu bildenden Religionsgesellschaften die Verpflichtung staatlicher Anerkennung ab. Von einer Anerkennung der Freiheit der bestehenden großen Religionsgesellschaften der Katholiken und der Protestanten war keine Rede, denn aus konfessioneller Engherzigkeit wollten die in dem Verfassungsausschuß maßgebenden protestantischen Professoren die katholische Kirche nach wie vor möglichst in die Fesseln des Polizeistaates eingeschnürt erhalten.[2]) Ursache, sich über die neue Bestimmung zu freuen, hatte eigentlich nur die rationalistische Sekte der Deutsch-Katholiken, deren Führer gerade damals sich ganz auf das Gebiet der Politik begaben und für die rote Republik wirkten.[3])

Es saßen aber im Verfassungsausschuß noch Männer, welche gerecht und unparteiisch die Religionsfrage behandelten. Es waren das nicht bloß Katholiken, wie Lasaulx, Deiters, Fürst Lichnowsky und Max von Gagern, sondern auch ein Protestant, der lutherische Pastor Jürgens. Sie waren dafür, daß Folgendes festgestellt werde: „Die bestehenden und die neu sich bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre inneren Angelegenheiten selbständig." Wenn auch diese Vorschläge zunächst in der Minorität blieben,[4]) so verzichteten ihre Vertreter damit keineswegs darauf, sie noch durchzusetzen.

Gagern hatte, von einer kurzen Bemerkung über die Emanzipation der Juden[5]) abgesehen, bisher bei den Verhnadlungen des Verfassungsausschusses das Wort nicht ergriffen. Er tat dies erst bei Beratung des Entwurfs über die Reichsgewalt. Paragraph 3 übertrug der Reichsgewalt die

---

[1]) So sagt Heinrich in seinem bereits zitierten Schreiben an Max v. Mai 1879.

[2]) Vgl. Pastor, Reichensperger I, 256.

[3]) Vgl. Goyau, L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme (Paris 1905) II, 344.

[4]) Vgl. Droysen, Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung I (Leipzig 1849), 13, 385.

[5]) Die Frage wurde bei der Besprechung der „Gleichheit vor dem Gesetz" durch Waitz in die Debatte gezogen, der erklärte, nicht gegen die Judenemanzipation zu sein, aber zu bedenken gab, daß diese nicht überall in Deutschland willkommen sein werde. In ähnlichem Sinne sprachen Schreiner, Römer und Jürgens. Gagern machte darauf geltend, daß die Emanzipation der Juden nicht ausdrücklich ausgesprochen sei und daß namentlich die Juden selbst besorgt sein würden, sie gerade jetzt ausdrücklich hervorgehoben zu sehen. S. Droysen, Verhandlungen, 8—9.

diplomatische Vertretung bei den auswärtigen Regierungen, Paragraph 4 entzog den einzelnen deutschen Staaten das Recht, ständige Gesandtschaften im In- und Auslande zu halten. Zur Orientierung der Mitglieder des Verfassungsausschusses teilte Gagern in der 27. Sitzung vom 18. Juli die Punktation vom 25. März mit und betonte, daß sich auch Preußen dazu bekannt habe, namentlich sei eine Vertretung nach außen anerkannt worden. Trotzdem, meinte er, scheine es ihm wünschenswert, diesen im äußersten Grad delikaten Gegenstand vorerst nicht durch eine Abstimmung zu schließen. Droysen ergänzte die Ausführungen Gagerns. In der Debatte fand es Mittermaier seltsam, daß man Paragraph 3 annehme und vor den Folgerungen in Paragraph 4 erschrecke. Gagern bemerkte dazu, er glaube der einzige zu sein, der im Verdacht stehen könne, erschrocken zu sein. Er würde mit Paragraph 3 völlig einverstanden sein; wenn er dennoch beide Paragraphen hinausschieben wolle, so sei der Grund, einmal die Ereignisse möglichst bei der Hand zu fassen, wie denn sofort die Gesandtschaften der Zentralgewalt Erfahrungen geben würden, sodann aus Rücksicht auf Österreich; man könne unmöglich jetzt schon sehen, was daraus werden könne und werde; man müsse durchaus erst Instruktionen von den nächsten Ereignissen erwarten. Nach Schluß der Debatte stellte Soiron den bestimmten Antrag, die Beratung des Paragraph 4 zu verschieben. Bei der Abstimmung wurde Paragraph 3 angenommen und die Aussetzung der Entscheidung über Paragraph 4 verworfen.[1])

Die Beratung der Grundrechte, welche am 3. Juli im Parlament begonnen hatte, nahm bald einen Umfang an, der ein Ende gar nicht absehen ließ. Gagern, welcher die Trennung von seiner Familie von Anfang an schwer empfunden hatte, war untröstlich über den Gang der Dinge. Schon am 17. Juli schrieb er seiner Frau: „Auf die Länge könnte ich aber auch nicht ertragen, Dir und den Kindern so nahe, dennoch von Euch getrennt zu sein, wie wenn ich im Gefängnis säße.“ Wenige Tage später lief im Parlament ein Antrag ein, der einen so eifrigen Katholiken wie Max von Gagern auf das tiefste empören mußte. Ein der äußersten Linken Angehöriger, Gritzner aus Wien, begründete mit einer Flut von Phrasen die Aufforderung, „die Nationalversammlung wolle die provisorische Zentralgewalt veranlassen, wegen Aufhebung des Zölibatgesetzes mit der römischen Kurie in Verhandlung zu treten und zu diesem Ende vorläufig einen besonderen Ausschuß zur Berichterstattung bestellen“. Nicht bloß die Linke, auch zahlreiche Abgeordnete anderer Parteien, darunter auch Jakob Grimm und Simson, unterstützten diesen Antrag, von welchem der Protestant

[1]) S. Droysen, Verhandlungen 69ff., 79. Später (28. Juli) beteiligte sich Gagern noch einmal an der Debatte, indem er bei Beratung des Paragraphen betreffs der Vereidigung des Reichsheeres daran erinnerte, daß der Soldat immer nur nach Personen, nicht nach Abstraktionen frage; s. a. a. O., 131.

Jürgens urteilte, daß er unnütz aufreize und auf Rechts- und Freiheitsverletzung hinausgehe.[1]) Zwanzig Abgeordnete, darunter Simson, zogen denn auch ihre Unterschrift alsbald wieder zurück. Die katholische Vereinigung legte am 28. Juli eine entschiedene Verwahrung gegen den Antrag ein, „weil er der Nationalversammlung einen Eingriff in die inneren Verhältnisse und das gesamte Leben der katholischen Kirche ansinnt, dessen notwendige Wirkung sein würde, die Versammlung in Konflikt mit der katholischen Kirche zu verwickeln und statt der Einigung Deutschlands eine Spaltung hervorzurufen, und weil er die Kompetenz der Versammlung überschreitet und ein Versuch ist, die Versammlung von ihrer Aufgabe ab- und auf eine Bahn hinzulenken, auf welcher ihr die Vollendung ihres Werkes unmöglich werden würde".[2]) Dieser entschiedene Schritt, an dem sich auch Gagern beteiligte, hatte einen durchschlagenden Erfolg. Die Petitionskommission verhinderte, daß der Antrag Gritzner im Parlament zur Verhandlung kam.[3])

An den ersten Besprechungen über die Bildung des von dem Reichsverweser zu ernennenden Reichsministeriums war Max von Gagern hervorragend beteiligt;[4]) schon damals war für den Posten eines Unterstaatssekretärs für das Auswärtige sein Name genannt worden; ein so gewiegter Politiker wie Baron Stockmar hielt ihn sogar als Leiter dieses Ministeriums für geeignet.[5]) Begreiflicherweise versetzten solche Aussichten Gagern selbst und noch mehr seine Gemahlin in eine Spannung, die sich steigerte, je länger sich die Entscheidung hinauszog. „Wir müssen Geduld haben, liebe gute Franzina," meinte er, „und Vertrauen auf Gott, mehr als ich in der letzten Zeit hatte, in der ich leider so oft verstimmt und reizbar war. Du hast nicht viel verloren von mir in diesen Tagen. Ich will mich aber jetzt wieder besser zusammennehmen. Die Ungewißheit ist es allein, die ich schwer ertrage." Diese Zeilen sind vom 17. Juli. Erst am 5. August[6]) wurde Max von Gagern durch Erzherzog Johann als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium der Auswärtigen Angelegenheiten berufen.[7])

---

[1]) Jürgens II, 1, 48. S. auch das Urteil Fr. v. Raumers in dessen Briefen aus Frankfurt II (Leipzig 1849), 447 ff.

[2]) S. Friedrich, Döllinger II, 384.

[3]) S. Stenographischer Bericht III, 1875, und Friedrich a. a. O., 385.

[4]) S. Hansen, G. von Mevissen II, 401, 403.

[5]) Vgl. Valentin, Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem (Stuttgart 1910), 104.

[6]) S. Friedrich, Döllinger II, 384.

[7]) Sonntag den 6. August schrieb Gagern an seine Gemahlin: „Ich kann heute nicht zu Dir kommen; ich habe viel zu tun. Meine Stelle habe ich eingenommen unter Fürst Leiningen, der mir nur halb recht ist. Es liegt mir alles schwer auf dem Herzen! Bete Du für mich und sorge gut für die Kinder, nicht allein für ihren Körper."

Gagern, der nun aus dem Verfassungsausschuß ausschied, hat seine neue Stellung bis zum Mai 1849 beibehalten. Sein Kollege war der fein gebildete, treffliche Ludwig von Biegeleben, mit dem ihn innige Freundschaft verband.[1]) Beide Männer repräsentierten, wie Laube urteilt, „eine moderne Diplomatie, welche in so mißlichen Lagen nicht obenhin nach dem Erfolge, sondern nach ihrem sehr achtungswerten Geiste und Charakter zu würdigen ist. Kenntnis, Umsicht, vorsichtige und gewandte Formen haben sie als unerläßliche Eigenschaften mit den besseren Diplomaten sonstiger Zeit gemeinschaftlich; ihre allgemeine Bildung aber ist umfassender und doch eigentümlicher. Eigentümlich, weil deutsch. Nicht bloß die Umrisse der Aufgaben, auch die Seele derselben liegt ihnen am Herzen. Nicht bloß als seinen Bruder, sondern als solchen tief ausgebildeten Charakter liebt Heinrich von Gagern diesen lang aufgeschossenen Max von Gagern so ungemein. Der bei Kandern erschossene älteste Bruder Fritz gilt unter den Brüdern für den begabtesten und mächtigsten, mit welchem die stolzesten Hoffnungen zerschmettert worden. Dieser jüngste Bruder Max, ein altfränkisches blasses Gesicht, scheint der geliebteste zu sein".[2])

Gagern hatte sein neues Amt kaum angetreten, als ihm eine ebenso schwierige wie undankbare Mission zuteil wurde. Es handelte sich darum, die deutschen Interessen bei dem bevorstehenden Waffenstillstand in dem von Preußen für das Recht der Herzogtümer Schleswig-Holstein mit Dänemark geführten Kriege zu wahren. Zu diesem Zwecke sollte sich ein Bevollmächtigter des Reichsministeriums über Berlin nach den Herzogtümern begeben. Hierzu war ursprünglich der Justizminister Heckscher ausersehen. Nach dessen Ernennung zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wurde Gagern mit der Sendung betraut. Seine Aufträge waren folgende. Er sollte sich in Berlin mit der preußischen Regierung über die genauere Feststellung und Ausführung der Bedingungen des Waffenstillstandes, insbesondere über die nach Artikel VII des Entwurfs von Bellevue[3]) zu vereinbarenden Mitglieder einer neuen, beiden Herzogtümern gemeinsamen Regierung, verständigen und desfalls besondere Eröffnungen machen, welche zugleich die Präliminarien zu einem Friedensschlusse zu erleichtern geeignet seien. Gagern sollte sich dann nach den Herzogtümern begeben und daselbst sich mit der gegenwärtigen provisorischen Regierung sowohl als mit dem von der preußischen Regierung zur Abschließung des Waffenstillstandes beauftragten Bevollmächtigten ins Einvernehmen setzen, insbesondere wegen der Wahl oder Zulassung der Personen, welche nach Artikel VII des erwähnten Entwurfs die neue, beiden Herzogtümern gemeinsame provisorische Regierung

[1]) Aus einem Briefe Gagerns an seine Frau vom 4. Oktober 1848 erhellt, daß er es war, welcher die Berufung Biegelebens in das Ministerium veranlaßte.

[2]) Laube II, 81—82; irrtümlich steht hier statt Fritz „Karl".

[3]) Vom 29. Juli 1848.

bilden sollen. Eventuell war Gagern auch beauftragt, die Präliminarien zu einem Friedensschlusse mit Dänemark auf Grund einer besonderen ihm nachzusendenden Instruktion einzuleiten.[1])

Es war ein höchst unglückliches Zusammentreffen, daß Gagern in Berlin am 12. August gerade in dem Augenblicke verhandeln mußte, in welchem die Abreise des Königs und des Ministers des Auswärtigen zu dem Dombaufeste nach Köln bevorstand. Infolgedessen war die Unterredung, die er mit dem Minister hatte, so kurz, daß nicht auf alle einzelnen Fälle derart eingegangen werden konnte, wie dies wünschenswert war.

Die Stimmung gegen das Frankfurter Parlament fand Gagern in Berlin gereizt und abgeneigt. Er bemerkte sehr wohl, wie mißgünstig ihm die Partei der „Kreuzzeitung" gesinnt war, wenn er auch nicht erfuhr, daß Leopold von Gerlach, der Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., dem Könige sagte: „Es ist eine Impertinenz, daß man Ew. Majestät diesen Menschen schickt."[2]) Gerlach war es, welcher die Verhandlungen nach Malmö in Schweden brachte, um Gagerns Mission unwirksam zu machen. Diese Verlegung der Verhandlungen nach einem so entfernten Orte, wohin General von Below noch an demselben 12. August abreiste, erfuhr Gagern erst jetzt in Berlin. Seine Vollmacht war erteilt in der Voraussetzung, daß die Verhandlungen wieder auf der schleswig-jütischen Grenze stattfinden würden, etwa in Bellevue bei Kolding. Es waren deshalb in der Instruktion Gagerns die Worte gebraucht: „in der Nähe der Verhandlungen". Was sollte er jetzt tun? Sofort nach Malmö zu gehen, war unmöglich, denn er hatte den Auftrag, vorerst in Rendsburg zu verhandeln. Er hielt es um so mehr für seine nächste Pflicht, dort aufzutreten, weil es die Absicht des Reichsministeriums war, eine andere Regierung nicht einzusetzen, ohne vorher die gegenwärtige provisorische eingehend zu hören. Die Frage der Personen, aus welchen diese Regierung bestehen sollte, kam bei der Unterredung Gagerns im Ministerium des Äußeren zur Sprache, wobei eine bedeutende Verschiedenheit der Ansichten nicht hervortrat. Gagern gewann damals die Überzeugung, daß das preußische Ministerium einige Zweifel darüber hatte, ob der Entwurf von Bellevue im wesentlichen durchgehen würde. Bei dieser seiner Besprechung berührte Gagern in vertraulicher Weise noch einen anderen Punkt. Er drückte nämlich seine Besorgnis aus, wie sich in Zukunft bei der definitiven Verfassung für das Königreich Preußen das Verhältnis des preußischen Landtages zum Reichsparlament gestalten werde.[3]) „Es war heute," meldete Gagern am Abend des 12. August

[1]) Vgl. Aktenstücke zur Schleswig-Holsteinschen Frage. Waffenstillstand von Malmö vom 26. August 1848 (gedruckt für die Mitglieder der Deutschen Nationalversammlung), Frankfurt a. M. 1848.

[2]) S. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs (Berlin 1891) I, 185.

[3]) Vgl. oben S. 192, Note.

nach Hause, „ein harter Tag für mich und die Schwierigkeiten wachsen beständig. Morgen abend bin ich in Rendsburg, wo ich einen sehr schweren Stand haben werde, die Regierung zum Rücktritt zu bewegen."

In Rendsburg, das Gagern am 13. August erreichte, hatte er sofort eine Unterredung mit sämtlichen Mitgliedern der provisorischen Regierung, außer dem abwesenden Prinzen von Augustenburg. Er glaubte zu bemerken, daß alle keine persönlichen Interessen geltend machen würden, sobald das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes das Opfer des Rücktrittes von ihnen verlange. Sehr schwierig erschien ihm indessen die Zusammensetzung der neuen Regierung, besonders deshalb, weil am 15. die konstituierende Versammlung in Kiel eröffnet werden sollte, was nicht zu verhindern war. „Die Umstände," berichtete Gagern am 14. August von Rendsburg nach Frankfurt, „machen es unmöglich, daß ich mich in der Nähe des Verhandlungsortes[1]) aufhalte, wie dies in meiner Vollmacht und Instruktion vorausgesetzt war. Da jedoch die Würde der Zentralregierung es verlangt, daß ihre Vertreter nicht als ein heimlich hinter den Kulissen stehender Agent erscheine, so hoffe ich, durch Ew. Exzellenz recht bald mit weiteren Instruktionen versehen zu werden." Die Antwort des Ministeriums lautete, Gagern habe ungeachtet seiner nicht sehr angenehmen Stellung in der Nähe der Verhandlungen auszuharren.

Seine damalige Stimmung spiegelt sich in einem Berichte an Bruder Heinrich, datiert Rendsburg, den 15. August: „In Berlin hat mich trotz des freundlichsten Empfanges von Auerswald dennoch ein böser, unheimlicher Geist angeweht. Ich habe dort schon empfunden und fühle es hier noch mehr, daß die Nationalversammlung und wie viel mehr die Zentralregierung einen anderen Schwung nehmen muß, wenn die Bewegung des Jahres 1848 nicht einen elenden Ausgang haben soll. Die Sprache des Auslandes ist der sicherste Spiegel, worin wir sehen können, welchen Eindruck wir machen. Dem englischen Sekretär Howard in Berlin, den ich seit langem kenne und der die Seele der dortigen Gesandtschaft ist, habe ich auf eine verächtliche und zudringliche Phrase im Zorn geantwortet, ich bedauerte jetzt, daß wir die Revolution nur halb gemacht hätten, sonst würde er nicht *so* reden können.

„Wäre die preußische Regierung allein und für sich in jene schlechte Strömung hineingeraten, so würde ich nicht zweifelhaft sein, wir müßten sie mit Gewalt herausreißen; so aber folgt sie mehr dem Gedränge, als sie es anführt; die philisterhafte Stammeifersucht, die Angst der Krämer, das bettelstolze Junkertum in der Provinz und in der Armee, kurz alles, was einen Wiederaufschwung der Nation erschwert, scheint zu neuem Leben zu erwachen und fast tut einem die Wahl wieder weh!

„Die schleswig-holsteinische Sache wird vielleicht den Knoten abgeben,

[1]) Malmö.

woran wir lernen, ob wir lösen oder hauen müssen. Preußen droht, der Norden werde sich vom Süden trennen, wenn der Waffenstillstand nicht geschlossen werde; es hat sich anheischig gemacht, denselben auf der Grundlage von Bellevue zustande zu bringen, und wir haben ihm die Sache, soviel tunlich, erleichtert; wenn es aber nun eigenmächtig einen wesentlich schlechteren Waffenstillstand abschließt oder uns (Zentralgewalt) sonst umgehen oder zurücksetzen will, wie es einigen Anschein hat, so müssen wir uns entschließen — was wir sein wollen.

„Für jetzt steht die Sache hier so: Die provisorische Regierung, die heute die konstituierende Versammlung in Kiel eröffnet, wird heute abend wieder hier sein und nach Ankunft des Prinzen aus Schleswig mit mir in Beratung treten. Sie hat erst durch mich die genaue Fassung von Bellevue kennen gelernt und in meiner Sendung jedenfalls einen anerkennenden Schritt von seiten der Zentralgewalt erblickt; sie ist auch bereit abzutreten, wenn dies das Wohl Deutschlands erfordert und seine Ehre zuläßt; sie wird aber erst beraten, ob sie sich nach einer solchen Behandlung von Seite Preußens in der Art in die Sache einlassen soll, daß sie selbst die Personen ihrer Nachfolger vorschlüge, wenn auch nur gegenüber mir. Jedenfalls muß ich vor morgen Mittag eine Liste nach Malmö an General Below absenden. Er erhält diese Freitag Morgen und ich erwarte seine Antwort, um mein Benehmen danach einzurichten. Um Preußen nicht hinderlich zu sein, habe ich es auf mich genommen, nicht in der Nähe des Verhandlungsortes zu sein; schlechtere Bedingungen nehme ich aber nicht auf mich."

Indem Gagern das Ergebnis seiner vertraulichen Beratung am 16. August dem General von Below übersandte, fügte er hinzu: „Die Mitglieder der gedachten Regierung waren sämtlich der Ansicht, daß von den in Achtung und Ansehen stehenden Namen beider Herzogtümer wohl nicht einer seine Bereitwilligkeit zum Eintritte in eine neue provisorische Regierung erklären würde, ohne vorher die Bestimmungen des Waffenstillstandes genau zu kennen und ohne die Namen seiner Genossen im voraus zu vernehmen. Da ich jedoch meine Überzeugung aussprach, daß Ew. Hochwohlgeboren den Waffenstillstand nicht anders als auf den Grund des Entwurfes von Bellevue abschließen würden, dieser also seinem wesentlichen Inhalte nach und in Verbindung mit den in der Vollmacht des Reichsverwesers enthaltenen Bedingungen den eigentlichen und einzigen Gegenstand meines Einvernehmens mit der provisorischen Regierung sowohl als mit Ew. Hochwohlgeboren ausmache, so nahmen die versammelten Mitglieder gedachter Regierung nicht länger Anstand, sich über eine Reihe von Personen vertraulich zu äußern." Die Liste der Namen begleitete Gagern mit einigen Erläuterungen. Am 17. August weilte er im Hauptquartier des Generals von Wrangel. Das persönliche Entgegenkommen, das er dort fand, täuschte Gagern keinen Augenblick darüber, daß Wrangel den dänischen

Krieg wenigstens für Preußen als beendigt ansah und den Waffenstillstand unzweifelhaft als bereits abgeschlossen annahm.

„Ich habe nicht nötig," meldete Gagern am 19. August dem Reichsminister des Auswärtigen, „Ew. Exzellenz ausdrücklich zu beschreiben, wie man nun für die ganze Zukunft der Herzogtümer die Reichsgewalt allein verantwortlich macht. Die Reden des Herrn Clausen in der geheimen Sitzung zu Kiel würden an sich von nicht so großer Bedeutung sein, wenn nicht der Austritt des Herrn Olshausen aus der provisorischen Regierung die Aufregung sehr vermehrte und wenn nicht in der Tat in der schleswig-holsteinischen Frage eine große Gefahr läge, Deutschland von der Höhe, die es vor dem Auslande einzunehmen versprochen hat, wieder herabsteigen zu lassen. Die Reichsgewalt hat im Norden, nach meiner Überzeugung, keine treueren Anhänger als in diesem Lande."

Mit steigender Sorge sah Gagern in die Zukunft. „Meine Sendung," schrieb er am 19. August an seine Frau, „ist hier eine sehr unpopuläre, und obgleich die provisorische Regierung mir persönlich sehr freundlich begegnet, so ist die Stellung zu Leuten, die ich absetzen soll, doch unnatürlich. Einer ist gestern sogar schon ausgetreten, Herr Olshausen, weil die konstituierende Versammlung auf den Rat der Reichsregierung und meine Verwendung sich zu vertagen bewogen worden ist. Diese letztere Geschichte könnte mir persönlich sehr schaden und ich muß etwas tun, um die Gehässigkeit vom Namen abzuwälzen. Die Städte Schleswigs, besonders aber Flensburg und Apenrade, beide am Meerbusen gelegen, sind sehr schön; waldige Hügel umgeben sie und dort kann man es schon aushalten, nur Rendsburg ist ein scheußliches Nest."

Der Aufenthalt in Rendsburg wurde für Gagern um so peinlicher, als er in geradezu verletzender Weise durch Preußen von den Verhandlungen in Malmö ferngehalten wurde. In trostloser Stimmung berichtete er am 24. August seiner Gemahlin: „Ich habe hier fast nichts zu tun als zu warten, den ganzen Morgen bis 3 Uhr bin ich einsam in diesem eingesperrten, feuchten und kalten Nest, dann gehe ich essen, gewöhnlich bei den Herren der provisorischen Regierung, mit denen ich gut, sehr gut stehe, trotzdem daß ich ihnen ihr Todesurteil gebracht habe. Abends bin ich öfter bei Gräfin Reventlow oder ich schreibe oder lege mich vor Frost und Trübsal in das Bett." Er fährt dann fort: „Meine Einsamkeit war doch nicht ohne Nutzen für mich. Am Tage, nach dem ich Dir zuletzt geschrieben, am 20., dem Geburtstage Heinrichs, habe ich nach vielen Wochen und Monaten zum ersten Male wieder ruhig weinen und mich innerlich fassen können. Daß ich auch Deiner viel dabei gedachte, brauche ich Dir nicht zu beschreiben. Aber mein Schmerz brach noch einmal heftig, aber natürlich, aus über den Tod unseres alten, unvergeßlichen Fritz. In dem Taumel des politischen Lebens hatte ich niemals den Mut gehabt, mir klare Rechenschaft darüber zu geben,

was ich an seinem Schicksal verschuldet, und deswegen hatte ich auch nicht das gute Gewissen, einen heiteren, vertrauenden Blick zum Himmel hinauf zu richten. Meine Seele war in großer Gefahr, sich selbst zu betäuben und abwärts zu suchen, wozu ich aufwärts nicht den Mut mehr hatte. Du hast das gewiß an mir gefühlt und erraten, und vielleicht hast Du mich schonen wollen oder Du hast mich aufgegeben? Jetzt habe ich mich nach einem heftigen Sturm wieder gesammelt und ich hoffe, durch diese Gnade von Gott wieder zum Guten fähig und dessen würdig zu werden.

„Es ist ganz unmöglich, vorherzusehen und zu sagen, wie lange die Geschichte hier für mich dauern kann. Stündlich erwarte ich Nachrichten, ob der Waffenstillstand abgeschlossen ist oder nicht. Ich glaube, die Preußen werden ihn jedenfalls abschließen, wenn auch unter schlechteren Bedingungen, als wir sie gestellt haben. Dann fängt meine große Verantwortung nach beiden Seiten an. Entweder muß ich die Sache gutheißen und mich hier mit dem Lande überwerfen oder ich muß protestieren und dann bin ich schuld an dem Zerwürfnis mit Preußen.

„Werden sogleich Friedensverhandlungen an den Waffenstillstand angeknüpft, so ist es möglich, daß ich in einer der Seestädte, etwa Lübeck, längere Zeit zubringen müßte; doch würde ich hoffen, dann erst kurze Zeit nach Hause gehen zu dürfen. Nach Kopenhagen werde ich schwerlich kommen. Viel weniger nach Stockholm, wohin Welcker bestimmt ist. Ich habe also nichts als die Mühe und die Dornen dieser Sendungen.

„Mein Begleiter Dr. Esmarch ist ein unbedeutendes und doch verschlossenes junges Bürschchen; Erholung und Ansprache habe ich gar nicht an ihm.

„Gestern war ein Diner zum Geburtstage des Prinzen von Holstein, den die Dänen als Verräter aller seiner Stellen und Orden verlustig erklärt haben und dem ich vorgestern schreiben mußte, daß er während des Waffenstillstandes das Land würde räumen müssen. Auf die Gesundheit des Reichsverwesers mußte ich antworten und brachte nun ein Hoch aus auf das treue und feste Band zwischen der Reichsgewalt und den einzelnen Staaten, unter denen wir auf Schleswig-Holstein mit größtem Stolze und Vertrauen rechneten und auf die hiesige konstituierende Versammlung. Letzteres machte um so mehr Aufsehen, als diese Versammlung eben auf meine Veranlassung vertagt worden ist."

Als Gagern am 22. August das erste offizielle Antwortschreiben des Generals von Below sowie zwei vertrauliche Mitteilungen desselben aus Malmö vom 19. nach Frankfurt übersandte, fügte er hinzu: „Nachdem ich die Vertagung der Kieler Versammlung nebst Übernahme einer förmlichen Bürgschaft glücklich hier durchgesetzt habe, muß ich mir wohl die Frage stellen: was ich, ohne neue Instruktionen zu erhalten, in dem Falle zu tun hätte, wenn General von Below seine Vollmacht überschritten und den Waffen-

ſtillſtand unter weſentlich ſchlechteren Bedingungen abſchlöſſe? Nach meiner Überzeugung würde ich in dieſem Falle — nach Umſtänden mit oder ohne förmliche Proteſtation — die Herzogtümer verlaſſen und nach Frankfurt zurückkehren müſſen. Ich habe alle Urſache zu glauben, daß die königlich preußiſche Regierung durch das allzu laute und klägliche Eingeſtändnis ihrer Verlegenheit unſere Stellung bei den Verhandlungen geſchwächt und den däniſchen Forderungen und Illuſionen zu großen Spielraum verſchafft habe. Bei leidenſchaftsloſer Erwägung müßte ſich die däniſche Regierung ſelbſt ſagen, daß die Herzogtümer (den nördlichen Teil von Schleswig abgerechnet) ihr nur durch eines von zwei Mitteln erhalten werden können: entweder durch vollkommene Anerkennung ihrer Selbſtändigkeit unter bloßer Perſonal-Union mit Dänemark oder durch Unterdrückung mit Waffengewalt, welche nur mit fremder Hilfe möglich wäre. Ich kann nicht glauben, daß die preußiſche Regierung die Konflikte nicht vorausſehen ſollte, welche zwiſchen einer neuen, im Namen Dänemarks eingeſetzten Regierung und den geſetzlichen Organen der Herzogtümer, aber auch zwiſchen Dänemark und der Zentralgewalt notwendig bevorſtehen; ſie ſcheint ſich eben nur aus ihrer augenblicklichen Verlegenheit befreit ſehen zu wollen."[1])

Am 27. Auguſt war Gagern in Kiel, wo der Präſident der ſchleswig-holſteiniſchen Stände ihm zu Ehren ein Feſtmahl veranſtaltete. Bei dieſer Gelegenheit betonte Gagern, daß die Zentralgewalt und Preußen in der Sache der Herzogtümer nur *ein* Intereſſe haben könnten und daß es keineswegs die Abſicht ſein könne, die große Erhebung der Nation, die in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache einen Prüfſtein und ein Symbol habe, nun plötzlich zu verleugnen.

Am 28. Auguſt ſchrieb Gagern nach Hauſe: „Morgen erhalte ich endlich Nachricht aus Malmö und hoffentlich die Entſcheidung, ob man gebrochen oder abgeſchloſſen hat. Meine Stellung kann ſehr ſchwer werden, faſt gewiß wird ſie es werden, und es iſt ganz unabſehbar, wie lange ich noch hier bleiben muß. Es regnet hier faſt beſtändig und Rendsburg iſt unerträglich als Wohnort." Am folgenden Tage (29. Auguſt) erhielt Gagern dann endlich durch den General von Below ein vertrauliches Schreiben aus Malmö vom 26., nach welchem es nicht zu bezweifeln war, daß der Waffenſtillſtand mit Dänemark an demſelben Tage zur Unterzeichnung kommen werde. Nur dieſe Tatſache, nicht aber die Bedingungen, die offenbar von dem Entwurfe von Bellevue und den Zuſätzen der Frankfurter Reichsregierung weſentlich abwichen, wurden dem Bevollmächtigten Deutſchlands mitgeteilt.[2]) Gagern

[1]) Die Stelle: „Ich habe alle Urſache" bis „Spielraum verſchafft habe", fehlt in dem offiziellen Abdruck der Aktenſtücke, S. 74.

[2]) Das Schreiben Belows vom 26. Auguſt, das als vertraulich in dem offiziellen Druck der Aktenſtücke, S. 84, nicht veröffentlicht werden konnte, gebe ich nach dem Original im Anhange V. Ebenda auch Gagerns Schreiben an dieſen vom 23. und 27. Auguſt.

war sich darüber klar, daß, wenn die Ausführung des Waffenstillstandes in seiner Gegenwart angefangen hätte, er als Vertreter der Zentralgewalt in die größte Verlegenheit geraten wäre. Instruktionen für die neue Lage besaß er nicht und für die acht Tage bis zum Beschluß über die Ratifikation wollte er eine Verantwortlichkeit für seine Person nicht auf sich nehmen. Er entschloß sich daher mit gutem Takte,[1]) Rendsburg zu verlassen und unverweilt nach Frankfurt zurückzukehren, um die Entscheidung in der hochwichtigen Sache als unberührte Angelegenheit (res integra) vor das Reichsministerium und das Parlament zu bringen.

Schon am 1. September traf Gagern wieder in Frankfurt ein; er war begreiflicherweise niedergeschlagen über das Vorgehen der preußischen Regierung, die ihn, den Abgesandten der Zentralgewalt, so offen beiseite gesetzt hatte. Während seiner Abwesenheit war es im Parlament bei Beratung der Grundrechte zu wichtigen und erregten Verhandlungen über die kirchlichen Fragen gekommen. Diese Angelegenheiten traten jetzt durch die schleswig-holsteinische Frage in den Hintergrund. Das Parlament hatte sich hierüber in Sicherheit gewiegt. Es wurde daher wie durch einen Blitz erschreckt, als am 4. September gleich zu Beginn der Sitzung der Minister des Auswärtigen, Heckscher, die Mitteilung machte, daß am 26. August zu Malmö ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossen worden sei, „der nicht unwesentliche Abweichungen enthalte von den Bedingungen, welche die Zentralgewalt bei Erteilung ihrer Autorisation zum Abschluß desselben aufgestellt hatte". Dahlmann interpellierte sofort; die Ehre Deutschlands, erklärte er, stehe auf dem Spiele. Stürmischer Beifall ertönte von allen Seiten, die Rechte nicht ausgenommen. In den heftigsten Rufen erging man sich gegen den König von Preußen und seine Minister, welche, ohne sich um die Bedingungen der Zentralgewalt viel zu kümmern, mit schmählicher Unterwürfigkeit[2]) unter die dänischen Forderungen den Waffenstillstand abgeschlossen und den Abgesandten Deutschlands auf beschimpfende Weise ignoriert hatten. Letzteres erbitterte das Parlament besonders:[3]) es fehlte nicht viel, daß man sofort einen Beschluß gefaßt hätte, welcher diesen „zweiten Baseler Frieden" verwarf. Nur mit Mühe wurde die Aussetzung der Verhandlungen erreicht; inzwischen sollten zur allseitigen Aufklärung die einschlägigen Aktenstücke gedruckt werden. Mit der Besorgung dieser Aufgabe wurde Gagern betraut. Dieser konnte das Verfahren der preußischen Regierung natürlich nicht billigen, aber gleich Schmerling besaß er zuviel staatsmännischen Sinn, um etwas so

[1]) Urteil von Laube II, 250. Vgl. auch Biedermann, Erinnerungen, 309.

[2]) Urteil von Springer, Dahlmann I (Leipzig 1870), 278.

[3]) Siehe Rümelin, Aus der Paulskirche. Berichte an den Schwäbischen Merkur, herausgegeben von Schäfer (Leipzig 1892), 85 bis 86.

Unausführbares wie die Verwerfung des Waffenstillstandes anzustreben.[1]) Bei der herrschenden Aufregung jedoch sah er sehr trüb in die Zukunft. „Die Dinge stehen schlecht," berichtete er am Abend des 4. September nach Hause, „der Bruch mit Preußen scheint unvermeidlich. Gott möge das arme Deutschland vor dem Schrecken eines Bürgerkrieges bewahren."

Während der erregten Debatten des folgenden Tages ging denn auch das Bestreben aller besonnenen Mitglieder des Parlaments dahin, den völligen Bruch mit Preußen, der unberechenbare Folgen haben mußte, hintanzuhalten. Auch Gagern ergriff zu einer kurzen Bemerkung das Wort. Er plädierte dafür, daß man wenigstens den Druck der auf den Waffenstillstand bezüglichen Aktenstücke abwarten möge, er habe diese Papiere ordnen geholfen und damit einen großen Teil der letzten Nacht zugebracht. Ohne Kenntnis dieser wichtigen Aktenstücke könne man unmöglich ein Urteil fällen; ihre Publikation sei nur eine Frage der Zeit für zwei oder drei Tage. „So viel," rief er aus, „werden Sie doch Vertrauen haben auf unsere Begeisterung, daß sie noch drei Tage hält. Ich beschwöre Sie also, meine Herren, vor allem, da man von Ehre gesprochen hat, Ehre darin zu finden, worin sie vor allem besteht, nämlich in der Gerechtigkeit gegen alle!" Beifall auf der Rechten begleiteten diese Worte. Allein an dem Endresultat änderten sie nichts. Mit 238 gegen 221 Stimmen wurde die Sistierung der zur Ausführung des Waffenstillstandes nötigen militärischen Maßregeln beschlossen. Es gereichte Gagern zur Genugtuung, daß seine katholischen Freunde fast alle mit ihm gegen den überaus törichten Beschluß stimmten. So Arndts, Aulicke, Dieringer, Döllinger, von Ketteler, von Lasaulx, Phillips, von Radowitz und Reichensperger.[2])

Infolge dieses unausführbaren Parlamentsbeschlusses gab Fürst Leiningen samt dem ganzen Reichsministerium noch am selben Tage (5. September) dem Reichsverweser seine Entlassung. „Was wirst Du von mir denken," schrieb Gagern am Nachmittage des 7. September an seine Frau, „und was wird man Dir von mir alles erzählen? Es tut alles nichts. Ich bin nur für den Augenblick sehr in Anspruch genommen, da ich ein ganzes Buch von Akten und Briefen drucken lassen muß und schon vier Nächte bis ein Uhr daran arbeite und in der Druckerei zubringe. Dann habe ich wieder Ruhe, denn ich bin mit dem ganzen Ministerium abgetreten und werde nicht leicht wieder eintreten. Nächste Woche, wohl Montag, ist der große Schlachttag und ich werde mich gegen zwei, vielleicht drei Seiten zu verteidigen haben. Wir wollen hoffen, daß das gut abgehen wird. Die Sache ist schwer und betrübt."

---

[1]) Vgl. Arneth, A. v. Schmerling (Wien und Prag 1895), 187.

[2]) Trotzdem behauptet G. Freytag, K. Mathy (Leipzig 1870), 291, der Beschluß sei mit Beistimmung „der Ultramontanen" gefaßt worden.

Nachdem in der Sitzung des Parlaments vom 9. September bei der Beratung der Grundrechte die Verhandlungen über das Verhältnis von Staat und Kirche wieder aufgenommen worden waren, erfolgte am 11. die Schlußabstimmung. Der Minoritätsantrag des Verfassungsausschusses, welcher die volle Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt festsetzte und durchaus mit dem bisherigen System der Unterdrückung der Kirche durch den Polizeistaat brach, wurde mit 357 gegen 99 Stimmen verworfen. Es berührte Gagern besonders peinlich, daß in dieser wichtigen Frage fast alle diejenigen gegen ihn stimmten, mit denen er sonst in der nationalen Frage so eng verbunden war. So antworteten mit Nein: Bassermann, Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Grimm, Haym, Mathy, Simson, Waitz u. a.[1]) Zur Annahme gelangte schließlich der Antrag eines für die Aufhebung des Zölibates begeisterten, gerade damals exkommunizierten[2]) katholischen Geistlichen, des Dekans Künzer: „Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedürfen sie nicht."

Gagern konnte sich mit dieser Gleichstellung der katholischen Kirche mit jeder beliebigen Privatgesellschaft nicht einverstanden erklären, und er begrüßte es mit Freuden, daß sich das katholische Volk Deutschlands dagegen vermittels eines großen Petitionssturmes zur Wehr setzte. Dieses feste Auftreten hatte zur Folge, daß bei der zweiten Lesung wenigstens der beleidigende Zusatz wie „jede andere Gesellschaft im Staate" gestrichen wurde.[3])

In derselben Sitzung vom 11. September wurde der bedenkliche Antrag, daß die Pfarrer von den Gemeinden gewählt werden sollten, mit 320 gegen 134 Stimmen verworfen. In dieser Frage stimmten die obengenannten Professoren mit Gagern für Ablehnung.

Auf der Tagesordnung für die 77. Sitzung, die am 14. September stattfinden sollte, stand die Beratung über den Waffenstillstand von Malmö. „Morgen," schrieb Gagern an seine Frau, „ist die große Schlacht, und vielleicht auch übermorgen. Ich fürchte, der Waffenstillstand wird verworfen und wir bekommen einen allgemeinen Krieg. Bete Du für mich und für die Sache der Vernunft und des Friedens."

---

[1]) Stenographischer Bericht III, 1990. Schnabel 87 irrt, wenn er sagt, es habe keine namentliche Abstimmung stattgefunden.

[2]) Maas, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden (Freiburg i. B. 1891) 204.

[3]) S. Pastor, Reichensperger I, 260ff. Vgl. noch Goyau a. a. O., 401. Pöppelmann a. a. O., 100ff., und Schnabel 88.

Was seine Person anbetraf, so sah Gagern den Verhandlungen mit Zuversicht entgegen, denn die zum Druck gelangten Aktenstücke stellten ihn persönlich sicher, wie sie andererseits bei unbefangener Prüfung nur weitere Motive für die Genehmigung des Waffenstillstandes an die Hand gaben. Am ersten Verhandlungstage machte der Schleswiger Francke den Vorschlag, die Vollziehung des Waffenstillstandes nicht länger zu hindern, soweit er nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar sei, das verletzte Verhältnis zwischen Preußen und der Zentralgewalt aber einer besonderen Verhandlung vorzubehalten. Es wurde damit der Debatte von vornherein eine günstige Wendung gegeben.[1]) Am folgenden Tage trat Georg Waitz ganz im Sinne seines Freundes Dahlmann noch einmal heftig gegen die Genehmigung des Waffenstillstandes auf. Es machte Eindruck, daß dieser Redner erklärte, dem Verhalten Gagerns könne er seine vollste Anerkennung nicht versagen. „Gagern," so bemerkte Waitz, „hat in allen seinen Briefen auf das offenste und entschiedenste ausgesprochen, das an dem festgehalten werden müsse, was hier beschlossen worden; er hat das Ministerium gewarnt und aufmerksam gemacht, welche Gefahren von Berlin aus drohen möchten. Er hat in dem Augenblicke, als es seine mißliche und schwierige Stellung nicht anders erlaubte, den Weg eingeschlagen, auch nicht einmal durch persönliche Anwesenheit einen Vertrag zu sanktionieren, den er nicht für gerechtfertigt, vielleicht nicht einmal für würdig erkannte. Ich glaube, die Versammlung wird darin übereinstimmen, daß sein Betragen gleich sehr von unserer und von Seiten Schleswig-Holsteins volle Anerkennung verdient." Am Abend berichtete Gagern nach Hause: „Noch immer bin ich nicht zum Sprechen gekommen und es war heute gut, denn ich hatte infolge Erkältung in der Nacht ein Unwohlsein und fühlte mich ganz matt. Morgen aber wird die Sache vor sich gehen. Ich bin sehr wenig angegriffen worden, vielmehr gelobt. Morgen aber wird Fürst Lichnowsky mich angreifen und vielleicht Vincke. Heinrich wird zuletzt sprechen und wir hoffen, daß die Sache vermittelnd abgeht. Ministerveränderungen gibt es jedenfalls, und was aus mir wird, weiß der Himmel."

Am 16. September sprach zuerst Vincke, dann Ziegert, Merk, Löw, Degenkolb, Robert Blum, Lichnowsky und Simon. Da die Debatte schon volle sieben Stunden gewährt hatte, verlangte man von allen Seiten Schluß. Vorher indes gestattete man noch den vielfach ebenso ungerecht wie schonungslos angegriffenen Mitgliedern des abgetretenen Ministeriums und dem Unterstaatssekretär Max von Gagern das Wort. Seine Aufgabe, ein von ihm selbst beklagtes diplomatisches Ergebnis zu rechtfertigen, war auch noch dadurch erschwert, daß seine Verteidigung fast unmöglich schien, ohne andere anzugreifen. Indessen wurde diese Klippe sehr geschickt umgangen.

---

[1]) S. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche (Hannover 1888), 234.

Gagern eröffnete seine Ausführung mit folgenden Worten: „Ich bedauere es, zum ersten Male vor Ihnen zu reden in einer Angelegenheit, bei der ich persönlich beteiligt bin; allein ich stehe vor Ihnen als ein Angeklagter, zwar auch verteidigt, aber, wie sich ein Abgeordneter aus Österreich elegant ausgesprochen hat — beschimpft und, was schlimmer ist, von einem Mitglied dieser Seite öffentlich, von einem von jener Seite heimlich bemitleidet. Wenn man das Bewußtsein hat, in jedem Augenblicke nach vollkommener Überlegung und Selbstprüfung gehandelt zu haben, so kann man solche Bemerkungen, wie sie gefallen sind, solche Vergleichungen und Schilderungen der Stellung, in der ich mich befunden haben soll, mit vollkommener Ruhe anhören und ohne Leidenschaft beantworten. Meine Herren, in dem Rate der Minister war meine Sendung beschlossen und aufgefaßt worden als eine Aufgabe des Friedens, wie Sie das aus der Vollmacht ersehen können, in dreifacher Beziehung: als eine Aufgabe des Friedens gegenüber Dänemark; die Ausführung hatte noch nicht einmal, wie ich Ihnen später schildern werde, ihren Anfang genommen; dann als eine Aufgabe des Friedens gegenüber den Herzogtümern und der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein; und drittens auch als eine Aufgabe des Friedens gegenüber Preußen."

Gagern verteidigte sich dann gegen den ihm durch Blum gemachten Vorwurf, er habe in Berlin mit gar niemandem gesprochen. Es war ihm ein leichtes, die völlige Unrichtigkeit dieser Behauptung nachzuweisen. Er ging nun auf seine Sendung nach den Herzogtümern über, wobei er erklärte, ganz offen sein zu wollen. Zunächst verbreitete er sich über die Stimmung, die er dort antraf. Er könne, so betonte er, nur mit der größten Achtung von der männlichen Ruhe und Entschlossenheit sprechen, die er bei der Bevölkerung von Schleswig-Holstein und bei der dortigen provisorischen Regierung gefunden habe. Der Redner verbreitete sich weiterhin über seine Verhandlungen mit dieser Regierung, die er eingehend darlegte. Dann berührte er eine Frage, die ihn persönlich betraf: warum er nicht nach Malmö gegangen sei, nachdem General von Below ihn durch ein Schreiben vom 19. August dazu aufgefordert habe. Er bemerkte hierzu: „Die Stelle im Briefe des General Below ist die: ‚Ich beehre mich zu erwidern, wie ich wohl wünschte, daß Sie mir hier zur Seite stünden, indem meine Aufgabe keine leichte ist.' Ich will Sie zuerst daran erinnern, daß es in Berlin ausdrücklich abgesprochen war, daß ich nicht am Orte der Verhandlung selbst anwesend sein würde, daß, solange der Waffenstillstand nicht geschlossen worden sei, ich eine diplomatische Aufgabe gar nicht zu erfüllen hätte. Ich weise daher jede Vergleichung, jede Schilderung von persönlichen Verlegenheiten zurück, denn ich hatte keine diplomatische Aufgabe, bis der Waffenstillstand abgeschlossen war. In meiner Vollmacht fand sich kein Wort, daß ich mit dem preußischen Bevollmächtigten zusammen und direkt verhandeln sollte; ich hatte auch

keine Aufsicht über die Verhandlungen zu führen, wie sie mir, ich weiß nicht welcher Redner hat zumuten wollen. Alle Bedingungen liegen in der Vollmacht; Sie kennen meine Vollmacht, weiter hatte ich nichts zu bewilligen. In einem späteren Schreiben des Reichsministers des Auswärtigen kommt die Stelle vor, ‚in unbedeutenden Punkten könnte ich nachgeben‘; solche unbedeutende Punkte sind nicht vorgekommen; wenn General Below an mich deshalb noch Fragen gestellt hätte, so würde ich mit dem nächsten Dampfboote geantwortet haben; dazu war aber keine Zeit mehr. Das Schreiben des Generals von Below ist vom 19., und ich habe es erhalten in der Nacht vom 21. auf den 22., und in dem Briefe steht ausdrücklich, General von Below habe die Liste noch zu rechter Zeit erhalten. Wenn ich also auch bereit gewesen wäre, auf die Einladung einzugehen, so hatte ich doch sehr geringe Hoffnung, noch zu rechter Zeit zum Abschlusse zu kommen. Ein Schreiben des Reichsministeriums, das die Stelle enthält, ‚wenn sich wieder eine Gelegenheit böte, solle ich allerdings nach Malmö gehen und mitzuwirken suchen,‘ ist datiert vom 25., ich erhielt es am 29. in Rendsburg, nachdem ich bereits Kunde vom Abschluß des Waffenstillstandes erhalten hatte, ich konnte also davon keinen Gebrauch mehr machen. Übrigens, meine Herren, wenn Sie die Redaktion dieses Satzes ansehen: ‚wie ich wohl wünschte, daß Sie mir zur Seite ständen, indem meine Aufgabe keine leichte ist‘, so finde ich darin nicht gerade einen Ausdruck der Aufforderung, mit zu verhandeln, sondern ich darf wohl sagen, eine Wendung der Höflichkeit, hervorgegangen aus den freundschaftlichen Verhältnissen, die bis dahin alle Verhandlungen zwischen uns charakterisiert hatten. Ich würde nach Malmö gegangen sein, wenn General Below mir geschrieben hätte, man erwarte in Malmö von dänischer Seite den Gesandten der Reichsgewalt. Ohne diese Einladung hatte ich da nichts zu tun.“

Endlich erklärte Gagern noch, weshalb er nach dem letzten vertraulichen Schreiben Belows Rendsburg verlassen und nach Frankfurt zurückkehren mußte. Als Abgesandter der Zentralgewalt hatte er auf den Waffenstillstand keinen Einfluß nehmen können; er wollte auch nichts vergeben und die verlorene Angelegenheit wenigstens als unberührte Sache für die Reichsgewalt erhalten. Er schloß mit folgenden Worten: „Ich würde im höchsten Grade beklagen, wenn wir durch diese einzelne Angelegenheit von Schleswig-Holstein ohne einen bestimmten Plan, ja mit einer Art von Planlosigkeit, vom bloßen Zufalle geleitet, in politische Mißverhältnisse verwickelt würden! Will man einen Krieg, glaubt man, daß die Nation Krieg bedürfe, so soll man nach einem Plane verfahren und sich den Feind ausersehen, mit dem man anbinden will, aber nicht so planlos sich einlassen mit Mächten zweiten Ranges, gegenüber denen uns der Sieg nicht einmal gar zu hoch angerechnet werden dürfte. Diese Besorgnis, die mich anwandelt, dieser Kummer über mögliche Verwirklichung derselben, beschäftigen mich gerade in diesem

Momente um so mehr, wo unsere Verfassung unfertig daliegt. Wir hätten der äußeren Ruhe so sehr Bedürfnis, um dieses schwere Verfassungswerk zu beendigen. Die alte Verfassung des Bundes war wie eine Glocke, die einen Sprung hatte und nicht mehr tönte, sie ist zusammengeschlagen worden, die Stücke sind geschmolzen und befinden sich in flüssigem Zustande. Aber die Form, wo hinein diese geschmolzene Masse gegossen werden soll, ist noch nicht gemacht und darum die Form der Glocke, welche schon noch ertönen wird, gerade jetzt so schwierig. Ist die Glocke gegossen, hat sie einen guten Klang, dann möge man Sturm läuten; aber im jetzigen Zustande, bei den Verwickelungen und Unklarheiten unseres Staatsrechts, die wir selbst nicht leugnen können, ist es bedenklich, zu gleicher Zeit mit drei auswärtigen Mächten und mit zwei Mächten vom zweiten Range anzubinden und zugleich den Schwierigkeiten der inneren Politik entgegenzutreten. Meine Herren, ich weiß es wohl, es ist sehr angenehm, getragen von der öffentlichen Stimmung, einen Gegenstand zu verteidigen, — ich habe das auch in meinem Leben erfahren, obgleich ich nur wenig an dem Becher der Popularität genippt habe, den ich auch heute nach Pflicht und Gewissen ablehnen muß, — ich weiß es wohl, daß es verführerisch ist, getragen von der öffentlichen Meinung, eine große Idee des Vaterlandes gegenüber den eigenen Regierungen und gegenüber dem Auslande zu vertreten; das habe ich im Monat März erfahren; allein nichts soll mich abhalten, heute in entgegengesetzter Richtung zu reden, wenn eine höhere Pflicht der Überzeugung gebietet; mich schreckt es nicht, im Gegenteil, mich kann es erfreuen, wenn die Wogen der öffentlichen Meinung bis zu diesen Toren der Paulskirche schlagen, — das schreckt mich nicht. Aber die wogende Menge, das behaupte ich entschlossen, hat in schwierigen Staatsangelegenheiten nicht uns zu belehren, sondern sich von uns belehren zu lassen. Blicken wir auf das, was aus diesen Verhandlungen hervorgehen wird: ein Glück, die Überzeugung, die sich nicht allein der Nation, sondern auch allen Regierungen mitteilen muß, — das ist: daß sich unsere auswärtige Politik auf die Länge nicht in so verschiedenen Händen befinden kann, daß die auswärtige Politik, die Vertretung Deutschlands gegenüber dem Auslande, zentralisiert werden muß, und auf jede Gefahr. Zum Schluß noch ein Wort über den Antrag, dem ich mich anschließe; es ist dies der Antrag der schleswig-holsteinischen Abgeordneten Francke und Genossen, den dieselben keineswegs als Schleswig-Holsteiner gestellt haben, sondern, das bin ich von ihnen überzeugt, als Deutsche, im Interesse des gesamten Vaterlandes. Ich unterstütze diesen Antrag als einen vermittelnden und als solchen empfehle ich Ihnen denselben, er enthält alle jene Bestimmungen, welche der gegenwärtigen Sachlage angemessen sind."[1])

[1]) S. Stenographischer Bericht der Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung III, 2128—2131.

Es war das erste und das letzte Mal, daß Gagern im Parlament das Wort ergriff. Zur Beurteilung seiner Ausführungen muß man berücksichtigen, daß seine Aufgabe „die schwierigste war, welche einem öffentlichen Redner gestellt werden kann: eine Entwickelung zu entschuldigen, die gründlich unpopulär ist, die er selbst nicht nur beklagt, sondern mißbilligt und die er nur entschuldigen zu müssen glaubt, damit der bedrohten Einheit durch Preisgeben Preußens nicht eine noch tiefere Wunde versetzt wurde. Obwohl kein Redner," fährt Laube fort, „löste Gagern doch diese Aufgabe mit edlem Takte, und es hatte etwas Rührendes, wie sein Bruder hinter ihm als Präsident aufstand und gleichsam mit ausgestreckter Hand die Windstöße einer ungestümen Versammlung links und rechts vor ihm zu verteilen suchte, damit die mit schwacher Stimme des Redners gesprochenen Worte verstanden und gewürdigt werden könnten."[1])

Wie ruhig Gagern gesprochen, erkannte man erst, als nach ihm Heckscher das Wort ergriff. Der Präsident mußte diesen Redner erst zur Mäßigung ermahnen, dann zur Ordnung rufen. Bei der Abstimmung wurde der Franckische Antrag angenommen, jedoch nur mit einer ganz knappen Majorität (21 Stimmen). Die Antwort der Linken auf diesen Beschluß ließ nicht auf sich warten. Am Sonntag, dem 17. September, fand in Frankfurt eine tumultuarische Volksversammlung auf der Pfingstweide statt. Sie war das Vorspiel zu dem am 18. September ausbrechenden Aufstande, welcher die geängstigte Mehrheit des Parlaments vertreiben und einer radikalen Republik die Wege bahnen sollte. Die Umsicht und Energie Schmerlings, des demissionierten Reichsministeriums des Innern, den Gagern als einen äußerst befähigten Politiker besonders hochschätzte, vereitelten das Gelingen dieses Anschlags.[2])

Der Sieg über den Aufruhr in Frankfurt war ein vollständiger und übte bald eine Rückwirkung auf das Parlament. „Die Schreckenstage sind so weit vorüber," sagt Gagern in einem Briefe an seine Frau vom 20. September, „aber jetzt müssen wir Schrecken verbreiten. Mit Lichnowsky hatte ich eine Stunde vor seinem Tode zusammengesessen bei Tisch; es ist fürchterlich, wie grausam er ermordet worden ist, es waren Turner von Bockenheim. Die Stadt gleicht einem Feldlager und es werden noch immer mehr Truppen zusammengezogen, um rechts und links auf die wilden Tiere losschlagen zu können."

Am 24. September erfolgte die definitive Konstituierung des neuen Ministeriums. Leiningen und Heckscher traten zurück, Schmerling übernahm den Vorsitz im Ministerrat und das Portefeuille des Auswärtigen. Letzteres war vorher Max von Gagern angeboten worden, ein Beweis, welches An-

[1]) Laube II, 82—83. Vgl. Wichmann 114.

[2]) Vgl. Arneth, Schmerling, 195 ff.

sehen er genoß. Er lehnte indessen ab und begnügte sich, wieder seine Stellung als Unterstaatssekretär einzunehmen. Indem Gagern dies am 25. mit schlichten Worten nach Hause meldete, fügte er hinzu: „Wir behalten eine gute Zahl Truppen zu unserem Schutze hier und wollen hoffen, daß auch in Baden und Württemberg der Aufstand überall niedergehalten wird. Wenn die wilden Tiere hier gesiegt hätten, wäre Frankfurt schauderhaft zugerichtet worden. Bete herzlich und oft für unsere bessere Zukunft, für das arme, zerstörte Deutschland."

Im Parlament wollte man sich nun beeilen, das Werk der Verfassung fertigzubringen. Indessen konnte Gagern an den nächsten Sitzungen nicht teilnehmen, obwohl in ihnen wichtige kirchliche Fragen entschieden wurden.[1]) Ein ernstes Unwohlsein fesselte ihn an das Bett.[2]) Kaum genesen, mußte er die Geschäfte, die sich inzwischen angehäuft hatten, erledigen. Er war jetzt so angestrengt, daß sein Vater ihn vom Briefschreiben dispensierte. „Die öffentlichen Blätter," heißt es in dem vom 6. Oktober datierten Schreiben, „werden freundlich gegen Dich, ich bin es längst."

Die Politik mußte bei Gagern in der nächsten Zeit in den Hintergrund treten infolge schwerer Erkrankung seiner so heiß geliebten Frau. Ihr Leiden scheint mit einer Erkältung begonnen zu haben. Es nahm später einen so gefahrdrohenden Charakter an, daß Gagern so viel als irgend möglich zu der Kranken eilte und sich fortan mehr in Wiesbaden als in Frankfurt aufhielt.

Franzina von Gagern war sich von Anfang an der Gefährlichkeit ihres Zustandes wohl bewußt. Gleich ihre erste Nachricht zeigt dies deutlich. „Ich habe heute," heißt es in dem vom 16. Oktober datierten Brief, „im Dunkeln schon mit Bleistift geschrieben, wie sehr ich wünsche, daß Du kommen möchtest. Ich hatte eine sehr fieberhafte Nacht und habe diesen Morgen schon zweimal Blut ausgeworfen. Der liebe Gott stehe uns bei und gebe, daß dieser Leidenskelch an mir vorübergehe. Ich sagte Dir bei Deinem letzten Hiersein, es könnten Schläge kommen, die Dich schwerer treffen als alle politischen. Stelle diese Sorgen auf die Seite und komme zu mir."

Die Berichte, die Gagern von Wiesbaden an seine Eltern sandte, lauteten sehr beunruhigend. „Lange," antwortete ihm der Vater am 18. Oktober, „hat mich nichts so affiziert als Deine gestrigen Zeilen. Und doch möchte ich es nicht anders. Nämlich ich bin eifersüchtig, daß die väterliche und zugleich Freundesbrust die sei, in welche Du am liebsten Deinen Schmerz, Deine Bangigkeit, Deine Sorgen und Ahndungen, Deine düstren Ansichten über unsre ganze Zukunft ergießest. Dazu lese ich auch zwischen den Zeilen. Nicht als ob ich mir starke Mittel und Trostgründe zutraute, denn auch ich

[1]) Vgl. darüber Goyau a. a. O., 356ff.

[2]) Infolgedessen konnte Gagern nicht an der ersten Generalversammlung der katholischen Vereine, welche vom 3.–6. Oktober in Mainz stattfand, teilnehmen.

bin weit entfernt von aller Hilarität und hellerem Blick in die Zukunft. Aber vielleicht kann ich der Wahrheit getreu doch ermäßigen und aufrichten, dahin deuten, wo ich irgend Übertreibung wahrnehme.

„So will ich wohl glauben, daß Franzina in einer Gefahr schwebt, aber doch keineswegs ohne Hoffnung, eben in schwangerem Zustand, wo die Natur sonst auf mancherlei Weise zu schirmen pflegt.

„Und wenn ich mir das Ärgste denke — so müßte grade dieser Moment der sein, der Dir den Stahl des festen Vorsatzes reicht, so vielen kleinen Wesen und Pfändern Vater und Hort zu sein. Sicher würde es die letzte Bitte der Scheidenden sein. Aber das ist fern von uns. —

„Wenn ich die christlichen Konfessionen vergleiche, so werde ich zur Katholizität durch mehr und durch sanftere Mittel des Trostes und des Zutrauens hingezogen und gewonnen.

„Langer und tiefer Schmerz erschöpft, und ich besorge, es ist Dein Fall. Unrecht ist dann gewiß, wenn man das ohnehin Düstre schwärzer noch macht durch Übertreibung und falsche und selbstpeinigende Vorstellungen."

Im Folgenden berührt der Vater auch noch die Vorwürfe, welche sich Gagern damals wieder darüber machte, daß er seinen Bruder Friedrich nach Deutschland berufen. Tröstend bemerkte er, daß Max keine Schuld treffe, er möge das ganze Vorgehen Friedrichs betrachten, „seinen eigenen heftigen Trieb, die vaterländischen Zustände, sein zweimaliges Hingehen, als sei es fatum. Solche Rolle war eigentlich sein eigenes Dichten und Trachten. Und wenn ich irgend jemand persönlichen Vorwurf machen müßte, so wäre es ihm selbst, daß er, der Erprobte und Erfahrene, dort in seiner Situation nicht die Vorsicht gebraucht hat, die einem Kommandierenden gebührt gegenüber solchem Gesindel. Und wahr bleibt es, daß von dem Augenblick an die geregelte Mannschaft über die ungeregelte das Übergewicht bei weitem behalten hat, was vorher so schwankend schien. — Also diesen Vorwurf, diese Selbstpeinigung rotte aus.

Aber die ganze Erde sieht wüst und dunkel aus. Blutig, was die Imagination weit führen kann. Schon seit dem Februar. Das haben wir Gagern nicht verschuldet, sondern das Unsrige getan, Remedur zu verschaffen — und die Fortsetzung sind wir Deutschland nicht nur, sondern der menschlichen Gattung schuldig! Schweife ich zu viel aus? Lebt wohl."

Wie sehr Gagern die Erkrankung seiner Gemahlin beschäftigte, zeigt das Zurückrteten der Politik in seinen Briefen an sie. Betreffs so wichtiger und bewegter Sitzungen, wie sie vom 13. bis 20. November über die preußische Frage stattfanden, liegt keine Nachricht vor.[1]) Erst im letzten Drittel des Monats werden die Mitteilungen wieder ausführlicher. „Ich kam auch

[1]) Gagern hat später die wichtige Sitzung vom 15. November geschildert; s. Liederbach 98.

gestern nicht in die Kirche," berichtete er am 20. November, „und deswegen geschah es mir recht, daß meine Vorschläge hernach nicht angenommen wurden, obgleich der Reichsverweser und Heinrich damit einverstanden waren. Unsere ganze Versammlung und unser ganzes Wesen hier wird noch mehr herunterkommen. Allein daran hängt mein Herz nicht mehr. Wenn nur wieder Ruhe in der Welt wäre und ich sie mit Euch teilen könnte! Gott allein weiß die Wege, die uns not tuen, und es sind oft harte Wege. Beten wir zu ihm." Über die Sitzung vom 20. berichtet Gagern also: „Gestern hatten wir einen wichtigen Tag, weil wir uns mit großer Mehrheit gegen die Berliner Versammlung ausgesprochen haben. Die Wut der Wühler wird nun gegen uns um so ärger werden. Aber in Berlin selbst ist alles ruhig und wir hatten gestern noch Nachrichten von Abgeordneten, die selbst daher kamen. Nur in den Landstädten, wo kein Militär ist, wird es noch vielfach Unordnung geben, vielleicht Bürgerkrieg. Gott möge die törichten, aufgeregten Menschen zu rechter Zeit zum Verstand zurückbringen." Wie gefahrdrohend die Dinge sich auch in Frankfurt gestalteten, beweisen nachfolgende Zeilen vom 23. November: „Seit einigen Tagen ist hier wieder viel Gesindel, das aufgehetzt wird durch Artikel wie einer in der beiliegenden Zeitung. Ich sollte Dich damit nicht aufregen, aber ich schicke Dir das Blatt mit der Bitte, daß auch Du für unseren alten, guten Heinrich beten mögest, damit Gott ihn schütze gegen die Mörder."

Es folgte dann die Reise Heinrichs von Gagern nach Berlin. „Um ein Haar," meldet Max am 24. November seiner Gemahlin, „wäre ich vor einer Stunde mit ihm nach der preußischen Hauptstadt abgereist. Er geht, als Freiwilliger[1]) unserer Kommission zu helfen, und ich hoffe, wir werden dadurch um einen Schritt weiterkommen." „Heinrich," berichtet Gagern am 29. November, „hat noch nicht geschrieben und wird auch wohl nicht schreiben, sondern morgen oder übermorgen wieder hier sein. Schon am Sonntag hat er in Potsdam beim Könige gespeist und Ehre wird ihm schon genug widerfahren, wenn er nur etwas ausrichtet. Ich vertraue darauf, daß der liebe Gott seinen reinen Willen und seiner Ergebung den Lohn nicht versagt. Für Blums Totenfeier ist noch nichts bestimmt, die Mehrheit hat aber gestern beschlossen, daß es nur eine Kirchenfeier sein soll, und darauf scheint die Linke auf ihre Faust morgen die Feier als eine öffentliche mit einem Zug begehen zu wollen.[2]) Es wird mit unseren politischen An-

[1]) Diese Angabe bestätigt die Vermutung von Meinecke, Weltbürgertum, 376.

[2]) Die Demonstration unterblieb glücklicherweise dennoch. Gagern war der Ansicht, daß Blum die Hinrichtung verdient habe, er beklagte aber diese dem Parlament dadurch offen gezeigte Mißachtung. „Ich mag nicht oft an ihn denken", schreibt er, „da ihm nun kein Stein mehr geworfen werden sollte. Wenn die Kollekte von seiner Witwe zu Dir kommt, so tue was Dir das Herz sagt, und wenn es Dir nichts sagt, so tue was andere anständige Leute vor Dir getan haben." Schreiben an Franzina vom 22. November 1848.

gelegenheiten bald zu einer andern Gestaltung und vielleicht Entscheidung kommen. Österreich scheint sich selbst mit uns auf einen anderen Fuß stellen zu wollen; es ist möglich, daß es seine Abgeordneten ganz von hier abberuft und uns unserem Schicksale überläßt, es ist aber auch möglich, daß es noch etwas wartet, ob nicht andere, besonders Preußen, Verkehrtheiten machen, um danach weitere Pläne zu schmieden. Das alles steht in Gottes Hand! Heinrichs Reise ist schon deshalb wichtig für uns, weil er in Berlin mit eigenen Augen gesehen haben wird und für die Zukunft besser weiß, mit wem er es zu tun haben wird und worauf er rechnen kann. In Frankreich scheint jetzt doch Cavaignac größere Aussichten zu haben, Präsident der Republik zu werden, als Louis Bonaparte. Das ist wichtig für uns, weil der letztere wahrscheinlich sehr bald zum Krieg mit Deutschland gekommen wäre."

Am 1. Dezember erhielt Gagern endlich den ersten eigenen Bericht von Heinrich.[1]) „Er hat zwar," so schreibt Max seiner Frau, „den Zweck, den die Kommissäre zu erreichen hatten, durch seine Teilnahme nicht durchgesetzt, gibt aber doch die Hoffnung nicht auf und findet, daß die Stimmung in Berlin in allen Kreisen für die deutsche Sache geneigt ist. Die Versammlung in Berlin ist für den Augenblick im Lande ganz mißachtet und der König will ihr und uns nicht nachgeben, ein anderes Ministerium zu berufen, bis alles dort in Ordnung ist. Heinrich kommt heute oder morgen zurück und findet seine Frau schon im neuen Haus, ich habe mir zwei Zimmer gerade gegenüber gemietet und werde wohl morgen einziehen."[2])

Das Befinden Franzinas zeigte den ganzen November hindurch ein beständiges Schwanken. Der böse Husten, verbunden mit Schwächezuständen, nahm bald zu, bald ab, verließ aber die Patientin nicht mehr. Anfangs hatte sie noch guten Mut. „Alles wird sich hoffentlich wieder machen," meinte sie, „wenn auch langsam. Wir wollen wenigstens nicht Mut und Vertrauen schwach werden lassen. Ich denke, der liebe Gott wird mich noch bei Dir und meinen acht Kinderchen lassen, woran mein Herz so innig hängt, worum ich ihn so oft bitte." In den späteren Briefen häufen sich aber die Todesahnungen, obwohl sie es dem geliebten Manne zu verbergen suchte. Daß ihr die Trennung von demselben schwer wurde, ist nur zu begreiflich. Gagern kam zwar sehr oft herüber, mußte aber doch mehr, als ihm lieb war, in Frankfurt verweilen. Nicht einmal den 8. Dezember, den Geburtstag der teuren Gattin, der ihr letzter sein sollte, konnte er mit ihr feiern, denn mehr noch als vorher schien jetzt seine Anwesenheit in Frankfurt geboten.

[1]) Er ist an Heinrichs Gemahlin gerichtet, aber mehr für Max bestimmt; s. den Text im Anhang III.

[2]) Roßmarkt Nr. 5 bei Hr. Eckart; Heinrich von Gagern wohnte beim Juwelier Spelz am Roßmarkt. Vorher hatten die Brüder zusammen in dem Böhlerschen Gartenhause an der Promenade vor dem Bockenheimer Tor gewohnt.

Während Anfang Dezember Heinrich von Gagerns Gedanke der Einigung Deutschlands in der Form eines Bundesstaates ohne Österreich von rechts und links immer neue Anhänger gewann, war die Stellung Schmerlings als Leiter des Reichsministeriums unhaltbar geworden. Am 15. Dezember nahm dieser zielbewußteste Gegner der preußischen Hegemonie in der klaren Erkenntnis, daß er unter diesen Umständen in seiner bisherigen Stellung den von ihm verfochtenen Interessen seines österreichischen Vaterlandes nicht mehr dienen könne, seine Entlassung. Sein Nachfolger wurde tags darauf Heinrich von Gagern.[1]) Diesem schien die Stunde zur Lösung der Deutschen Frage gekommen. „Das Schwarzenbergische Programm für Österreich bot" nach dem treffenden Urteile Max von Gagerns „seinen Gegnern die Blöße, daß es von vornherein die beiden Staatenkomplexe ‚Österreich und Deutschland' als etwas Gegebenes, Getrenntes annahm, wodurch unter dem Ausdrucke ‚Deutschland' ganz Preußen als selbstverständlich einbegriffen dem nicht reindeutschen Österreich gegenübergestellt erschien, während Preußen doch auch nicht-deutsche, besonders nicht im deutschen Bunde begriffene Provinzen zählte. Von dieser gegebenen, trennenden Grundlage ausgehend, nahm Heinrich von Gagern die Berechtigung und selbst die Verpflichtung in Anspruch, das Verfassungswerk für das unvollständige Deutschland abzuschließen; er suchte aber die Lücke dadurch auszufüllen, daß er für Österreich ein ewiges Unionsverhältnis zu Deutschland mit gegenseitiger Verbürgung der beiden Gesamtgebiete vorschlug. Immerhin sollte dieses Verhältnis auf gesandtschaftlichem Wege verhandelt, also nun erst eingeleitet werden."[2])

Über seine Absichten sprach sich Heinrich von Gagern auch dem Reichsverweser gegenüber offen aus, indem er ihm vor Antritt seines neuen Amtes erklärte, „daß seine Wirksamkeit als Minister sich darauf richten werde, die Würde des Reichsoberhauptes erblich zu übertragen".[3])

---

[1]) Vgl. Arneth, Schmerling, 261ff., und Wentzcke 204ff. „Wegen Heinrich", heißt es in einem Schreiben Gagerns an seine Gemahlin vom 9. Dezember, „ist noch nichts entschieden; ich hoffe er kommt noch einmal daran vorbei, aber in den nächsten Tagen haben wir jedenfalls sonst eine Veränderung des Ministeriums zu erwarten; Schmerling wird hinausgedrängt werden, aber dann auch mit éclat von seiner Seite." Am 12. Dezember berichtet Gagern seiner Frau: „Mit dem Eintritt Heinrichs in das neue Ministerium kann es noch ein paar Tage dauern. Deshalb bin ich nicht sicher, ob ich morgen zu Dir kommen darf. Der Herzog war gestern hier und wir beide Brüder haben allein mit ihm gegessen; Heinrich war ganz verwundert, wie verständig er ihn gefunden hat."

[2]) S. Liederbach, H. Müller, 101. Wie das Unionsverhältnis mit Österreich zu formulieren, sagt G. Beseler, „Erlebtes und Erstrebtes" (Berlin 1885, S. 81), und mit der Großmachtstellung Deutschlands und Österreichs in Einklang zu bringen sei, war niemandem und auch Gagern nicht klar.

[3]) S. Duncker, Zur Geschichte der Deutschen Reichsversammlung in Frankfurt (Berlin 1849), 73. Vgl. Gagerns Erklärung vom 16. Dezember in den Stenographischen Berichten VI, 4223.

Die Betrauung Heinrich von Gagerns mit dem Vorsitz im Reichsministerium und dem Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten sowie provisorisch mit dem des Innern hatte für die Stellung seines Bruders die Folge, daß dieser noch mehr zu tun bekam als bisher. Er tröstete sich aber, daß er jetzt Heinrich auch noch näher stehen und ihm nützlicher sein könne. „Auf ihm," schrieb er am 15. Dezember an seine Gemahlin, „ruhen nun aller Augen und bald werden große Ereignisse kommen und kommen müssen. In Frankreich wird es sich noch eher entscheiden, wer dort Herr werden soll. Gott möge unser unglückliches Vaterland aus dieser gegenwärtigen Verwirrung retten und festigen."

Am 18. Dezember entwickelte Heinrich von Gagern vor dem Parlament sein Programm: Ausschluß Österreichs aus dem zu errichtenden deutschen Bundesstaate, aber Ordnung des Verhältnisses Österreichs zu diesem Bundesstaate mittelst einer besonderen (unauflöslichen) Unions-Akte, „welche alle die verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Bedürfnisse befriedigen sollte, die Deutschland und Österreich von jeher verbunden haben und in gesteigertem Maße verbinden können".

Die Erklärung Gagerns, deren politische Grundidee die Frucht seines ganzen staatsmännischen Denkens darstellte,[1]) brachte niemandem etwas Neues. Sie war längst inner- und außerhalb des Parlamentes eifrig besprochen worden und konnte für sich den Anspruch erheben, eine praktische, ausführbare Lösung der Deutschen Frage zu sein. Gleichwohl ist es nur zu begreiflich, daß sie als „Riß durch das deutsche Einheitsideal" von vielen im Parlament und von Tausenden außerhalb desselben mit tiefem Schmerze, Unwillen und geradezu mit Entsetzen vernommen wurde. Nachdem man so lange gesungen: „Das ganze Deutschland soll es sein", erschien es jetzt vielen unfaßbar, wie man „die Einheit des Vaterlandes begründen wollte, indem man einen Teil Deutschlands aus Deutschland hinauswarf". Venedey, welcher diesen Ausdruck gebrauchte, war bis dahin ein großer Verehrer Heinrich von Gagerns gewesen. Rauschender Beifall begleitete seinen Vorschlag, den Antrag des neuen Ministerpräsidenten direkt, augenblicklich und ohne Verhandlung zu verwerfen. Das geschah jedoch nicht. Es wurde vielmehr „der Strom der überwältigenden Gefühle mit echt deutscher Gründlichkeit abgelenkt in das Bett eines langweiligen Streites über denjenigen Ausschuß, an welchen der Antrag des Reichsministeriums zu überweisen sei".[2])

Die nächste Folge von Gagerns Auftreten war eine völlige Umgestaltung der bisherigen Parteien in Frankfurt. Die Österreicher scharten sich bis auf wenige um ihre gemeinsame schwarzgelbe Fahne; ein Teil der Mitglieder des Kasinos, unter der Leitung von Jürgens, Welcker, Edel und Reichensperger,

---

[1]) S. Hiemenz a. a. O., 551

[2]) Liederbach 102.

bildete im „Pariser Hof“ eine neue Partei, die der Großdeutschen, welche Österreich um jeden Preis für Deutschland erhalten wollten. Selbst auf dem geselligen Gebiete machte sich die Scheidung bemerkbar: Groß- oder kleindeutsch, das war die Parole.[1])

Max von Gagern verharrte, wie das schon sein Verbleiben als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt zeigt, auch in jenen entscheidenden Tagen ohne Schwanken an der Seite seines Bruders. So schwer es ihm auch wurde, sich mit vielen seiner intimsten Freunde zu entzweien, so war er doch mit Heinrich zu fest verbunden, um sich von ihm in dem Augenblick zu trennen, wo dieser sich verpflichtet hielt, die so oft verlangte Lösung der Deutschen Frage konsequent nach seinen früheren Voraussetzungen und Entwürfen zu versuchen. Diese Haltung ist um so bemerkenswerter angesichts der Zweifel, die ihn schon damals über den praktischen Erfolg des Vorgehens seines Bruders beschlichen.[2])

Auch in späteren Jahren hat Max von Gagern die Meinung verfochten, daß sein Bruder damals nicht anders handeln konnte, wie er getan. Bei einem Rückblick auf jene Zeit schrieb er: „Eine andere ‚Lösung‘ auf dem Wege der Rechtsordnung, d. h. der Verhandlung und der allseitigen Zustimmung der beteiligten Fürstenhäuser, war für die Nationalversammlung längst nicht mehr zu erreichen; davon waren die meisten wohl überzeugt. Nur die äußerste Linke hätte eine andere Lösung, die der Republik, zur Verfügung gehabt, dazu aber keine Majorität, geschweige die Mittel und den Mann!“[3])

Die Frage, weshalb sein Bruder trotz der Haltung Friedrich Wilhelms IV. an der preußischen Spitze festhielt, beantwortete Max also: „Heinrich von Gagern hatte zwar aus des Königs eigenem Munde bei seinem Vermittelungsversuch in Berlin vernommen, daß derselbe aus der Hand der Nationalversammlung eine Würde, zu welcher seine Mitfürsten nicht zugestimmt hätten, gar nicht annehmen würde; allein wichtige Stimmen, unter anderen der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, Ludolf Camphausen, waren anderer Meinung und behaupteten, daß Friedrich Wilhelm für sich allein und gegen den Willen seiner Familie, seiner Armee und seines Landes

[1]) Vgl. Jürgens II, I, 19ff., Wichmann 307ff. und Schnabel 101ff.

[2]) Vgl. das unmittelbar vor der Rede Heinrichs am 18. Dezember 1848 abgefaßte Schreiben Max von Gagerns an Stockmar, in welchem er bemerkt: „Will Deutschland keine eigentliche Zentralregierung, so ist es besser heute als morgen zurückzukehren zu dem Flickwerk, das dann sich noch vielleicht möglich zeigt. Die Majoritäten in der Versammlung sind sehr unsicher, wie die Stimmung in der Bevölkerung. Seit Wien und Berlin wieder auf eigenen Füßen stehen, sind wir hier sehr im Wert gesunken. Die Ratlosigkeit macht nur die Menschen noch verwirrt und feige; es ist also schwer, Ihnen sichere Hoffnungen zu geben.“ E. Freiherr von Stockmar, Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar, Braunschweig 1872, S. 562—563.

[3]) Vgl. dazu die Ausführungen von Biedermann im Hist. Taschenbuch 1877, S. 132ff.

nicht das Recht habe und auch nicht die Macht haben werde, die höchste Gewalt im neuen Bundesstaate mit der deutschen Kaiserkrone abzulehnen. Für die Trias, welche kaum als neuer, sondern nur als alter Bundestag aufgefaßt wurde, war im Frankfurter Parlament keine Majorität zu erzielen. Wenn also Heinrich von Gagern vom Reichsverweser berufen und ermächtigt wurde, sein Programm der ‚Lösung' vorzulegen, so konnte niemand einen andern Versuch erwarten als den wirklich von ihm gemachten, dessen Gelingen er übrigens nicht von Blut und Eisen, sondern von zunehmender Einsicht und Vaterlandsliebe erhoffte."[1])

Angesichts späterer ungerechter Ansichten wies Max von Gagern mit berechtigter Ironie darauf hin, wieviel leichter und gefahrloser es für die Preußen im Frankfurter Parlament als für die Angehörigen der deutschen Kleinstaaten war, wenn sie dem Könige von Preußen auf gutes Glück mit ihren Stimmen sanfte Gewalt antaten. „Die preußischen Regierungsräte und Untertanen überhaupt," meinte er, „haben gut reden und richten! Wie die Katzen, vom Dache heruntergeworfen, doch auf vier Pfoten zu stehen kommen, so konnten sie wissen, daß sie sich mit dem gewagtesten Votum — wenn nur nicht gegen ihre Dynastie — gar nicht wehe tun würden. Anders stand es mit uns Lappländern (so nannte der Oranier Wilhelm II. uns andere deutschen Kleinstaatler): Wir riskieren ein Schicksal."

Gegenüber dem häßlichen Spott Bismarcks[2]) betonte Max von Gagern als Hauptzug im Charakter seines Bruders Heinrich dessen großartig *uneigennützigen* Idealismus.[3]) „Dieser," so hob er hervor, „war es, welcher bewirkte, daß unbewußt die ganze Versammlung sich selbst in ihrem Präsidenten geehrt fühlte, die deutsche Nation bei der *unlösbaren* Aufgabe ihm und seinem guten Stern Vertrauen schenkte, — bis es zur Lösung der Einheitsfrage in monarchischer und dynastischer Form, zur Wahl zwischen Habsburg und Hohenzollern kam; *daran* mußte *er* scheitern und mit ihm die *Nation* in ihrer *gesamt-deutschen Einheit*, die ja auch *mit* Blut und Eisen später *nicht* erreicht wurde."[4]) Es war und blieb

[1]) Liederbach 102—103. Vgl. dazu auch die Bemerkungen von Biedermann a. a. O., 155 f.

[2]) Er nannte Heinrich eine „Phrasengießkanne"; s. M. Busch, „Tagebuchblätter" (Leipzig 1899) I, 415. — „Häßlich" wird Bismarcks Wort genannt von Wentzcke a. a. O., S. 237, der in trefflicher Weise der idealen und reinen Persönlichkeit H. v. Gagerns gerecht wird.

[3]) Bezeichnend für diese Geistesrichtung ist eine Aufzeichnung Heinrichs, die ich unter den Papieren von Max gefunden habe. Sie lautet: „Ich kann von mir wie Guizot von sich sagen: Wäre ich nur ehrgeizig gewesen, so hätte ich mir viele Anstrengungen und Niederlagen ersparen können; ich habe in einer Zeit gelebt, wo es für den, der keinen andern Zweck hatte, sehr leicht war, sein Glück in politischer wie in anderer Hinsicht zu machen; ich habe das meinige nur unter gewissen moralischen Bedingungen, die mir nicht gewährt wurden, und mit einem andern als dem Ziel meiner eigenen Persönlichkeit im Auge machen wollen."

[4]) Obige Stellen aus einem Schreiben an Dr. Alexander Peez vom 14. Juli 1888.

Gagerns feste Überzeugung: ein ehrenvoller Platz gebühre in der Geschichte Deutschlands dem Manne, dessen patriotischer guter Wille eine einheitlich nationale und konstitutionelle Bundesreform durch den bloß moralischen Druck allgemeiner Überzeugung einer gesamt-deutschen Nationalversammlung — ohne Blutvergießen durch Bürgerkrieg und ohne fremde Allianz-Hilfe — verwirklichen wollte. Durch Bismarck, sagte Gagern öfters, ist mein Bruder unverdient in den Hintergrund gestellt worden, man sollte doch nie vergessen, daß ohne Heinrichs Vorarbeit vieles später nicht möglich gewesen wäre.

Seit Beginn des neuen Jahres drehten sich die Parteikämpfe zu Frankfurt fast nur noch um die preußische Spitze. Die Mittel, welche damals viele in der eigenen Partei Gagerns anwandten, mußten einen so ehrlich und anständig Denkenden, wie er war, abstoßen; besonders empfindlich berührten ihn die Schmähungen und Verleumdungen gegen Österreich, die immer mehr überhand nahmen,[1]) und das beständige Hervorheben des protestantischen Charakters Preußens, dessen König als Kaiser notwendig der Hort des Protestantismus werden müsse.[2]) Trotzdem blieb er, solidarisch mit seinem Bruder verbunden, auch in der Folgezeit bei der Erbkaiserpartei,[3]) aber begreiflicherweise ohne Freude und Vertrauen. Es verfehlte dabei seinen Eindruck auf ihn nicht, daß viele seiner alten Freunde, vor allem Hermann Müller, ihm ernste Vorstellungen gegen das klein-deutsche Programm machten. Selbst Gagerns eigene Mutter konnte sich nicht ganz mit dem Vorgehen ihrer Söhne befreunden. „Möchten doch die politischen Angelegenheiten," heißt es in ihrem Neujahrsbriefe an Max, „sich bald günstiger gestalten, und Ihr, geliebte Söhne, für alle Mühe und Last belohnt und die Menschheit wieder zur Ruhe und Einigkeit gebracht werden, wenn es auch kein einiges *großes* Deutschland geben soll, was freilich immer zu regrettieren ist. Gar zu lang habe ich Dich nicht gesehen, mein guter Max, und werde wohl dazu einmal nach Frankfurt gehen müssen, wenn es nicht mehr so kalt ist. Meine Gedanken sind viel bei Dir, das kannst Du mir glauben. Mit Dir bitte ich Gott um die Erhaltung der guten Franzina. Ich habe das Vertrauen, daß Er uns erhören wird, mein guter Sohn. Du bist ja so fromm und lieb."

Auch im neuen Jahre hielt Gagern seine Gemahlin über die Vorgänge in Frankfurt auf dem Laufenden. Seine zahlreichen Briefe mitten im Gewühle der Paulskirche oder in einer kleinen Pause vor einer Ministerratssitzung geschrieben, zeugen nicht nur von größter Liebe und Zärtlichkeit für seine Gattin, sondern enthalten auch manche heute noch interessante Urteile

---

[1]) S. Arneth, Aus meinem Leben I (Wien 1891), 390ff., und Schmerling, 288ff., sowie Wackernell, Beda Weber (Innsbruck 1903), 347.

[2]) Vgl. hierüber besonders Jürgens II, 1, 47ff.

[3]) Seit Februar 1849 „Weidenbusch-Verein" genannt; s. Biedermann, Mein Leben (Berlin 1886) I, 370ff.

über die damaligen Ereignisse. Am 3. Januar 1849 schrieb er: „Wir haben gestern eine Note von Österreich[1]) bekommen, daß Heinrich mit seinem Projekt sich nicht mit dem dortigen Ministerium in Übereinstimmung befindet und daß Österreich mit uns zusammenbleiben will. Heinrich wird nun um so weniger eine Mehrheit im Hause haben und wir werden wohl alle nächste Woche abtreten. Was dann? Gott weiß es, die Sachen sind so über unsere Kräfte, daß ich es Ihm jetzt ganz anheimstelle und kaum einen Wunsch mehr habe, als daß der Teufelsspuk der Wühler und Mordbrenner wenigstens aufhöre."

Wie fest Heinrich in der damaligen Krisis blieb, hebt sein Bruder in einem Schreiben vom 9. Januar hervor: „Er ist guten Mutes, und da er nichts Gehässiges sagen wird, hoffe ich, daß die Sache für uns gut gehen wird. Wir werden für diesmal noch in der österreichischen Frage die Mehrheit haben. Nächste Woche kommt die Oberhauptsfrage, wozu auch ich sprechen werde, an die Reihe und diese Frage ist viel entscheidender; wenn wir als Ministerium darin die preußische Idee entschieden durchsetzen wollen, könnten wir wohl damit umfallen. Unterdessen hat Gott den Österreichern fortwährende Siege in Ungarn gegeben und die Sache könnte dadurch eine andere Wendung bekommen. Ich habe für mich keinen Eigenwillen; ich wünsche nichts anderes, als die Verantwortlichkeit nicht so schwer auf mir zu haben und Dich und die Kinder wieder gesund und heiter um mich herum zu sehen."

Die großen Reden, die Heinrich von Gagern am 11. und 13. Januar hielt, fanden den vollen Beifall seines Bruders. Über die erste schrieb er: „Sie ist vortrefflich versöhnlich und es mir jetzt recht, wie auch die Sachen kommen mögen." Am 13. berichtete er: „Heute ist der dritte Tag der großen Debatte und die Abstimmung, wenn sie heute schon erfolgt, wird bis in die späte Nacht dauern. Heinrich wird zum zweitenmal sprechen. Der gestrige Tag war schlecht, besonders dadurch, daß viele leidenschaftliche und verzweifelte Sachen vorkamen. Die Stimmung ist persönlich so gereizt! Ich habe es in den Gliedern, daß uns in den nächsten Tagen irgendeine Entscheidung von den Höfen zugeworfen wird, welche der Sache eine neue Wendung gibt, oder es werden die äußeren Gefahren uns vielleicht wieder einander nähern. Daß ich nicht leidenschaftlich bin, kannst Du Dir denken." Am 14. schreibt er: „Wir haben gestern abend in der österreichischen Frage eine Mehrheit von 40 Stimmen gehabt. Heinrich hat zum zweiten Male noch schöner gesprochen als zum ersten Male. Aber wir sind damit nicht weiter! Vielleicht spreche ich morgen oder übermorgen in der Frage des Reichsoberhauptes." Daß es dazu nicht kam, betrübte Gagern keineswegs. „Ich werde nicht mehr an die Reihe kommen zu sprechen," schrieb er am 18. Januar, „es ist auch nicht nötig und kostet mich keine Überwindung

[1]) Die bekannte Note Schwarzenbergs vom 28. Dezember 1848.

zu schweigen. Das Herz ist doch nicht dabei.“ Man begreift dies, denn die Nachrichten über das Befinden seiner Gemahlin lauteten keineswegs günstig.

Je näher die Entbindung Franzinas heranrückte, um so schmerzlicher empfanden die beiden Gatten die nun schon so lang währende Trennung. Sie suchten und fanden Trost in treuem Gebete füreinander. Nicht ohne Bewegung kann man lesen, wenn die schwerkranke Frau schreibt: „Du guter, alter Engelsmax, wie oft denke ich an Dich. Morgens noch ganz im Dunkeln schicke ich schon mein Gebet für Dich zum Heiland hinauf, und im Tage folgen so manche Seufzer nach;“ oder wenn sie in Ergebung bemerkt: „Mit meinem Befinden ist es den einen Tag wie den andern. Der liebe Gott wird am besten wissen, wie es kommen soll. Jeden Tag, solange es geht, schreibe ich Dir, wenn es auch nur ein paar Zeilchen sind, die bloß von meinem lieben ‚Ich‘ reden, denn leider bin ich ja jetzt eine Hauptperson geworden, auch für mich selbst, indem ich mich sehr pflege, doch das alles aus Liebe zu Dir und meinen acht Kinderchen. Gott wolle mir Kraft und Stärke geben, denn ohne seinen Beistand kann ja nichts mehr helfen. Heute morgen habe ich das dritte Kapitel der Nachfolge Christi angefangen. Die geschriebenen siebzehn Sätzchen vom Erzbischof Clemens August kann ich nicht finden. Ich will sie suchen.“

Die Eltern in Hornau wie die übrigen Verwandten zeigten nach wie vor die größte Teilnahme. „Ich wage kaum, nach Franzina zu fragen,“ schrieb der Vater am 28. Januar 1849, „in so kurzer Frist kann keine merkliche Besserung vorgegangen sein.“

Acht Tage später, am 7. Februar, gebar Franzina einen schwächlichen Knaben, der ihrem Wunsche gemäß den Namen Franz Maria erhielt;[1]) sie wollte damit ihre Verehrung gegen die heilige Jungfrau und gegen Franz von Sales, den Verfasser der „Philothea“, Ausdruck verleihen. Ein Bote brachte die Kunde alsbald nach Hornau. „Ich danke Gott, mein guter Max,“ schrieb seine Mutter, „daß wir so weit sind. Er wird uns gewiß weiterhelfen. Wir wollen Ihm vertrauen. Ist es ja doch schon ein gutes Zeichen, daß das Fieber sich eher vermindert als vermehrt hat. Ich bin sehr ergriffen und kann kaum die Feder halten. Morgen lassen ich und Tante eine Messe für unsere liebe Franzina lesen. Gott wolle uns beistehen und Dir, mein guter Sohn, besonders Kraft und Mut verleihen. Du bist ja so lieb und fromm.“

Auch in den nächsten Tagen suchte die treffliche Mutter ihrem Sohne durch Gebet und Trostworte beizustehen. Ihr Briefwechsel ist ein schönes Zeugnis für beide. „Auf die Gefahr, Deine Ungeduld zu erregen,“ schrieb die Mutter am 15. Februar, „sende ich Dir schon wieder einen Boten. Du wirst es aber verzeihlich finden, wenn Du an unsere Teilnahme und Besorgnis um die liebe Kranke denkst. Wir denken nur an Euch, wir

[1]) Gestorben zu Regensburg am 24. März 1890.

sprechen nur von Euch und immer mit dem sehnlichsten Wunsche, daß Gott unsere Gebete erhören und die teure Kranke uns erhalten bleiben möchte. Wir wollen hoffen und vertrauen. Morgen früh lassen wir wieder eine heilige Messe für unsere liebe Franzina hier lesen." Bruder Heinrich mußte sich begreiflicherweise kürzer fassen, aber seine Teilnahme war darum nicht geringer. „Mein ganzes Fühlen," schrieb er am 16. Februar, „ist mit Dir und bei Dir; hier ist nur der Verstand und die Pflicht."

In einem Briefe vom 23. Februar bemerkt die Mutter: „Deine letzten Zeilen haben mich tief gerührt und so uns alle, die wir an Deinem harten Geschick so viel teilnehmen. Möchte es doch Gott noch gefallen, dieses große Unglück von uns abzuwenden. Er kann ja, wenn Er nur will — halte nur den Kopf oben, mein guter Sohn, von oben kommt die Kraft, Trost und Ergebung." In dieser Hinsicht ließ es Gagern an nichts fehlen. „Ich muß Dir doch sagen," meinte die Mutter am 26. Februar, „wie tief Deine Briefe mich rühren durch Religiosität und Haltung. Gott verleihe Dir ferner Kraft und die so schöne Ergebung in Seinen Willen, die mir manche Träne kostet. Er erhalte Dich auch aufrecht, daß der arme Körper nicht unterliege. Ich komme soeben aus der Kirche mit Breidbachs, wo wir wieder eine heilige Messe für unsere liebe Kranke lesen ließen und mir der Himmel die Wohltat erwies, mit großer Andacht beten zu können. Möchte es unserer guten Franzina frommen auf eine oder die andere Weise. Du kannst mir glauben, mein Alter, daß Du gar nicht aus meinen Gedanken kommst, die aber doch beruhigter sind, da ich sehe, welch schöne, männliche Haltung Dir der Himmel verleiht."

Auch der Vater blickte mit Bewunderung auf die christliche Ergebung, mit der sein Sohn die hoffnungslose Krankheit seiner Frau ertrug, gerade während sich in Frankfurt die wichtigsten Dinge ereigneten, welche wiederholte Bitten seiner Freunde, wenigstens auf kurze Zeit dort zu erscheinen, zur Folge hatten.[1]) Der sonst keineswegs leicht bewegte Vater schrieb am 24. Februar: „Dein gestern empfangener Brief hat mich bis zu Tränen gerührt." „Wenigstens eine der Folgen dieses betrübten Zustandes," meinte er

---

[1]) Am 10. Februar schrieb Hergenhahn an Gagern: „Nächsten Montag gelangen wir im Verfassungsausschuß zur Frage über die Erblichkeit des Oberhauptes. Wir müssen alle unsere Kräfte zusammennehmen, um zu einem Majoritätsbeschluß zu gelangen. Wir rechnen deshalb fest darauf, daß Du unter allen Umständen Montag Nachmittag, wenn auch nur für die wenigen Stunden der um fünf Uhr beginnenden Sitzung, hierher kommst. Waitz und Rieser stimmen jetzt mit uns, wahrscheinlich auch Reh und Zell, vielleicht auch Mittermaier, also mit Dir gerade die Majorität. Komme ja, wir bitten alle darum." Am 11. meldet Hergenhahn: „Es ist nicht gewiß, ob heute die Oberhauptsfrage im Verfassungsausschuß zur Verhandlung kommt, es ist aber sehr wahrscheinlich, wir bitten Dich deshalb dringend zu kommen. Der Herzog ist bereit, die ihm von mir vorgelegte, der großherzoglich hessischen ähnliche Erklärung in der Oberhauptsfrage zu unterzeichnen. Der neueste Beschluß der bayerischen Kammer geht dahin, daß Bayern

am 2. März, „wird sein, daß die innige Affektion zwischen uns beiden sich steigert. Wir hatten Anlaß, uns aus dem Innersten zu erschließen. Solcher Innigkeit bedarf ich. In politicis habe ich mir immer eine Vorausverkündigung erlaubt: Verzögerung! Und in einigen interessanten Zeilen drückt mir Heinrich nun dasselbe aus, in den Worten:

„‚Hier sind die Zustände nicht besser. Die Nationalversammlung wird schwerlich ihre Aufgabe zu Ende führen. Sie ist impotent. Die 26 kleineren Staaten mit Preußen werden sich zum Bundesstaat einstweilen konstituieren, das Weitere erwartend. Das steht nicht unmittelbar bevor; es hat noch große Schwierigkeiten; es wird aber eine Notwendigkeit werden.‘

„Willst Du mir darüber Kommentar geben — Deine Ansicht!“

Max entsprach dem Wunsche des Vaters, obwohl er am liebsten von dem Wirrwarr der Politik nichts wissen noch hören wollte. Der alte Gagern dankte: „Welch perfekten und nicht kurzen Brief hast Du mir wieder geschrieben! Wir stehen also unter Gottes Hand! Es wundert mich, daß Du noch Stunden abkommen kannst, aber ich begreife, daß die dänischen Geschäfte dringender Art sind.“

Am 13. März schrieb die Mutter: „Geliebter Max, wie bin ich mit Herz und Sinn bei Dir und unserer lieben, guten Franzina! Könnte und dürfte ich mich nur für sie dahingeben, aber ich bin Gott nicht genug. Was wird uns der Bote bringen? Gott wird uns beistehen und Deine religiöse Haltung und Stimmung ist mir der größte Trost und das schönste Beispiel.“

An demselben 13. März verlor Gagern seine so innig geliebte Gattin. Nachdem sie alle ihre neun Kinder und zuletzt ihren Gatten gesegnet, entschlief sie sanft elf Uhr abends. Gagern, von seinem sofort herbeigeeilten Freunde Hermann Müller begleitet, führte die Leiche von Wiesbaden nach Hornau, wo sie auf dem einfachen Friedhof der Gemeinde zu Füßen seines Bruders Fritz bestattet wurde.[1])

Allgemein war die Teilnahme über den unersetzlichen Verlust, den Gagern erlitten, über das harte Geschick, das ihn nun mit neun Kindern

---

seine Abgeordneten zur Frankfurter Versammlung zurückrufen solle, wenn die Reichsversammlung die österreichischen Abgeordneten direkt oder indirekt nötige, aus derselben auszuscheiden. Die Republikaner und Partikularisten haben sich in dieser Frage alliiert. Es heißt jetzt, den Kopf oben halten.“ Am 12. Februar bat Georg Beseler Heinrich von Gagern, seinen Bruder zu veranlassen, am folgenden Tage fünf einhalb Uhr den Ausschuß zu besuchen, denn „wir werden morgen ohne Zweifel über die Erblichkeit abstimmen.“

[1]) Am Tage der Überführung der Leiche nach Hornau, 15. März, schrieb Heinrich an seinen Bruder: „Ich sehne mich, lieber Max, Dich in meine Arme zu schließen und meine Tränen mit den Deinigen zu vereinigen. Ich hoffe, Du kannst sie vergießen. Meine Absicht ist, heute Abend in Wiesbaden zu sein und Dich zu begleiten. Ob es mir aber möglich ist, weiß ich noch nicht. Es sind die schwersten und entscheidende Tage für das, was hier zustande kommen soll.“

allein zurückließ. Einer der ersten, die kondolierten, war sein Landesherr, mit dem er während des Parlamentsjahres in regem mündlichen wie brieflichen Verkehr stand.[1]) Von den überaus zahlreichen Kondolenzen, die von nah und fern einliefen, ergriff Gagern am meisten das Schreiben des Limburger Bischofs Blum. „Innigst geliebter Freund!“ heißt es hier, „je näher und inniger die Beziehungen sind, welche Gott zwischen Ihnen und mir geknüpft hat und welche Ihre Freuden wie Ihre Leiden auch zu den meinigen machen, und je größer die Wertschätzung war, die ich für den kindlich reinen Charakter Ihrer Frau Gemahlin jederzeit hegte, desto schmerzlicher mußte mich die Nachricht von dem Hinscheiden derselben berühren. Was mir aber bei der herzlichsten Teilnahme an Ihrem Verluste zugleich wieder einigen Trost gewährt, ist einerseits die vertrauensvolle Hoffnung, daß die Verstorbene im Herzen der katholischen Kirche angehörte, daß sie die Vereinigung mit dem Heilande und die volle Erkenntnis der durch ihn geoffenbarten Wahrheit mit gutem, redlichem Willen gesucht habe und darum auch durch die Barmherzigkeit Gottes jenes Friedens sich erfreuen werde, der allen verheißen ist, die eines guten Willens sind, — andererseits aber auch die Überzeugung, daß Sie, innigst geliebter Freund, das Opfer, das der Herr von Ihnen fordert, wenn es auch dem Herzen einen schweren Kampf verursachen sollte, mit der innigsten Hingebung in den anbetungswürdigen Willen Gottes bringen werden. Der Mann der Schmerzen, der alle unsere Leiden kennt und allein heilen kann, wird auch Sie, verehrtester Freund, Trost und Stärke finden, wird auch Sie alsdann erfahren lassen, wie wahr das Wort ist, daß denen, die Gott lieben, alles zum Heile gereicht.“

„Die Menschen,“ meinte ein anderer Freund, der Hadamarer Pfarrer Hartmann, „können Sie nicht trösten, aber Gott, die Religion — der Kreuzweg, der königliche Weg, wird Sie trösten. Ich sehe Sie vor Gott stehen, wie Sie Ihr und der Ihrigen Los mit Ergebung in die Hände seiner Vaterliebe legen und wie Sie beten: ‚Du, o Herr, hast es gefügt, Du hast gegeben, Du hast genommen, Dein Name sei gepriesen.‘ — Ihr Gemüt ist tief erschüttert, aber Ihre Standhaftigkeit, die sich auf Gründe stützt, die nicht von der Welt sind, und Ihr christlicher Mut wird Sie nicht verlassen.“

Gagern war noch von tiefstem Schmerze erfüllt, als die Pflicht ihn zurück nach Frankfurt rief; wenn auch ganz andere Dinge sein Gemüt bewegten und die Stellung zu seiner Partei, ja auch zu seinem Bruder sich immer schwieriger gestaltete, so hielt er sich doch verbunden auszuhalten. Bereits am 20. März nahm er wieder an der Sitzung des Parlaments teil. Die entscheidende Wendung war dort eingetreten durch die Verkündigung der Schwarzenberg-Stadionschen Verfassung vom 4. März 1849, welche alle habsburgischen Lande, auch Ungarn und seine Nebenlande, zu einem „einigen

[1]) S. Anhang III IV u. VI.

und unteilbaren" Kaisertum Österreich zusammenfaßte. Der Eintritt der deutsch-österreichischen Länder in einen deutschen Bundesstaat war damit ausgeschlossen. Die klein-deutsche Partei jubelte. Zu ihr trat nun auch der Großdeutsche Welcker über, der am 12. März den dringlichen Antrag stellte, die gesamte Reichsverfassung, wie sie jetzt vorliege, en bloc anzunehmen und dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde anzutragen. Da dieser Antrag am 20. März zur Verhandlung kam, mußte Gagern bereits zu dieser Sitzung erscheinen. Die leidenschaftlichen Debatten fanden erst am folgenden Tage ihren Abschluß: Gegen alle Erwartung wurde das preußische Erbkaisertum mit 283 gegen 252 Stimmen verworfen. Das Ministerium Gagern reichte darauf sofort seine Entlassung ein. Es verstand sich aber, da ein neues schwer zusammenzusetzen war, zur interimistischen Fortführung der Geschäfte. So gerne Gagern auch zu seinen verwaisten Kindern zurückgekehrt wäre, mußte er doch an der Seite seines Bruders aushalten. Dieser schloß am 26. März mit der Linken den verhängnisvollen Pakt, durch den sich 114 Erbkaiserliche verpflichteten, für ein reindemokratisches Wahlgesetz und das suspensive Veto zu stimmen. Mit Hilfe der neuen Bundesgenossen wurde am 27. März die Erblichkeit der Kaiserwürde mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen. Am folgenden Tage fand die Kaiserwahl statt. 248 Abgeordnete, darunter alle Österreicher, enthielten sich der Abstimmung; 290, unter ihnen natürlich beide Gagern, gaben ihre Stimme dem Könige von Preußen.[1])

Das Ziel, welches das Brüderpaar verfolgt hatte, schien erreicht. Die Enttäuschung blieb nicht aus. König Friedrich Wilhelm IV. lehnte ab. Er wies nicht nur die Würde zurück, sondern auch diejenigen, die sie ihm darbrachten. Nicht vom Parlament, nur von seinesgleichen, von den regierenden Fürsten, wollte er das kaiserliche Diadem empfangen. Die Krone, welche ihm die nach seiner Auffassung „in die revolutionäre Saat geschossene" Frankfurter Versammlung anbot, bezeichnete er drastisch als einen „imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken".[2])

---

[1]) Eine lebhafte Schilderung der Abstimmung gibt G. F. Kolb in seinen Erinnerungen. „Deutsche Revue" 1904, IV, 343f.

[2]) Siehe das charakteristische Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen vom 13. Dezember 1848, bei Ranke, Werke, Band 49—50, S. 494. In einem Briefe an E. M. Arndt vom März 1849 nannte Friedrich Wilhelm IV. die von dem Frankfurter Parlament dargebrachte Krone „das eiserne Halsband der Knechtschaft", durch welche man ihn zum „Leibeigenen der Revolution" machen wolle. Oncken, Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. (Berlin 1890), 241. Am 17. März 1849 erklärte der König in einer mehrstündigen Audienz dem österreichischen Gesandten Freiherrn von Prokesch, daß „die deutsche Kaiserkrone nur dem Kaiser von Österreich zukomme, dessen Reichsfeldherr er sein wolle"; von der ihm durch das Frankfurter Parlament angebotenen Kaiserkrone sagte er: „es sei selbstverständlich, daß er die S..... krone nicht annehme." S. Aus den Briefen des Grafen Prokesch v. Osten. Wien 1896. S. 11.

Als die am 28. April erklärte definitive Ablehnung des preußischen Königs in Frankfurt eintraf, gaben sich im Parlament bereits die Zeichen der Auflösung kund. „Der luftige, nur durch ideale Vertrauensseligkeit der ganzen deutschen Nation so lange getragene Bau drohte zusammenzubrechen, als die Aufstände in Sachsen, Baden und der Pfalz die Anwendung der Waffengewalt hervorriefen, während die proklamierte ‚Reichsverfassung' in der Versammlung selbst an ihren inneren Widersprüchen zugrunde ging."[1]) Gagern, dem die Sorge für seine verwaisten Kinder oblag, konnte im April an den Parlamentsverhandlungen nur noch so viel teilnehmen, als unerläßlich nötig war. Wie lebhaft ihn aber der verhängnisvolle Gang der Dinge beschäftigte, wie entschieden er in denselben noch in letzter Stunde einzugreifen versuchte, zeigen die temperamentvollen Artikel, die er damals in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte.

Nachdem am 10. Mai das Ministerium Gagern endlich zurückgetreten war, eilte die in voller Auflösung begriffene Versammlung immer mehr der Revolution zu.

Am 19. Mai ging die Wahl eines „Reichsstatthalters", das heißt also die Absetzung des Reichsverwesers, mit 10 Stimmen Mehrheit durch. Jetzt erkannte endlich auch die Gagernsche Partei, daß ihres Bleibens in der entarteten Versammlung nicht mehr sei. Mit der Abfassung der Austrittserklärung, die schließlich von 65 Abgeordneten unterschrieben wurde, war Max von Gagern beauftragt worden. In diesem am 21. Mai dem Parlamente überreichten Aktenstücke wurde dargelegt: „daß die Reichsverfassung vom 28. März der einzige unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichende Ausdruck einer friedlichen Lösung und einer Versöhnung der Interessen und Rechte der verschiedenen deutschen Stämme, Staaten und Dynastien war, daß in Ermanglung eines von den Regierungen vorgelegten Verfassungsentwurfes und bei der Schwierigkeit, die vielen unter sich widerstreitenden Interessen zu einer Vereinbarung zu bewegen, die konstituierende Nationalversammlung eine schiedsrichterliche Stellung zwischen Regierungen und Völkern einzunehmen berufen war und daß keine andere Macht ersetzen kann, was in dem Bewußtsein der Nation als der freie Ausdruck ihrer Selbstbestimmung bereits gewurzelt hat. Nach der Berufung der mächtigsten deutschen Krone an die Spitze des neuen Bundesstaates, nach der darauf folgenden Anerkennung von 29 Regierungen und der wachsenden Zustimmung der großen Mehrzahl der gesetzlichen Organe in den übrigen deutschen Staaten war nur das Eintreten des erwählten Reichsoberhauptes zu erwarten, um die Durchführung der Reichsverfassung auf einem glücklichen und friedlichen Wege zu sichern. Von dieser Überzeugung geleitet, haben die Unterzeichneten bisher zu allen Beschlüssen mitgewirkt, welche

[1]) Liederbach, „H. Müller", 108.

die Anerkennung der Reichsverfassung in jedem Einzelstaate durch die landesverfassungsmäßigen Mittel und durch die Macht der öffentlichen Meinung herbeiführen konnten, zuletzt noch zu dem Beschlusse vom 4. Mai, welcher das Ausschreiben der Wahlen zum ersten ordentlichen Reichstage einleitet. Zu ihrem tiefen Schmerze haben sich die Ereignisse anders gestaltet und die Hoffnungen des deutschen Volkes drohen so nahe der Erfüllung zu scheitern.

„Im Angesichte der höchsten Gefahren des Vaterlandes haben auf der einen Seite vier deutsche Kronen, worunter die preußische selbst, den durch die Reichsverfassung gebotenen Ausdruck der Vermittelung zwischen den widerstreitenden, das Jahrhundert bewegenden Prinzipien abgelehnt; auf der anderen Seite erhebt sich außerhalb der Reichsverfassung und gegen einen ihrer wesentlichsten Teile, die Oberhauptsfrage, eine gewalttätige Bewegung, selbst in solchen Ländern, welche die Verfassung bereits anerkannt haben. Von beiden Seiten wird die Gewalt der Waffen angerufen — während die provisorische Zentralgewalt eine Wirksamkeit behufs Durchführung der Reichsverfassung für außerhalb ihrer Befugnisse und Pflichten liegend erklärt. Endlich ist seit dem 10. Mai von einer neuen Mehrheit in der Versammlung eine Reihe von Beschlüssen gefaßt worden, welche teils unausführbar sind, teils derjenigen Richtung gänzlich widerstreben, welche von der früheren Mehrheit, zu welcher die Unterzeichneten gehörten, verfolgt worden ist. — In dieser Lage der Dinge hat die Reichsversammlung nur die Wahl, entweder unter Beseitigung der bisherigen Zentralgewalt das letzte gemeinsame und gesetzliche Band zwischen allen deutschen Regierungen und Völkern zu zerreißen und einen Bürgerkrieg zu verbreiten, dessen Beginn schon die Grundlagen aller gesellschaftlichen Ordnung erschüttert hat, oder auf die weitere Durchführung der Reichsverfassung durch gesetzgebende Tätigkeit von ihrer Seite und unter Mitwirkung der provisorischen Zentralgewalt Verzicht zu leisten.

„Die Unterzeichneten haben unter diesen beiden Übeln das letztere für das Vaterland als das geringere erachtet; sie haben die Überzeugung gewonnen, daß die Reichsversammlung in ihrer gegenwärtigen Lage und Zusammensetzung, wobei ganze Landschaften nicht mehr vertreten sind, dem deutschen Volke keine ersprießlichen Dienste mehr zu leisten vermag, und wie sie bisher in allen wesentlichen Stücken treu zusammengestanden, so haben sie sich auch zu diesem letzten gemeinsamen Beschlusse, dem des Austritts aus der Versammlung, vereinigt. — Nachdem sie durch alle gesetzlichen Mittel den Eintritt der reichsverfassungsmäßigen Gewalten vorbereitet haben, übergeben sie das Verfassungswerk für jetzt den gesetzlichen Organen der Einzelstaaten und der selbsttätigen Fortbildung der Nation."

In einer Frankfurter Korrespondenz vom 22. Mai, die in der Außerordentlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 26. erschien, erklärte

Gagern, daß der gemeinsame Austritt der 65 Mitglieder des Zentrums aus der Nationalversammlung in der bestimmten Absicht erfolgt sei, eine Krisis rasch herbeizuführen, die allein noch Rettung möglich mache. „Diese Krisis," sagte er, „gilt nicht allein der Nationalversammlung, welche längst nicht mehr imstande war, irgendeinen wohltätigen Entschluß zu fassen, weder zur Auflösung, noch zur Vertagung, — sondern auch der Zentralgewalt und der ganzen deutschen Politik im Großen. Es ist die höchste Zeit, daß die Stellungen ohne Mittelglieder und Vermummungen vor den Augen der Nation sich rein abzeichnen; diese Nation muß endlich erfahren, an welchen Klippen ihre Hoffnungen gescheitert sind. Solange der Kampf nur zwischen Reaktion und Anarchie zu walten schien, durfte man den besten Männern, die hier vereinigt waren, wohl zumuten, ihre letzte Kraft an die Vermittelung zwischen jenen Extremen zu setzen. Aber seitdem es sich zeigt, daß gleichzeitig auf die Gefahr der Zerstörung Deutschlands hin die alten Intrigen und Jalousien der größeren Höfe sich hier am Sitz der Zentralvertretung kreuzen — Intrigen, denen weder der Reichsverweser noch irgendein Ministerium hier gewachsen sind, seitdem ist es Pflicht geworden, die eigentlich handelnden Personen, soviel möglich, auf diesem Schauplatz einander allein gegenüberzustellen, damit sie endlich ihre Rolle deutlich ausspielen. Dies wird in wenigen Tagen vor sich gehen. Die glückliche Vereinbarung der Fürsten, auf welche die Nation im Widerspruch gegen ihre souveränen Ansprüche vertröstet worden ist, muß doch endlich an das Tageslicht kommen: Preußen wird mit einem Bundesstaat hervortreten, der bis jetzt schon zwei Königreiche in sich begreifen soll; es wird seine Ansprüche auf eine provisorische Verwaltung der Zentralgewalt geltend machen, nachdem es die definitive Reichsgewalt sich spröde hat entschlüpfen lassen. Zum Dank wird Österreich und Bayern den preußischen Schirmherrn sich zwischen zwei Stühlen niedersetzen lassen, während dann 29 Regierungen, welche die Reichsverfassung anerkannt haben, jeder Weg abgeschnitten ist, sich ehrlich und gesetzlich wieder anzunähern! Endlich wird sich Preußen in der Verzweiflung genötigt glauben, mit Dänemark im Namen der Nordseestaaten Waffenstillstand oder Frieden zu schließen und auch in der äußeren Politik den legalen Faden der Zentralgewalt abzureißen. Soweit hat es die Staatsweisheit an der Spree gebracht. Was aber hier in Frankfurt der Welt für eine Auflösung des Rätsels bevorsteht, das wissen nur die wenigsten, und unter ihnen am wenigsten vielleicht die neuen Minister. Da übermorgen ohne Zweifel die beschlußfähige Zahl von 150 nicht mehr vorhanden sein wird, um die Beschlußfähigkeit von 100 neu zu beschließen, so steht dem General Jochmus wohl nichts mehr im Weg, statt des Kreuzes auf der Paulskirche die drei Roßschweife mit dem Halbmond aufzupflanzen. Herr Grävell, der nicht zu ahnen scheint, wie schlecht er sein schwarzweißes Vaterland und sein eignes Prinzip der Vereinbarung bedient, wie lächerlich er beide macht

und sich mit dabei, — dieser Unglückliche ist selbst das Schlachtopfer einer Vereinbarung unter seinen Kollegen und deren Helfershelfern. Der neue Kriegsminister, Fürst Wittgenstein, ist zwar ein tüchtiger Offizier und ein entschlossener Vorstand, aber sein politischer Name ist eine neue Herausforderung der öffentlichen Meinung in Süddeutschland und eine neue Beleidigung gegen Berlin. General Peucker kommandiert zum Glück die beiden Korps hier in Frankfurt und an der hessisch-badischen Grenze; allein dies wird Preußen nicht bewegen, eine Zentralgewalt besser zu unterstützen, die es besser selbst übernähme. Der Reichsverweser wird sich bald entschließen müssen, die beiden Mandate, die er in Händen hat, abzugeben. Seine Verantwortung wächst mit jedem Tag, mit welchem die Nationalversammlung mehr und mehr unter seinen Füßen schwindet. Bald wird eine andere Welt hier auf dem Schauplatz erscheinen."

Am 30. Mai, dem Tage der letzten Sitzung des Frankfurter Parlamentes, erstattete der alte Gagern von Hornau aus seinem Sohne Max folgenden Bericht:

„Ich war also gestern zu Frankfurt und hätte Dir schon am Abend Rapport abstatten sollen.

„Meine Leute habe ich à point nommé gefunden, als hätte ich sie bestellt.

„1. Morgens 8 Uhr den A. Wittgenstein — an seiner Toilette — nahe an einer Minister-Konferenz. Er selbst ziemlich kleinlaut, wenig zufrieden mit dem Reichsverweser, den er als völlig erschöpft schildert. Wenn ich richtig zwischen den Zeilen gelesen habe, so sollte in dieser Konferenz eben der modus der Scheidung besprochen und definitiv vorbereitet werden. Aber schon von ihm vernahm ich, daß des Erzherzogs Entfernung gar nicht so nahe sei, wie wir hier supponierten . . .

„2. Bürgermeister Smidt, der am Abend zuvor erst von Koblenz zurückgekommen war. Dieser erschrickt vor dem Gedanken der Entfernung des Reichsverwesers und der Übergabe an die Regierungs-Bevollmächtigten. Er nennt es das größte Unheil — und noch beim Abschied hat er sich im Affekt au pied de la lettre die Haare darüber ausgerissen. Eine völlige Dissolution! Was hindere Österreich, den Graf Rechberg, das alte Präsidium anzusprechen und einzunehmen? — Dann die Volksversammlung, die ganz andre Ansichten habe und andre Ansprüche. —

„3. Frau Koch.[1]) Nichts Besondres in politicis. Verlangen, daß der Reichsverweser unmittelbar in preußische Hände übergebe — eben was dieser quoad formam nicht will. Sonst alle Artigkeit. Ich sollte da speisen . . .

---

[1]) Klothilde Koch, geb. Gontard, Frau des britischen Konsuls Robert Koch, versammelte während der Frankfurter Parlamentszeit einen Kreis hervorragender Parlamentarier in ihrem Salon, darunter vor allem beide Gagern. Vgl. L. Mathy, Aus dem Nachlaß von K. Mathy, 166.

„4. Den Reichsverweser um 10 Uhr nach Wittgensteinischem Ratschlag. Ich sah noch einen Augenblick sie — keineswegs freundlich. Er aber immer derselbe. Von dem Sinken seiner Geisteskräfte ebenso sprechend wie Wittgenstein. Er verlange nach Haus. Doch noch ohne Bestimmung. Die Form — eine ersprießliche — sei gar zu schwer zu finden. Er würde die preußische starke militärische Annäherung bis auf eine gewisse Distanz (ipsissima verba) abwarten, sofort abtreten, den andern überlassen, wie sie das Heft in die Hand nehmen wollten. —

„Dann werde er geradeswegs nach Innsbruck gehen, um dem alten Kaiser aufzuwarten (mit einer Art Affektation, also nicht zum jungen, der doch von Warschau zurück sei). Dann nach Gastein zum Gebrauch des Bades; — und sofort in seine Besitzungen.

„Abschied ließ er nicht nehmen — ‚O, ich sehe Sie noch — kommen Sie, so oft Sie wollen.‘ Auf die Frage nach meinem Aufsatz lobte er ihn sehr!

„Nimm also dieses décousu, wie ich es antraf!“

Gagern war der erste und der einzige unter den nassauischen Abgeordneten, welche Frankfurt verließen; die fünf übrigen scheuten diesen Schritt noch wegen der öffentlichen Meinung im Herzogtume oder zogen nach Stuttgart. In Wiesbaden wurde Gagern alsbald eine Überraschung zuteil. Am Abend des 9. Juni, nach dem Rücktritt des leitenden Ministers Hergenhahn, erhielt er eine Berufung in das Haus des späteren Präsidenten der Ministerialabteilung der Finanzen Ferdinand Vollpracht. Hier stellten ihm die Geheimräte Goetz und Reichmann im Auftrage des Herzogs die Frage, ob er augenblicklich das Ministerium übernehmen wolle. Er lehnte ab, teils aus politischen Gründen, teils wegen mangelhafter Kenntnis der nassauischen inneren Verhältnisse, fügte jedoch die Versicherung hinzu, daß, wenn die zunächst Berufenen, Vollpracht und von Wintzingerode, gleichfalls ablehnen sollten, für einen vorübergehenden Notfall seine Person dem Herzoge zur Verfügung stehe, denn seinen Landesherrn werde er nie in Verlegenheit lassen. Nach der Berufung Wintzingerodes traf der Herzog Gagern am 12. Juni im Schloßgarten zu Biebrich. Er ging auf ihn zu und begrüßte ihn besonders freundlich mit den Worten: „Ich danke Ihnen, lieber Gagern, daß Sie treu bei mir bleiben wollen.“ Eine weitere Verwendung im nassauischen Dienste fand Gagern zunächst nicht.

Schon vor diesem Vorfall, zu Anfang Juni, hatten die beiden Gagern zu Frankfurt eine Besprechung mit Dahlmann, Mathy, Bassermann, Soiron, Rümelin u. a. gehabt. Hier war es, wo Max von Gagern die Idee zu einer größeren Zusammenkunft anregte. Es sollte die Partei der Erbkaiserlichen neu organisiert und versucht werden, ob man nicht auf irgendeine Weise einen Einfluß auf das „Inslebentreten der neuen Verfassung“ ausüben könne. Am 3. Juni erging an alle Parteigenossen die Einladung, sich am 26. in Gotha zusammenzufinden zu einer Besprechung, deren Gegenstand

„die Feststellung eines möglichst übereinstimmenden Verhaltens in der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes, insbesondere der obschwebenden Reichstagswahlen" sein sollte. 148 Mitglieder der bundesstaatlichen Partei fanden sich in Gotha ein. Die beiden Gagern machten die Reise gemeinsam mit Karl Mathy. Das Ergebnis der sehr lebhaften Verhandlungen war der von der Mehrheit der Anwesenden angenommene Antrag, für die von Preußen auf Grund des Dreikönigsbündnisses am 26. Mai 1849 veröffentlichte Verfassung einzutreten, weil in ihr doch das Wesentliche der Reichsverfassung erhalten sei. Nach Schluß der Versammlung wurde zur Einwirkung auf die Wahlen ein Komitee gebildet, bestehend aus den beiden Gagern, Hergenhahn, Reh und Mathy.[1])

Dem Wunsche weiter Kreise entsprechend hatte Gagern am 15. Juni in einer „Ansprache an seine Wähler" eine eingehende Erklärung und Rechtfertigung der Stellung, die er und seine Partei im Frankfurter Parlament einnahmen, gegeben. Die bündige Zusammenfassung der einschlägigen Tatsachen und Erwägungen macht diese Denkschrift, bei der man allerdings öfters zwischen den Zeilen lesen muß, zu einem auch heute noch interessanten Dokument. Die Ansprache geht davon aus, daß „die deutsche Nation — nach Sicherstellung gleichartiger bürgerlicher Freiheiten in den Einzelstaaten — für die notwendig gemeinsamen Angelegenheiten aller ihrer Stämme und verschiedenartigen Staatenbildungen eine starke einheitliche Zentralregierung mit allgemeiner Volksvertretung bedarf". Über den Inhalt der am 28. März von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung glaubt Gagern nicht viele Worte machen zu müssen, weil das Gerüste dieser Verfassung identisch sei mit dem Entwurfe der siebzehn Vertrauensmänner, den er seinerzeit vor seinen Wählern verteidigte. Dagegen bespricht er zunächst den Beruf der Nationalversammlung. Diese, „in deren Hände die Regierungen sowohl als die Völker das Verfassungswerk gelegt hatten, hielt sich für berufen, über diejenigen Opfer schiedsrichterlich zu entscheiden, welche die einzelnen Staaten und deren Regierungen zugunsten der Gesamtheit notwendig bringen müßten. Die Nationalsouveränität, welche die Versammlung ansprach und ausübte, konnte nicht bedeuten, daß die Versammlung im Namen des Volks, im Gegensatz zu den bestehenden Regierungen, an deren Stelle sich selbst setzen wollte, sondern daß die Gesamtheit, in deren Namen die Versammlung eine Verfassung für Deutschland zu errichten hatte, das zulässige Maß der Sonderinteressen innerhalb eines

[1]) Vgl. Rümelin, Aus der Paulskirche 233 bis 235. G. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes 92ff. Freytag, K. Mathy 315ff., Biedermann, Mein Leben II, 1ff. R. Haym, Das Leben Max Dunckers (Berlin 1891), S. 107f. Gagern pflegte, wenn er von der Gothaer Versammlung sprach, an eine scharfe Äußerung zu erinnern, die dort Vincke tat. Sie lautete: „Wir sind ja hier unter uns und so kann ich es sagen, König Friedrich Wilhelm IV. hat viele große Eigenschaften, nur fehlt ihm der gesunde Menschenverstand."

Bundesstaates und die zulässige Verschiedenheit in den Regierungsformen der Einzelstaaten zu bestimmen hatte. Ein Mandat, jede beliebige Verfassung für Haupt und Glieder zu dekretieren, hat die Versammlung weder erhalten noch in ihrer Mehrheit je angesprochen. Die Partei, zu welcher ich gehörte, ging davon aus, daß die republikanische Regierungsform, abgesehen von den ihr entgegenstehenden Rechten und Neigungen, in Deutschland nicht einmal für eine einzelne größere Landschaft anwendbar, geschweige denn als Form der Zentralregierung imstande sein könnte, die jetzt noch so ungleichartigen Stämme und Staaten unter einer milden gesetzlichen Autorität zusammenzuhalten und dieselben zugleich gegen die uns umgebenden mächtigen Zentralstaaten Frankreich und Rußland zu verteidigen. Dieselbe Partei war jedoch der Überzeugung, daß das Ansehen des monarchischen Prinzips in Deutschland nur dann zu erhalten und in den Einzelstaaten wiederherzustellen sei, wenn der Begriff der Monarchie auch über die Gesamtheit ausgebreitet und auf ein großes deutsches Vaterland übertragen würde. Gestützt auf die ruhmvollen Erinnerungen früherer Jahrhunderte wie auf die trockene Berechnung des gegenwärtigen, was das Begehren der Nation nach größerer Einheit und Macht meinem Gefühl nach der gesündeste und belebendste Gedanke, welchen die Bewegung des Jahres 1848 für Deutschland hervorgebracht hat; ohne gemeinsame Gewähr haben die neu errungenen politischen und religiösen Freiheiten, ohne mächtigen Schutz die Entwickelung der materiellen Interessen keine Zukunft. Die Bewegung des vorigen Jahres hat aber nicht allein eine Reife der Völker für den Genuß bestimmter Rechte und Einrichtungen geltend gemacht, sondern auch eine teilweise Fäulnis in der gesellschaftlichen Ordnung aufgedeckt, gegen welche veränderte Regierungsformen und neue Gesetze keine ausreichende Hilfe bieten. Die wahren oder eingebildeten Bedürfnisse, die krankhaften geistigen Zustände ganzer Schichten der Bevölkerung stellen an die Gesellschaft neue, stets wachsende Anforderungen, welche der Kommunismus oder die neue Demokratie durch Anweisung auf fremdes Eigentum, durch Freilassung aller wilden und gemeinen Begierden und durch Ableugnung jeder göttlichen Weltlenkung und Wiedervergeltung, statt zu befriedigen, gewaltsam steigert; Anforderungen, denen die Staatskunst mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft zu genügen fast verzweifelt, denen aber die christliche Kirche ihre ewig neuen Lehren und Beispiele der Selbstverleugnung, der Barmherzigkeit, der Zucht und des täglichen Märtyrertums entgegenzutragen nicht müde werden darf."

Im Folgenden hebt Gagern sehr treffend hervor, daß die an und für sich schon so schwierige und verwickelte Aufgabe der Nationalversammlung eine unlösbare werden mußte, „sobald die mächtigeren deutschen Fürsten sich rücksichtslos auf das Alter ihrer Kronen, auf ihre seit 1806 souveränen Rechte und auf materielle Sonderinteressen einzelner Länder steiften, statt,

wie ihre Vorfahren vor den deutschen Kaisern stets getan und wie ihre minder mächtigen Mitfürsten, deren Gewalt doch derselben Rechtsquelle entstammt, es wiederum tun, vor der nationalen Größe des Reiches zu der Aufopferung oder Beschränkung einiger ihrer Vorrechte sich willig zu zeigen. Die meisten Regierungen erkannten auch während der ersten Monate der Bewegung, während sie im Innern der größten Schwäche verfallen waren, in der konservativen Mehrheit der Nationalversammlung dankbar einen Halt und eine Ableitung; und als die einheitliche, konstitutionell-monarchische Partei, nach Beseitigung des verhaßten und verachteten Instituts des Bundestages, am 28. und 29. Juni v. J. eine provisorische Zentralgewalt in der einheitlichen Form eines fürstlichen Reichsverwesers durchsetzte, mußten alle Regierungen diese Vorbildung eines künftigen Reichsoberhauptes in der Not der Zeiten als einen Sieg der monarchischen Ordnung über die Anarchie ansehen und sie erkannten ausdrücklich und einstimmig die Wohltat der vollbrachten Tatsache."

Gagern berührt hierauf den gerade von vielen seiner nächsten Freunde am heftigsten bekämpften Ausschluß Österreichs aus dem neu zu errichtenden Reiche. „Die Österreicher," sagt er, „waren uns persönlich zum großen Teile liebe Freunde und Mitarbeiter; von uns Süd- und Westdeutschen fühlten sich viele gemütlich zu ihnen mehr hingezogen, als zu den altpreußischen Abgeordneten. Aber je länger die Verhandlungen dauerten und je praktischer sie wurden, desto deutlicher trat allmählich die Überzeugung hervor, daß ein gemeinsames Staatsgebäude für sie und uns zusammen ohne Verlust der einheitlichen Regierung, der Volksvertretung und anderer wesentlicher Freiheitsrechte nicht zu erreichen sein würde. Hierzu trug nicht nur der Umstand bei, daß von den Österreichern selbst kaum fünf untereinander einig darüber waren, was in ihrem Lande wünschenswert und zu erreichen möglich sein würde, sondern es trat auch die Tatsache hervor, daß weder die Nationalversammlung noch die österreichische Regierung über die Verhältnisse der nichtdeutschen Provinzen Österreichs einseitig zu verfügen berechtigt und imstande waren. Die ungeschwächte Erhaltung der Gesamtmonarchie wurde immer deutlicher als das höchste Bedürfnis für Österreich sowohl als für Deutschland von der Regierung des Kaiserstaates wie von dessen achtbarsten Vertretern in den Vordergrund gestellt. Dadurch wurde unter den nichtösterreichischen Mitgliedern der Nationalversammlung eine immer wachsende Mehrheit auf den Gedanken zurückgeleitet, der schon seit Jahren durch einzelne Namen vertreten, in den ersten Zeiten der Märzbewegung lebendiger wieder aufgetaucht und von vielen als das natürlichste Auskunftsmittel erfaßt worden war, daß nämlich der mächtigste reindeutsche Staat, der preußische, zum Mittelpunkte der neuen Bundesverfassung und deutschen Staatenbildung gemacht werden müsse und zwischen diesem neuen Bundesstaate und der gleichfalls föderativ gegliederten österreichischen Gesamt-

monarchie nur ein möglichst enges Unionsverhältnis stattzufinden hätte. Nur widerstrebend, nur zögernd kam man im Spätherbste wieder zur Einsicht dieser Notwendigkeit, dieser Verzichtleistung auf die volle Nationaleinheit. Eine feindselige Stimmung gegen Österreich lag darin so wenig, daß ich noch heute jeden Österreicher aufrufen darf, ob von der Tribüne herab von unserer Partei, ob von dem Reichsministerium gerade in der Zeit, in welcher mein Bruder an dessen Spitze stand, schriftlich oder mündlich je ein nicht anerkennendes, nicht freundliches, geschweige denn ein beleidigendes Wort gegen Österreich ausgegangen ist, gegen dasselbe Österreich, dessen Abgeordnete zur guten Hälfte durch Zustimmung zu den Paragraphen 2 und 3 die eigene Gesamtmonarchie zu zersprengen bestrebt waren. Österreich hat Ursache, auf viele seiner Taten und Erinnerungen in Deutschland stolz zu sein; wenn aber seine Regierung, seitdem sie einigermaßen wieder zu Kräften kam, auf alle Vorschläge zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit deutschen Brüdern keine andere Antwort hatte als ein hochfahrendes Schweigen, Zögern, Verneinen und Hindern, so erscheint heute die Herbeirufung eines russischen Heeres in den Augen der deutschen Nation als eine doppelte Schmach. Die Anklage aber, wir wollten Österreich aus Deutschland ausstoßen, zwingt uns, daran zu erinnern, daß während der letzten 35 Jahre ein anderes politisches Band zwischen uns und Österreich nicht bestanden als das der gemeinsamen Polizeiverbote. Wahrlich, der Verlust an dem bisherigen politischen Einflusse in den kleinen Staaten wird, wenn er eintritt, für Österreich kein Verlust an Ruhm und Ehre sein."

In sehr interessanter und lehrreicher Weise verbreitet sich Gagern dann über seine Stellung zu Preußen. „Auf die Notwendigkeit, Preußen als den Kern des neuen Bundesstaates anzunehmen, wurde die nicht-preußische Mehrheit der Nationalversammlung zunächst durch die einfache Anerkennung einer Tatsache geführt, daß nämlich diese größte deutsche Macht durch die vortreffliche Organisation ihres Heerwesens und ihrer Volksbewaffnung, durch die längst ausgeübte Leitung der materiellen Interessen im Zollvereine und durch ihren Eintritt in die Reihe der konstitutionellen Staaten bereits wirklich an die erste Stelle in Deutschland vorgerückt war. Das kann ich beteuern: Bei der Anerkennung dieser Tatsachen und bei den daran geknüpften Folgen fühlte ich mich, wie noch heute, gänzlich frei von jeder persönlichen Rücksicht oder Neigung. Nichts ist mir und, ich glaube, den meisten meiner Freunde, die nicht den altpreußischen Provinzen angehören, so sehr fern als eine parteiische Verblendung und unbedingte Bewunderung für die preußische Monarchie oder gar für die vermeintliche Überlegenheit der Intelligenz in der preußischen Residenz- und Beamtenwelt. Unsere Hoffnung und unser Streben in der Nationalversammlung war darauf gerichtet, daß jenes früher fremdartige Preußen, wo nicht dem Worte des Königs gemäß in Deutschland aufgehen, doch immer mehr den übrigen

Stämmen gleichartig werden sollte; daß unter den neuen, freien Institutionen auch die einzelnen Provinzen des Königreichs einer gewissen Eigentümlichkeit gleich unseren Mittelstaaten sich sollten erfreuen können, daß endlich die allzuverschiedenartigen landschaftlichen und konfessionellen Stimmungen im weiten Vaterlande durch einen verhältnismäßigen Anteil aller an der Volksvertretung wie an der Reichsregierung einen versöhnenden Ausdruck und ein Gleichgewicht finden müßten. —

„Der Plan unserer Partei, daß das Haus Hohenzollern gegen die erbliche Krone eines neuen deutschen Reichs verzichten müsse auf das abgeschlossene, überspannte brandenburgische Königtum, das einst unser altes deutsches Reich zugrunde gerichtet hat, dieser Plan der Mehrheit, der am 28. März in der Reichsverfassung siegte, war allerdings eine gewagte Rechnung, aber es war kein schlau berechneter Staatsstreich. Man hat darüber jener Mehrheit und meinem Bruder insbesondere als ihrem Vertreter und als dem damaligen Ministerpräsidenten Vorwürfe gemacht, von der einen Seite, daß er in einem geheimen Einverständnis mit dem Berliner Hofe gestanden haben müsse, von der andern Seite, daß er sich der Zustimmung desselben Hofes nicht ausdrücklich versichert habe. Diese beiden Anklagen heben sich gegeneinander auf und bilden zusammen die einfachste Rechtfertigung. Wer mochte heimlich flüstern, da öffentlich und laut der Ruf eines großen Teils der Nation ertönt und ohne Widerstreben vernommen worden war? Auf die persönliche Neigung oder Abneigung des Königs konnte es allein nicht ankommen; sein Haus, seine verantwortliche Regierung, seine Stände, seine acht Provinzen hatten den Anspruch, bei der Entscheidung mit gehört zu werden. Es hat niemand ein Recht zu untersuchen, ob die schließliche Ablehnung des Königs mehr in einem gewissenhaften Rechtsbedenken ihren Grund hat oder mehr in der stolzen Abneigung gegen die Quelle der Gewalt und die Bedingungen der Reichsverfassung."

Den heikelsten Punkt, das Bündnis seiner Partei mit der Linken, versucht Gagern also zu rechtfertigen: „Allerdings waren durch die beiden gegen uns vereinten Oppositionen (die republikanische und die Direktorial-Partei) in die Reichsverfassung einzelne Bestimmungen, besonders in der Frage des Veto und des Reichswahlgesetzes, hineingeraten, welche der erhaltenden Richtung unserer Mehrheit zuwider und dem Werke nachteilig waren. Die Reichsverfassung selbst, wie sie nach dem Beschlusse vom 28. März vorliegt, konnte gegenüber jener vereinigten Opposition nur dadurch zustande gebracht werden, daß auch unsere Partei einem Teile der linken Seite Zugeständnisse machte und mehrere von uns sich persönlich verpflichteten, auf den gefaßten Beschlüssen als endgültig in dieser Versammlung zu beharren. Eine solche Verpflichtung habe ich persönlich zwar nicht eingegangen; aber wenn gegen die Unterzeichner noch heute ein Wehgeschrei auch von Berlin aus erhoben wird, so ist es doch erlaubt, daran zu erinnern, daß ohne die

dadurch eroberten Stimmen, so unangenehm ihre Namen auch klingen mögen, das weltgeschichtliche ‚Anrecht' nicht vorhanden wäre, welches doch von dem erwählten Reichsoberhaupt ausdrücklich anzuerkennen gewürdigt wurde. Jene Zugeständnisse kann auch ich bedauern, aber ich hätte nicht den Mut, dem stürmenden Kämpfer auf der Bresche vorzuwerfen, daß er, mit Staub bedeckt, eine zerrissene Fahne aufgepflanzt."

Die Ansprache schließt mit folgenden Ausführungen: „Man hat überhaupt die Nationalversammlung in ihrer letzten Periode hart getadelt und unsere Mehrheit dafür verantwortlich gemacht, daß auch sie ihr Mandat verkannt und überschritten habe durch den rücksichtslosen Beschluß und die Verkündigung der endgültigen Reichsverfassung, durch die einseitige Wahl des Reichsoberhaupts, in einem Worte durch Vernachlässigung der Vereinbarung mit den 38 Regierungen. Ich kann und mag hier die Verteidigung der Versammlung im einzelnen nicht führen; ich möchte wünschen, die Nation im ganzen wäre sittlich und politisch besser beschaffen, als dieses ihr Lichtbild in der Paulskirche war. Die Versammlung wird den Tadel auf sich nehmen und sich öffentlich schuldig bekennen an dem Tage, an welchem die 38 Regierungen der deutschen Nation eine Verfassung vorlegen, über welche sie alle unter sich werden einig geworden sein, und wäre es auch der gegenwärtige Entwurf von Preußen, Sachsen und Hannover. Bis dahin liegt die Verteidigung der Natidnalversammlung und ihres souveränen schiedsrichterlichen Berufs in dem Notrecht, in der für die Nation geübten Pflicht der Selbsterhaltung, und sie hat zurzeit nicht Ursache, sich ihrer Verfassung vom 28. März zu schämen. Erst als die Durchführung derselben durch die Ablehnung von Preußen und die verweigerte Mitwirkung der Zentralgewalt in ihre eigenen Hände zurückfiel, mußten ihre Geschicke sich erfüllen. Das Reichsministerium strebte mit Selbstverleugnung und auf die Gefahr der Verdächtigung von beiden extremen Seiten, den Bürgerkrieg zu verhindern. Noch zu Anfang Mai schien es eine Möglichkeit für die 29 Staaten, welche die Verfassung anerkannt hatten, gegenüber den andern, unter sich noch uneinigen eine verteidigende und vermittelnde Stellung im Einklang mit der Nationalversammlung einzunehmen. Aber als Preußen unbefugt und voreilig seine Abgeordneten zurückrief, da trat vielerorten bald die Niedergeschlagenheit, der Unwille, die Verzweiflung bei den besten Bürgern ein; — wie hätte die Zunft der Volksbetrüger, in deren Händen die ganze Reichsverfassung nur als eine Falschmünzerwerkstätte diente, eine solche Gelegenheit vorbeigehen lassen? Vergeblich mahnten die treuesten Verteidiger der Verfassung, die Bewegung für dieselbe in den weiten, so verschieden gestimmten Landschaften Deutschlands mehr in gleichartigem Schritte zu erhalten; vergeblich zogen wir im Reichsministerium die Grenzlinien einer gesetzlichen Bewegung und noch vergeblicher wagten wir bei der Wahl der Reichskommissäre, der linken Seite des Hauses einen Beweis des Vertrauens

zu geben. Wie dies Vertrauen bis zur Verhöhnung mißbraucht, die gelobte Treue gegen die Reichsverfassung, ohne Unterschied der Länder, wo sie galt oder nicht galt, gebrochen wurde, bewies die alsbald vorherrschende Farbe bei den Aufständen in Dresden, in der Pfalz und besonders in Baden, wo die Soldatenmeuterei und der Verlust einer Reichsfestung den Verrat an der deutschen Sache klar genug aufdeckten. Zum Überfluß wurde auch von der Tribüne herab schamlos verkündet, daß eine Verbindung mit der ausländischen Revolution vollkommen an der Zeit sei.

„Da schwand die letzte Hoffnung einer gesetzlichen Durchführung und einer Vermittelung zwischen der alten Diplomatie und einer neuen Revolution. Es wurde vielmehr eine dringende Pflicht unseres Reichsministeriums und unserer Mehrheit in der Versammlung, die deutsche Nation nicht einen Augenblick im Wahne zu lassen, als hätten wir in solcher Lage noch ferner die Mittel gehabt, ihr nützliche Dienste zu leisten. Da wir den wirren Knäuel der Verhandlungen zwischen den größeren Höfen ebensowenig in unsren Händen hielten als die roten Fäden der Märzvereine, so war es höchste Pflicht, nachdem wir selbst nicht mehr zu handeln vermochten, vor den Augen der Nation den Schauplatz für diese anders handelnden Personen freizumachen. Es muß freilich noch erwähnt werden, daß die Vertreter der linken Seite, während sie selbst unter den Fraktionen ihrer Partei keinen Unterschied machten und auch die Äußerste, welche der Reichsverfassung stets feind blieb, weder von sich auszuscheiden noch zu verleugnen wagten, bei der Durchführung ihrer Pläne zum Umsturz der Zentralgewalt und zum Ersatz derselben auch den Führern unserer Partei eine Rolle zugedacht oder zugemutet hatten. Ich will von der Inkonsequenz eines solchen Vorhabens nicht reden, nicht von der gewagten Schätzung der eigenen Kräfte wie des Charakters unserer Nation. Man muß wohl fremde Überzeugungen achten; man muß der Jugend die Leidenschaften einer wild bewegten Zeit zugut halten und an Söhnen der deutschen Erde nicht ohne Not verzweifeln. Wenn aber dieselben Menschen, welche ein volles Jahr hindurch vom Raube an der Arbeit und Ehre anderer gelebt; welche durch Verleumdung, frechen Hohn, Verdächtigung und Verrat die besten Männer der Nation unausgesetzt herabgewürdigt, sie zu Zeiten der aufgestachelten Wut und Rachsucht den Massen als Opfer bezeichnet hatten; Menschen, die durch die Lehre des Meineids und das Beispiel jedes Lasters nahezu das Verderben einer ganzen Generation vollbracht haben, wenn solche es noch wagten, den Geschmähten und Verratenen plötzlich zur gemeinsamen Leitung der Geschicke des Vaterlandes die Hand zu bieten, so war es die höchste Zeit, vor den Augen der Welt jedes Band äußerer Gemeinschaft zu zerreißen und auch den entfernt Stehenden ein Zeichen zu geben, daß die Mehrheit der Nationalversammlung, welche die populäre Reichsverfassung zustande gebracht hatte, ihr Tagewerk in Frankfurt als geschlossen betrachtete. Dies geschah durch den im Verlaufe

weniger Tage erfolgten massenhaften Austritt, dem von Stuttgart aus nur noch wenige Namen zu folgen brauchten, um Deutschland zu zeigen, mit wem es ferner zu tun haben würde.

„Das Rumpfparlament zu Stuttgart wird in kurzem dem Urteil der Geschichte verfallen sein; kein deutsches Land erkennt die dortige Regentschaft an und ich habe schon nicht mehr nötig, vor meinen Wählern die Frage zu berühren, ob ein Ersatzmann für mich zu wählen sei, und welcher Auftrag diesem etwa noch zu geben wäre? Aber eine andere Frage bleibt zu beantworten: War denn die Nationalversammlung nutzlos? Und ist die Reichsverfassung vom 28. März verloren? Nein, Deutschland wird niemals vergessen, daß es eine Reichsversammlung gehabt hat, welche in ihren guten Tagen Achtung selbst dem Auslande abgerungen hat; und noch besteht die Reichsverfassung ‚und keine Macht,' wie unsere Austrittserklärung sagt, ‚wird ersetzen, was in den Augen der Nation als der freie Ausdruck ihrer Selbstbestimmung bereits gewurzelt hat.' Sie besteht aber selbst für solche Regierungen, die sie nicht haben anerkennen wollen; denn in dem Entwurf von Preußen, Sachsen und Hannover ist sie in ihren Hauptzügen und selbst im Wortlaut so sehr erhalten, daß man überall ausrufen hört: War es der Mühen und Gefahren wert, um der wenigen Verbesserungen willen, die kein Verständiger verkennen wird, um der veränderten Namen willen das deutsche Volk so hart zu prüfen und so bitter zu kränken? Und ist der Erfolg nun gesicherter? Allerdings sind auch wesentliche Verschiedenheiten in diesen beiden Verfassungen und diese werden am 26. d. M. in Gotha den Gegenstand einer reifen Beratung der Mitglieder unserer alten Mehrheit ausmachen, wenn auch nur in ihrer Eigenschaft als Privatleute. In dieser Zusammenkunft, zu welcher ich am 3. d. den ersten Vorschlag gemacht habe, werde ich dahin zu wirken suchen, daß mit aller Anstrengung, mit aller Selbstüberwindung, aber auch mit aller Entschiedenheit, sobald möglich, ein gemeinsamer ordentlicher Reichstag, nicht für ein Großpreußen oder Norddeutschland, sondern für Deutschland in den Grenzen der Reichsverfassung möglich gemacht und zustande gebracht werde. Wenn dieses gelingt, so habe ich den Mut, mich seinerzeit meinen Wählern in den Ämtern Hadamar, Montabaur, Selters und Walmerod von neuem als Bewerber um ihre Stimmen vorzustellen. Ich habe hier absichtlich vermieden, auf meine persönliche Beteiligung an den Ereignissen und Verhandlungen des letzten Jahres näher einzugehen; über meine Abstimmungen haben die gedruckten Berichte stets die nötige Auskunft gegeben; als Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte wie als Abgeordneter habe ich nicht nach Willkür, sondern in geschlossener Reihe mit politischen Freunden und besonders in treuem Verein mit meinem Bruder gehandelt. Ich habe unter den gegebenen Verhältnissen getan und unterlassen, was ich vermochte; ich will aber nicht verleugnen, daß das wenige, was ich zu tun imstande war, in meinem eignen Gefühle

nicht in Betracht kommt gegen das, was ich durch häuslichen Kummer, durch die schmerzlichsten Verluste in meiner Familie, durch bittere Erfahrungen an Freunden durch Verkennung und Verleumdung, durch getäuschte Erwartungen von dem Geiste und Charakter unserer Nation, endlich durch körperliche und geistige Ermüdung in diesem Jahre gelitten habe.

„Ich fürchte und erwarte, daß unserem Volke noch ferner harte Prüfungen und Kämpfe beschieden sind; aber niemand darf an dem Vaterlande verzweifeln, das ihm Gott gegeben hat."

Diese Ausführungen, die Gagern bei seiner Partei einen guten Namen machten,[1]) wurden begreiflicherweise von großdeutscher Seite unter Benutzung mancher schwachen Punkte heftig angegriffen. Eine Reihe von Artikeln der „Rheinischen Volkshalle"[2]) brachte eine überaus scharfe Kritik der „Ansprache", wobei jedoch der Person des einstigen Unterstaatssekretärs im Reichsministerium und „umsichtigen und patriotischen Unterhändlers" in Schleswig die gebührende Achtung nicht versagt wurde. „Max von Gagern," heißt es hier, „welchen die Organe der Linken den Souffleur des Bruders zu schelten pflegten, ist jedenfalls dem unvergeßlichen Bekämpfer der Anarchie im Vorparlamente und in den ersten Zeiten des Reichstages in treuester Freundschaft und auch bis zu einem solchen Grade in politischer Ansicht und Bestrebung verbunden, daß wir seine Erklärung als die der beiden Brüder und somit als einen Ausspruch derjenigen Männer betrachten dürfen, welche unter unseren Gegnern durch Ehrenhaftigkeit und Einsicht hervorragen. Max von Gagern insbesondere hat die größten Ansprüche auf unsere Anerkennung und Nachsicht, da unter allen, welche sich seines persönlichen Umganges freuten, nur eine Stimme ist über seine ausgezeichneten Geistesgaben und über seinen liebevollen und hochherzigen Charakter und da er durch den Übertritt zum katholischen Glauben, ungeachtet seiner abhängigen Stellung im Dienste eines protestantischen Fürsten, den allerbesten Beweis seiner mannhaften Gesinnungstreue gegeben hat. Wir halten es für eine Pflicht, in diesen den Gagernschen Bestrebungen feindlichen Blättern über den Inhalt jener Ansprache Auskunft und zugleich Rechenschaft zu geben über die Gründe, warum wir in allen wesentlichen Stücken den Behauptungen und Tendenzen des verehrten Verfassers mit unerschütterter Festigkeit entgegentreten."

Im besonderen wird dann darauf hingewiesen, daß die Gagernsche Theorie der „Nationalsouveränität", d. h. des Rechtes der Gesamtheit auf Ermäßigung der Sonderrechte, nimmermehr berechtigen konnte, die Grundrechte als Teil der Verfassung eigenmächtig und endgültig zu verkünden,

---

[1]) Vgl. namentlich den Brief von Simson vom 23. Juni 1849 bei E. von Simson, Erinnerungen aus seinem Leben (Leipzig 1900) S. 211.

[2]) Nr. 178—180 vom 29. Juni und 1. Juli 1849.

und daß wenigstens bei diesem Teile der Verfassung die in der „Ansprache“ verworfene demokratische Volkssouveränität von der Gagernschen Partei geltend gemacht worden sei.

Hinsichtlich der Verwahrung Gagerns gegen den Verdacht einer feindseligen Stimmung gegen Österreich wird auch von der „Volkshalle“ zugegeben, daß er ursprünglich gewiß davon frei gewesen sei. Die weiteren Ausführungen über die Haltung Österreichs werden in der schärfsten Weise zurückgewiesen. Ebenso konnte die Rechtfertigung des Planes, unter Ausstoßung Österreichs dem preußischen Könige die Kaiserkrone anzubieten, den Verfasser der Artikel in der „Volkshalle“ durchaus nicht befriedigen. Er bemerkte dagegen: „Aus den tatsächlichen Vorteilen Preußens würde selbst nach Ausstoßung Österreichs nur ein Anspruch folgen, in der neuen Verfassung eine seinem Machtverhältnisse entsprechende Stelle zu finden. Daß aber eine maßlose, alle sonderstaatlichen Verfassungen fast zur Vernichtung schwächende Zentralgewalt ihm zu übertragen, daß eine Regierungsform zu gründen war, welche das angeblich augenblicklich abzusondernde Österreich für ewig von Deutschland zu trennen strebte: dafür finden wir in der ‚Ansprache‘ keinen Beweis. Wie es dem Verfasser, wollte er solchen Beweis antreten, ergehen würde, das läßt sich schon daraus ermessen, daß er selbst in seiner Ehrlichkeit eingestehet, der Plan, Preußen werde ‚auf das abgeschlossene, überspannte brandenburgische Königtum, das einst unser altes deutsches Reich zugrunde gerichtet, verzichten, eine gewagte Rechnung gewesen sei‘. Dieser Plan, welchen die ‚Ansprache‘ fälschlich den Plan der Mehrheit vom 28. März nennt, war nicht nur ein gewagter, er war ein heilloser Plan, wie seitdem jeder aus dem auf das ‚weltgeschichtliche Anrecht‘ fußenden Verfahren ‚des abgeschlossenen, überspannten brandenburgischen‘ Ministeriums hat entnehmen können. Es war ein heilloser Plan, unter Zerreißung von Deutschland den größten Teil der Nation Preußen zu unterwerfen, auf die aller Geschichtserfahrung und dem Augenschein der vorliegenden Tatsachen widerstrebende Möglichkeit hin, daß das früher fremde Preußen mehr und mehr den übrigen Stämmen gleichartig werde, auf die Gefahr hin, daß das im Reiche nicht aufgehende, sondern herrschend fortlebende Preußen ‚die Intelligenz in der preußischen Residenz- und Beamtenwelt‘, welche die ‚Ansprache‘ mit erbaulicher Scheu sich weit vom Leibe zu halten sucht, durch maßlose Reichszentralisation und durch wachsendes Beamtenregiment über die gesünderen Teile Deutschlands ergießen werde. — Die ‚Ansprache‘ sagt zwar den Wählern auch, daß das Streben der Kaiserlichen in der Nationalversammlung dahin gerichtet war, den einzelnen Provinzen des Königreichs Preußen eine gewisse Eigentümlichkeit, gleich unseren Mittelstaaten, zu sichern. Es wäre uns interessant, mit diesem Streben der Kaiserpartei bekannt gemacht zu werden; wir haben nie etwas davon wahrgenommen; und noch interessanter wäre es uns, wenn es

jemandem gelingen sollte, in der endgültigen Reichsverfassung irgendeine Frucht dieses Strebens zu entdecken. Über den ‚versöhnenden Ausdruck und das Gleichgewicht der allzuverschiedenartigen landschaftlichen und konfessionellen Stimmungen' enthalten wir uns jedes Urteiles, weil wir über diesen Gegenstand des Hoffens und Strebens der Kaiserlichen zu keinem klaren Verständnisse gelangt sind und in der Verfassung für landschaftliche und konfessionelle Verschiedenheit nichts anderes zu finden wissen, als die bequemste Anbahnung eines norddeutsch-protestantischen Majoritäts-Despotismus. Desto bestimmter können wir uns über den Vorwurf aussprechen, an dem auch wir uns beteiligen, daß man sich nicht vorgesehen, ob der König die Krone, die man ihm bieten wollte, auch annehmen werde. Mit dem Einwande, man werfe seinem Bruder auch ein heimliches Einverständnis mit Preußen vor und der eine Vorwurf entkräfte den anderen, lassen wir Herrn von Gagern nicht los. Wir sprechen ihn und seinen Bruder frei von jeder wesentlichen geheimen Verständigung mit dem preußischen Hofe und der preußischen Regierung; aber darin finden wir einen unermeßlich großen Fehler, daß man die gewaltsamste und gefährlichste Bahn zur Einung auch nur des verstümmelten Vaterlandes betreten hat, ohne auch nur eine annähernde Gewißheit der Erreichung dieses Zieles gewonnen zu haben. Freilich konnte es auf die Neigung des Königs ‚allein' nicht ankommen; aber es kam doch zunächst auf diese an und über diese hatte man Mittel genug, in schicklicher Weise sich zu vergewissern."

Leichtes Spiel hatte Gagerns Gegner bei Verurteilung des Bündnisses mit der Linken; hier kann man ihm völlig beistimmen. Am Schluß beteuert der Kritiker, wie schwer es ihm geworden, „einem so achtbaren und liebenswürdigen Manne mit so harter Rede entgegenzutreten". „Wir haben das tiefste Mitgefühl, wenn wir der schweren Leiden gedenken, auf welche der Schluß seiner ‚Ansprache' hinweiset. Wir glauben, daß er mehr noch als durch häuslichen Jammer durch die falsche politische Stellung gelitten hat, welcher er durch ein Übermaß der Treue gegen den Bruder angehörte und welcher er sich zu entziehen ‚durch körperliche und geistige Ermüdung' gehindert wurde."

Die Betonung des Übermaßes der Treue war wohl berechtigt, denn bis zur gänzlichen Erschöpfung des Parteiprogrammes nach dem Erfurter Reichstage hat Max von Gagern das den Brüdern auf dem Staufen gegebene Wort gehalten. So wenig die Politik, in die er sich im März 1848 mit dem ganzen Idealismus und Feuer seiner Natur gestürzt hatte, ihn auf die Dauer befriedigte, so bedenklich manche Äußerungen und Taten seiner eigenen Parteigenossen ihm erschienen, so harrte er dennoch um der „brüderlichen Solidarität" willen bis zuletzt aus. In engster Verbindung und Wechselwirkung mit seinem geliebten und verehrten Bruder Heinrich handelnd, hatte er im großen und ganzen dessen Politik gefolgt, wenn er sich auch bei

einigen Abstimmungen von ihm trennte. Durch seine größere geschäftliche Gewandtheit und seinen beweglichen, diplomatisch geschulten Geist leistete er dem Bruder hervorragende Dienste, welche dem größeren Publikum deshalb nicht bekannt wurden, weil er in seiner Bescheidenheit selbst möglichst in den Hintergrund trat und alles aufbot, um die persönliche Autorität des Präsidenten der Nationalversammlung als ausschlaggebend in den Vordergrund zu stellen.[1])

Wenngleich Max von Gagern durch seine Sendung nach Schleswig-Holstein und noch mehr durch das schwere häusliche Unglück, das ihn traf, vielfach seinen Aufgaben im Parlament und im Ministerium entzogen wurde, so hat er doch nach beiden Richtungen hin seine Pflichten nach Kräften erfüllt und wohl kaum jemals in seinem Leben so angestrengt gearbeitet. Man bedenke: fast täglich einige Stunden Ministerrat, dann sechs und mehr Stunden in der Paulskirche, dazu noch die laufenden Bureauarbeiten. Als Redner ist er im Parlament nur einmal aufgetreten. Obwohl es sich damals um eine sehr schwierige Angelegenheit handelte und Gagern kein eigentlicher Rhetor war, machte er doch einen sehr günstigen Eindruck „durch die unverkennbare Loyalität seines Wesens und durch die feinen Züge gründlicher politischer Bildung und echter Vaterlandsliebe, welche sich darstellten aus seiner bloßen Zeichnung der Dinge".[2])

Alle Kampfgenossen des Parlamentsjahres bewahrten Gagern ein treues und ehrenvolles Andenken. „Wenn irgendeine Erinnerung," schrieb ihm Eduard Simson am 12. Juni 1863, „in meiner Seele nur mit meinem Bewußtsein erlöschen kann, so ist es eben die an Ihren Namen."

Die Welt- und Menschenkenntnis Max von Gagerns, urteilt Robert von Mohl in seinen Lebenserinnerungen, seine „Geschäftserfahrung und sein redlicher Wille forderten Anerkenntnis, welche der Anspruchslosigkeit und der treuen Anhänglichkeit an den Bruder um so willfähriger gezollt wurden".[3]) Die Ehrlichkeit seiner deutschen Gesinnung wie die Reinheit seines Charakters mußten auch seine schärfsten Gegner zugeben.[4]) „Daß Max von Gagern," schrieb Jarcke inmitten des heftigsten Kampfes, am 22. März 1849, an Hermann Müller, „in diesem Augenblicke unter einem anderen politischen Banner ficht, hat mich in den Urteilen über seinen wahren Wert und innersten Kern nie einen kurzen Augenblick irregemacht. Es gibt trotz aller politischen Verschiedenheit der Überzeugungen und Interessen ein gemeinsames Band, welches alle, die so denken wie ich und der

[1]) S. Rotteck-Welcker, Staatslexikon VI, 79. Wichtige Schreiben ließ Heinrich von Gagern durch Max abfassen. S. Stockmar, Denkwürdigkeiten (Braunschweig 1872), 562.

[2]) Laube II, 250.

[3]) R. v. Mohl, Lebenserinnerungen (Stuttgart 1902) II, 93. Vgl. auch Heller, Brustbilder aus der Paulskirche (2. Aufl. Leipzig 1849), 66.

[4]) Vgl. die Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs II, 24.

ehrliche Max, zusammenhalten und vereinigen wird, auch wenn wir mit gezücktem Schwert gegeneinander ständen; dies Band ist nicht von dieser Welt."

Der Ehrlichkeit und Reinheit seiner Absichten bewußt, trug Gagern mit Ruhe die Folgen seiner Beteiligung an der Sisyphusarbeit des Frankfurter Parlamentes.[1]) Es focht ihn daher wenig an, daß Feinde auf der Rechten und der Linken verkündeten, daß sein Name mit dem seines Bruders abgenutzt und vergessen sei. Der von ihm vertretene klare Gedanke, so hob er demgegenüber Ende 1849 hervor, könne solange nicht abgenutzt und vergessen sein, bis ihn ein anderer und besserer ersetzt haben werde oder ein anderer und besserer Weg der Ausführung sich eröffnen werde. Über persönliche Anfeindungen wie über Verdächtigung der Sache, für die er eingestanden, habe er sich schon längst getröstet, teils durch die Unzuverlässigkeit menschlicher Berechnung in einer so schwierigen Aufgabe, wie die Herstellung eines seit Jahrhunderten verfallenen Reiches sei, teils durch die Betrachtung, daß jene Angriffe von Leuten kämen, welche die gesellschaftliche Ordnung nach zwei entgegengesetzten Richtungen auf Willkür und Gewalt stellen wollten.

Eine gewisse Wandlung in der Beurteilung seiner Teilnahme an der mächtigen Bewegung des Jahres 1848 brachten Gagern später die Erfahrungen des preußischen „Kulturkampfes". Wenn ihm, wie begreiflich, bereits nach seinem Eintritt in österreichische Dienste seine und seines Bruders Stellungnahme auf der kleindeutschen Seite in einem anderen Lichte erscheinen mußte, so bedauerte er nun offen, die wohlwollenden Anschauungen des edlen Friedrich Wilhelm IV. in kirchlichen Dingen für eine dauernde Bürgschaft hingenommen und nicht die „Spürkraft" seines Freundes Hermann Müller besessen zu haben, der es ahnte, wie ungleich Sonne und Wind einst verteilt sein würden, wenn bei dem angeblich freien Wettstreit zwischen den katholischen und protestantischen Elementen des ungewissen Zukunftsdeutschland die wenigen abstrakten Sätze zugunsten kirchlicher Freiheit sich aus der „Reichsverfassung" endlich in die Wirklichkeit würden durchzuarbeiten haben.[2])

---

[1]) Diesen Ausdruck braucht Gagern selbst in einer Frankfurter Korrespondenz der „Allgem. Zeitung" 1849, Nr. 114.

[2]) S. Liederbach 109.

Elftes Kapitel.

Tod der Tochter Karoline und der Eltern. „Kulturkämpferei" in Nassau und Gagerns Austritt aus dem Staatsdienst. 1850—1854.

Je größer die Erwartungen des deutschen Volkes im Jahre 1848 gewesen waren, desto tiefer empfanden gerade die Besten das Scheitern all ihrer hochgespannten Hoffnungen auf eine nationale Einigung. Auch Gagern sah mit Schmerz das politische Ideal, für welches er so eifrig und aufopfernd eingetreten, nicht verwirklicht. Seine Lage war noch peinlicher als die vieler anderer.

Als er am 1. Januar 1850 in den nassauischen Staatsdienst zurücktrat, konnte er wegen seiner Beteiligung an den politischen Einheitsbestrebungen seines Bruders Heinrich nicht mehr für die auswärtigen Angelegenheiten verwendet werden. Er wurde daher mit dem Jahresgehalt von 1500 fl. als Ministerialrat in die neugebildete Ministerialabteilung des Innern berufen. Seiner ebenso vornehmen wie bescheidenen Natur gemäß unterließ er es, bei dieser Gelegenheit irgendeine Frage, geschweige Bedingung zu stellen über Rang, Dienstalter und Besoldung. Er begnügte sich mit dem einfachen Worte des Ministers von Wintzingerode, daß seine Besoldungsverhältnisse, „die ja ganz erbärmliche seien", recht bald reguliert werden würden. Er durfte billig erwarten, nicht auf ein Minimum, welches er acht Jahre zuvor bezogen hatte, zurückgesetzt zu bleiben und wenigstens das gesetzlich statthafte Maximum von 2000 fl. als Besoldung zu erhalten, statt der früheren 3500 fl.

Was den Dienstrang betrifft, so steht es fest, daß vor dem Jahre 1848 in Nassau die Versetzung eines Rates vom Staatsministerium an die Landesregierung als eine Herabsetzung angesehen worden wäre und auch niemals vorgekommen ist. Gagern war der erste und einzige, dem dies widerfuhr: ohne die geringste Rücksicht wurde er in das neue, die ehemalige Landesregierung ersetzende Kollegium des Innern eingereiht. Dies alles ertrug er ohne ein Wort der Klage. Sein feiner Takt ging soweit, daß er das zu seinem gegenwärtigen Range schlecht passende russische Großkreuz nicht mehr anlegte, bis der Herzog es ihm ausdrücklich befahl.

Auf seinem nunmehrigen Posten begegnete Gagern nicht bloß den alten Schwierigkeiten, die sich aus seiner Stellung als überzeugungstreuer Katholik

ergaben, sondern auch neuen, infolge seiner politischen Haltung während der Jahre 1848 bis 1849.[1]) Die Partei in Nassau, welche Preußen für die Leitung der deutschen Angelegenheiten als allein berechtigt ansah, war klein, ihre Vertreter standen durch ihren Haß gegen die katholische Kirche Gagern so fern als möglich. Bei dem Herzog Adolf aber vollzog sich allmählich eine tiefgreifende Wandlung der Anschauungen, die ihn mehr und mehr auf alles, was in den Jahren 1848 und 1849 geschehen war, mit Mißfallen blicken ließ. Ein sehr wohlwollender Mann von Verstand und Einsicht, besaß dieser Fürst doch öfters keine durchgreifende Kraft gegenüber seinen Ministern, mit denen er vor allem die Furcht vor einer Wiederholung der Ereignisse vom März 1848 teilte. Daß ihn Gagern damals in einem Augenblick der Schwäche gesehen hatte, wurde ihm schwer zu vergessen. Es fehlte auch am Hofe nicht an solchen, welche die Rolle Gagerns während jener kritischen Zeit entstellten und seine Treue verdächtigten. Sehr bald wurde Gagern inne, daß er die frühere Gunst seines Souveräns nicht mehr besaß.

Der Herzog richtete zwar persönlich immer nur freundliche Worte an ihn, sprach ihm jedoch schon Ende 1849 schriftlich die Erwartung aus, daß er sich am politischen Parteiwesen nicht mehr beteiligen werde.[2]) Gagern stellte daraufhin dem Minister von Wintzingerode die Frage, ob darunter seine Annahme der Wahl in das Erfurter Volkshaus zu verstehen sei. Der Minister antwortete jedoch, daß die Beteiligung an der Union und dem Parlamente zu Erfurt ja ausgesprochen das System der Regierung sei.[3])

---

[1]) Unter den Vielen, welche Gagern Vorwürfe wegen seines Eintretens für die preußische Führung machten, befand sich auch die Tochter des Freiherrn vom Stein, die ihm sagte: „Wie konnten Sie und Ihr Bruder Preußen für berufen halten, die Führung in Deutschland zu übernehmen, da es doch nichts Undeutscheres gibt als dieses Preußen." Gagern erzählte diese Szene später wiederholt in Freundeskreisen. Bischof Blum mißbilligte Gagerns Eintreten für Preußen in einem Schreiben vom 13. Dezember 1849.

[2]) Schreiben vom 23. Dezember 1849.

[3]) Gagern war am 31. Januar 1850 als Abgeordneter des zweiten nassauischen Wahlkreises (umfassend die herzoglichen Justizamtsbezirke Montabaur, Diez, Hadamar, Limburg, Runkel und Weilburg) in das Erfurter Unionsparlament, welches die definitive Feststellung der Dreikönigs-Verfassung vornehmen sollte, gewählt worden. Er folgte, wie er in dem Dank an seine Wahlmänner aussprach, dem Rufe „um so mehr, als ein Sitz auf diesem deutschen Reichstage in so trauriger und unsicherer Zeit nicht sowohl ein Ziel des Ehrgeizes noch froher Hoffnungen als vielmehr die letzte pflichtmäßige Anstrengung derer sei, welche eine starke einheitliche Gesamtverfassung Deutschlands in der möglichsten Annäherung an die Reichsverfassung vom 28. März erstrebten"; er erblickte in der Wahl „eine Anerkennung seiner Tätigkeit in Frankfurt". „Ob in Erfurt", sagte er, „eine Versammlung zustande kommen wird, die der deutschen Sache als Eckstein dienen wird, das sehe ich selbst noch als ungewiß an, möglich ist es immerhin, aber selbst das vollkommene Scheitern dieses Werkes wird ein wichtiger Schritt zur Lösung oder zur Auflösung sein.

In der Tat war Gagerns Teilnahme hierbei gleich Null im Vergleich zu der konsequenten, selbständigen, eifrigen und langen Vertretung desselben Systems durch den Präsidenten Vollpracht zu Erfurt und Berlin, worauf auch keine Mißbilligung oder Gehaltsverminderung erfolgte. Im Sommer 1850 bat Gagern in der Form eines Urlaubs für das Seebad Kiel um die Erlaubnis zu einer Reise nach Schleswig-Holstein; er wollte dort infolge dringender Aufforderung der beiden Statthalter nur kurz wegen einer Mission nach England Rat geben und aushelfen. Indes, auf die bloße Äußerung, ob er den Herzog in seiner politischen Stellung noch mehr in Verlegenheit bringen wolle, trat er einfach von seinem Vorhaben zurück, während die nassauische Regierung noch damals die Herzogtümer durch eine wichtige finanzielle Maßregel unter der Verantwortung des Präsidenten Lex unterstützte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1850 wiederholte der Herzog von Nassau mündlich seine Abmahnung von Parteibestrebungen, worauf Gagern mit Bestimmtheit äußern konnte, daß er „durch keinerlei Verpflichtung solcher Art irgend gebunden sei, daß er aber darunter den gewöhnlichen und natürlichen brüderlichen oder freundschaftlichen Verkehr nicht mitberührt glaube". Da Gagern die Dienste, die er in gefährlicher Zeit geleistet, doch nur in Verbindung mit seinem Bruder Heinrich geleistet hatte, so nahm er an, „es könne der Herzog, der selbst ein so guter Bruder sei, unmöglich erwarten, daß er auf einen Wink den seinigen verleugnen werde". Seinerseits würdigte er aber vollkommen die politischen Konstellationen und beobachtete dem Hofe gegenüber auch in seiner Eigenschaft als Kammerherr große Zurückhaltung.

Er hatte dazu noch einen besonderen Grund, den er in einem Schreiben an den Herzog Adolf vom 30. Oktober 1850 offen ausspricht. Er geht hier von seiner an dem genannten Tage dem Herzog gegenüber gemachten Äußerung aus, daß es diesem offenbar „nicht angenehm sei, ihn öfter wiederzusehen". „Daß letzteres der Fall ist," betont er, „glaube ich teils aus der seit dem Sommer 1849 mir zuteil gewordenen Behandlung schließen zu müssen, teils habe ich selbst das Gefühl, daß ich für Ew. Hoheit nähere Dienste durch den Gang der Ereignisse unbrauchbar geworden bin und daß

Preußen hat in Erfurt eine unerreichte, schwere Aufgabe, die nur gelöst werden kann von solchen preußischen Staatsmännern, welche ein volles Herz zur deutschen Sache haben." Daß Gagern auf der am 20. März eröffneten Versammlung ganz im Sinne seines Bruders in bundesstaatlicher Hinsicht tätig war, verstand sich von selbst. (Vgl. Freytag, K. Mathy, 240f.) Seine Hoffnungen waren indessen schon seit Anfang April gleich Null. (Vgl. den Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1848—50, herausgegeben von G. Stüve, Hannover 1903, S. 379). Als sich dann zeigte, daß „Preußen mit dem Erfurter Reichstage nur noch Komödie spielte und als führender Staat Deutschlands innerlich abdankte" (so sagt von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte III, 124), zog er sich gänzlich vom politischen Schauplatze zurück.

der bloße Name schon Ew. Hoheit unbequem geworden sein könne. Insofern muß ich bedauern, nicht in der Lage zu sein, Ew. Hoheit nicht auch von meiner Anwesenheit im Zivildienste befreien zu können." Gagern nimmt dann nochmal Bezug auf seine Äußerung, von der er fürchte, daß sie mißverstanden worden sei. „Sofern jene Äußerung," bemerkt er, „zu der Auffassung Anlaß hätte geben können, als sähe ich in meinen gegenwärtigen Verhältnissen die natürliche Folge meiner eigenen Handlungen seit dem Jahr 1848, bin ich es mir schuldig, Ew. Hoheit meine Überzeugung offen und, wie ich hoffe, mit Bescheidenheit vorzutragen.

„An den Ereignissen des Jahres 1848 hat wohl niemand, berufen oder unberufen, eingreifend oder abwehrend, teilgenommen, der jetzt nicht irgendeinen Schritt anders und besser getan zu haben wünschte. Auch ich bin in diesem Falle und bekenne, daß ich manchen Schritt anders, manchen weniger, manchen auch mehr möchte getan haben. In welcher Richtung, kann Ew. Hoheit nicht zweifelhaft sein. Den härtesten Vorwurf aber, daß ich durch eine bestimmte Parteinahme mir selbst nicht treu und gleich geblieben sei, diesen Vorwurf bin ich mir bewußt nach Erwägung der gesamten nassauischen Interessen, am wenigsten von Ew. Hoheit zu verdienen, am wenigsten von mir selbst.

„Wenn Ew. Hoheit sich erinnern wollen, wie übermächtig die Ereignisse jener Tage waren, wie weit sie die Wirkungskraft eines einzelnen Menschen überstiegen, dann darf ich Höchstdieselben wohl bitten, auch an mich den Maßstab anzulegen nicht sowohl dessen, was ich getan und in der wichtigsten Zeit mit Zustimmung Ew. Hoheit getan, als vielmehr dessen, was ich zu verhindern beigetragen habe. Da es nach den harten Schicksalen und Verlusten, die ich erfahren, mir keine Überwindung kosten kann, meine persönliche Beteiligung rücksichtslos beurteilen zu lassen, so müßte mir jede Gelegenheit, Aufschluß zu geben und mich zu verteidigen, willkommen sein. So viel darf ich von Ew. Hoheit nicht verlangen. Ich möchte aber in dieser Zeit und unter Verhältnissen, welche Ew. Hoheit die Geringschätzung der Menschen häufig nahe legen mögen, hierzu nicht auch von meiner Seite, und zwar durch Stillschweigen, beitragen. Niemals werde ich die Beweise von Gnade und Vertrauen, wodurch Ew. Hoheit mich früher geehrt haben, durch eine spätere entgegengesetzte Behandlung für aufgewogen halten.

„Sollte sich wider Erwarten eine Veranlassung ergeben, daß ich Ew. Hoheit persönlich einen wahrhaften Dienst würde leisten können, so hoffe und vertraue ich, Ew. Hoheit würden auch später auf meine unwandelbare Dankbarkeit und Anhänglichkeit rechnen. Zu jeder Zeit verharre ich in tiefster Ehrerbietung usw." —

Der Herzog beobachtete gegenüber dieser Eingabe undurchdringliches Schweigen. Gagerns Stellung in der Regierung aber gestaltete sich um so schwieriger, weil er in seinem Amt nur zu deutlich das Übelwollen der

leitenden Kreise nicht bloß gegen die katholische, sondern überhaupt gegen jede Kirche zu bemerken Gelegenheit hatte. Es erfüllte ihn mit Empörung, daß diese den Weltheiland in Schmutzblättern ungestraft „einen Vagabunden in Israel" nennen ließen, während sie den trefflichen Bischof von Limburg, der im Verein mit der katholischen Geistlichkeit im März 1848 den völligen Umsturz der Regierung verhindert hatte, auf die unwürdigste Weise in seiner Wirksamkeit zu hemmen suchten.[1])

Gagerns Vater ahnte nicht, wie sehr sein Sohn auf Dornen gebettet war, als er ihm zu seinem neuen Wirkungskreis, der zugleich ein Schlüssel zu den Landeszuständen sei, Glück wünschte.[2])

Wenn Gagern, müde gearbeitet und von amtlichen Sorgen gequält, nach Hause zurückkehrte, vermißte er auf das Schmerzlichste das traute Heim, das ihm seine Franzina bereitet hatte. Die Erziehung von neun Kindern, von welchen das älteste fünfzehn Jahre alt war, bot große Schwierigkeiten, obwohl die „Tante Klara", die Halbschwester seines Vaters, und zeitweilig auch die Schwiegermutter den Witwer treu unterstützten. Allein alle Sorgen des Hauswesens wären noch zu ertragen gewesen, wenn nicht der Verlust der geliebten Gattin Gagern so tief daniedergedrückt hätte. Sein Schmerz nahm mit der Zeit eher zu als ab.

Voll Kummer blickte der Vater nach Wiesbaden. Als der Jahrestag von Franzinas Tod bevorstand, hatte er dem Sohne geschrieben:

„. . Der Tag rückt gewaltig heran, wo wir uns wiedersehen werden und unsre Gebete vereinigen, indem wir dem teuren Andenken auf alle Weise huldigen. Der Himmel möge auch wieder freundlichere Tage in so vielen Beziehungen über uns scheinen lassen.

„Es ist mir auf alle Weise lieb, daß Deine Kinder Dich begleiten."

An dem gleichen Tage (8. März) richtete der alte Gagern ein Schreiben an seinen Enkel Fritz, in dem es heißt: „. . . Ich sehe Euch recht gern am 13. kommen. Jawohl, Ihr werdet an der Grabstätte der teuren Mutter beten, weinen, Euch an den Vater fest anschließen — und Eure sanften Blicke werden das allzu Düstre dieser feierlichen Handlung mildern. Euer Beten wird erhört werden und wieder heiterere Tage kommen."

Wenngleich der Witwer sich keineswegs bloß einem blinden Schmerz überließ, sondern sich überall bemühte, nach Kräften die empfindliche Lücke auszufüllen, so beschäftigte doch den Vater unausgesetzt die traurige Lage seines Sohnes. „Dich in glücklicherer Position zu sehen," meinte er am 26. März, „würde, glaube ich, mein Leben verlängern." Immer dringender wurde sein Wunsch, dessen „persönliches Sein und häusliches Schicksal geordneter zu sehen". Max verstand den väterlichen Wink und suchte mit

[1]) Vgl. Hist. polit. Blätter XXVI, 276.

[2]) Brief, dat. Hornau 1850, Januar 6

der Versicherung zu beruhigen, daß er sich „allen Familienpflichten tätig und unbefangen unterziehe". Der Vater bezweifelte das nicht. „Ich glaube es vollkommen," schrieb er am 2. Juli 1850, „und nehme es täglich wahr. Es ist aber nur die negative Seite der Frage und keineswegs erschöpfend.

„Du hast ein Amt von ziemlichem Umfang, eine Stellung überhaupt, die Dich auch auf längere Zeit abziehen kann. Ich halte Obsicht und Fürsorge für Deine Kinder nicht so beschaffen, daß sie auf die Länge befriedigen kann. Und Frau Théron wird das nicht bessern.

„Du bist erst 40 Jahre alt, im kräftigsten Mannesalter, an freundlichen, häuslichen Umgang gewöhnt." Für seinen Zölibat werde ihm niemand dankbar sein, „am wenigsten die Verblichene, die gewiß keinen andern Wunsch haben könnte, als Dich und die Kinder in guter Obhut und Fürsorge zu wissen."

Aus allen diesen Gründen mahnte er ernstlich, an eine Wiedervermählung zu denken. Hierzu konnte sich indessen Max so leicht nicht entschließen. Der Vater kam jedoch immer wieder auf die Angelegenheit zurück. „Teurer Sohn," beginnt ein Schreiben aus den ersten Novembertagen 1850, „Du kannst Dich nicht wundern, daß ich einen Gegenstand reassumiere, den ich einmal begonnen habe, der Deine ganze Zukunft, Dein häusliches Glück und das Wohl Deiner Familie so wesentlich angeht, ich meine also eine zweite Ehe.

„Deine erste Erwiderung auf frühere Mahnung war verständig und gefühlvoll; aber sie war nur dilatorisch. Sie schilderte Deine für damals so leidliche Umgebung und Aushilfe, Dein noch so waches Andenken an die Verblichene und Du wiesest besonders auf die Schwierigkeit oder Unwahrscheinlichkeit hin, eine Persönlichkeit zu finden, die so mannigfaltige erforderliche Eigenschaften vereinigte und unter solchen Umständen sich entschließen möchte, Dir die Hand zu reichen und so schwere Pflichten zu übernehmen.

„Allein nachdem ich nun wieder eine geraume Zeit habe ablaufen lassen, ist es nun an mir, dem Vater und Freund, einen wesentlichen Schritt weiter zu gehen." Seinen wohlbegründeten Vorschlag begleitet der Vater dann noch mit folgender dringender Mahnung: „Wenn Du also keine entschiedene Abneigung hast, warum solltest Du zaudern, die behufigen Schritte zu tun? Jahre und Monate laufen dahin und Ihr werdet nicht jünger.

„Könnte ich die Franzina augenblicklich heraufbeschwören, sie würde sich meinem Andringen anschließen und ihren Kindern eine direktere Vorsteherin und Pflegemutter wünschen."

Auch die übrigen Familienmitglieder, namentlich die Mutter, boten alles auf, Gagern aus seiner schwankenden, traurigen und, wie sie glaubten, unhaltbaren Lage herauszuziehen. „Wir möchten Dich auf einer andern Lebensbahn erblicken, Deinem Alter noch so angemessen, wo Du Heiterkeit,

Familienleben und zärtliche Erwiderung wieder fändest und dieses décousu in Deinem ganzen Wesen und Sein aufhöre."

Bald nachher wurde Gagern an das Krankenbett seiner ältesten Tochter Karoline gerufen, die er ebenso wie Clementine der Erziehungsanstalt des Sacré-Coeur in Metz anvertraut hatte. Als er dort eintraf, erfuhr er, daß das Leiden seines geliebten Kindes ein Lungenübel war, das fast jede Hoffnung auf Genesung ausschloß. Die ganze Familie, besonders Bruder Heinrich und die Eltern, nahmen innigsten Anteil an diesem neuen Kreuz. Gleich auf die erste Nachricht hatte der Vater am 29. November 1850 aus Hornau geschrieben: „Mit Leidwesen, lieber Max, haben wir gestern aus Deinen Briefen das Unwohlsein mehrerer Deiner Kinder entnommen. Ich habe noch ein Zutrauen, daß bei der Karoline die Natur einen Effort tun und sie in vielen Beziehungen herstellen wird. — In rebus adversis animosus et fortis appares."

Gagern, der mit tiefer religiöser Ergebung die schwere, sich immer gefährlicher gestaltende Krankheit seines geliebten Kindes ertrug, bedurfte solcher Mahnungen nicht. Auch der Vater erkannte dies, wie sich aus folgendem Schreiben vom 27. Januar 1851 ergibt: „Du beschämst mich gleichsam, indem Du so freundliche Zeilen an mich richtest, während ich so lange Zeit schwieg. Die Ausdrücke, die Wendungen standen und stehen mir gar nicht so zu Gebot. Meinem eigentlichen väterlichen Beruf, Dir Trost und Fassung einzusprechen, kommst Du so vollständig, so männlich, so fromm entgegen, daß ich gänzlich zurückstehen würde.

„Indessen habe ich doch noch Wohlgefallen an den lucidis intervallis der kleinen Leidenden, die ihre Auflösung nicht so entschieden ansieht. So verstehe ich Dich wenigstens.

„Ausnehmend billige ich und finde selbst für mich Trost darin, daß Du ausharrst und der Kleinen pflegst. So versüßest Du doch noch diese letzten Stunden. O, sage ihr doch, wenn sie noch dafür empfänglich ist, wie lieb wir sie haben, und wie unsre Gedanken beständig sie umschweben. Die mir bestimmte Zeichnung werde ich gewiß ehren und vor mein Antlitz und Anblick hängen."

Gagerns Freund, der Maler Eduard Steinle, verlor damals seinen Sohn Clemens. Gagern kondolierte ihm am 4. Januar 1851, indem er schrieb: „Wenn jemand in der Lage ist, Ihren Schmerz zu teilen, so habe ich wohl den ersten Anspruch am Bette eines seit vier Wochen sterbenden Kindes, dessen Hand bei der Nachricht von dem Tode Ihres lieben, kleinen Clemens die einliegenden, wohl die letzten Schriftzüge an Ihr liebes Mariechen gerichtet hat. Wir werden den Trost, wo nicht zusammen, doch an derselben einzigen Quelle suchen und finden. In wenigen Tagen werde ich mein Kind, — den vierten Sarg aus der Ferne, — nach dem friedlichen Kirchhof zu Hornau begleiten."

Nicht wenige Tage, sondern noch volle drei Monate mußte Gagern an dem Sterbebette seines Kindes verweilen, bis endlich am 6. März ein sanfter Tod die junge Dulderin erlöste, die ihm vor dem Hinscheiden in rührender Weise versicherte, für nichts sei sie so dankbar als für das Geschenk des katholischen Glaubens. Was der Vater in jener schweren Zeit gelitten, mit welch christlicher Ergebung er alles hinnahm, weiß Gott allein; seine Empfindungen spiegeln sich am klarsten in den Briefen an seine Mutter, der er wiederholt versichert, er suche ihrem Beispiel „im geduldigen Empfang des Kreuzes" zu folgen. „Der Allmächtige wird mir nicht umsonst diesen Weg gewiesen haben, ich gehe ihn stille und, ich darf sagen, dankbar; in den wiederholten Schlägen muß eine Absicht liegen, von der ich nur wünsche, daß ich sie bald ganz erkenne und zu erfüllen die Kraft habe."

Angesichts solcher Gesinnung konnte Bischof Blum von Limburg in seinem Beileidsbriefe vom 18. März schreiben: „Gelobt sei der Heiland, der in Seiner unendlichen Barmherzigkeit und Liebe Ihnen jene Gefühle der vollkommenen Hingebung in Seinen heiligsten Willen, der demütigen und dankbaren Anbetung Seiner väterlich waltenden Vorsehung geschenkt hat, welche sich in Ihrem Schreiben so lebendig aussprechen und mich mit inniger Freude erkennen lassen, daß Sie die Gnade, welche der Herr Ihnen in der rauhen Schale des Schmerzes anbietet, wohl erfaßt und benützt haben."

Als der Maler Steinle im Herbste des folgenden Jahres gleichfalls in Metz eine Tochter verlor, kam Gagern nochmals auf den Tod seiner Karoline zurück. „Unsere lieben Kinder," schrieb er dem Freunde, „verbündet wie einst die erste heilige Kommunion nun auch die ewige selige Gemeinschaft. So war es Gottes Wille und wir wissen beide, daß dieser heilige Wille nicht allein für unsere Kinder liebevoll war, sondern auch für uns Eltern selbst."[1])

Den langen Aufenthalt in Metz benutzte Gagern zu einem eingehenden Studium des katholischen Lebens und der kirchlichen Anstalten dieser alten Bischofsstadt, wobei er auch liebevoll den geschichtlichen Erinnerungen und den Spuren des Deutschtums nachging. Er machte damals in Metz die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter katholischer Laien und Geistlichen, darunter diejenige des „frommen und gelehrten, über alles milden" Bischofs Dupont des Loges. Alle diese Eindrücke faßte er zusammen in einer Reihe von interessanten Aufsätzen, die er unter dem Titel „Katholisches Leben in einer französischen Provinzialhauptstadt" in der von seinen Freunden Heinrich und Moufang herausgegebenen Zeitschrift „Der Katholik" veröffentlichte.[2])

Die Wahrnehmungen, die Gagern in Metz gewann, waren durchwegs sehr erfreulicher Art. Bei dem Weltklerus bemerkte er mit Genugtuung, daß die gallikanische Richtung und die bei Priestern besonders unpassende

[1]) Brief, dat. Hornau 1852, Sept. 19.

[2]) Neue Folge, 3. Bd. (Mainz 1851), S. 409—20, 435—51, 481—88.

Nationalitätseitelkeit im Abnehmen begriffen sei. Unter den Ordensleuten gefielen ihm am besten die Jesuiten, denen er damals zuerst näher trat. Mit Bewunderung beobachtete er die unausgesetzte kirchliche und soziale Wirksamkeit der sieben bis acht in Metz residierenden Patres, von denen einer sich besonders der armen deutschen Dienstmädchen annahm, denen er Sonntags in aller Frühe eine eigene Unterweisung in kernigem Deutsch erteilte. Um die Einrichtung der Schulbrüder beneidete er Frankreich: „Für uns bleibt die Behandlung und Bezahlung der zur guten Hälfte aufwiegleriſchen Schulmeiſter nach wie vor ein Problem der Polizei und Finanzwiſſenſchaft, der Gegenſtand zahlloſer Geſetzentwürfe, Reden, Schriften, Berichte und ſchlafloſer Nächte unſerer Staatsmänner!“

Unter den weiblichen Erziehungsanſtalten lernte Gagern natürlich am genaueſten die Damen vom heiligſten Herzen Jeſu kennen und ſchätzen; er rühmt von ihnen, daß ſie „die Kinder der höheren Klaſſen aus den Händen der Welt übernehmen, um ſie, für das Äußerliche zwar auch mit der nötigen Zierde des Wiſſens und der Künſte, innerlich aber mit jenem einzigen Schatze des Glaubens ausgerüſtet, nach wenigen Jahren derſelben Welt als Sendboten einer erneuerten chriſtlichen Familie wieder zurückzugeben“. Entſchieden tritt Gagern in ſeinem Aufſatze auch der vielfach bis auf dieſen Tag verbreiteten Fabel entgegen, als ob zwiſchen dem Sacré-Coeur und den Jeſuiten eine engere Verbindung beſtehe.

Wie den kirchlichen ſo ſchenkt Gagern auch den ſozialen Einrichtungen, beſonders den charitativen, der alten Reichsſtadt die größte Aufmerkſamkeit. Mit leuchtenden Farben entwirft er ein Bild der mannigfachen Wege, auf welchen katholiſche Liebe die Bedürfniſſe des Volkslebens zu ſtillen ſuchte. Beſonders ergriff ihn die Wirkſamkeit der barmherzigen Schweſtern des heiligen Vincenz von Paul in den ihnen unterſtellten vier Anſtalten.

Ganz ſelbſtverſtändlich beſuchte Gagern in Metz den Vincentiusverein, war er doch in Wiesbaden eines der tätigſten Mitglieder desſelben. Mit großem Intereſſe beobachtete er, wie der Metzer Verein ſich außer der gewöhnlichen Armenpflege auch noch mit neuen Aufgaben, wie Anlage einer Volksbibliothek und Beſuch der Militärgefängniſſe, beſchäftigte.

Gagerns Aufſätze über das religiöſe Leben und die kirchlichen Anſtalten in Metz dienten keinem Geringeren als Franz Hettinger zum Muſter für ſeine 1852 im „Katholik“ veröffentlichten „Briefe aus Paris“, welche in ähnlicher Weiſe die Verhältniſſe in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſchilderten. Als letztere in Buchform erſcheinen ſollten, richtete Moufang an Gagern die Bitte, den Bericht über Metz als Anhang dazu zu drucken[1]) — ein Wunſch, welchem der Verfaſſer gern willfahrte.[2])

[1]) Moufang an Gagern, dat. Mainz 1852, April 27.

[2]) Hettingers Schrift „Die kirchlichen und ſozialen Zuſtände in Paris“ erſchien noch 1852 bei Kirchheim in Mainz.

Auch bei Geheimrat Aulicke in Berlin und besonders bei August Reichensperger fand Gagerns Schrift eine höchst beifällige Aufnahme. „Leider," schrieb letzterer am 31. Juli 1851, „ist die Schrift ein Kind tiefen Schmerzes, den ich mitempfunden habe, wie denn überhaupt mein Herz Ihnen stets nahe geblieben ist, wie weit auch unsere Vota auseinandergehen möchten." In seiner Antwort vom 4. August bemerkte Gagern: „Ich bin ganz verwundert über das Lob, das meine armen Passionsblumen sich und mir erwirkt, denn was mir selbst am tiefsten zu Herzen ging, das konnte ich nicht einmal schreiben."

Nachdem Gagern von Metz die Leiche seiner Tochter nach Hornau gebracht und dort neben derjenigen seiner Frau bestattet hatte, kehrte er wieder nach Wiesbaden zurück. Niemand nahm an seinem Schmerze so regen Anteil wie sein Vater. „Lieber Max!" schrieb ihm dieser am 27. März 1851, „ich habe zwar Deinen Geburtstag so still vorübergehen lassen, weil die Zeiten zu Glückwünschen nicht geeignet sind. Aber wir waren hier dessen dennoch sehr eingedenk. Du sollst wissen, daß kein Sohn mit allen seinen Schicksalen mir mehr am Herzen liegt, keiner in dieses Herz mehr eingegraben ist." Am 25. Mai wiederholte der Vater: „Du bist jetzt sehr einsam, worin ich Dich bedaure. Hier sind Dir Haus, Herzen und Arme immer offen."

Leider sollte auch in Hornau bald eine schmerzliche Lücke eintreten. Am 29. Mai mußte der Vater Max melden: „. . . Der Mutter Befinden ist auch nicht gut. Nächtlich besonders, und ich sehe wohl, daß Thilenius nur mit Opium noch zurzeit Hilfe schafft." In einem Briefe vom folgenden Tage heißt es: „Von der Mutter kann ich nichts Besseres melden. Wenn eine Nacht nach Opium gut war, so ist eine ohne Opium um so schlechter. Und namentlich ist das heute der Fall. Ich weiß nicht, wie das enden und wenden wird. Auf jeden Fall ist das kompliziert. Sie ist sich sonst so hart und gleich wieder bei der Hand und sucht auch Luft und Garten auf." Eine noch schlimmere Nachricht datiert vom 4. Juni: „Als ich abends nach Hause kam, fand ich die Mutter ungemein krank, bettlägerig und bei geschwollenem Leib, über arge Schmerzen klagend, ja wimmernd. Dreimal war schon nach Thilenius geschickt, den Eure gottlosen Assisen festhielten. Noch um Mitternacht sandte ich den Friedrich zu Pferd, der endlich zu Soden seiner habhaft wurde usw. . . . Ich weiß noch gar nicht, was aus der Sache werden wird. Wenn Dich Deine Amtspflichten nicht so festhielten, hätte ich große Neigung, Dich hier zu haben, um mir mit Rat und Tat zu Hilfe zu kommen. Die Schmerzen müssen gar arg sein."

Auf diesen Ruf eilte Gagern herbei, er fand jedoch die teure Mutter nicht mehr am Leben, sie war noch in derselben Nacht des 4. Juni verschieden. Sein Schmerz war überaus groß: er wurde in den weitesten Kreisen geteilt. Unter den vielen Kränzen, die einliefen, befand sich einer, auf dem von unbekannter Hand die Worte standen:

„Sei's vergönnt so schlichtem Kranz
Zu welken auf dem Grab
Der Edeln, die dem Vaterland
Die treuesten Helden gab!"

Vom politischen Leben hatte sich Gagern bereits nach dem Ende 1850 erklärten Bruche Preußens mit den Bestrebungen der Partei seines Bruders völlig zurückgezogen. Er nimmt hierauf Bezug in dem Schreiben an August Reichensperger vom 4. August 1851, in dem es heißt: „Ich halte nicht zurück mit meiner Farbe; die Politik hat mich ja längst losgelassen; Herr von Manteuffel hält mich nicht mehr beim Worte. Aber im Ernst, so langweilig meine äußere Stellung hier ist, so bin ich doch zufrieden, keinerlei Verantwortung mehr zu haben und nur meinen Kindern die freien Stunden schenken zu dürfen. Auch gibt mir unsere kleine Kirchengemeinde hier und besonders unser Vincentiusverein einige Beschäftigung und Befriedigung. Meinen Bruder Heinrich besuche ich öfter."

Im Herbst war Gagern für einige Wochen in Metz, nicht bloß zu Besuch seiner noch im Pensionat befindlichen Tochter Clementine, sondern auch, um drei Tage lang in völliger Zurückgezogenheit geistliche Übungen unter Leitung des Jesuitenpaters Dacier vorzunehmen. Die damaligen ernsten Betrachtungen und edlen Vorsätze, täglich eine halbe Stunde religiöser Meditation zu widmen und abends eine Viertelstunde Gewissenserforschung vorzunehmen, sind noch erhalten. Sie zeigen, wie ernst Gagern seine Aufgabe erfaßte. Dem Vater fehlte für diese Beschäftigung seines Sohnes jegliches Verständnis. „Lieber Max," schrieb er ihm am 23. Oktober, „am Ende wirst Du noch selbst Nonne zu Metz. Man hört und sieht ja nichts von Dir."

Voll Interesse war dagegen der alte Gagern nach wie vor für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Wollte doch damals der impulsive Greis mit einer neuen politischen Schrift hervortreten, in der seine von dem liberal-demokratischen Standpunkt seines Sohnes Heinrich abweichenden Anschauungen zum Ausdruck kommen mußten. Aber auch bezüglich des Weges, der zur endlichen Lösung der deutschen Frage führen könnte, gingen damals nach dem Scheitern der Einheitsbestrebungen die Ansichten von Vater und Sohn auseinander. Dieser Gegensatz spielt denn auch jetzt in der Korrespondenz des Vaters mit Max die Hauptrolle. Manche seiner Schreiben aus jener Zeit sind fast mehr an Heinrich als an Max gerichtet. In einem Briefe vom 22. November 1851 verwahrt sich der Vater, daß er gegen Heinrich wegen seines Abratens von der geplanten Publikation erzürnt gewesen sei. Eine solche Stimmung habe ihn keinen Augenblick beherrscht. „Und wenn ich nachgebe, daß ich nie von seinen Ansichten abgegangen bin, so begreife ich nicht, wie er[1]) immer den selbigen Gaul reiten kann. Er gibt ja doch auf der zweiten Seite zu: Das Scheitern ihrer Absichten! Ergo.

[1]) Heinrich.

„Wo lobe ich dann den vergangenen Bundestag? Wartet ab, bis Österreich sich finaliter aussprechen kann und wird — ist ja die Summe meiner Weisheit."

Am 25. November kommt der Vater nochmals auf diese Meinungsverschiedenheiten zurück, indem er schreibt: „Lieber Max! Eigentlich sind wir himmelweit auseinander, den Heinrich natürlich mit inbegriffen. Ich meinerseits sehe hauptsächlich nur Mißverständnisse. Denn wo sollte der Abfall, die Hostilität beginnen? — Ich habe ja alle seine Schritte gutgeheißen. Nur in seinem letzten Brief schaute à tout événement zu viel Kriegslust durch. Wäre das letzte entscheidende Wort an ihm gewesen, sicher hätte er das nicht ausgesprochen! Diese Eventualitäten, meine ich, hätte ich ganz gut geschildert. Gewonnene Schlachten führten das zu keinem Ende. Und welches Ende? Ein starkes, wiewohl beschnittenes Östreich bliebe immer noch vorhanden und fast mit denselbigen Ansprüchen. Dualism! Der enge und weite Bund war also das Tunlichste; und ich meine immer, wir stehn noch so.

„Aber ich bleibe noch immer bei der Person des Heinrich stehn und bei der Beschuldigung, als ob ich ihn herab- und so oder anders mich über ihn setzte. Das ist ganz und gar der Fall nicht! Meine Person ist gleichsam in der Literatur begraben. Sein Auftreten, sein Präsidium hat erst der Familie lustre gegeben. Das ist permanent, geschichtlich, unvergeßlich.

„Indessen — ich wiederhole — vor den Tatsachen muß man die Segel streichen. Er braucht selbst den richtigen Ausdruck: gescheitert.

„So stehn wir also. Ich muß es hundertmal wiederholen: Östreich muß erst solide Erklärungen über seine Gestaltung abgeben, über sein velle et posse. Mein Refrain ist also immer der: Spielt nicht so die Verzweifelten — lernt warten. Es kommt auf die Formen nicht so wohl an als auf die tüchtige Gesinnung, auf das deutsche Selbstgefühl."

Max antwortete mit einem höchst interessanten Schreiben vom 30. November 1851, das also lautet: „Teuerster Vater, da es Sonntag ist und einige Minuten Zeit und Freiheit mehr als sonst, so will ich Ihre gestrigen Zeilen sogleich verdanken und die Fragen beantworten.

„Warum ich so wenig von Heinrich spreche? Also wohl von seiner Arbeit und Ihren Absichten. Ich will darüber ganz offen sein, wenn ich mich auch nur wiederhole. Daß überhaupt zur Versöhnung gemahnt, mit dem guten Beispiel vorangegangen werde, kann ich nur billigen. Das letztere haben wir bis jetzt alle gleichmäßig getan. Wir haben es getan durch Schweigen, auch da, wo noch viel zu sagen gewesen wäre. Sie, lieber Vater, glauben jetzt das Schweigen brechen zu dürfen und dem deutschen Publikum gute Lehren geben zu müssen, gestützt auf Ihre Autorität und Erfahrungen. Da Sie in der kleinen Schrift nach meinem Urteil nichts ganz Neues vorschlagen, sondern nur Tatsachen anerkennen, resumieren und gruppieren,

auf Österreichs Schlußantwort verweisen, die in Jahren wohl — ohne Krieg — nicht erfolgen wird, noch kann; da Sie das Gebiet, was jetzt praktisch allein noch das Tagesinteresse beschäftigt und in der Tat das wahre Schlachtfeld geworden ist, das Gebiet der Zollvereins- und Handels-Systeme gar nicht berühren, noch auch den Anspruch machen, es zu kennen, da ich mir also einen belehrenden Erfolg bei dem besonders gegenüber der Mehrzahl noch übelgesinntem Publikum nicht versprechen kann, so ist für mich die nächste Frage: Wird die Veröffentlichung zur Ehre Ihres Namens beitragen? Und mein Gefühl sagt mir: Nein. Ich hatte mir als letztes Argument die einfache Bitte aufgespart: mir zu Liebe Verzicht leisten zu wollen! Diese Bitte heute schon auszusprechen, wird mir um so schwerer, als ich dankbar durchgefühlt habe, daß Sie mir zu Liebe schon manches in der Arbeit gesagt, anders gesagt oder ungesagt gelassen haben. Ich bin mir aber bewußt, kein persönliches Interesse, keine Rücksicht auf meine politische Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft dabei vor Augen zu haben. Ich habe aus dem Erbteil der politischen Aufgaben, die Sie, lieber Vater, im Leben verfolgt haben, mir auch ein Stück gewählt: die Versöhnung der Konfessionen, das heißt in meiner Sprache die Wiedervereinigung Deutschlands im Glauben der einen Kirche; daß ich irgendeinen großen Erfolg noch erleben werde, halte ich kaum für wahrscheinlich, daß dabei keine Lorbeeren zu pflücken sind, ist ganz sicher. Die Schule der Verzichtleistung, der Überwindung in Tun und Leiden hat aber auch ihre Ehren und Freuden.

„Ich komme nun auf Heinrichs Person. Der Wert, den er darauf legt, von Ihnen nicht direkt oder indirekt verurteilt zu werden, die Mühe, die er Tag und Nacht unausgesetzt auf seine Verteidigung verwendet, sind die größte Huldigung, die er Ihnen, lieber Vater, bringen kann. Ich gehe nicht auf Einzelheiten Ihrer Arbeit ein, die Heinrich etwa zu hoch, zu tragisch auffaßt; Argumente hin und her könnte man ins Unendliche wechseln; ich fasse nur den möglichen oder wahrscheinlichen Schluß ins Auge, daß, wenn Sie durch seine Einreden nicht überzeugt und von dem Druck nicht abgehalten würden, er seinerseits sich veranlaßt, vielleicht genötigt sehen könnte, mit seiner Verteidigung, wenn auch in selbständiger Form, ganz zur Unzeit an den Tag zu treten. Daß dies sehr zur Unzeit wäre, geben Sie gewiß selbst zu! Aber ich blicke gleich weiter: ich fürchte, daß Sie Heinrich jetzt schon durch Ihren Antrieb in der Sache zu rascheren, entschiedeneren Folgerungen hingedrängt haben, als er sonst in seiner Zurückgezogenheit wohl dieselben gezogen haben würde. Ich gebe sehr zu bedenken, welche Wirkung ein solches Hervortreten seiner Person in der Presse gerade jetzt für ihn, für die Seinigen, für uns alle haben könnte?

„Ich räsonniere nämlich so: Die kleinern Dynastien, die an ein Transigieren, ein Versöhnen des deutschen Geistes nicht mehr denken können, sind rein auf die Chancen des Absolutismus angewiesen, zu ihrem eigenen

oder einer der Großmächte Vorteil. Mäßigung und Gerechtigkeit sind für sie nur noch Fragen der Zeitberechnung. Dennoch handeln sie ziemlich allgemein. Sie haben in ihrer Art gegen die Demokratie, die ihnen das Gegenteil doch nicht danken würde, vollkommen recht. Allein sie könnten von Schritt zu Schritt schnell dahin gedrängt werden, daß gegen ihre Maßregeln selbst gemäßigte, ruhige Leute in die Schranken gerufen, ja durch eigene Antecedentien dazu genötigt würden. Diesen Augenblick, diesen Fall fürchte ich für Heinrich und jeder Anlaß, der schneller dahin führen kann, ist mir unwillkommen. — Ich kann beteuern, daß ich persönlich gegen keinen einzigen deutschen Fürsten Haß oder Rachsucht im Herzen trage; meinem armen Herzog bleibe ich sogar auf immer zu Dank verpflichtet und bin bereit, ihm kurz und gut mit dem Kopf noch einmal zu dienen. Aber diesen Fürsten die Rolle der Rücksichtslosigkeit gegen die Nation, die Rolle der Vergessenheit und des Undanks erleichtern — gleich als wenn Heinrich den Höllenhund der roten Revolution nicht dreimal vor ihren Thronen zurückgehalten, Fritz nicht sein Lebensopfer für sie gebracht hätte, — dies halte ich für eine Gewissenssache; man verwöhnt sie so und verdirbt sie. So spreche ich nicht als Politiker, sondern als schlichter Mensch und ein wenig als Gagern. Da Sie einmal in Darmstadt sind und solche Herrschaften von Nahem sehen, so halte ich es für Ihre Pflicht, lieber Vater, denselben ohne die banale Etikette solche menschliche Wahrheiten zu sagen.

„Sie wissen wohl hinreichend, daß ich seiner Zeit Heinrichs Politik nicht überallhin mit Verstand und Herz gefolgt bin. Für ihn allein war jene Politik sein ganzes Programm, eine Überzeugung guter Treue, beinahe Religion. Da er nicht aus Eigennutz daran gehangen hat, sondern mit der größten Opferwilligkeit, ich könnte selbst sagen mit Demut — so habe ich in jener furchtbar verantwortlichen Zeit den ganzen Tiefgang seiner Seele mit einer Art heiliger Scheu beobachtet und geehrt und ich glaube, daß Gott ihm sein gegenwärtiges Märtyrertum — das Nessushemd, das Fritz prophetisch besungen, in Gnaden anrechnet. Etwas von der eigentümlichen Mischung von Trotz und weichem Gemüt, welche ein erblicher Zug unserer Familie ist, mögen menschliche Richter schon hinnehmen, der teure Vater dies aber beiden Söhnen zugut halten."

In seinem einsamen Leben zu Wiesbaden fand Gagern den Haupttrost und eine feste Stütze in der Religion. Auch der Vater mußte das anerkennen, indem er ihm am 6. Dezember schrieb:

„Was Du mir von Deiner Persönlichkeit und relativen Zufriedenheit sagst, kann und könnte mich nur freuen. Ich habe zwei Überzeugungen: erstens, daß Du sehr Herr Deiner selbst bist; und dann, daß die religiöse Tendenz Dir unendlich viel leistet." Trotzdem aber, so führt der Vater weiter aus, könne er sich nicht damit befreunden, daß Max unvermählt bleibe.

Auch dieser neue Appell hatte keinen Erfolg. Max war damals zu sehr mit seiner immer schwieriger gewordenen Stellung im nassauischen Dienste beschäftigt, als daß er solchen Projekten seine Aufmerksamkeit hätte schenken können.

Da der Herzog Adolf ihm zu Anfang 1852 seine Absicht, eine Veränderung im Ministerium eintreten zu lassen, mitteilte, richtete er an diesen am 30. Januar 1852 eine Eingabe, in der er Folgendes ausführte: „Nachdem ich im Oktober 1850 die Lage, in welcher ich mich in den Augen Ew. Hoheit zu befinden glaube, untertänigst vorgetragen, von Höchstdenselben auch niemals in einem andern Sinn beschieden worden bin, habe ich bis jetzt fortgefahren, mein Verhalten nach dieser negativen Richtschnur zu bemessen, und muß noch heute von derselben Voraussetzung ausgehen. Als einfache Tatsache nehme ich also an, daß ich für Ew. Hoheit, schon des Namens wegen, eine unbrauchbare, unbequeme und deshalb unangenehme Persönlichkeit sei; daß meine eigenen persönlichen Antecedentien nicht wie bei andern durch besondere Verdienste oder unentbehrliche Fähigkeiten aufgewogen erschienen und daß es daher eigentlich meine Aufgabe sei, Ew. Hoheit so bald möglich von meiner Anwesenheit im Civildienst zu befreien. Niemand kann williger als ich selbst es anerkennen, daß ich für die Zentralbehörde der innern Verwaltung keine Specialität besitze, welche nicht von jüngern, selbst untergeordneten Beamten mit geringerer Anstrengung erreicht und übertroffen würde.

„In den auswärtigen Angelegenheiten aber und besonders in den deutschen k ö n n e n Ew. Hoheit mich dermalen nicht und wahrscheinlich niemals wieder gebrauchen. Dies ist die natürliche Folge meiner Betätigung an der außerordentlichen Stellung meines Bruders, des gewesenen Präsidenten der National-Versammlung und des Reichs-Ministeriums, dem es übrigens nicht in den Sinn kommt, eine Anerkennung oder Rücksicht von konservativer Seite darum zu erwarten, daß er die deutsche Revolution — zu drei verschiedenen Zeitpunkten — mit bewußter Selbstvernichtung gehemmt hat. Denn er war allerdings einer ihrer Urheber und Vertreter in der nationalen, einheitlichen Richtung und an dieser Richtung bin auch ich von dem Augenblick an tätlich beteiligt gewesen, als Ew. Hoheit mir dazu die Ermächtigung und den Auftrag erteilten. Dieses letzten Umstandes kann und soll sich die gegenwärtige Welt nicht erinnern; ich verlange von ihr keine Unterscheidung und es genügt mir, daß Ew. Hoheit sie erkennen. Bin ich im Eifer einer kurzen, ich möchte sagen verzweifelten Begeisterung zu weit gegangen, wie man bei einem rasch um sich greifenden Brande zur Rettung einer Stadt ganze Straßenzüge niederreißen läßt, — habe ich die Aufgabe selbst verkannt, insbesondere verkannt, daß eine innere Wiedervereinigung Deutschlands ohne Einigung im Glauben unmöglich ist, so gebe ich wiederholt mein ganzes politisches Leben der rücksichts-

losesten Beurteilung der Welt gerne preis und nichts könnte mir erwünschter sein als eine gerichtliche Verteidigung gegen die Anklage des Hochverrats, welche einst von sehr hoher Seite gegen mich ausgesprochen worden sein soll.

„Aber wenn ich auch vor dem weltlichen Richter die Verteidigung meiner politischen Handlungen auf Grund erweislicher Tatsachen und bestimmter, geschichtlich begründeter Überzeugungen mit Aussicht auf Erfolg zu führen vermöchte, wenn es mir auch gelingen möchte, eine solche schriftlich durch treue Schilderung der deutschen Zustände meines damaligen Gesichtskreises selbst ohne alle Indiskretion vor der Welt offen zu legen, so ist mein Inneres von diesen Dingen doch so wenig erfüllt, daß es vielmehr die Absicht dieser untertänigen Zeilen nur ist, eine Lücke auszufüllen, die Ew. Hoheit bis jetzt nicht unausgefüllt sehen wollten, deren Ausfüllung aber mir als eine Gewissenspflicht erst in diesen Tagen klar geworden ist. Wenn ich nämlich gegen obenerwähnte Beschuldigung als Untertan und Diener ruhig an Ew. Hoheit fürstliches Gewissen Berufung einlege, so gilt dasselbe doch nicht in Rücksicht auf das Verhältnis des persönlichen Vertrauens, dessen mich Ew. Hoheit mehrere Jahre hindurch als Freund gewürdigt haben. Ich kann es wohl nachfühlen: Ew. Hoheit mögen es als Vernachlässigung, Untreue oder Undank empfunden haben, daß ich in den übelsten Tagen des Jahres 1848 und 1849 Ihnen so selten, so schlecht zur Seite gestanden; ich gebe zu, daß bei mir an die Stelle des eifrigen und uneigennützigen Willens bald die übertriebene Geschäftigkeit und Einbildung von dem Nutzen, welchen ich stiften könnte, getreten ist; daß sich vielleicht auch Eitelkeit und Eigenwille eingemischt haben mögen; zuletzt kam eine solche körperliche und geistige Erschöpfung hinzu, daß ich außer Stand war, den wichtigsten Pflichten allein zu genügen. Wollten Ew. Hoheit hierfür bessere Entschuldigung hören, so müßte ich sie an derselben Quelle schöpfen, wo ich heute den Trost vergebens suche für den Tod meines ältesten Bruders und dafür, daß ich während der langen Krankheit meiner seligen Frau, in ihrem letzten Lebensjahre, bis zu der letzten Woche auch ihr fern war.

„Wegen aller bittern Empfindungen, welche ich Ew. Hoheit durch meine Schuld verursacht haben kann, bitte ich Höchstdieselben von ganzem Herzen um Verzeihung.

„Wiederholt erkenne ich es an, daß die Verpflichtung, welche ich gegen Ew. Hoheit habe, dafür, daß Höchstdieselben o f t mit gnädigem Vertrauen, einmal mit wahrer Seelengröße mich behandelt haben, nur mit meinem Tode erlöschen kann.

„Und diese so bestimmte Erklärung kostet mich um so mehr Überwindung, als ich damit keine Bitte um irgendeine Gunst verbinde. Im Gegenteil, ebenso wie ich an jenem Abend im Juni 1848 im Billardzimmer zu Biebrich die Gnade Ew. Hoheit ablehnte, welche mir den Verlust der größern Hälfte meines Einkommens aus Höchstdero eigenen Einkünften ersetzen

wollten, so bitte ich Ew. Hoheit auch heute, bei den bevorstehenden Personal-Veränderungen an meinem Namen einfach vorüberzugehen. Welchen Weg auch Ew. Hoheit einzuschlagen entschlossen sein mögen, begreife ich doch vollkommen, daß Höchstdieselben in der gegenwärtigen Lage der Dinge in Deutschland an allen irgend bedeutenden Verwaltungsstellen künftig nur solche Beamten werden sehen wollen, welche in ihrer Wirksamkeit nicht mit ihren Antecedentien und ihrem ausgesprochenen politischen Charakter sich in Widerspruch setzen. —

„Ich werde es durchaus nicht als eine Ungunst oder größere Ungnade ansehen, wenn Ew. Hoheit sich bewogen finden sollten, mich auf längere Zeit oder ganz in den Ruhestand zu versetzen, da auch mein Gesundheitszustand eine solche Auskunft wohl als Bitte rechtfertigen würde.

„Obgleich persönlich durch keinerlei Parteiverpflichtung mehr gebunden und mit lebhaftem Interesse den Ereignissen nur noch auf kirchlichem Gebiete folgend, glaube ich doch in beiden Beziehungen zu sehr als Parteimann gezeichnet zu sein, um diesen Nachteil für Ew. Hoheit durch besonders nützliche Dienste oder Fähigkeiten aufwiegen zu können.

„Während ich mit dem gegenwärtigen untertänigsten Schreiben beschäftigt war, erhielt ich die Nachricht von einer mir gnädigst verwilligten Gehaltszulage[1]); gestatten Höchstdieselben, daß ich hierfür meinen ehrfurchtsvollsten Dank schriftlich niederlege. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß nichts in diesen Zeilen geeignet ist, Ew. Hoheit unangenehm zu berühren, und daß mein gnädigster Herr mir die früher gewährte Freiheit zu Gnaden halten, mich schriftlich an Höchstdenselben zu wenden. Wenigstens glaube ich nicht, den Vorwurf mir zugezogen zu haben, daß ich Ew. Hoheit in diesem Jahre mit persönlichen Anliegen lästig geworden sei. In tiefster Ehrerbietung verharrend usw."

Daß Gagern weiter im Dienste des Herzogs von Nassau blieb, entsprach durchaus den Intentionen seines Vaters, der ihm schon im November 1850 geschrieben hatte: „Bewahre, wie Du auch bisher mit Klugheit und Berechnung getan hast, Deine nassauische Dienststellung bei aller répugnance und jeweiligen Mißverhältnissen. Man weiß, was man hat, und weiß nicht, was etwa folgt oder übrig bleibt."

Es war für Gagern ein schwerer Verlust, als sein so zärtlich um sein Wohl besorgter Vater in seinem 87. Jahre verschied. Der nicht verstummende Schmerz um die geliebte, treue Lebensgefährtin hatte die Kraft des „Weisen von Hornau" gebrochen und am 22. Oktober 1852 schloß er dort auf seiner stillen ländlichen Scholle seine Augen für immer.

Im folgenden Jahre erfüllte Gagern einen der sehnlichsten Wünsche des Verstorbenen, indem er an seine Wiederverehelichung schritt. Seine

[1]) Sie betrug 200 fl. 1853 erhielt Gagern nochmals eine Zulage in gleicher Höhe.

Wahl fiel auf Dorothea Marie Biedenweg[1]) aus Ritterhude in Hannover, mit der er sich am 20. August 1853 in der katholischen St. Johanniskirche zu Bremen vermählte.

Die zweite Gemahlin Gagerns war vielseitig gebildet und hochbegabt; ein Beweis davon sind auch ihre Gedichte, die Bruno Walden veröffentlicht hat.[2]) Dora Gagern gehörte der lutherischen Konfession an. Die schon vor der Vermählung gehegte Hoffnung ihres edlen und frommen Gatten, daß sie ihm in die katholische Kirche folgen werde, verwirklichte sich zu dessen tiefstem Schmerze nicht.

Aus der Ehe gingen zwei Kinder[3]) hervor, die im katholischen Glauben erzogen wurden, womit die Mutter trotz ihrer abweichenden Anschauungen einverstanden war.

Nicht bloß in der Sorge für die Familie fanden sich die beiden Gatten, sondern auch in der Ausübung einer wahrhaft unbegrenzten Wohltätigkeit. Diese charitative Tätigkeit ist um so höher anzuschlagen, als sich Gagerns finanzielle Verhältnisse durch seinen im Jahre 1854 erfolgten Austritt aus dem nassauischen Staatsdienste wesentlich verschlechterten. Dieser Schritt hing mit der unheilvollen Entwicklung zusammen, welche die kirchenpolitischen Verhältnisse Nassaus genommen hatten.

Niemand konnte bezweifeln, daß in dem Sturmjahre 1848 sich wie anderwärts so auch in diesem kleinen Herzogtum die Katholiken als die treuesten Untertanen bewiesen hatten. Nach Bewältigung der Revolution durften sie sich daher mit Grund der Hoffnung hingeben, die Regierung werde nunmehr ihren gerechten Ansprüchen Genüge leisten und der Kirche den noch vorenthaltenen Teil ihrer Selbständigkeit zurückerstatten. In einigen Punkten war dies in der Tat der Fall. So wurde am 25. September 1851 das simultane, in der Tat protestantische Lehrerseminar in Idstein aufgelöst und dafür ein katholisches zu Montabaur, ein protestantisches zu Usingen gegründet. Diesen Akt der Gerechtigkeit, welcher zugleich eine starke Durchlöcherung des Simultanschulenprinzips bedeutete, verdankten die nassauischen Katholiken vorzugsweise dem Edelmut des Herzogs Adolf. In den eigentlichen Regierungskreisen aber blieb nach wie vor das Bestreben, die Kirche auf unverantwortliche Weise zu bevormunden und in allem unter die staatliche Omnipotenz zu beugen. Der ausgezeichnete Oberhirt der Diözese Limburg, Peter Joseph Blum, trat jedoch mit gleicher Unerschrockenheit für das Recht der Kirche ein wie der greise Freiburger Erzbischof Hermann von Vicari. Bald begann ein Kampf, der sich jahrelang

[1]) Geb. zu Bremen am 4. Januar 1824, gest. zu Wien am 10. Januar 1890.

[2]) Tagebuchblätter von Dora von Gagern, Wien 1890.

[3]) Franzina, geb. am 11. Juli 1855, und Max, geb. am 28. Oktober 1858. Erstere, mit dem Großindustriellen Gustav Pacher von Theinburg vermählt, lebt jetzt in Wien. Letzterer ist seit Dezember 1909 österreichisch-ungarischer Gesandter in Bern.

hinziehen sollte, bis er endlich durch das hochherzige persönliche Eingreifen des Landesherrn beendigt wurde.[1])

Das Vorspiel der damaligen kirchenpolitischen Wirren, in welchen dem Bischof Blum zwei auch mit Gagern befreundete Männer, Domkapitular Diehl und Generalvikar Klein, zur Seite standen, war die ebenso unbegründete wie lächerliche Anklage gegen den Limburger Bischof und sein Ordinariat wegen „Erpressung". Die Katholiken mußten es erleben, daß ihr Oberhirt vor Gericht zitiert wurde, weil dieser einem Pfarrverwalter, dem während der Pfarrerledigung eine Meßstiftung zu besorgen oblag, auch die Meßstipendien dafür zudekretiert hatte.

Zur selben Zeit, in welcher dieses beleidigende, übrigens später vom Oberappellationsgericht kassierte Verfahren eingeleitet wurde, brach ein anderer Konflikt aus. Der Bischof hatte die Regierung ersucht, ein etwaiges Patronatsrecht auf mehrere vakante Pfarreien seiner Diözese geltend zu machen, widrigenfalls er die Besetzung selbst nach dem kanonischen Prinzip wahrnehmen werde, das dort, wo das Recht eines andern auf Besetzung kirchlicher Pfründen nicht nachgewiesen werde, die Rechtsvermutung für den Bischof sei. Da das Ministerium schwieg, besetzte der Bischof Ende 1853 acht jener Pfarreien. Die Regierung sah darin einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte, belegte das Vermögen der betreffenden Pfarrstellen mit Beschlag und befahl, alle Pfarrgehälter den staatlichen Behörden auszuzahlen. Diese Temporaliensperre rief große Entrüstung bei dem katholischen Volke hervor und es kam zu heftigen Auftritten. Pfarrer und Kirchenvorstände protestierten. Bischof Blum erklärte in einem Hirtenbriefe vom 20. Januar 1854, daß er sich durch keine Gewaltmaßregeln von dem Wege, den ihm Pflicht und Gewissen vorgeschrieben, abbringen lassen werde. Zugleich bedrohte er diejenigen mit dem großen Kirchenbanne, welche die Verordnung hinsichtlich der Sequestrierung des Pfarrvermögens „freiwillig" befolgen würden. Er führte diese Drohung auch gegenüber einigen Beamten aus, was die antikirchliche Presse zu den heftigsten Angriffen veranlaßte. Da das katholische Volk indessen in seiner Mehrheit auf seiten des Bischofs blieb, wich die Regierung einen Schritt zurück; um die Seelsorge nicht völlig zu unterbrechen, erkannte sie die neuen Pfarrer vorläufig als Pfarrverwalter an, ließ ihnen aber nur den Vikarsgehalt verabfolgen. Die Beschlagnahme des Vermögens der Pfarreien wurde aufrecht erhalten.

Auch sonst war die Wiesbadener Regierung bemüht, den Limburger Bischof in der Ausübung seines Hirtenamtes zu hemmen und in der klein-

[1]) Vgl. für das folgende Hist.-polit. Bl. XXXIII, 530 ff., XXXIV, 526 ff. Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz (Mainz 1868), 372 ff., u. Gesch. d. kath. Kirche in Deutschland III, 144 ff., sowie Höhler, Gesch. d. Bisthums Limburg II, 251 ff.

lichsten Weise zu quälen.[1]) Während so die Konflikte sich häuften, immer neue Streitpunkte auftauchten, suchte die Regierung zugleich die Presse durch das absolute Verbot, künftighin die Kirchenfrage zu besprechen, mundtot zu machen.[2]) Indessen brachte auch diese „russische" Praxis selbstverständlich den Kirchenfrieden nicht zuwege.

Wie sehr dies alles Gagern angreifen mußte, kann nur der vollständig ermessen, der seine warm katholische Gesinnung gekannt hat. Er, der bereits 1850 in der Kirchenfrage eine friedliche Lösung anzubahnen versucht hatte,[3]) griff im November 1853 durch ein Spezial-Votum in den Patronatsstreit ein — jedoch ohne Erfolg.[4]) Das Bestreben der von fanatischem Katholikenhaß erfüllten Regierungsmänner, welche das Volk „die Oranier" nannte, war schon seit mehreren Jahren darauf gerichtet, Gagern seine dienstliche Tätigkeit „durch allerlei Quälereien zu verbittern, um ihn aus seiner Stellung hinauszuärgern."[5]) Dies gelang dem seit Februar 1852 am Ruder befindlichen Ministerpräsidenten August Prinzen von Wittgenstein, gelegentlich einer neuerlichen Reorganisation der Behörden, bei der auch die oberste Schulstelle, die des Schulreferenten, eine Umwandlung erfuhr.

Bisher erstreckte sich die Kompetenz dieses Referenten auf alle Unterrichtsanstalten des Landes, die Elementar- und Gelehrtenschulen, die konfessionellen und die Simultanschulen; jetzt wurde diese Stelle in ein protestantisches und katholisches Referat geteilt.

Als Gagern am Abend des 28. August 1854 das Verordnungsblatt zur Hand nahm, fand er dort zu seiner unbeschreiblichen Überraschung die amtliche Verlautbarung, daß er unter Streichung seines Namens aus

---

[1]) Vgl. Brück, oberrheinische Kirchenprovinz, 373 ff., u. Höhler II, 256 ff.

[2]) S. hist.-polit. Blätt. XXXIV, 531.

[3]) Vgl. das Schreiben des Limburger Bischofs an Gagern vom 18. September 1850.

[4]) Gagerns Votum vom 23. November 1853 werde ich an anderer Stelle veröffentlichen. Am 1. Dezember 1853 schrieb Gagern an seine Tochter Clementine: „In unseren hiesigen kleinen Verhältnissen sind die bischöflichen Streitigkeiten sehr wichtig und es sind sehr arge Sachen schon vorgefallen. In Baden ist die Regierung am weitesten gegangen und hat den alten Erzbischof von Freiburg fast jeder Freiheit in seiner bischöflichen Verwaltung beraubt, viele Geistliche aber, die ihm gehorcht haben, gefangen gesetzt, im Ganzen wirkt aber diese Verfolgung sehr günstig, sogar bei den lauesten Katholiken. Hier im Nassauischen hat man den Herrn Bischof von Limburg in einen Kriminal-Prozeß verwickelt, wodurch er zwar gar nicht beschimpft, aber seine geistliche Würde beleidigt wird, da es mehr eine advokatische Neckerei ist, als eine eigentliche Rechtssache, worum es sich handelt. Es ist noch nicht möglich zu sagen, ob diese Angelegenheit auf meine Stellung Einfluß bekommen kann; ich habe nur einmal Gelegenheit gehabt, mich auszusprechen, und habe es schriftlich so stark getan, daß jedermann weiß, was von mir zu erwarten ist; das hat man freilich auch schon gewußt ohnedies. Mama findet es ganz konsequent und recht, daß ich so spreche und handle, wie ich tue."

[5]) Urteil von G. v. Pacher in der Allgem. deutschen Biographie LV, 482.

den Mitgliedern des Regierungskollegiums zum Referenten für die katholischen Schulangelegenheiten ernannt worden sei. Es konnte ihm nicht zweifelhaft sein, daß dies ein „Fußtritt“[1]) war, mit dem man ihn zum Verlassen des Staatsdienstes zwingen wollte. Er war der Ansicht, diese Stelle ablehnen zu müssen, erstens wegen der in dieser Ernennung liegenden neuerlichen Zurücksetzung im Dienste, insbesondere bei mangelnder vorhergehender Verständigung; zweitens wegen der Unlösbarkeit der Aufgabe unter den gegebenen Verhältnissen für seine Person.

Die Übertragung des Schulreferates an einen Mann, der Gesandter und Erster Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten im Reichsministerium gewesen und dem man 1849 sogar die Übernahme des nassauischen Ministeriums angeboten hatte, war ein Hohn.

Gagern war sich bewußt, daß er eine solche „Degradierung“ weder durch seine politische, noch durch seine kirchliche Haltung verdient hatte. Wie sehr er fühlte, in ersterer Hinsicht tadellos dazustehen, erhellt aus seinen schriftlichen Darlegungen an seinen Landesherrn aus den Jahren 1850 und 1852, die verfaßt waren in der Erwartung, daß seine etwa irrigen Behauptungen berichtigt, die etwaigen Gründe der ungünstigen Behandlung zur Sprache gebracht oder daß derartige Äußerungen, die übrigens keine Bitte enthielten, ihm untersagt werden würden. Nichts von alledem war indessen erfolgt.

Noch viel weniger hatte Gagern in kirchlicher Hinsicht zu Klagen Anlaß gegeben. Er bemerkt hierüber in einer damals verfaßten Aufzeichnung:

„Davon ausgehend, daß im paritätischen Herzogthum Nassau jeder Staatsdiener so gut ein Recht hat, Katholik zu werden als zu sein, glaube ich behaupten zu können, daß die Regierung des protestantischen Landesherrn sich meiner nur zu beloben hat. Im Collegium war ich friedfertig und gab nur auf Provocationen 2 bis 3 mal lebhafte Antworten; schriftlich habe ich nur bei einer einzigen Veranlassung ein Specialvotum zu den Acten gegeben, welches sich über das neueste Verfahren des Ministeriums in den kirchlichen Angelegenheiten allerdings in mißbilligendem und abwehrendem Sinn erklärt und meine Rechtsansicht von der Kirche ausspricht, übrigens die gerechten und milden Gesinnungen des Landesherrn für seine katholischen Unterthanen ausdrücklich anerkennt. In meinem Privatleben vermied ich jedes Aufsehen in kirchlicher Beziehung; ich war Vorsitzender des Vincentius-Vereins zu Wiesbaden, was sich mit meinem Referat

[1]) So bezeichnet den Vorfall der Limburger Bischof Klein in einem Schreiben an den Verfasser dieser Biographie vom 13. Dezember 1889. Klein, welcher die damaligen Ereignisse an leitender Stelle miterlebte, hat mir auch sonst hier einschlagende Notizen gütigst mitgeteilt.

in Armensachen sehr gut zusammenschickte, aber ich stand weder in irgend einer besonderen Parteiverpflichtung noch habe ich einen einzigen kirchlichen Zeitungsartikel geschrieben. Von Seiten der Kirchenbehörde anderntheils ging die Discretion für meine amtliche Stellung so weit, daß mich der Herr Bischof von Limburg bei wiederholten Anwesenheiten zu Wiesbaden in diesen Jahren nicht einmal persönlich besuchte."

Gagern fährt dann fort: „Also verflossen die letzten fünf Jahre, in welchen ich — trotz meiner häufig angegriffenen Gesundheit, trotz ungewohnter, lästiger und oft geisttötender Beschäftigungen, welche durch die Arbeiten und Sitzungen der Prüfungskommission in höchst unangenehmer Weise noch vermehrt wurden — meine Stelle im Collegium ohne Klage versehen habe. Ich habe in all dieser Zeit den Herzog nicht mit einer einzigen Bitte belästigt, außer daß ich nach der Uebernahme des väterlichen Gutes Hornau, wodurch ich in die Reihe der größeren Gutsbesitzer des Herzogthums eintrat, zur Orientierung daselbst um einen Urlaub von einem oder nur einem halben Jahre mündlich nachsuchte; was mir aber abgeschlagen wurde. Auch in letzter Eigenschaft hatte ich gerade auf meine Stellung als Mitglied des wichtigsten Regierungscollegiums stets den hauptsächlichsten Werth gelegt; ich erwartete bei den herannahenden Veränderungen in der Organisation der Behörden meinen einfachen Uebergang zur Landesregierung, worüber keine Klage zu führen war, sofern vier meiner Collegen dasselbe Los hatten; ich hatte wenigstens keine Ursache, eine neue Degradation zu erwarten.

„Da erschien das Verordnungsblatt vom 28. August, wodurch ich ganz unvorbereitet erfuhr, daß ich Collegial-Mitglied der Regierung zu sein aufgehört hätte und dagegen zugleich mit und neben dem Gymnasial-Professor Firnhaber Schulreferent geworden wäre.[1]) — Wenn nun schon in der Behandlung, die mir bis zu diesem Tage widerfahren, eine entschiedene Ungunst offenbar geworden war, so wird eine neue positive Zurücksetzung im Dienste durch obige Ernennung wohl von keinem unparteiischen Beurtheiler und Kenner der Verhältnisse in Abrede gestellt werden.

„Dieselbe liegt," wie Gagern des weiteren ausführt, „a. In dem Ausstreichen aus der Zahl der Collegial-Mitglieder der Regierung. b. In der Versetzung aus der eigentlichen Verwaltung des Landes in ein Specialfach, worin bisher nur Theologen und Philologen im Nassauischen Dienste angestellt worden waren. c. In der unterlassenen vorgängigen Eröffnung. Ich glaube, daß eine Frage an den zu Versetzenden zwar nicht bei jeder Versetzung von einer Stelle zu einer nicht schlechteren in gleichem Lebens-

[1]) Über Firnhaber, den Verfasser der Geschichte der Nassauischen Simultanschule, s. Höhler II, 230.

beruf, wohl aber bei Versetzungen in ein neues, dem Betreffenden bisher ganz fremdes Specialfach als allgemeiner Gebrauch im deutschen Staatsdienst gilt. Ich glaube daher, daß ich berechtigt war, eine solche vorläufige Frage umsomehr zu gewärtigen."

Die Unlösbarkeit der Gagern zugedachten Aufgabe lag für jeden billig Denkenden klar zutage. „Abgesehen von der Ungewißheit über den Platz, welchen das Zweigespann der Schulreferenten in dem künftigen Organismus der Regierung einnehmen würde, sowie über die Beziehungen, in welchen sie zu dem Kollegium oder zu dessen Präsidenten allein stehen würden", mußten sich große Schwierigkeiten für die beiden Schulreferenten daraus ergeben, daß deren Kompetenz bei der Teilung der obersten Schulstelle nicht klar abgegrenzt worden war. Speziell bei den Simultanschulen schien ein einträchtiges Zusammenarbeiten der beiden Funktionäre nahezu ausgeschlossen.

Zu all diesen Schwierigkeiten kam die notorische streng katholische Gesinnung Gagerns. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Obgleich ich im Leben sehr zurückhaltend bin mit kirchlichen Äußerungen, so sind doch meine Gesinnungen hinreichend bekannt und ebenso deren Folgen, die ich denselben in der Erziehung meiner eigenen Kinder gegeben habe, wovon jetzt schon vier auf auswärtigen klösterlichen Anstalten waren oder noch sind. Wie kann man glauben, daß ich mit Überzeugung in dem gegenwärtigen nassauischen Schulsystem fortarbeiten würde, ohne mit meinen katholischen Grundsätzen und Wünschen in Widerspruch gesetzt zu werden? Und wenn ich im entgegengesetzten Sinne arbeiten wollte, würde ich nicht nach wenigen Wochen zum Rücktritt gedrängt werden und die Regierung dann in eine wirklich unangenehme Lage der katholischen Bevölkerung gegenüber versetzen? Ich würde nach meiner Überzeugung bei Anträgen auf Berufung neuer Lehrer an die Gelehrtenschulen entschieden katholische Männer verlangen, ich würde auf möglichste Beseitigung vorhandener notorisch ungläubiger Lehrer antragen müssen und hätte doch zur Verfolgung meines Zieles nicht die geringste Hoffnung, theils wegen fehlender Geldmittel, theils wegen der entgegengesetzten Richtung sämtlicher bei einer Anstellung concurrirender Vorgesetzten."

So mußte Gagern mit vollem Recht befürchten, bei Annahme der Stelle weder etwas Ersprießliches für die Katholiken leisten, noch seinen Landesherrn bei dem damals herrschenden Kurse befriedigen zu können. Von diesen Überzeugungen durchdrungen, nahm er sofort, am 29. August 1854, Audienz beim Herzog. Über diese liegt die folgende Aufzeichnung vor:

„Gagern: Ich komme, Ew. Hoheit für die mir zugedachte Stelle als Schulreferent meinen untertänigsten Dank zu Füßen zu legen, zugleich aber die Stelle selbst.

Herzog: Wieso? Ist Ihnen die Ernennung nicht recht?

Gagern: Hoheit! Ich glaube nach voller Überzeugung, die Stelle nicht annehmen zu können. Ich bitte Ew. Hoheit untertänigst, mir diese Erklärung nicht ungnädig aufzunehmen.

Herzog: Ich bin ganz erstaunt, das zu hören. Ich habe geglaubt, Ihnen einen willkommenen und interessanten Wirkungskreis anzuweisen, und es überrascht mich im höchsten Grade, das Gegenteil von Ihnen zu hören.

Gagern: Ich bin überzeugt, den Erwartungen nicht entsprechen zu können, die von dieser Stelle gehegt werden; ich habe mir eine solche Bestimmung gar nicht erwarten können und niemand hat mir vorher auch nur ein Wort darüber gesagt.

Herzog: Was das betrifft, so will ich Ihnen sagen, daß ich dieses Mal niemanden gefragt habe; es ist überhaupt besser, es nicht zu tun, und es wäre bei diesem Anlaß unmöglich gewesen. Aber die Idee selbst kam von mir; ich habe Ihnen dadurch einen Beweis von Vertrauen geben wollen und ich habe die Überzeugung, daß Sie an dieser Stelle sehr nützliche Dienste leisten können.

Gagern: Hoheit! Wie mir die Verhältnisse bekannt sind und wenn nicht eine Abänderung im voraus beschlossen ist, so glaube ich nicht, daß ich irgendwie nützlich werden kann.

Herzog: Ich hatte allerdings die Absicht, Ihnen vor dem Antritt der Stelle eine Direktion zu geben, wie ich glaube, daß die Sache behandelt werden muß, und ich bleibe bei der Meinung und Erwartung, daß Sie es mit Ihren Eigenschaften verstehen werden, meine Intentionen zu erfüllen. Ich will den konfessionellen Frieden und bedaure es im höchsten Grade, daß die Aufregung so fortwährt; der Bischof selbst hat mir in einer wichtigen Angelegenheit sein Wort gebrochen und es wird mir in jeder Weise erschwert, den Frieden zu stiften.

Gagern: Ich weiß, daß Ew. Hoheit durch die Gründung von zwei Schulreferaten den Katholiken eine Konzession haben machen wollen.

Herzog: Eine Konzession durchaus nicht; davon kann bei mir keine Rede sein; aber wenn ich auch früher selbst dagegen war, so glaube ich doch, daß sich eine zweckmäßige Teilung der Geschäfte machen läßt, wenn man vernünftig und versöhnlich ist, wie ich von Ihnen glaube.

Gagern: Für die zwei Referenten würde ich jetzt nicht gestimmt haben; denn bei unseren Einrichtungen glaube ich, daß eine Geschäftsteilung fast unmöglich ist; von den zwei gleichgestellten Referenten muß entweder der eine seine Stelle zur Sinekur machen lassen oder beide werden sich um jede einzelne Person oder Maßregel streiten.

Herzog: Haben Sie denn gegen den Professor Firnhaber eine Einwendung?

Gagern: Ich kenne ihn fast gar nicht und erlaube mir gar kein Urteil über ihn, aber es liegt in der Natur der Dinge und in der gestellten Aufgabe.

Herzog: O ja, wenn man im voraus die Maßregeln meiner Regierung mit Vorurteilen aufnimmt und wie zur Zeit der Stände im vorigen Winter bei jeder Gelegenheit Mißtrauen und Zänkereien veranlaßt.

Gagern: Ich hoffe nicht, daß irgendeine Klage gegen meine Person vorliegt, sonst würde ich Ew. Hoheit untertänigst bitten, mir die Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben.

Herzog: Ich habe gegen Sie keine Klage, sonst würde ich mich nicht genieren, es Ihnen zu sagen, und würde Ihnen nicht eine Stelle übertragen, die ich als eine Vertrauensstelle betrachte. Das Referat ist bisher ganz geistlos und ohne alle Energie behandelt worden. Daß etwas daraus zu machen ist, hat früher Seebode bewiesen, der durch manche geistreiche Arbeiten und Entwürfe Leben hinein zu bringen gewußt hat. In derselben Art erwarte ich es auch von Ihnen.

Gagern: Ew. Hoheit halten es mir zu Gnaden, wenn ich in der mir zugewiesenen Stelle in einem neuen, mir ganz fremden Fache keinen meiner früheren Stellung entsprechenden Wirkungskreis erkennen kann.

Herzog: Ich glaube, Sie beurteilen das unrichtig.

Gagern: Hoheit! Nach dem Verordnungsblatt habe ich sogar aufgehört, Mitglied des Kollegiums zu sein, und von allen Personen, die ich begegnet und die hier im Vorzimmer sind, um Ew. Hoheit zu danken und sich untereinander zu gratulieren, hat es niemand gewagt, mir Glück zu wünschen; ich glaube wohl daraus einen Maßstab der Beurteilung im Dienste entnehmen zu dürfen.

Herzog: Das wüßte ich doch nicht und ich meine, es sollte Ihnen genügen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß die Wahl Ihrer Person für diese so wichtige Stelle einen Beweis von Wohlwollen gegen Sie hat sein sollen.

Gagern: Mein gnädigster Herr! Ich habe seit fünf Jahren mit aller Ruhe und Geduld hingenommen, was im Dienste über mich verfügt worden ist, obgleich die mir angewiesene Stellung weder im Rang noch in der Besoldung meinen früheren Verhältnissen entsprechend war. Es ist darüber von meiner Seite nicht eine Klage, nicht eine Bitte zu den Ohren Ew. Hoheit gedrungen; ich bin mir bewußt, Ihnen nicht lästig gefallen zu sein, aber auf eine so entschiedene Ungunst der Behandlung war ich nicht gefaßt und Ew. Hoheit erlauben mir, nach Pflicht und Gewissen auszusprechen: Ich kann nicht.

Herzog: Diese Auffassung ist mir ganz unerwartet und sehr unangenehm; ich weiß gar nicht, warum Sie immer von Ungunst reden, und kann Ihnen nur empfehlen, die Sache reiflich zu überlegen.

Gagern: Ew. Hoheit wollen mir die Erklärung zugut halten, daß ich unter diesen Umständen sogar meine Quieszierung nicht als eine größere Ungnade ansehen würde; — daß ich aber bereit bin, Ew. Hoheit meine Dienste auch ganz zu Füßen zu legen.

Herzog: Die ganze Sache ist mir sehr verdrießlich und ich kann Ihnen jetzt gar nichts weiter darüber sagen.

Gagern: Ich erwarte nicht, daß Ew. Hoheit mir jetzt sogleich eine gnädige Entschließung erteilen; ich lege meine Sache untertänigst in Ihre Hände und bitte Ew. Hoheit nur zu befehlen, ob ich meine Erklärung auch persönlich dem Präsidenten Faber und dem Prinzen Wittgenstein abgeben soll.

Herzog: Ja, tun Sie das, ich werde dann weiter mit den Herren darüber reden."

Von dieser Ermächtigung machte Gagern noch am selben Morgen Gebrauch. Während Regierungspräsident Faber erklärte, an der Ernennung unbeteiligt zu sein, kam es bei der Unterredung mit dem Minister von Wittgenstein zu folgendem peinlichem Zwiegespräch:

„Gagern: Ich habe soeben Sr. Hoheit dem Herzog meinen untertänigsten Dank für die mir zugedachte Stelle zu Füßen gelegt, zugleich dann die Stelle selbst.

Minister: So! Da haben Sie aber sehr unrecht! usw., und warum?

Gagern: Ich habe es für meine Pflicht gehalten, weil ich überzeugt bin, daß ich für diese Stelle, von welcher so viel von allen Seiten erwartet wird, die gewünschten Eigenschaften und Fähigkeiten nicht besitze.

Minister: Sie fühlen sich also selbst unfähig! — wenn das freilich der Fall ist usw. usw. — Ich hatte wirklich die Erwartung, daß Sie mit Ihren vielseitigen Kenntnissen dazu vorzüglich geeignet seien.

Gagern: Das Elementarschulwesen ist mir gänzlich fremd und berührt in keiner Weise meine bisherigen Beschäftigungen und Studien.

Minister: Es ist ja nicht die Rede von Elementarschulen, wir haben vielmehr die Gelehrtenanstalten, die einer anderen Behandlung bedürfen.

Gagern: Das Elementarschulwesen halte ich selbst für das Wichtigste. Durchlaucht, ich bin durchaus nicht zu hochmütig, mich damit zu beschäftigen, es ist aber eine Spezialität, von der ich in der Tat nichts verstehe, und wenn man nicht etwa System und Gesetze abändern will, wird es sich auch bei den Gelehrtenschulen nur um Stundenpläne handeln und um das Personal, das nun aber einmal vorhanden ist.

Minister: So! Sie glauben also, daß alles so, wie es ist, vortrefflich ist, daß alles so bleiben kann; ich bin ganz anderer Ansicht und sage Ihnen, daß die Gymnasien durchaus im argen liegen.

Gagern: Ich sage nicht, daß alles gut ist, aber ich begreife nur nicht, was für mich darin viel zu tun sein kann.

Minister: Ich sage Ihnen, die Stelle wird eine angestrengte Tätigkeit erfordern und es wird für Sie darin mehr zu tun sein, als Ihnen wohl lieb sein wird.

Gagern: Durchlaucht, ich weiß nicht, ob ich darin einen Vorwurf erkennen soll, als ob ich nichts arbeiten wolle oder meine Pflicht nicht zu tun gewohnt sei.

Minister: Durchaus kein Vorwurf, aber ich sage Ihnen, daß es eine sehr wichtige Stelle ist und daß kein Beamter sich darüber zu beklagen hat, wenn sie ihm übertragen wird. Ich habe ja nebst Ihnen noch einen sehr ausgezeichneten Mann berufen und dadurch gezeigt, que je ne fais pas fi de cette place.

Gagern: Die Stelle gehört aber einem mir so neuen Fache an, daß ich wohl hätte erwarten dürfen, zuvor davon Kenntnis zu erhalten; man könnte mich sonst ebensowohl in das Forstfach versetzt haben.

Minister: O! aber ein Mann von Kenntnissen und Verstand muß sich aber auch in ein neues Fach einstudieren können. Es ist aber eine üble Gewohnheit bisher im nassauischen Dienste gewesen, die Beamten vorher erst zu fragen usw. Ich bin der Ansicht, daß das ganz unrichtig sei, und werde künftig immer so verfahren.

Gagern: Ich glaube in den letzten Jahren genügend bewiesen zu haben, daß ich mich jeder dienstlichen Anordnung, namentlich auch in Betreff der Besoldung geduldig zu fügen weiß, aber ich darf getrost behaupten, daß niemand im nassauischen Dienst nach seiner früheren Stellung mit größerer Ungunst behandelt worden ist, als ich seit dem Jahre 1848.

Minister: Ja freilich seit dem Jahr 1848! aber bedenken Sie doch — —. Ich weiß nicht, ob ich an Ihrer Stelle das Jahr 1848 erwähnen würde! — Es scheint mir bedenklich, daran zu erinnern.

Gagern: Durchlaucht! Ich bin in der Lage, diese Erwähnung nicht zu scheuen; denn was ich, abgesehen von meinen Abstimmungen in der Nationalversammlung, speziell für die nassauischen Interessen selbständig irgend Wichtiges geschrieben oder getan habe, darüber bin ich so glücklich, die Billigung Sr. Hoheit des Herzogs eigenhändig zu besitzen.

Minister: Ich weiß das nicht, aber ich würde auch von Ihrer Stellung vor dem Jahr 1848 nicht sprechen. — Sie mögen das bedauern, nicht wieder eine gesandtschaftliche Stelle einzunehmen.

Gagern: Ich muß Ew. Durchlaucht gehorsamst bitten, sich zu erinnern, daß ich bei Ihrer Ankunft hier ausdrücklich erklärte, daß ich eine solche Verwendung weder erwartete, noch auch wünschte, aber ich glaube allerdings, daß ich eine Zurücksetzung jetzt zu erkennen habe in einer Anordnung, wodurch ich sogar aufhöre, unter den Kollegialmitgliedern

der Regierung mit aufgezählt zu werden, und wodurch ich dann so wenig einer besonderen Behörde zugeteilt werde, worin etwa wie in dem Oberstudienrat benachbarter Länder eine gewisse selbständige Wirksamkeit zu erkennen wäre.

Minister: Also das ist es! Ich dachte mir wohl, daß Hochmut mit im Spiele sei; ich versichere Sie dagegen, daß ich von der kollegialischen Geschäftsbehandlung gar keine günstige Vorstellung habe, und gerade in Ihrer Stellung als Referent würden Sie eine viel größere Selbständigkeit haben, wenn Sie Ihre Aufgabe mit Geist und Energie erfassen könnten.

Gagern: Ich möchte nicht in unnütze Einzelheiten treten, aber ich kann unter den gegebenen Verhältnissen und nach meinen Erfahrungen bei der Behörde in dem Schulreferat einen selbständigen und angemessenen Wirkungskreis für mich nicht erkennen. Ich glaube auch ohne Unbescheidenheit Ew. Durchlaucht mitteilen zu dürfen, daß Se. Hoheit der Herzog meine Erklärung nicht ungnädig aufgenommen hat, daß es mir nach Pflicht und Gewissen unmöglich sei, die mir zugedachte Stelle anzunehmen, und daß ich es jetzt als die geringere Ungunst betrachten würde, wenn Se. Hoheit mich quieszierten.

Minister: Ja — das ist so die Gewohnheit der Herren hier im Dienste; das ist sehr bequem, sogleich wenn ihnen eine Anordnung nicht gefällt, von Pension, Quieszierung u. dgl. zu reden. Ich bin aber ganz anderer Ansicht und werde darin einen ganz anderen Geist in die Herren Angestellten zu bringen wissen. Zu dieser Stelle brauche ich einen Katholiken und es ist nicht leicht, das versichere ich Sie, die geeignete Person zu finden. Ich sage Ihnen im voraus, daß, wenn Se. Hoheit keine andern Gründe haben, von meiner Seite Ihre Quieszierung nicht beantragt werden wird.

Gagern: Ich kann nicht erwarten, daß Ew. Durchlaucht eine Entschließung oder einen Bescheid mir sogleich erteilen, aber ich halte es für meine Pflicht, Ew. Durchlaucht meine Erklärung ebenso offen abzugeben, und ich tue dieses mit aller Ruhe und mit dem Bewußtsein, meine Existenz daran zu setzen.

Minister: Wieso, welche Existenz?

Gagern: Ich meine die Existenz im Dienste Sr. Hoheit des Herzogs. Ich hoffe, Ew. Durchlaucht haben keine meiner Äußerungen mißdeutet oder den Schritt mir übel ausgelegt; ich kann aber nicht anders.

Minister: Ich bitte sehr, es ist davon gar nicht die Rede; aber ich bin gewohnt, meine Ansicht offen zu sagen und den Leuten ins Gesicht, und Sie sehen, ich habe den Mut dazu.

Gagern: Das ist allerdings leicht in der Stellung Ew. Durchlaucht gegen mich, diesen Mut zu haben; etwas weniger leicht für mich, den meinigen beizubehalten."

Ruhig und gefaßt berichtete Gagern am 30. August seinem Landesherrn über die ihm seitens des Ministers zuteil gewordene Behandlung also:

„Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

„Nach den Befehlen Ew. Hoheit habe ich dem Herrn Staatsminister den Gegenstand meiner gestrigen Audienz mit schuldiger Dienstergebenheit vorgetragen. Ich habe mich überzeugt, daß, wenn bei Ew. Hoheit durch meine Ernennung zum Schulreferenten eine Ungnade nicht beabsichtigt wurde, bei dem Prinzen von Wittgenstein meine Vermuthung seiner Absichten vollkommen richtig war.

„Mein gnädigster Herr! Ich glaube nicht, daß es die Absicht Ew. Hoheit ist, in Höchstihren Diensten an höhern Stellen Leute zu haben, die eine solche Behandlung sich gefallen lassen, wie ich sie gestern von Seiten des Herrn Staatsministers erfahren, und die ich mit Fassung ertragen, die mir aber als Edelmann und als älterer Diener, der bereits vor 10 Jahren die Person seines Souveräns im Auslande zu vertreten die Ehre hatte, nicht zugemuthet werden durfte.

„Der Herr Staatsminister hat geglaubt, durch Verdrehung meiner Worte, beleidigende Suggestionen und selbst durch Einschüchterungen gegen mich zum Ziel zu kommen. Einzelne Wendungen, die ich mir sogleich nach der Audienz notirt, bin ich bereit Ew. Hoheit vorzulegen, aber es war vorzüglich der höhnische Ton, der die Unterredung charakterisirte. Durchlauchtigster Herr, ich glaube mit aller Ruhe an das eigene Gefühl Ew. Hoheit Berufung einlegen zu dürfen. Ich lege meine Sache einfach in Höchstihre Hände. Verfügen Ew. Hoheit ganz nach eigenem Ermessen. In tiefster Ehrfurcht verharrend,

M. v. Gagern."

30ten August.

Den Abschluß der dramatischen Verhandlungen bildete eine bewegte Audienz bei dem Herzog Adolf am 31. August 1854, die in nachstehender Weise verlief:

„Herzog: Man hat mir Ihren Brief überreicht und ich habe ihn gelesen — ich muß Ihnen aber sogleich sagen, daß ich den ganzen Vorgang mißbillige und den Zweck Ihres Briefes nicht einmal ganz verstehe; was wollten Sie eigentlich damit erreichen?

Gagern: Die Notizen, auf die er sich bezieht, Ew. Hoheit unterthänigst zu überreichen.

Herzog: Ich lege das Papier hierher und habe gar nicht nötig, es durchzugehen, um Ihnen im voraus zu sagen, daß nichts darin enthalten sein kann, was den Charakter des Prinzen Wittgenstein im Geringsten bei mir herabsetzen kann. Soll es eine Anklage gegen den Minister sein?

Was soll ich damit anfangen? Ich sage Ihnen auf das bestimmteste, daß Sie höchst unrecht haben und daß der Name des Prinzen viel zu hoch steht, als daß ihn eine Verdächtigung berühren könnte. Was können Sie also weiter damit wollen?

Gagern: Ich muß allerdings wünschen, daß Ew. Hoheit von dem Inhalt erst Kenntnis nehmen, um danach zu urteilen und über mich zu verfügen.

Herzog: Die Unterredung hat ohne Zeugen stattgefunden und Sie werden doch wohl wissen, daß, wenn ich den Prinzen darüber zu Bericht ziehe, in einer Dienstsache seine Aussage gelten muß. Ihr Brief ist in einem aufgeregten Zustande geschrieben, Sie waren auch gestern — oder war es vorgestern? und in der Audienz bei dem Prinzen aufgeregt und sind es noch. Sie haben sich selbst einmal eine Ungnade in den Kopf gesetzt. Sie glauben zurückgesetzt zu sein und haben in Ihrer Aufregung nicht darauf gehört, daß man Ihnen ausdrücklich das Gegenteil versichert hat.

Gagern: Ew. Hoheit, ich war nicht aufgeregt.

Herzog: Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht, ich unterbreche Sie auch nicht; lassen Sie mich ausreden. Wenn Ihnen der Prinz im Interesse des Dienstes seine Meinung sagte, so hätten Sie ihn ruhig anhören sollen.

Gagern: Das glaube ich vollkommen getan zu haben.

Herzog: Wie ich Ihnen schon sagte, es war durchaus von keiner Ungnade gegen Sie die Rede. Diese Referentenstelle ist eine sehr wichtige, eine Vertrauensstelle, auf deren gute Besetzung ich den größten Wert lege. Sie setzen bei dem Prinzen ganz fremdartige Motive voraus, die, wie ich bestimmt weiß, gar nicht vorhanden sind. Sie haben ihm auch nur von Elementarschulen gesprochen und deswegen in Ihrer Ernennung eine Herabsetzung gesehen. Es tut mir wirklich leid für Sie, daß Sie sich die Sache nicht ruhig überlegen wollen.

Gagern: Die Sache ist aber durch meine vorgestrige Unterredung mit dem Prinzen Wittgenstein wesentlich verändert; ich darf versichern, daß ich in dieser Unterredung ruhig war, den Prinzen bis zu Ende ruhig angehört und nur als Diener und im Interesse des Dienstes so ruhig angehört habe, daß ich mich nicht mit einem Worte vergessen und daß ich mich jetzt auch nur beschwere für die Ehre Ihres Dienstes; ich darf mich auf den Inhalt meiner Äußerungen, auf deren Bestätigung durch den Prinzen selbst berufen, der sicherlich nicht behaupten wird, daß ich aufgeregt und heftig gewesen sei, wie ich denn auch in diesem Augenblick glaube, ehrfurchtsvoll und ruhig vor Ew. Hoheit zu stehen.

Herzog: Es ist sehr leicht, aus einer längeren Konversation einzelne Worte und Wendungen herauszunehmen, man kann leicht so ein Wort mißverstehen, falsch auffassen und in einem andern Sinn wiedergeben. Ich kenne aber den Prinzen viel zu gut und weiß, daß er nichts gesagt haben

wird, worüber Sie sich in Ihrer Ehre gekränkt halten könnten oder was eine höhnische Absicht gehabt hätte, deshalb kann ich auf diese Notizen keinen Wert legen.

Gagern: Für den Ideengang und besonders für die unterstrichenen Worte bürge ich mit meiner Ehre; ich habe übrigens durchaus nichts dagegen zu erinnern, daß die Notizen, wie sie sind, dem Prinzen zur Bestätigung oder zum Widerspruche übergeben werden, sosehr ich dabei auch im Nachteil stehe, denn mehr als alles war der Ton dabei entscheidend und der ganze Eindruck, nach welchem ich mich sehr schwer über die Stimmung des Prinzen gegen mich täuschen konnte; ich berufe mich in meiner ungünstigen Lage dennoch wiederholt auf Ew. Hoheit eignes Gewissen.

Herzog: Sie haben auch in Ihrem Brief sich auf Ihren Charakter als Edelmann berufen; in dieser Eigenschaft begreife ich aber nicht, wie Sie es über sich gewinnen können, in der jetzigen Zeit konfessioneller Aufregung sich auf eine Linie zu stellen mit Menschen, die es wagen, von Verfolgung der katholischen Kirche in meinem Lande zu sprechen — nach den deutlichsten Beweisen von Versöhnlichkeit, die ich noch in neuester Zeit gegeben, — Menschen, die meine guten Intentionen absichtlich verkennen und meine toleranten Gesinnungen, von denen ich Ihnen persönlich früher einen Beweis gegeben habe, den Sie selbst sehr dankbar anerkennen mußten. Und da Sie doch eben vom Gewissen gesprochen haben, — so muß ich Sie doch fragen: Haben Sie nicht selbst noch in neuerer Zeit einmal ausdrücklich anerkannt, daß meine katholischen Untertanen alle Ursache hätten, mir dankbar zu sein für die milde Anwendung der mir zustehenden Hoheitsrechte?

Gagern: Jawohl, Ew. Hoheit.

Herzog: Es war in einem gewissen Spezialvotum zu den Akten bei der Regierung — ich habe mir dieselben Akten und andere geben lassen und kenne alles sehr genau, was darin steht.

Gagern: Ganz richtig, Hoheit! Es war allerdings das einzige Mal, daß uns im Kollegium eine Veranlassung gegeben wurde, unsere Überzeugung schriftlich auszusprechen.

Herzog: Ich begreife also nicht, wie Sie denselben Weg gehen mögen mit Leuten, die gewissenlos genug sind, die konfessionelle Aufregung von den Kanzeln zu predigen, in Hirtenbriefen und andern Aktenstücken zu verbreiten und revolutionäre Intriguen in verschiedenen Kreisen, die mir sehr wohl bekannt sind, zu unterhalten. Diese Partei säet den Unfrieden und hat sich besonders während der Landstände ein Geschäft daraus gemacht, den Prinzen zu verdächtigen und bei mir anzuschwärzen, was ihr jedoch sehr schlecht gelungen ist — sie erschwert in jeder Weise den Gang der Regierung und ich muß es sehr bedauern, daß auch Sie dazu gehören.

Gagern: Hoheit! Ich glaube, daß die eben vernommenen Bezeichnungen in keiner Weise auf mich passen; ich verstehe unter Partei eine organisierte Verbindung von Gleichgesinnten mit anerkannten Führern und Preßorganen — — —

(Unterbrechung durch die Meldung eines Brandes in Neudorf.)
ich glaube, daß dies alles wirklich auf mich gar nicht anwendbar ist; ich gehöre keiner Partei, habe keinerlei besondere Verbindungen oder Verpflichtung eingegangen, sondern stehe einfach auf dem Grund des katholischen Glaubens.

Herzog: Nennen Sie das, wie Sie wollen; ich glaube aber nicht, daß Sie als Edelmann Grundsätze billigen können, wie sie z. B. in einem Schreiben ausgesprochen sind von dem Domkapitular Schlenger an den Rezeptur-Akzessisten Münzel in der bewußten Exkommunikationssache — Sie werden es wohl ohnedies kennen, oder nicht?

Gagern: Ich kenne es nicht, Hoheit!

Herzog: Nicht? Ich will es Ihnen dann selbst holen . . . . . hier lesen Sie!

Gagern (nach langem Lesen): Das ist, wie ich glaube, die Lehre der katholischen Kirche vollkommen richtig ausgedrückt.

Herzog: Wenn das freilich Ihre Meinung ist, so habe ich nichts mehr zu sagen, als daß ich Männern, die sich zu solchen Grundsätzen bekennen, keinen Vertrauensposten übertragen kann. — Und wer soll denn Richter sein in zweifelhaften Fällen?

Gagern: Das eigene Gewissen.

Herzog: Dies war übrigens eine Abschweifung und ich kehre zur Sache zurück; — ich habe Ihnen aber doch noch zu sagen, daß ich bei meiner jüngsten Anwesenheit in Wien über dieses selbe Schreiben das Urteil eines ausgezeichneten Mannes gehört habe, der mit das größte Interesse an der religiösen Frage hier im Lande nimmt und der zu der strengen Richtung, in einem Wort zu den Ultramontanen zählt — ich kann den Namen nicht nennen — nun, dieser sehr hochstehende Mann war der Ansicht, daß mit solchen revolutionären Grundsätzen durchaus nicht zu regieren ist. Überhaupt aber ist man in Wien ganz anderer Ansicht über die Kirchenverhältnisse, als die hiesigen Katholiken glauben; und ebenso über die Gesinnungen des Prinzen Wittgenstein, die hier gar nicht richtig beurteilt werden. Es ist mir von verschiedenen Seiten und sogar von der höchsten Stelle, von S. M. dem Kaiser selbst, dazu Glück gewünscht worden, einen so ausgezeichneten Mann zu meinem Minister zu haben. Ich weiß wohl, daß man etwas darin findet, daß der Prinz in der Lebhaftigkeit als guter Gesellschafter zuweilen eine lustige Geschichte erzählt oder sich wohl einmal einen derben Spaß erlaubt; das liegt eben in seinem geistreichen Wesen und macht ihn nur amüsant und liebenswürdig. Bei

ernsten Gelegenheiten ist er aber in Prinzipien ebenso fest, als er sonst wohlwollend von Natur ist. Ich begreife also nicht, wie man hier seit seinem Eintritt in meinen Dienst versucht hat, eine ungünstige Meinung von ihm zu verbreiten. Sie scheinen den Prinzen auch gar nicht zu kennen.

Gagern: Ew. Hoheit wollen mir zu Gnaden halten, daß ich mir über den Charakter des Prinzen längst vor seinem Eintritt hier auf Grund bestimmter Tatsachen ein Urteil gebildet, welches ich noch habe, und es ist allerdings ungünstig.

Herzog: Der Prinz hat Ihnen gewiß über die Annahme der Stelle durchaus nur gesagt, was zur Sache gehörte. Sie müssen mir gestehen, daß es eine starke Prätension ist, die Herren jedesmal vorher erst zu fragen. Sie haben um Ihre Pension nachgesucht — es ist bei Ihnen aber doch gar keine Ursache dazu; Sie sind noch kräftig und können mit Ihren Eigenschaften noch etwas leisten, es kann also auch von Quieszierung nicht die Rede sein — (wiederholte Meldung des Brandes). Ich komme jetzt also zum Schlusse: Sie werden die Ihnen angewiesene Stelle einfach antreten, das erwarte ich von Ihnen.

Gagern: Ich glaube meine untertänigste Erklärung bereits ausgesprochen und die Entscheidung über meine Beschwerde, zugleich aber auch über meine Dienste unbedingt in die Hände Ew. Hoheit gelegt zu haben.

Herzog: Ich erwarte auf das bestimmteste, daß Sie Ihren Dienst antreten; ich kann auf Ihre Quieszierung jetzt nicht eingehen; ich frage Sie nur noch, was Sie wollen, daß ich mit dem Papier mache; wenn Sie verlangen, daß ich es lese, so muß ich den Prinzen darüber zu Bericht ziehen.

Gagern: Ich bitte darum, daß Ew. Hoheit davon Kenntnis nehmen, und ich wünsche, daß es dem Prinzen mitgeteilt werde; es kann ja ihm keinen Nachteil bringen, sofern Ew. Hoheit es für unmöglich halten, daß ein Unrecht auf seiner Seite sei. Aber die Stelle kann ich nicht antreten und lege wiederholt meine Dienste untertänig zu Füßen; nach allem, was vorgefallen, ist nicht nur von Quieszierung die Rede, sondern von einfacher Entlassung, um die ich untertänigst bitte.

Herzog: Das ist etwas Anderes freilich, wenn Sie glauben, nicht mehr dienen zu müssen.

Gagern: Mein gnädigster Herr! Ich habe keine freie Wahl, ich kann und darf für meine Ehre, für die Ehre Ihres Dienstes nicht anders handeln. Ew. Hoheit werden nicht glauben, daß ich mutwillig mich in eine so nachteilige Lage versetze, daß ich in meinen Jahren, ohne Verbindungen, ohne unabhängiges Vermögen, mit einer nicht starken Gesundheit, mit acht Kindern, deren Existenz in keiner Weise gesichert ist, einen solchen Schritt tun sollte ohne den stärksten Beweggrund. Ew. Hoheit wollen selbst entscheiden.

Herzog: Dann bedaure ich zwar Ihren Entschluß und es tut mir leid, einen ausgezeichneten und ergebenen Diener zu verlieren, aber ich muß die Sache den Dienstweg gehen lassen."

Gagern erhielt auf seine Beschwerde gegen den Minister am 2. September mündlich durch den Geheimrat Goetz, den Kabinettsdirektor des Herzogs, zwar nicht die Entscheidung, sondern die abermalige Aufforderung, die ihm zugedachte Stelle anzutreten; in diesem Falle würde seiner Beschwerde keine für Gagern nachteilige Folge gegeben werden. Da also, wie man vermuten mußte, der Herzog dem Minister die Beschwerde noch nicht hatte mitteilen lassen, bat Gagern nochmals darum, zugleich seine Dienste dem Souverän von neuem zu Füßen legend.

Am folgenden Tage kam Goetz mit der Eröffnung zu Gagern zurück, falls er die Schulstelle nicht antreten wolle, bleibe ihm nur die Einreichung seines Entlassungsgesuches übrig. Diesem Befehle entsprach Gagern noch an demselben 3. September. Er begleitete indessen sein offizielles Gesuch um Entlassung aus dem nassauischen Staatsdienst mit einem würdevollen Privatschreiben an den Herzog, das wörtlich lautet:

„Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog!

„Ew. Hoheit überreiche ich ein untertänigstes einfaches Entlassungsgesuch mit gewohnter Ehrfurcht. Ich thue dies, nicht weil ich die Folgen, die meiner Beschwerde gegen den Prinzen Wittgenstein gegeben werden könnten, für mich irgend scheue, sondern um Ew. Hoheit einen neuen Beweis meiner Ergebenheit gegen Höchstihre Person zu geben. Wenn es Ew. Hoheit möglich ist, sich in die Seele eines sorgenvollen, aber in seiner Ehre gekränkten Unterthanen einen Augenblick zu versetzen, so mögen Höchstdieselben statt seiner die Bitte, die er in solcher Lage zu thun hat, selbst formuliren und dann mit dem in Ihre Hände gelegten Entlassungsgesuch nach eigenem Höchsten Pflichtgefühl handeln. Nur die eine unterthänigste Erklärung halten Ew. Hoheit mir noch zu Gnaden, daß ich nach diesem Schritt, den ich aus Dankbarkeit und Liebe gegen Ew. Hoheit thue, eine Quiescirung auch nachträglich nicht mehr annehmen darf. Ich erinnere mich an diesem Abend des Postscriptums eines meiner Berichte aus Berlin, ich glaube vom 23. oder 24. März 1848, und verharre in tiefster Ehrfurcht

M. v. Gagern.

Wiesbaden, den 3ten Oktober 1854."

Auf diese beiden Schriftstücke bekam Gagern am 6. September durch Geheimrat Goetz den schriftlichen Bescheid, das direkt an höchster Stelle eingereichte Entlassungsgesuch werde dem Staatsministerium zum alsbaldigen Vortrag beim Landesherrn zugehen; den eingeschlagenen Weg habe ihm

dieser übrigens bezeichnen lassen, um auf die Interessen seiner Familie Rücksicht nehmen zu können. —

Trotzdem erging, nachdem dies geschehen, namens des Präsidenten der Ministerialabteilung des Innern, Christian Faber, durch den Geheimen Regierungsrat Gießе eine mündliche Anfrage an Gagern, ob er die Schulstelle nicht doch noch annehmen wolle.

Dieser erwiderte, solange ihm über eine bei dem Landesherrn erhobene und nur diesem bekannte Beschwerde der Mund geschlossen sei, er den Präsidenten bitten müsse, auf diesen Umstand in seinem Vortrage einfach Bezug zu nehmen.

Gagern begab sich nun mit Urlaub nach Hornau, wo er am 6. Oktober sein vom 15. September datiertes Entlassungsdekret erhielt.

Am folgenden Tage beklagte sich Gagern in einem Schreiben an den Herzog, daß dieser für die seiner Beschwerde gegen Wittgenstein zugrunde liegenden Tatsachen nicht einmal ein Wort des Bedauerns übrig habe. Zugleich hebt er hervor, daß er in der einfachen Entlassung nicht die ihm in Aussicht gestellte Rücksichtnahme auf seine Familie erblicken könne. „Eine Begnadigung," betont er, „kann ich in Wahrheit nicht verdanken, wo ein Vergehen nicht vorliegt. Habe ich zur Anbringung meiner Beschwerde einen außergewöhnlichen Weg gewählt, so war es der einzige, der mir zu Gebot stand, und wenn er auch gewagt erschien, so konnten die Folgen kaum nachtheiliger werden als jetzt. Jetzt, da ich nicht weiß, ob die Beschwerde dem Herrn Staats-Minister bekannt geworden ist oder nicht, halte ich mich zur Mittheilung des Herganges ihm gegenüber verpflichtet und ich erfülle diese Pflicht so bald möglich.[1]) Ew. Hoheit bedaure ich im höchsten Grade mit dieser Angelegenheit noch einmal behelligt haben zu müssen, aber Höchstdieselben können mich in diesem letzten Schritte nicht mißverstehen. In dem ganzen für mich so traurigen Hergange hat nichts mich so tief geschmerzt, als daß Ew. Hoheit mir, trotz wiederholter Bitten, einen bestimmten Grund der Ungnade, gegen welchen ich mich hätte vertheidigen können, nicht ausgesprochen haben und daß Höchstdieselben es nicht der Mühe werth geachtet haben, die persönlichen Verhältnisse irgend näher aufzuklären, welche mit der vorliegenden Entlassungssache zusammenhängen, und einen Diener, der Höchstdenselben in wichtigen Zeiten einst nahe gestanden, nach seiner Ueberzeugung zur Ent-

[1]) Das betreffende, sehr ausführliche Schreiben, datiert Hornau, d. 8. Oktober 1854, ist von der höchsten Loyalität und Offenheit durchdrungen. Die Darlegung des oben geschilderten Hergangs begründet Gagern damit, er habe die Meinung nicht aufkommen lassen wollen, „als hätte er seine Ansprüche aus dem herzoglichen Zivildienste und seine Existenz wie die der Seinigen willkürlich oder auch nur freiwillig aufgegeben"; auch wünsche er nicht, daß „Se. Durchlaucht die Meinung hege, als hätte er gegen Dieselben eine unbesonnene und heimliche Anklage erhoben".

lassung moralisch genöthigt haben. Was die ungnädigen Äußerungen betrifft, welche Ew. Hoheit in der 2ten Audienz, am 31ten August, in Betreff der kirchlichen Verhältnisse gegen mich gerichtet haben, so können dieselben, das einzige Special-Votum ausgenommen, nur auf unbegründeten Berichten beruhen. Meine katholische Ueberzeugung habe ich niemals verleugnet. Ich würde sie aber verleugnen, wenn ich nicht auch heute und für immer in dankbarer Ergebenheit und tiefster Ehrfurcht verharrte

Ew. Hoheit unterthänigster

M. v. Gagern.

Hornau den 7. Oktober 1854."

Obgleich Gagern nun „mit seiner Gattin und einer zahlreichen Kinderschar, nachdem er Beruf und Broterwerb seiner religiösen Überzeugung geopfert hatte, in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen einer voraussichtlich düstern und schwankenden Zukunft gegenüberstand", empfand er doch seine Entlassung als Erlösung „aus hartem Druck".[1]) Er zog sich auf das 1852 übernommene Familiengut Hornau zurück, in dessen Bewirtschaftung er sich versuchte. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit einem Werke der Pietät, mit der Lebensgeschichte seines unvergeßlichen Bruders Fritz. Die Lösung seiner Beziehungen zum Hofe war eine so vollständige, daß er dem Herzog Adolf in der Folge auch seinen Kammerherrnschlüssel zurückstellen ließ.

Allgemein war das Bedauern in Nassau über Gagerns Austritt aus dem Staatsdienst und die ihm zuteil gewordene Behandlung. Selbst die Stiefmutter des Herzogs bedauerte den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes. Der ehemalige Minister von Dungern aber sagte dem Herzoge, die treuen Diener wollen anders behandelt sein.

Hoch wie niedrig bezeugten Gagern ihre Teilnahme. „Ihre Resignation," schrieb ihm der in Schaumburg residierende Erzherzog Stephan, „ist ein Verlust für das Land, das nun einen Ehrenmann weniger unter seinen Beamten zählt, der den Beweis der Richtigkeit dieses Ausspruches eben durch den Schritt geliefert hat, zu dem er sich bemüßigt sah! — Nach Allem, was ich hörte, konnten Sie nicht anders handeln, als Sie gethan, aber dennoch beklage ich es! — Möge recht bald die Zeit kommen, wo man Ihre Dienste, Ihre Talente erneut in Anspruch nehmen, sich überzeugen wird, daß solche Lücken nicht eintreten dürfen, will man sich das Vertrauen im Lande erhalten wissen! — Sosehr ich Ihre Absicht ehre, da sie auch für den Augenblick die einzig durchführbare ist — daß Sie in Hornau, fern dem Weltgetriebe, für Ihre Kinder und die Oekonomie leben wollen, — so kann ich doch nur wünschen, daß diese idyllische Ruhe nicht lange dauere!"

[1]) Siehe v. Pacher in der „Allgem. deutschen Biographie" a. a. O.

Der ehemalige Minister Graf Walderdorff betont am 30. Oktober, er habe schon vor dem offiziellen Bekanntwerden der Ernennung Gagerns zum Schulreferenten diese Maßregel „als eine dreifache Ironie" — auf den Betroffenen, auf alle nassauischen Katholiken und auf die Stelle selbst — zurückgewiesen und hervorgehoben, daß ein Ehrenmann solches nicht über sich würde ergehen lassen. „Ich habe," fährt Walderdorff fort, „dafür gesorgt, daß diese meine Ansicht S. H. dem Herzog bekannt geworden ist." Am Schlusse seines schönen Schreibens bemerkt der ehemalige Vorgesetzte Gagerns: „Das Bewußtsein, redlich seine Pflicht erfüllt zu haben, ist ein Kleinod, das einem durch Nichts geraubt werden kann."

Wie dem Grafen Walderdorff so hatte Gagern auch seinen Freunden in Limburg alle auf seine Entlassung bezüglichen Akten vorgelegt. „Ihre ganze Haltung so schweren Versuchen gegenüber," schrieb ihm darauf Domkapitular Diehl am 15. September, „hat mich in der Seele gefreut. Wir Katholiken im Lande sind um einen großen Schritt in der Kenntnis unserer eigentlichen Lage weiter gekommen; für Sie aber, verehrter Freund, war diese Mißhandlung, das bin ich überzeugt, ein Glück. Schon die Probe, die Sie dabei bestanden, wird der Herr die Quelle einer guten Zukunft für Sie und die Ihrigen werden lassen. Mag auch die zeitliche Noth für Sie noch größer werden — je größer diese, desto näher die Hilfe von Oben. In solchen Situationen ist es so tröstlich zu wissen, daß Gott, ohne dessen Wissen und Willen kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, Dinge, wie Sie sie erleben gemußt, nur zuläßt aus Liebe. — Betrachtet man die unaussprechliche Erbärmlichkeit, die sich in unsern Kleinstaaten, in dem Nassauischen zumal, jetzt wieder so breit macht, dann thut es Einem fast wohl, wenn man das Ungewitter am Horizonte sieht, weil man glaubt, hoffen zu dürfen, daß dadurch unserer entsetzlichen Wirtschaft ein Ende bereitet werde. Dominus providebit."

Moritz Lieber schrieb Gagern nach Kenntnisnahme der einschlägigen Aktenstücke am 18. Oktober 1854: „Wer draußen steht, der könnte wohl einen Augenblick versucht sein zu fragen: war es denn nicht wirklich eine in der besten Intention Dir zugedachte Vertrauensstelle und hast nicht Du getrübten Blickes der Sache eine Auffassung geliehen, die der Realität zuwider ist? — Wer aber Personen und Zustände in etwa kennt und den besonderen Zeitläuften nicht fremd ist, der wird nicht im Unklaren sein über das, was man gewollt; und wie schmerzlich die Teilnahme ist und sein muß, mit welcher ich den Her- und Ausgang der Sache beklage: des bin ich überzeugt, daß Du als Ehrenmann nicht anders handeln konntest."

Am meisten Freude bereitete Gagern wohl ein Schreiben seines hochverehrten Freundes, des Limburger Bischofs Blum, vom 26. Oktober, in dem es heißt: „Ich billige Ihre Handlungsweise vollkommen; sie ist ebenso

edel als eines Christen, eines treuen Sohnes der katholischen Kirche würdig. Das Verfahren, welches man gegen Sie eingeschlagen hat, kann ich nur tief beklagen.

„Sie sind allerdings sehr schwer und empfindlich heimgesucht; übrigens ist Ihnen unter den Leiden und Bedrängnissen Ihrer dermaligen Lage doch auch ein reicher Quell des süßesten Trostes eröffnet in dem Bewußtsein, daß Sie um der Gerechtigkeit willen, wegen Ihrer katholischen Gesinnung, wegen des männlich entschiedenen Bekenntnisses des Glaubens dulden und daher mit demüthigem Vertrauen auf die Erfüllung der Verheißung unseres göttlichen Erlösers hoffen dürfen: ‚Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unrecht wider euch reden, um meines Namens willen; freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel!' —

„Der Herr führt Sie überhaupt seit geraumer Zeit auf einem dornenvollen Wege; allein es ist der Weg, den Er selbst mit Seinem göttlichen Blute bezeichnet, den er Seine geliebtesten Kinder alle hat wandeln lassen; Er führt Sie denselben, weil Ihre Seele Ihm wohlgefällig, weil Er Sie mehr und mehr läutern und, losgeschält von allem Irdischen, mit Seiner heiligen Liebe begnadigen, mit Seinem göttlichen Herzen vereinigen will.

„Ich bin überzeugt, daß Sie es an treuer Mitwirkung nicht fehlen lassen, damit diese liebreiche Absicht Gottes vollkommen in Ihnen erfüllt werde; und mit Rücksicht darauf darf ich Sie wohl glücklich preisen ob der Prüfungen, die der Herr Ihnen als ebensoviele Beweise seiner Liebe zusendet. Dabei wünsche ich übrigens gleichwohl auf das Lebhafteste und bete von ganzem Herzen darum, daß es Ihm gefallen möge, Ihre dermalige äußere Bedrängnis abzukürzen und Ihnen bald wieder einen Wirkungskreis zu gewähren, wo Sie, frei von Sorgen, Seine Ehre mit dem Schatze Ihrer Gaben und Kenntnisse in anderer Weise fördern können."

Zwölftes Kapitel.

Berufung nach Wien. Österreichischer Staatsdienst. 1855—1873.

Während des Winters von 1855 auf 1856 war Gagern in Hornau eifrig mit der Biographie seines Bruders Fritz beschäftigt. Mitten in dieser Arbeit erhielt er von seinem alten belgischen Freunde Conway, damals Intendant der Zivilliste König Leopolds I., ein Schreiben folgenden Inhalts: Der König habe von Gagerns Entlassung und seinem Rückzug auf die Scholle vernommen, Seine Majestät finde jedoch, daß er dazu noch zu jung und zu brauchbar wäre und sei daher der Ansicht, er müsse wieder in einen Staatsdienst treten. Gagern antwortete sehr kühl: Seine Majestät sei sehr gnädig, jedoch wisse er nicht, wie er den erteilten Rat ausführen könne; er habe nirgends einen Anspruch und zudem sei der Name Gagern dermalen wohl bei keiner deutschen Regierung eine Empfehlung.

König Leopold ließ jedoch den einmal gefaßten Plan nicht fallen. Gagern erhielt bald von seinem Freunde in Brüssel die Nachricht, der Herrscher Belgiens habe die Angelegenheit zur eigenen gemacht und bei Seiner kaiserlichen Majestät von Österreich Fürsprache zu seinen Gunsten eingelegt. Darauf wandte sich Gagern auf den Rat seines Freundes Ludwig von Biegeleben[1]) mit nachfolgendem Schreiben an den damaligen österreichischen Minister des Auswärtigen, Grafen Buol-Schauenstein: „Hochgeborener Graf! Dem gegenwärtigen ehrfurchtsvollen Schreiben an Ew. Excellenz sind, wie ich hoffen darf, zwei Handschreiben Seiner Majestät des Königs von Belgien zu meinen Gunsten zuvorgekommen; denn ohne die Aufmunterung dieses hohen Herrn und Fürsten, ohne solche mir zugesagte Empfehlung an den Allerhöchsten Thron müßte ich befürchten, daß Seine Majestät der Kaiser das untertänigste Dienstgesuch für einen Namen, welcher Allerhöchstdemselben früher vielleicht von ungünstiger Seite bekannt geworden ist, auch jetzt mit Abneigung vernehmen würden.

„Aber bei Ew. Excellenz persönlich bedarf ich wohl nicht weniger einer Bürgschaft und ich würde kaum wissen, welche Einzelheiten ich nicht sogleich hier berühren müßte, wenn es mir nicht verstattet wäre, in Hoch-

[1]) Schreiben, dat. Wien 1885, März 5.

deren naher Umgebung einen Bürgen zu nennen, der, sobald der Name kein unüberwindliches Hindernis bildet, jene Last und Verantwortung gerne übernehmen wird. Herr von Biegeleben ist im Stande, Ew. Excellenz über meinen Charakter und meine Gesinnungen Auskunft zu geben; er kann besser als ich beurteilen, in welcher Tätigkeit ich vielleicht fähig wäre, dem Kaiserstaate nützlich zu dienen. Auf ihn darf ich auch zur Erklärung alles dessen mich berufen, was aus früheren bewegten Zeiten einer Verantwortung bedürfen möchte; er findet in Ihnen, hochgeborener Graf, gewiß auch zu meinen Gunsten einen nachsichtigen und kundigen Richter, denn Ew. Excellenz kennen aus eigner rauher Erfahrung die schwierigen Verhältnisse der kleinen souveränen deutschen Höfe. In Hinsicht meiner Nassauischen Dienstverhältnisse war ich in der Lage, bei meinem Rücktritt vor wenigen Monaten ohne Besorgnis einer Widerlegung daran erinnern zu dürfen, daß für alles, was zu gefahrvoller Zeit im Nassauischen Interesse selbständig von mir irgend Wichtiges geschrieben oder getan worden, ich so glücklich sei, die Billigung Seiner Hoheit des Herzogs eigenhändig zu besitzen. Die neueren Verhältnisse der oberrheinischen Kirchenprovinz sind Ew. Excellenz bekannt; ich darf über meinen Rücktritt wohl einfach das Urteil des Herrn Grafen von Walderdorff erwähnen, daß ich nach den Erwartungen aller angesehenen Katholiken des Herzogtums Nassau gar nicht anders handeln konnte.

„Seit sechs Monaten lebe ich nun mit den Meinigen zurückgezogen auf meinem kleinen Landgute zu Hornau, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt, ohne das Bedürfnis und ohne den Ehrgeiz einer glänzenderen äußern Stellung.

„Wenn es mir jedoch vergönnt wäre, auf dem Wege, welchen die kaiserliche Regierung in den deutschen Angelegenheiten verfolgt, alle Widmung und Kraft, deren ich fähig bin, unter den Befehlen Ew. Excellenz einzusetzen, so würde ich mich glücklich schätzen, zugleich eine Zukunft und ein Vaterland für meine Kinder zu erwerben, von welchen der älteste als Kadett um Aufnahme in ein kaiserliches Regiment bereits nachgesucht hat.

„Sollten Ew. Excellenz urteilen, daß mein untertäniges Gesuch einer Erwägung nicht unwert sei, so wollen Hochdieselben zu jeder Stunde über mich verfügen und schon jetzt mit Güte den Ausdruck tiefster Dankbarkeit und Verehrung genehmigen, mit welcher ich ehrfurchtsvoll verharre,

hochgeborener Graf,

Ew. Excellenz

untertänigster Diener

Hornau, den 15. März 1855."[1]) Max von Gagern.

[1]) Von der Erklärung, die nach Poschinger (Unter Friedrich Wilhelm IV. Die Denkwürdigkeiten des Ministers von Manteuffel III, 43) Gagern mit Hilfe seines Bruders Heinrich abgegeben haben soll des Inhalts, daß er den ihm mit dem Bruder gemeinsamen

Inzwischen war Ludwig von Biegeleben, der seit 1848 mit Heinrich und Max von Gagern befreundet war, eifrig tätig, die einer Berufung des letzteren nach Österreich entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Die Gewinnung einer solchen Kraft erschien ihm von der höchsten Bedeutung für den Kaiserstaat. Biegeleben drang mit seiner Absicht durch.

In seiner Antwort vom 17. April lud Graf Buol Gagern ein, nach Wien zu kommen, um sich vorzustellen und näheres über seine Zukunft zu vernehmen.

Gagerns Überraschung und Dankbarkeit wurden noch gesteigert, als er in Wien erfuhr, daß seine Ernennung zum Ministerialrat im außerordentlichen Dienste des Ministeriums des kaiserlichen Hauses und des Äußern beschlossene Sache sei. Am 14. Mai erfolgte die kaiserliche Entschließung mit dem Beisatze, daß, wenn sich zu seiner Verwendung in einem seinen Fähigkeiten angemessenen ordentlichen Dienstzweige die Gelegenheit ergeben sollte, er dieser Bestimmung Folge zu leisten habe. Der Gehalt wurde auf 4000 Gulden und 600 Gulden Quartiergeld festgesetzt. Von dieser allerhöchsten Entschließung wurde Gagern durch den Grafen Buol am 17. Mai benachrichtigt. Am 23. Mai wurde er beeidigt. Nach einem Urlaub, den er zur Auflösung seines früheren Untertanenverhältnisses und zur Ordnung seiner Familienangelegenheiten in Hornau benutzte, trat er den Dienst in Wien an.

Böhmer hatte einst, die Zukunft gleichsam vorausahnend, während der ersten Anwesenheit Gagerns in Wien geschrieben, er gönne seinem Freunde einen recht edlen Fürsten zum Herrn.[1]) Dieser Wunsch ging durch die Berufung zu einer wichtigen und ehrenvollen Stellung im kaiserlich österreichischen Dienste in Erfüllung.

Welche Hoffnungen man auf Gagern setzte, erhellt aus den eigenhändigen Gratulationsbriefen, welche die Erzherzoge Stephan und Johann an ihn richteten. Ersterer betonte in einem Schreiben vom 8. Juni 1855,

---

politischen Überzeugungen und dem mit dem Familiennamen verwebten Streben für Deutschlands Geschicke, wenn auch unter anderer Form, unwandelbar treu sein werde und daß er die Wiener Stelle nur annehme, wenn ihm dieses nicht unmöglich gemacht werde, findet sich in seinem Nachlasse keine Spur. Es ist an und für sich wenig wahrscheinlich, daß er in seiner damaligen ungünstigen Lage eine solche Bedingung, die praktisch sehr wenig Wert hatte, gemacht habe. Ebenso dürfte der Minister Buol schwerlich hierauf eingegangen sein. Georg Kaufmann, Allgemeine deutsche Biographie (XLIX, 673), erhebt deshalb mit Recht Zweifel, ob die Erzählung bei Poschinger genau sei, indem er betont, daß hierüber der literarische Nachlaß Heinrichs v. Gagern Aufklärung bringen könnte. Diese Papiere waren mir nicht zugänglich, da deren Verwertung von anderer Seite beabsichtigt wird. Nachträglich sehe ich noch, daß auch L. von Gerlach in seinen Denkwürdigkeiten (II 330) die ganze Erzählung von der Erklärung Gagerns und der Billigung derselben durch Buol sofort als unwahrscheinlich bezeichnete.

[1]) Janssen II, 336.

daß das österreichische Ministerium durch seine Berufung eine gute Wahl getroffen. „Möge Ihr Glück nun von Bestand sein und Ihnen hierdurch manche bittere Erfahrung verwischt werden, die dennoch nicht im Stande war, Ihre Liebe für Ihr altes Vaterland zu schwächen — möge es Ihnen in Ihrem neuen recht wohl ergehen! Österreich, mein geliebtes Vaterland, ist das Land dazu, in dem man sich gar bald heimisch fühlt, und für Ihre zahlreiche Familie jedenfalls weit mehr Chancen für ihre Erziehung als wie in Nassau oder einem andern Teile Deutschlands."

In der aus Graz, den 23. Juni 1855 datierten Gratulation des einstigen Reichsverwesers heißt es:

„Sie gehören nunmehr einem Staate an, welcher leider zu wenig gekannt und nur zu oft verkannt wurde. Oesterreich wird infolge seiner von jeder selbstsüchtigen Vergrößerung freien, redlichen Politik zu jenem Ansehen und Vertrauen gelangen, welches es verdient. Unter der Führung unseres jugendlichen Kaisers, auf welchem alle unsere Hoffnungen ruhen, voll innerer Kraft und Mäßigung, wird Oesterreich ein Damm gegen jede Anmaßung sowohl als gegen die nie ruhende Umsturz-Partei sein, die letzten Jahre haben dieses bewiesen. In vorgerückten Jahren lebt man in den Erinnerungen der Vergangenheit, folglich auch der Männer, welche derselben angehören, und gedenket vorzüglich jener, die so wie Ihr Vater mir durch eine Reihe von Jahren bewiesene unveränderliche Gesinnung werth geworden sind. Mögen was immer für Ansichten und Urtheile über jene, welche dem Reichsverweser nahe standen, ausgesprochen worden sein, so seien Sie überzeugt, daß derselbe die Lage und Verhältnisse zu würdigen wußte, in welchen dieselben sich befanden, daher auch jene der Söhne meines alten Freundes! Wenn ich mich einestheils über die neue Laufbahn, welche Sie nunmehr betreten werden, freue, so hege ich auch den Wunsch, daß es Ihrem Bruder Heinrich recht wohl gehen möge. Es wird mich freuen, Sie zu sehen, dann läßt sich über die Vergangenheit und Zukunft eines Volkes sprechen, welches uns allen theuer ist. Dies aber kann ich Sie versichern, daß Sie den gewesenen Reichsverweser in seinen Gesinnungen unverändert finden werden.

Ihr aufrichtigster

Johann."

Der scharfblickende preußische Schulmann Gerd Eilers hatte bereits im Jahre 1835 eine so viel versprechende Kraft wie Gagern für den Dienst seines Staates zu gewinnen versucht. Er riet Gagern damals, sich nicht in Bonn, sondern in Berlin zu habilitieren. „Wie die Dinge nun einmal sind und sein müssen," schrieb er (datiert Koblenz, den 14. Januar 1835), „wird Ihnen dort Ihr Name eher förderlich als hinderlich sein, und Ihre gesellige Verbindung sich so gestalten, daß Sie den unsäglichen

Jämmerlichkeiten der gelehrten Welt entgehen. Auch halte ich es noch nicht für so abgemacht, daß Sie sich dem Lehrstande für immer widmen werden, sondern betrachte vielmehr diesen Schritt als einen Übergang zu höherem politischen Leben. Preußen ist das Herz und die Kraft Deutschlands. Alle wahren Interessen der Nation werden hier empfunden und der Entwicklung verständig und mäßig entgegengeführt. Es wäre leicht möglich, daß sich Ihnen in Berlin mit der Zeit ein Wirkungskreis darböte, der Ihrem Leben eine höhere Bedeutung gäbe, als es auf dem rein theoretischen Wege haben kann."

Zwanzig Jahre später, bei Neubesetzung der im Herbst 1853 durch den Weggang Aschbachs erledigten Bonner Geschichtsprofessur, bot sich eine gute Gelegenheit, Gagern, der sich inzwischen offen für die preußische Hegemonie in Deutschland eingesetzt hatte und der gern nach Bonn gegangen wäre, einen passenden Wirkungskreis zu verleihen. Heinrich von Gagern bat damals den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel, die Kandidatur seines Bruders zu unterstützen, und erinnerte bei dieser Gelegenheit daran, daß Max von Gagern Urheber, Führer und Wortführer jener Mission der süddeutschen Staaten gewesen sei, die Preußens König die Leitung der deutschen Geschicke zu verschaffen versuchte. Allein das Unterrichtsministerium in Berlin wollte ebenso wie Dahlmann in Bonn keinen Konvertiten.[1]) Wie schon so oft so verhinderte auch jetzt die tiefgewurzelte Abneigung gegen überzeugungstreue Katholiken die preußische Unterrichtsverwaltung, den eigenen Vorteil wahrzunehmen. Die Gagern günstigen Bemühungen des katholischen Geheimrats Aulicke drangen nicht durch.[2]) Von keinem geringeren als von Treitschke rührt die Klage her: „Dahlmanns Strenge verschuldete es, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht nach Bonn berufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient."[3])

Während Dahlmann und die Herren in Berlin unter Schädigung der eigenen Interessen Gagern nach Österreich ziehen ließen, handelte Böhmer von seinem Standpunkte aus nur konsequent, indem er sich gänzlich von Gagern lossagte. Noch am 19. Juli 1847 hatte er Gagern, seinem „verehrtesten Freunde" geschrieben, daß er ihm „gesinnungsverwandter sei als seine ganze übrige Umgebung". Nachdem sich aber Gagern an der „unsauberen Kaisermacherei", wie Böhmer zu sagen pflegte, beteiligt, brach der Frankfurter Bibliothekar jeden Verkehr mit ihm ab.[4]) Alle späteren

[1]) Vgl. Jung, J. Ficker, Innsbruck 1907, 196 ff.

[2]) Vgl. die Schreiben Aulickes an Gagern d. d. Berlin 1854, Januar 27. und April 12.

[3]) Treitschke, hist. und polit. Aufsätze I (1864) 431.

[4]) Das letzte Schreiben Böhmers an Gagern ist datiert vom 5. April 1848 und betrifft die Lieferung von Gesetzessammlungen aus der Frankfurter Bibliothek. Die Beiden sahen sich zunächst nur mehr selten (Janssen II, 515), dann gar nicht mehr.

Versuche einer Aussöhnung waren vergeblich; nicht einmal zum Tode seines Vaters, den Gagern Böhmer anzeigte, kondolierte ihm dieser. Auch der Übergang Gagerns in österreichische Dienste und damit ins großdeutsche Lager änderte hieran nichts.

Ende September 1855 siedelte Gagern mit seiner Familie nach Wien über. Bevor er die geliebte Heimat verließ, bestieg er noch einmal den Staufen, an den sich für ihn so viele Erinnerungen knüpften. In Wien wohnte er zunächst in der inneren Stadt, dann aber zog er nach der Wieden (Heugasse 4); dort kam ihm ein schöner Garten besonders für seine Kinder sehr zu statten; später erwarb er ein eigenes Haus, zuerst in der unteren Alleegasse, dann ein anderes in der Salmgasse.

Gagern folgte dem Rufe nach Österreich um so freudiger, weil die Monarchie damals noch im ganzen Gebiete des alten Reiches als der Hort der konservativen Interessen galt. In Wien fühlte er sich sehr bald heimisch, wenn auch seine Stellung im Ministerium des Äußern anfangs eine schwierige war. Er konnte allerdings darauf hinweisen, daß er im Jahre 1848 bis 1850 *nicht ohne Bedenken* die Politik seines Bruders Heinrich unterstützt hatte. Allein die Tatsache, daß er damals für die preußische Spitze gearbeitet, konnte damit nicht aus der Welt geschafft werden. Obwohl er keinen Zweifel darüber ließ, daß er loyal alle Konsequenzen aus der österreichischen Staatsstellung ziehe und daß er voll Eifer für den Dienst seines kaiserlichen Herrn sei, konnte doch Minister Buol die einstige Rolle Gagerns nicht vergessen. Er zeigte ihm anfangs so wenig Vertrauen, daß er fast ein Jahr lang nichts zu tun hatte. Gagerns feinfühliges Gemüt konnte dies auf die Dauer nicht ertragen. Er bat um eine Audienz bei dem Minister, der als echter Kavalier von der Offenheit seiner Sprache gewonnen, ihm nun Vertrauen schenkte und bewies.

Auch sonst fand Gagern bald in Wien bei bedeutenden Männern Vertrauen und Freundschaft. Im Ministerium des Äußern waren es vor allen der edle und feingebildete Baron Ludwig von Biegeleben und Baron Otto von Meysenbug, die als überzeugungstreue Katholiken den Konvertiten freudigst willkommen hießen. Nicht minder war dies der Fall bei Bernhard Ritter von Meyer, der 1852 noch unter dem Ministerium Felix Schwarzenberg als Rat im Ministerium des Innern in österreichischen Staatsdienst getreten war, sowie bei dem ausgezeichneten Unterrichtsminister Grafen Leo Thun. Von den Wiener Gelehrten standen Gagern am nächsten die Professoren Arndts und Phillips sowie der Geschichtschreiber Hurter. Sehr freundlich aufgenommen wurde er auch von dem alten Fürsten Metternich, bei dem er von früher her in gutem Angedenken stand. Der Fürst erzählte ihm manches Interessante aus seinem Leben, so unter anderm wie von Jugend auf nicht Politik, sondern Naturkunde sein ersehnter Beruf gewesen; wie aber in jedem kritischen Abschnitte seiner großen politischen

Laufbahn — so oft er schon glaubte, mit Anstand sich zurückziehen und seinem idealen Lebenszwecke ganz widmen zu dürfen — jedesmal Kaiser Franz ihn zurückgehalten und für eine neue, immer schwierigere Aufgabe bei Ehre und Pflicht in Anspruch genommen habe. „In derselben Unterhaltung," berichtet Gagern, „kam aber auch die Rede auf deutsche Nationalität, auf den Begriff eines einheitlichen Deutschland — den der Fürst ebenso wie bei Italien auch nur als einen geographischen zu betrachten schien — und er selbst berührte dann die Frage, ob es beim Wiener Kongreß 1815 noch möglich gewesen sei, die deutsche Kaiserkrone zu erneuern? Da für diesen Gedanken doch beim Kongreß selbst der preußische Stein und als Nassauer und Niederländer auch mein eigener Vater eingetreten waren, so wagte ich daran zu erinnern, daß damals doch noch achtbare Faktoren für die Schaffung einer erneuerten einheitlicheren Form als die des bloßen Bundes müßten vorhanden gewesen sein, wenn auch nicht unter den gekrönten Häuptern; — es lebe ja noch (in dem Augenblicke der Unterredung 1855) die erlauchte Witwe des letzten Kaisers, der in seiner Wahlkapitulation vor der Krönung gelobt hatte, so viel an ihm war, ‚die deutsche Nation bei ihrem Stand und Wesen zu erhalten'. Da erhob der greise Fürst mit Lebhaftigkeit die Stimme zu einer Aufzählung der Haupthindernisse einer Wiederbelebung der alten Formen und — nach einer warmen Schilderung der Ermüdung aller Völker Österreichs, die so oft ganz allein die Waffen aufgenommen für das alte deutsche Reich — schloß er mit den Worten: ‚Nüchtern bin ich geboren und nüchtern bin ich immer geblieben! Ich bitte Sie, nur keinen Roman!'"[1])

Auch am Kaiserhofe lernte man bald die ausgezeichneten Fähigkeiten Gagerns kennen und schätzen. Als sich im Jahre 1857 der Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, um die Hand der belgischen Prinzessin Marie Charlotte bewarb, sprach König Leopold den Wunsch aus, daß Gagern die Verhandlungen über den Heiratsvertrag führe. Gagern erledigte sich dieser delikaten Mission, die einen neuen Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt bedingte, zur beiderseitigen Zufriedenheit. Manche seiner Freunde hegten damals schon die stille Hoffnung, eines Tages seine Ernennung zum österreichischen Gesandten in Brüssel in der Zeitung zu finden. „Österreich," schrieb ihm Karl Mathy am 11. April 1858 aus Gotha, „hätte keinen bessern haben können und Dir wäre — ni fallor — ebenfalls damit gedient gewesen. Inzwischen . . . Du bist in dem deutschen Pe-King geblieben; ich aber habe das deutsche Nan-King verlassen, um hier in Gotha zu siedeln, wo man über die Lückenhaftigkeit der deutschen Einheit ein gottloses Vergnügen zu empfinden in Versuchung gerät. — Hier wird man täglich mehr veranlaßt, sich mit dem Gedanken an folgenden möglichen

[1]) „Jugenderinnerungen" S. 4.

Fall vertraut zu machen: Die französischen Zustände unter Civil und Militärdienst drängen Napoléon III., wenn er das Licht der Sonne noch eine Zeitlang schauen will, zum Kriege. Er braucht einen Feind, der nicht Victoria und nicht Alexander heißen soll, ein Kriegstheater, wo diese und einige Andere ihn nicht genieren. Der Feind kann Österreich, der Schauplatz Italien sein. Was in diesem Falle Österreich tun wird, liegt auf der Hand; es wird sich wehren und wird — wohl schon vorher Alliierte suchen. Was aber Preußen und das nichteuropäische (obgleich im Herzen Europas geographisch erscheinende) Deutschland tun *sollen*, wenn Österreich, von den Franzosen in Italien angegriffen, Hülfe begehrt, — das ist die Frage. Rußland dürfte zu allem Andern eher Neigung fühlen als zu einer Cooperation in Italien mit Österreich gegen Napoleon. Preußen, dem mit dem Pariser Frieden der Aprilvertrag von der Brust genommen ist, wird unter seiner dermaligen Leitung wohl zu dem Entschlusse gelangen, sich die ‚Freiheit der Entschließung' vorzubehalten, bis es Schlafenszeit und Alles vorüber ist.

„Am Bundestage darf Österreich auf Sympathien, aber auf wenig Anderes zählen. Kurz, wenn man den gedachten möglichen Fall ins Auge faßt, so muß man sich wieder gestehen, was man sich schon so oft gestanden hat: Deutschland ist nicht organisiert und deshalb in der Lage, weder sich noch Anderen helfen zu können."

Die freundlichen Beziehungen zu Erzherzog Maximilian wurden später getrübt, als Gagern freimütig vor dem mexikanischen Abenteuer warnte. Durch Carlos von Gagern,[1]) einen Vetter aus der anderen Linie seiner Familie,[2]) der seit Jahren in der Armee der Republik Mexiko diente, war der Wiener Ministerialrat genau über die dortige Lage unterrichtet. Er hielt es für seine Pflicht, den Inhalt dieser Berichte dem Erzherzoge rückhaltslos mitzuteilen und diesen dringend zu warnen, was der tatendurstige und ehrgeizige Fürst sehr ungnädig aufnahm. Wie furchtbar später der Gang der Ereignisse Gagern recht gegeben hat, ist bekannt.

Vom Jahre 1857 an wurde Gagern im Ministerium des Äußern, wo er sich durch publizistische Arbeiten, zum Teil von bleibender Bedeutung, verdient gemacht hatte,[3]) mit handelspolitischen Agenden beschäftigt und im Dezember 1859 mit der Leitung dieses Departements betraut. Er wurde

---

[1]) Geb. 1826, gest. 1885, — ein Bruder des am 5. Juni 1902 zu Wien verstorbenen ehemaligen österr.-ungar. General-Kavallerieinspektors Generals der Kavallerie Otto Freiherrn von Gagern; die Erinnerungen seines bewegten Lebens hat Carlos v. G. in dem interessanten Werke „Tote und Lebende", 2 Bde., Berlin 1884, niedergelegt; über seine Beziehungen zum Kaiser Maximilian von Mexiko vgl. den Abschnitt „Erzherzog Ferdinand Max" im II. Bd. dieses Werkes, S. 301 ff.

[2]) Vgl. Anhang I, „Die Familie derer von Gagern".

[3]) So z. B. durch eine Arbeit über die Stellung der Standesherren in Österreich.

damit auf ein Gebiet geführt, das ihm bisher ziemlich fremd geblieben war und das überdies den Neigungen seiner idealen Natur sehr widerstrebte. Allein sein Fleiß, seine Pflichttreue und sein Diensteifer überwanden alle Hindernisse. Gagerns Amtsraum bewies, wie primitiv damals die Räte der Staatskanzlei untergebracht waren. Er befand sich im obersten Geschosse des Palais am Ballplatz und zwar im rückwärtigen Trakte. „War man," so erzählt Ludwig von Przibram in seinen „Erinnerungen eines alten Österreichers", „atemlos im dritten Stockwerke angelangt, so befand man sich in einem schmalen, winkligen, gedielten Gange, auf welchen mehrere Zellen mündeten. Diese ganze Etage war erst im vorigen Jahrhunderte aufgesetzt worden und dem Windanprall, zumal seit dem Falle der Basteien, dermaßen ausgesetzt, daß man es für nötig erachtet hatte, dieselbe durch eiserne Klammern mit dem Unterbau zu verbinden, was nicht hinderte, daß man bei stürmischem Wetter die Empfindung hatte, an Bord eines Schiffes zu sein. Da gab's kein Vorzimmer, keine anmeldenden Türhüter. Man pochte an und trat auf ein mit hellster Stimme gerufenes ‚Herein' in ein schmales, einfensteriges Zimmer. Hier amtierte an einem altmodischen Schreibtische der Freiherr von Gagern, dessen äußere Erscheinung eher in eine Ritterrüstung als in den Staatsfrack sich fügte."[1])

Neben dem ausgedehnten Referat in Handelssachen, wozu auch das Konsularwesen gehörte, erhielt Gagern im Mai 1860 noch eine andere Aufgabe. Er wurde an die Spitze des Preß-Departements im Ministerium des Auswärtigen gestellt und dem neugebildeten Präsidialbureau zugeteilt. Diese Änderung erfuhr alsbald in der Presse vielfache Besprechung. „Wir könnten uns nur Glück wünschen," schrieb die „Frankfurter Postzeitung" (Nr. 300), „wenn einem Manne, der mit dem redlichsten Diensteifer und der genauen Kenntnis auswärtiger Verhältnisse ein so richtiges Verständnis für die Bedeutung der Presse verbindet wie Freiherr von Gagern, ein dauernder und maßgebender Einfluß in Preßsachen überhaupt eingeräumt würde."

Weniger Freude empfand Gagern selbst, denn seine Aufgabe war eine ebenso delikate wie schwierige, wenn er auch durch seine frühere publizistische Tätigkeit in der „Allgemeinen Zeitung" für seine neue Stelle einigermaßen gut vorgebildet gelten konnte. Die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß gerade für die auswärtigen Verhältnisse eine tägliche Verbindung mit der Presse als nötig empfunden wurde. Gagern mußte als Referent des auswärtigen Ministeriums für Preßsachen die notwendigen Mitteilungen an näher und ferner stehende Redaktionen direkt und selbständig besorgen. Für diese mühsame, gefahrvolle und verantwortliche Arbeit hatte er im Ministerium des Äußern sowohl ausdrücklich Befehle

[1]) „Deutsche Revue", her. v. R. Fleischer 34 (1909), 1, 285ff.

und Winke in Empfang zu nehmen als auch während der Depeschenlektüre passende Notizen selbständig zu sammeln und auf seine Verantwortung zu verwerten, natürlich nur so weit, als die auswärtigen Fragen der Politik in Betracht kamen. Der Verkehr mit den Wiener Zeitungsredaktionen, besonders mit der „Donau-Zeitung", und die Korrespondenz mit Berichterstattern hervorragender Blätter im Auslande, wie namentlich der „Allgemeinen Zeitung", verursachte eine Unsumme von Arbeit. Dazu kam eine sehr ausgedehnte Zeitungslektüre. Die Überanstrengung, welche diese Tätigkeit mit sich brachte, legte den Grund zur hochgradigen Nervosität Gagerns. Kein Wunder: um die nötige Zeit zu gewinnen, mußten, während er die wichtigsten Journale durchsah, zu gleicher Zeit noch seine Frau und auch eine seiner Töchter ihm aus anderen Zeitungen vorlesen. An Verdrießlichkeiten fehlte es begreiflicherweise nicht; so mißlang ihm gleich zu Anfang die Berufung seines Freundes Hermann Müller an den „Österreichischen Volksfreund".[1])

Gagern kam durch seine Stellung in Berührung mit Männern der verschiedensten Richtung, teilweise auch mit Persönlichkeiten von sehr zweifelhaftem Charakter.[2]) Der Verkehr mit dieser bunten Gesellschaft wurde ihm erleichtert durch die große Toleranz gegen fremde Ansichten, die ihm als Erbteil seines Vaters eigen war. Neue Arbeit brachte Ende 1862 die Gründung einer lithographischen Korrespondenz, zu deren Herausgabe der Minister des Äußeren den Statthaltereisekretär Falke von Lilienstein ermächtigte. Die deutsche Ausgabe dieser „Generalkorrespondenz aus Österreich" erschien vom 16. Dezember 1862 an unter der nominellen Redaktion des Dr. Otto von Müller. Gagern wurde am 22. Dezember beauftragt, diesem neuen offiziösen Organ in der Presse Eingang und Verbreitung zu verschaffen.

In besonders intime Beziehung trat Gagern zu dem Redakteur der „Allgemeinen Zeitung", Friedrich Kolb. Wiederholt bat dieser um seinen Rat und er bedauerte später, als Gagern von der Preßleitung entbunden wurde, daß sein Organ „dadurch einen Halt verliere, an den es sich stets mit Vertrauen wenden konnte".[3]) Auch mit dem aus Braunschweig stammenden hochbegabten Publizisten Hermann von Orges, der seit 1854 in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" getreten war, stand Gagern in enger Verbindung. Bereits 1862 sprach dieser Literat, der ein treuer Freund Österreichs war, gegenüber Gagern den Wunsch aus, nach Wien berufen zu werden. Der Plan realisierte sich erst später. Im Mai 1864 siedelte

[1]) S. Liederbach a. a. O., 154.

[2]) Von der Käuflichkeit gewisser „Preßhusaren" wußte Gagern ergötzliche Dinge zu berichten. Einer dieser Herren erklärte ganz ernsthaft, alles koste bei ihm Geld, eben darin, daß er nichts umsonst tue, bestehe seine Unparteilichkeit.

[3]) Fr. Kolb an Gagern, dat. Augsburg 1864, Januar 2.

Orges nach der Kaiserstadt über und wurde dann Regierungsrat für Preßangelegenheiten im Ministerium des Äußern. Er stand bis zu seinem 1874 durch einen Unfall erfolgten Tod in freundschaftlichen Beziehungen zu Gagern.[1])

Von sonstigen Publizisten, mit welchen Gagern in Wien in Verbindung treten mußte, sind die bekanntesten Moritz Brühl, Ignaz Kuranda, der Herausgeber der „Ostdeutschen Post", und Julius Fröbel. Letzteren lernte Gagern im Dezember 1860 bei seinem Bruder Heinrich in Heidelberg kennen. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers Rechberg auf den gewandten Publizisten und sprach diesem „in höherem Auftrag" den Wunsch aus, den von französischer Seite angeregten Gedanken einer Abtretung Venedigs auf dem Wege des Verkaufs einer Beurteilung zu unterziehen. So entstand die Flugschrift „Deutschland, Österreich und Venedig", die mit 80 kaiserlichen Dukaten honoriert wurde. Gagern sorgte auch in zuvorkommendster Weise dafür, daß Gerold in Wien Fröbels „Theorie der Politik" in Verlag nahm.[2])

Noch mehr bewies er sein freundschaftliches Interesse für Fröbel, indem er diesen veranlaßte, im März 1861 nach Wien zu kommen. „Der Hofrat v. Gagern, zu welchem mich mein erster Gang führte," erzählt Fröbel, „meldete mich bei dem Grafen Rechberg, welchem ich in einer langen Audienz meine Gedanken über die deutschen Angelegenheiten vortrug." Fröbels Programm war: die deutschen Mittel- und Kleinstaaten bilden einen Bundesstaat mit gemeinsamem Parlamente, zu welchem weder Österreich noch Preußen gehört. Österreich, Preußen und der Bundesstaat bilden zusammen einen dreigliedrigen Staatenbund mit gemeinsamer Bundesregierung. An der Spitze desselben stehen drei Fürsten, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen und ein Fürst der übrigen Staaten, sie wechseln untereinander ab, ebenso wie der Vorort des Bundes wechselt. Rechberg machte nur die Einwendung, daß sowohl Preußen als Bayern widerstreben würden; im übrigen wünschte er zuvor die öffentliche Meinung dafür gewonnen. Schmerling dagegen verhielt sich ablehnend.[3])

Im geselligen Verkehr in Gagerns Hause, das Fröbel täglich offen stand, lernte dieser bedeutende politische Persönlichkeiten kennen, so namentlich den Grafen Gustav Enzenberg, der damals Adjutant des Erzherzogs Albrecht war, und die geniale Madame Blaze de Bury, eine Konvertitin, die eine

---

[1]) Über H. v. Orges vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXI, 92 ff. und Allg. deutsche Biographie LV, 565 ff. S. auch die interessanten Briefe von Orges, der seit 1859 mit dem Herzog von Koburg in Verbindung stand, die O. Lorenz in Bettelheims „Biographischen Blättern" I (Berlin 1895) publiziert hat.

[2]) S. Fröbel, Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. 2. Band (Stuttgart 1891), S. 64 ff.

[3]) S. ebenda, 84 ff.

bedeutende Rolle spielte. Gagern bot auch sonst alles auf, Fröbel den Aufenthalt in Wien angenehm zu machen. Allein da keiner der leitenden Männer zum Bleiben aufforderte, kehrte dieser nach Heidelberg zurück. Dort erhielt er durch einen Brief Gagerns an eine Mittelsperson die Anregung, eine Denkschrift über die Leitung der großdeutschen Angelegenheiten auszuarbeiten. Diese entstand im Juni in Bad Kissingen; sie verlangte ein Volkshaus und ein Fürstenhaus, die Bundesversammlung als ständiges Korps diplomatischer Vertreter der Reichsfürsten, das Volkshaus sollte aus Delegierten der Einzelparlamente bestehen. Österreich und Preußen sollten auf das Recht gesonderter Kriegführung verzichten. Ein allgemeiner deutscher Fürstentag zur Konstituierung des deutschen Fürstenhauses sollte von Österreich berufen, die großdeutsche Partei und Presse organisiert werden. Diese Denkschrift fand, wie Gagern Fröbel mitteilte, in Wien die höchste Beachtung und gelangte in Abschriften in die Hände des Kaisers und der leitenden Staatsmänner. Sie wurde das Programm der sich auf Deutschland beziehenden österreichischen Politik. Fröbel erhielt eine neuerliche Berufung nach Wien und den Auftrag, auf einer Rundreise die Gründung einer großdeutschen Partei zu betreiben. Zu Anfang des folgenden Jahres trat Fröbel mit einer Besoldung von 5000 Gulden jährlich für drei Jahre in österreichische Dienste. Es war Gagern, welcher die Sache eingeleitet hatte.[1]) Durch diesen seinen Gönner wurde Fröbel auch in die hochinteressante Korrespondenz eingeweiht, welche der Wiener

---

[1]) Siehe Fröbel, Ein Lebenslauf II, 92ff., 102, 104—112, 115ff., 125ff., 175ff. In diesen Memoiren stattet Fröbel an Gagern seinen Dank ab, indem er auf Grund unkontrollierbarer Privatgespräche neben vielen anderen unbewiesenen Vorwürfen und Anklagen sogar die notorisch tadellose Uneigennützigkeit seines inzwischen verstorbenen einstigen Gönners auf das schmählichste verdächtigt (II, 534). Solches kann freilich nicht wundernehmen bei einem Schriftsteller, von dessen Arbeit die hier gewiß unparteiische „Neue Freie Presse" urteilte: „Spräche nicht eine übertriebene Vorstellung von des Schreibers eigener Bedeutung, ein Dünkel schlimmster Art daraus, der an manchen Stellen lächerlich kindisch wirkt, wir würden der Persönlichkeit des Memoirenschreibers gegenüber milder, wie er uns sympathischer gegenüberstehen. Tausende deutscher Patrioten haben geirrt, darunter Männer, die unabhängig und niemals Sprachrohr fremder Meinungen gewesen sind. Aber Fröbel gegenüber verzeiht man harte Urteile desselben über andere weniger; man ist nicht erbaut von der Strenge des Protestantismus, der den Severinus-Brüdern willig dient, von einer Freundschaft, die sich schon im Vorzimmer über den eben verlassenen Freund verächtlich äußert; man lacht über den sich überhebenden Ausländer, der die ‚denkfaulen Wiener' glaubt über ihre Interessen aufklären zu können; man ist von der Lieblosigkeit angewidert, mit der da mitleidig über Personen gesprochen wird, von denen Fröbel nur Gutes empfing; man staunt, wie ein Publizist von Rang in den Ton der Samarow und Louise Mühlbach verfallen kann, über die Summe von Klatsch, Anekdoten und Indeskretionen, die sich mitten in der Darstellung des großen, das deutsche Volk und die Welt bewegenden Prozesses angehäuft hat." „N. Fr. Presse" v. 27. Oktober 1891.

Hofrat seit dem Jahre 1861 mit dem vielgeschäftigen Herzog von Koburg führte.

Dieser briefliche Verkehr[1]) über die deutsche Frage war durch Orges eingeleitet worden, bei dem Gagern, als er im November 1860 Augsburg besuchte, ein Schreiben aus dem geheimen Kabinett des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha fand, das er alsbald seinem Chef, dem Grafen Rechberg einsandte. In diesem aus Koburg, den 20. November 1860, datierten Schriftstücke führte der Kabinettschef des Herzogs, Gustav von Meyern-Hohenberg, „ohne Umschweif und zu beliebigem Gebrauch" folgendes aus: „Es liege nicht in der Anschauungsweise Seiner Hoheit, politische[2]) Verhältnisse und darauf bezügliche Handlungen mit persönlichen Handlungen zu mischen oder zu vermengen. Politische Mißgriffe könnte der Herzog im Interesse der guten Sache nur bedauern, persönliche Angriffe — und zwar ebensowohl die Ungeschicklichkeit von einer Seite, ihn verletzen zu wollen, als die Nichtswürdigkeit von anderer Seite, ihn zu verdächtigen — hätten ihn niemals beirrt.

„Der Umstand, daß er in seiner politischen Ansicht sich über zehn Jahre gleichgeblieben sei und unter allen Verhältnissen mit gleichem Eifer dasselbe Ziel verfolgt habe, hätte, bei dem mannigfachen Wechsel der politischen Ansichten sowohl der deutschen Regierungen als des deutschen Volkes, und bei den vielen Fehlern, die von jenen beiden Seiten aus sich in den letzten Jahren gehäuft und ja auch so traurige Folgen gehabt, den Herzog persönlich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite erscheinen lassen, während er sich doch selbst stets gleich geblieben sei und nur die Verhältnisse um ihn herum sich stets gedreht hätten.

„Viele Beispiele könnten die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen. Er erinnere nur an das Nächstliegende: Als im Winter und Frühjahr 1859 Seine Hoheit in Berlin eifrig bemüht gewesen sei, den Fortschritten Frankreichs in Italien Einhalt zu tun und im deutschen Interesse zu verhindern, daß Österreich in seinem Territorialbestande geschwächt werde, sei er auf das heftigste, sowohl in gewissen oberen Kreisen in Berlin als in denen seiner eigenen Anhänger angegriffen worden und werde bis zur Stunde noch als heimlicher Vertrauter der Österreicher verketzert. Als wenige Wochen darauf Österreich seine Verluste erlitten und zwar nur darum erlitten, weil die deutsche Nation nicht stark genug gewesen, einzelne widerstrebende Personen und Parteigenossenschaften zur Einsicht zu zwingen, und sich der Herzog bemüht habe, in dem bekannten Verhältnis zu dem entstehenden Nationalverein und in so manchen weiteren Schritten alle Intelligenten und patriotisch Gesinnten zu vereinigen, das National-

[1]) Die im Folgenden mitgeteilten Schreiben, welche die Memoiren Herzogs Ernst wesentlich ergänzen, fanden sich im Original im Nachlasse Gagerns.

[2]) Die gesperrt gedruckten Worte sind im Original unterstrichen.

gefühl zu heben, die kopflosen Streitigkeiten zwischen den Parteien zu vernichten usw., — seien die Angriffe des Grafen Rechberg erfolgt und hätten die österreichisch Gesinnten ihn als heimlichen Demokraten verschrieen und als tätigsten Agenten, die stille Eroberung Preußens in Deutschland zu propagieren.

„Ja, bei der Demokratie selbst, deren besserer Teil sich ihm vertrauensvoll genähert, würden noch jetzt, wo so mancher jener Partei in Unkenntnis der wirklichen politischen Sachlage ‚Viktor Emanuel und seinen Helfershelfern zujauchze', genug Stimmen laut, die den Herzog, wenn auch vergebens, zu verdächtigen und zu verleumden suchten.

„Seine Hoheit führt dies alles nur an, um genau verstanden zu werden, wenn Er Ihnen hierdurch entgegnen läßt, daß Er sich von Österreich nie verletzt gefühlt habe, daß Er Seine Majestät den Kaiser nach wie vor schätze und nur tief bedauere, daß es ihm (dem Herzog) nicht leichter gemacht werde, wie es ihm früher wohl gestattet gewesen, in wichtigen Augenblicken und vor dem Eintreten großer Ereignisse einen stillen und wohlgemeinten Wink zu geben.

„Seine Hoheit habe nur einen Ehrgeiz: die inneren und äußeren Verhältnisse Deutschlands in einer Weise ändern zu helfen, daß nach innen eine freiere Entwickelung des bürgerlichen und Staatslebens und nach außen die Entfaltung einer wirklichen Macht der Nation ermöglicht werde.

„Von der Bühne, welche Er seit zehn Jahren betreten und behauptet habe, werde er weder aus Furcht vor Drohungen noch infolge von Verlockungen abtreten. Habe Er in der Nation das Vertrauen von Einsicht und Tatkraft, so werde er demselben auch sicher zu entsprechen wissen und sich hierin durch nichts irremachen lassen.

„Seine Hoheit gehöre übrigens jetzt keiner Fraktion der liberalen Partei mehr an, indem Er keiner jener Fraktionen, wie sie jetzt beständen oder zu bestehen glaubten, hinreichende Berechtigung und genug Lebensfähigkeit zuspreche.

„Seine Hoheit habe nichts zu scheuen und niemand zu fürchten. Ein jeder, der es mit der deutschen Sache aufrichtig und wohl meine, sei sein Freund, trage er nun den Kaisermantel oder das Hemd eines Bürgers oder Bauern.

„Sollte Ihn der Kaiser da oder dorthin befehlen, so sei Er jederzeit zu erscheinen bereit. An irgendeinen Hof aber zu reisen, um sich selbst anzubieten, oder auf irgend anderem Wege sich beliebt zu machen, um gehört zu werden, liege seinem Charakter ferne.

„Was Österreich speziell betreffe, so sei die Ansicht des Herzogs einfach die: es habe bei den begonnenen Konzessionen in liberaler Richtung nicht stehen zu bleiben, vielmehr fernerhin aufrichtig mit dem alten System zu

brechen und lieber sich den Unbequemlichkeiten eines wirklichen konstitutionellen Lebens zu unterwerfen als einen Zustand dauernd zu erhalten, der weder reine Despotie noch sonst eine zu benennende Staatsform sei.

„Der Kaiser möge in liberalen Institutionen den besten Schutz gegen die Übergriffe der Kirche und der Aristokratie suchen. Weder Kirche noch Aristokratie werde Macht genug besitzen, um schließlich die Befriedigung der gerechten Forderungen aller österreichischen Völker zu verhindern. Nur auf diesem Wege werde Österreich nach innen zur Kraft gelangen und mit Deutschland in einem Verbande bleiben können, welcher für den einen wie für den anderen Faktor eine Notwendigkeit und ein Bedingnis der Stärke sei.

„Die Frage, ob dergleichen Veränderungen notwendig, scheine Seine Hoheit entschieden; nur das ‚wann' und ‚wie' sei noch eine Frage der Zeit und der Modalitäten.

„Man möge sich hüten, die wenigen Tage und Wochen des jetzigen politischen Entreactes zu versäumen! Es dürfte sonst immer mehr die Notwendigkeit der Selbsthilfe unter den Völkern zum Bewußtsein kommen.

„Wie Sie hieraus ersehen wollen, so ist also von einer Genugtuung für erlittene Kränkung bei Seiner Hoheit nicht die Rede. Sehr erfreut würde aber Höchstderselbe sein, wenn ihm Gelegenheit gegeben würde, mündlich an betreffender Stelle weiter auszuführen, was er hier nur oberflächlich hat berühren können."

Als Gagern dieses lange Schreiben dem Grafen Rechberg im Original übersandte, fügte er hinzu: „Die Anregung von Dr. Orges kam durch ein Gespräch desselben mit General Graf St. Quentin bei dessen Durchreise durch Augsburg, wobei der Herr General wohl schon richtig angedeutet haben mag, daß die Initiative von Seiner Hoheit dem Herzog ausgehen müsse. Dr. Orges hält es für die Einwirkung auf die öffentliche Stimmung in Deutschland für sehr wichtig, daß der Nationalverein durch des Herzogs Wiederannäherung an Österreich gänzlich isoliert werde."

Der genannte Publizist hat in dieser Hinsicht in seinem Schreiben an Gagern vom 25. November folgendes ausgeführt:

„Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es von höchster Bedeutung, dem Nationalverein den letzten Schein offiziellen Schutzes zu entziehen. Der Verein schadet nicht positiv, aber negativ, indem er häufig die Aktion zu verhindern vermag, welcher er selbst allerdings nicht fähig ist. Wenn dem Nationalverein der letzte Schein offiziellen Schutzes entzogen wird, so dürfte er dadurch in eine Position gedrängt werden, in welcher er notwendig untergehen muß oder doch bedeutungslos wird. Dieser Schein eines Schutzes wird dem Nationalverein nur noch von Seite des Herzogs von Koburg-Gotha. Es ist nicht zu leugnen, daß die Bestrebungen dieses

in hohem Grade patriotischen Fürsten in Wien verkannt sind. Die Aufträge, welche Seine Hoheit mir selbst erteilt hat, beweisen, daß er der entschiedenste Großdeutsche ist und in eben dem Augenblicke eifrig bemüht war, Österreich die Unterstützung Deutschlands zu sichern, wo man ihn in Wien in preußischem Interesse tätig glaubte. Die Gedanken, welche den Herzog gegenüber dem Nationalverein leiteten, sind sicher richtig und haben mehr dazu beigetragen, den Nationalverein unschädlich zu machen, wie alle Repressivmaßregeln. Der Herzog genießt bei dem ganzen freisinnigen Deutschland große Sympathien und es gibt sicher wenige Fürsten, die klarer die preußischen Hegemonie-Bestrebungen durchschauen und ihnen weniger geneigt sind als er." Orges, dessen Interesse für das Donaureich Gagern bekannt war, hatte die feste Überzeugung, daß eine Ausgleichung der Spannung zwischen Wien und Koburg von dem Herzog ernstlich gewünscht werde und daß dies Österreich nur Nutzen bringen könnte. Er bat Gagern, in Wien das Terrain zu ebnen für einen Besuch des Herzogs. Ein solcher Schritt, meinte er, würde in Deutschland den besten Eindruck machen und auf den Nationalverein „wie niederschlagendes Pulver wirken".

Wenn die maßgebenden Kreise in Wien den Gesinnungen des Herzogs noch immer nicht trauten, so ist dies begreiflich genug. Gagern selbst zweifelte nicht, daß es nützlich sein würde, den noch zur Zeit des Krimkrieges so lebhaften unmittelbaren Verkehr zwischen dem Herzog und der Wiener Regierung wiederherzustellen. Allein ohne Erlaubnis seines Chefs, des Grafen Rechberg, konnte er in einer so wichtigen Sache keinen Schritt tun.

Orges, dem die Entwickelung der Angelegenheit zu langsam ging, richtete auf eigene Verantwortung am 25. Dezember 1860 ein Schreiben an das geheime Kabinett des Herzogs mit der Anfrage, ob Seiner Hoheit eine direkte Korrespondenz mit Gagern genehm sei. Darauf erfolgte von Koburg am 1. Januar 1861 eine bejahende Antwort, in der betont wurde, wie sehr der Herzog den Wiener Hofrat „stets geschätzt habe". Orges sandte dieses Schreiben am 4. Januar an Gagern mit der dringenden Bitte, auf die Sache einzugehen. „Der Herzog," bemerkte er, „muß jetzt nach Wien, so bald wie möglich wenigstens. Wenn der Gang der Dinge in seiner trüben Richtung bleibt, bekommen die Kleindeutschen Oberwasser und der ganze Wert der Aussöhnung ist verloren. Die Minuten wiegen gegenwärtig, jeder Tag kann unersetzliche Verluste bringen. Ich begreife nicht, warum man in solchen Momenten wie dem gegenwärtigen in Wien nicht mit beiden Händen zugreift. Eine Annäherung, ein Besuch eines mitteldeutschen Fürsten, zumal eines Fürsten, dessen Namen so vollen Klang hat, ist in diesem Augenblick ja für die deutsche Verbindung Österreichs, für die Beziehung zum großen Vaterlande von unsagbarem Wert. Dazu kommt noch die scheinbare Protektorstellung, die der Herzog gegenüber dem Kleindeutschtum einnimmt, und seine Verwandtschaft mit England. Auch

ohne irgend offiziellen Auftrag würde eine direkte Verbindung zwischen Euer Hochwohlgeboren und Seiner Hoheit sicher von Wert sein. Ich wage noch einmal, Euer Hochwohlgeboren auf das dringendste zu bitten, die in Wien über die Anschauungen Seiner Hoheit herrschenden Irrtümer zu bekämpfen. Der Herzog ist sicher ein durchaus patriotischer *deutscher* Fürst, im besten Sinne des Wortes. Man beurteilt ihn durchaus falsch und irrig."

Auf diese dringende Mahnung hin erhielt Gagern endlich Erlaubnis, mit dem Herzog in direkte Korrespondenz zu treten. Er tat dies durch ein Schreiben vom 12. Januar 1861, in welchem es hieß: „Wenn es mir gelingen könnte, zur Beseitigung der Mißverständnisse beizutragen, welche Ew. Hoheit augenblicklich vom kaiserlichen Hofe trennen, so würde ich mich glücklich schätzen und dadurch einen Teil des Dankes abzutragen hoffen, welchen ich Höchstihrem Hause für meine Anstellung im kaiserlichen Dienst schulde. Daß es sich in der Tat nur um Mißverständnisse handele, ist mir persönlich nicht zweifelhaft: denn eines Teiles ist es anerkanntermaßen nicht die Art noch die Gewohnheit S. M. des Kaisers, die Freiheit der Entschließungen seiner deutschen Mitfürsten irgendwie zu beschränken und in Frage zu stellen, wo sie sich auch mit der seinigen nicht decken; anderen Teiles konnte es gewiß nicht die Absicht desjenigen dieser deutschen Fürsten sein, der am entschiedensten *vor* dem Frieden von Villafranca die Gesamtmacht des Bundes ins Feld führen wollte, *nachher* das tapfere alte Österreich erst recht zu isolieren und auf eine Linie mit Dänemark und den Niederlanden zurückzusetzen. Diese speziellen Anklänge haben in den allgemeinen Ausdrücken der unseligen, nicht zurückgewiesenen Nationalvereins-Adresse seinerzeit allein so empfindlich treffen können. Nun ist es aber nicht an der Zeit und gewiß nicht in dem Charakter S. M. des Kaisers, Worte und Wendungen nachzutragen, die einer Mißdeutung so leicht zugänglich sind, und nach meinen innigsten Gefühlen würde es ebensowenig Ew. Hoheit Überwindung kosten, in einem Schreiben an Seine Majestät Höchstihren Wunsch auszusprechen, persönlich jeden Aufschluß zu geben.

„Ich bin leider nicht berechtigt, mich der Allerhöchsten Person außerdienstlich zu nähern und im dienstlichen Wege der Staatskanzlei gewinnt jede Verhandlung zu leicht eine steife Form und verliert zu sehr die natürliche Wärme persönlicher Empfindungen. Aber ich hatte gestern Gelegenheit, mit dem Herrn Grafen von Mensdorff zu sprechen, der mir die Absicht äußerte, auch seinerseits an Ew. Hoheit zu schreiben, und es sollte mich unendlich freuen, wenn derselbe ohne ausdrückliche Verabredung ganz den gleichen Gedanken mitgeteilt hätte; sonst wäre die Vermittlung seiner den beiden Höfen so nahestehenden Person gewiß die geeigneteste, um den gewünschten Besuch Ew. Hoheit in Wien anzukündigen und herbei-

zuführen. Sollten Ew. Hoheit den Wunsch haben, mit irgendeiner Vorfrage noch mich zu betrauen, so würde es mir jedenfalls weder an Mut fehlen noch an dem Ehrgeiz, mir die Erhaltung der Gnade Ew. Hoheit zu verdienen."

Der Herzog Ernst wandte sich nicht direkt an den Kaiser, sondern bediente sich der Vermittlung Gagerns, dem er als Antwort auf sein Schreiben am 25. Januar[1]) ein Memoire zusandte, welches bald in den Erörterungen über die deutsche Frage eine wichtige Rolle spielen sollte.

In dieser umfangreichen Denkschrift schlug der Herzog vor, der Kaiser von Österreich und der König von Preußen sollten sich über einen neuen deutschen Bund einigen, der nur deutsche Staaten umfassen würde: Preußen ohne Posen, Österreich, soweit es jetzt zum Deutschen Bunde zähle, sämtliche Mittel- und Kleinstaaten und Luxemburg.

Die Zentralgewalt in diesem Staatengebilde sollte ausgeübt werden von einem Fürstenkollegium unter dem abwechselnden Vorsitz von Österreich und Preußen, welchem ein Parlament, gebildet durch ständische Ausschüsse der Bundesstaaten nach Verhältnis ihrer Bevölkerung, zur Seite zu stehen hätte.

Mit der Krone Österreichs als selbständiger europäischer Großmacht würde Preußen, im Verein mit dem neuen Bund, einen bleibenden, unauflöslichen Vertrag zu schließen haben, in welchem Österreich für alle Zeiten der Besitz seiner Länder garantiert würde, während wieder umgekehrt Österreich sich so verpflichtet hätte, mit seiner Gesamtmacht für den Territorialbestand Preußens und des Bundes einzustehen.[2]) Diese Denkschrift wurde alsbald dem Kaiser Franz Joseph vorgelegt,[3]) ebenso wie die Antwort, welche Gagern am 13. Februar in Form eines Privatschreibens an den Herzog richtete. Diese lautete also:

„Es bedarf Eurer Hoheit vollen Nachsicht für mich, um die Frist zu entschuldigen, die ich zur Beantwortung des gnädigen, so inhaltschweren Schreibens vom 25. v. M. mir selbst auferlegen mußte.

„E. H. erraten ohne Zweifel, daß ich für die großen, alle Grundvesten Österreichs berührenden Fragen, die darin behandelt waren, hier einen empfänglichen Augenblick zu erfassen bemüht war: ich mußte wohl zuerst das Terrain sondiren, inwiefern durch obschwebende Beratungen über die drängende innere Existenzfrage, deren Kenntnisnahme mir entrückt ist, gleichzeitig für die deutschen Verfassungsfragen und für die Erwägung eines neuen Bundesvertrages der Boden geebnet worden wäre.

---

[1]) Nicht 15. Januar, wie Fröbel II, 88 angibt.

[2]) Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit III (Berlin 1889), 127—134.

[3]) Dies erhellt aus dem ersten Entwurf einer Antwort Gagerns an den Herzog, die indessen nicht die Billigung seines Chefs fand.

„In diesen Tagen nun, da S. M. der Kaiser so ernst bestrebt ist und hofft, das Band unter seinen verschiedenen Völkern nach den Grundzügen der pragmatischen Sanction zu erneuern, ihrem Bedürfnis nach öffentlicher Gewähr des Staatshaushaltes, ihrer verschiedenartigen Befähigung zur Selbstverwaltung zu entsprechen, in diesen Tagen der Entscheidung wäre es nach meiner innigsten Überzeugung für die kaiserliche Regierung nicht geraten, den festen Boden der bestehenden Verträge in den deutschen Bundesverhältnissen zu verlassen, und in Fragen, welche die Quelle alles Rechts auch über die Grenzen Deutschlands hinaus berühren, zu einem mehr oder weniger willkürlichen Austrage die Initiative zu ergreifen. Bei solchem Austrage nämlich würden nicht anerkannte Rechtsgrundsätze, sondern neue und unsichere Hilfsmittel der Convenienz maßgebend werden müssen, wie dies der Fall wäre bei der Annahme einer Stimmberechtigung der Fürsten nach ihrem rein-deutschen Machtverhältnisse, eines Gesamt-Parlaments, in welchem jedoch die Beteiligung der deutsch-österreichischen Länder eine offene Frage bliebe. Wenn aber für die Erwägung tiefgreifender Vorschläge der Augenblick in Österreich noch heute ein unmöglicher ist, so darf ich Eure Hoheit doch inständig bitten, in dieser meiner persönlichen Überzeugung nicht eine höhere Ablehnung der warmen patriotischen Teilnahme für Österreich zu erblicken, welche aus jedem Satze des hochverehrten Schreibens belebend und anregend hervorleuchtet. Euer Hoheit haben es sehr schön ausgesprochen: ‚Der Himmel hat so recht eigentlich Österreich geschaffen, um dasselbe in der Verschiedenartigkeit seiner Nationalitäten mit Deutschland in ein Verhältnis zu bringen, das im Charakter gegenseitiger Ergänzung, gegenseitigen Schutzes und gegenseitiger Machterhöhung seine Grundlage findet.‘ Dieses Verhältnis muß allerdings gefunden werden, und der Augenblick dazu kann auch nahe sein, da die Lösung auf dem Wege gesucht wird, welchen Euer Hoheit selbst bezeichnen, da das Reformwerk nicht nur theoretisch, sondern von der praktischen, der militärischen Seite zunächst durch Österreich und Preußen allein in die Hand genommen worden ist.

„Angesichts der gemeinsamen Gefahren vor der feindlich drohenden Militärdespotie Frankreichs wird hoffentlich bei den in Berlin obschwebenden Verhandlungen die richtige Erkenntniß des gegenseitigen und gleichen Bedürfnisses der beiden Großstaaten in den Kriegsfragen jenes richtige Machtverhältniß herausfinden lassen und ferner zu Grunde legen. Angesichts Frankreichs heißt die deutsche Frage: Der Rhein, und bei ihrer Lösung hoffe ich Euer Hoheit einst unter den Führern deutscher Heere zu erblicken. Aber gerade ganz neulich hat sich ein trauriger Zwischenfall begeben: Euer Hoheit wissen es, daß ich die Abstimmung in der preußischen Abgeordneten-Kammer über die italienische Frage meine. Es klingt darin leider die Stimme der Mehrheit des National-Vereins durch, welchen Euer Hoheit

bis jetzt in Schutz nahmen. Mein durchlauchtigster Herr! Hier gilt es für Euer Hoheit, ein entscheidendes Wort vor Deutschland offen auszusprechen!

„Ich gestehe es Euer Hoheit, ich freue mich der Erinnerung, daß vor 12 Jahren, als Frankreich noch nicht drohend dastand, in der Nationalversammlung zu Frankfurt der Ausspruch eines Ruge: ‚Die Radetzky und Windisch-Graetz müssen erst geschlagen werden,' von dem Präsidenten als Vaterlandsverrat gekennzeichnet wurde, daß Verbrüderungsanträge, als sie von Deputationen von Ungarn und Rumänen überbracht wurden, durch meinen Bruder mündlich weiter verwiesen, als sie aus Sardinien von Massimo d'Azeglio in einem sehr schönen Schreiben[1]) begründet eintrafen, durch ihn unbeantwortet zur Seite gelegt worden sind. Jetzt, unter ganz anderen Gefahren, sollte ein lautes Wort der Entrüstung, der Abmahnung oder persönlicher Lossagung aus fürstlichem Munde ergehen, aus dem Munde eines tapferen, hochbegabten Fürsten, der allerdings berufen ist, als Vorbild und Führer zu wirken.

„Mehr wird es nicht bedürfen, Eurer Hoheit Ratschlägen, Mitwirkung oder tätigen Vermittlung bei den bevorstehenden Ereignissen Eingang zu bahnen. Ich zweifle nicht, daß die Stimme des fürstlichen Freundes in Österreich und Preußen gleichmäßig gewürdigt und mit Anerkennung erwogen werden würde.

„Wenn ich mir diese Worte gegenüber Eurer Hoheit auf eigene Verantwortung erlaubt habe, so bitte ich Höchstdieselben auch am Schlusse um volle, großmütige Nachsicht, bitte umsomehr um die Erhaltung der mich beglückenden gnädigen Gesinnungen.

In tiefster Ehrfurcht

Eurer Hoheit usw."

Das Schreiben Gagerns, welches Graf Rechberg als „vortrefflich in Form und Inhalt" bezeichnete,[2]) wurde am 14. Februar abgesandt und bereits am 19. durch den Herzog Ernst eigenhändig in folgender Weise beantwortet[3]):

„Geehrter Freund!

„Ich beeile mich, Ihnen den Empfang Ihres werten Schreibens anzuzeigen, zugleich mit dem verbindlichen Dank für das Freundliche, das es für mich enthält.

---

[1]) Das lange Schreiben, dat. Turin 1849 Juni 15, ist in M. v. Gagerns Nachlaß erhalten.

[2]) „Ein besseres läßt sich nicht denken", heißt es weiter in dem Schreiben Rechbergs an Gagern v. 14. Februar 1861.

[3]) Von diesem Schreiben sind in den Memoiren Herzogs Ernst III, 135, nur wenige Zeilen, bei Fröbel II, 88—89 zwei kleine Stellen, aber nicht genau abgedruckt.

„Daß meine Anschauungen, wie ich sie Ihnen darlegte, in Wien nicht sofort Eingang finden würden, mußte ich leider befürchten. Jedoch schneiden Sie mir die Hoffnung nicht ganz ab, daß man den Neubau schließlich doch noch einem längeren Aufenthalte in dem bereits wankenden, wurmstichigen Bundesgebäude vorziehen werde.

„Ich will auch jetzt nicht weiter auf das früher Gesagte zurückkommen, sondern nur den einen Punkt Ihres Briefes, die Abstimmung im preußischen Abgeordnetenhause, ins Auge fassen.

„Man muß, wie ich, mit den Verhältnissen, dem Entstehen dieser neuen Berliner Kammer genau bekannt sein, um alles, was darin vorgeht, verstehen zu können. Wer nicht, wie ich, den meisten der hervorragenden Persönlichkeiten nahe steht, ja mehr oder minder die neue Kammer mit aus der Taufe gehoben hat, wird oft im Dunkeln tappen, oft *da* Motive unterlegen, wo nur Gefühle vorherrschten, und wieder Gefühle beanspruchen, wo der schroffste Doctrinarismus einheimisch ist.

„Das preußische Abgeordnetenhaus wurde zum größten Teile zusammengesetzt aus intelligenten, ehrenwerten Männern, die in ihrem Herzen vielleicht eben so patriotisch deutsch als gut preußisch sind. Zum erstenmale wieder konnten solche Männer, unbehindert von der Regierung, aus dem Volke gewählt werden; ein neuer Herrscher, neue Prinzipien, Ehrlichkeit und Treue waren einem Systeme gefolgt, welches in seiner Verwerflichkeit, seiner Unklarheit und Unwahrheit dem Lande die tiefsten Wunden geschlagen hatte. War es da ein Wunder, daß diese neue Kammer, die offenen Wunden des Landes vor Augen, von den neuen Machthabern energische Abhülfe nach innen und ein frisches, patriotisches, mutiges Vorgehen in äußeren Verhältnissen erwartete?

„Abgeordnete sind aber weder Diplomaten noch Politiker. Der logisch gebildete Deutsche ist mit all seiner feinen Kritik oft nur zu geneigt, das Unmögliche auf einmal zu verlangen. Dies gilt im Allgemeinen auch für das Benehmen des Abgeordnetenhauses. Man hatte das neue Ministerium überschätzt und sich mit Hoffnungen getragen, die bei der Individualität der oberen leitenden Personen nicht ausführbar waren. *Eine Verstimmung auf beiden Seiten mußte eintreten und besteht auch jetzt noch.* *Oben* verlangte man ein genaues Verständniß der langsamen, vorsichtigen und nur zu delikaten Wege, die man nur nach und nach einzuschlagen gedachte. *Unten* wollte man das mutige Ergreifen von Maßregeln, welche rasch, vielleicht aber nicht ohne Zuckungen nach Außen wie nach innen zu gesunderen Zuständen verholfen hätten.

„Diese Empfindung wurde — ich kann es nicht läugnen — von der ganzen zweiten Kammer geteilt. Wäre das konstitutionelle Leben in Preußen ausgebildet, und hätten sich politische Charaktere durch eine Reihe von Jahren des Lebens in den Kammern und dem Staate bilden können,

so hätte gleich bei der ersten Sitzung der Kammer vor zwei Jahren unbedingt ein neues Ministerium aus dieser hervorgehen müssen. Preußen ist aber so arm wie Deutschland an Männern und an festen disciplinirten Parteien. Daher ist auch diese preußische zweite Kammer noch fern von dem Standpunkte geblieben, den sie einnehmen müßte. Es sind zwar einzelne Fraktionen entstanden, aber beinahe nur dem Namen nach. Ein fester Plan, eine feste Unterordnung unter Führern besteht nicht. Ein jeder spricht und stimmt mehr oder minder, wie er augenblicklich dazu disponirt ist. Der eine ist besser, der andere übler gelaunt.

„Zu letzteren gehörte H. v. Vincke, ein an und für sich entschlossener, aber maßlos eitler Mensch, von geringem politischem Verständniß, aber mit Witz und Geistesgegenwart ebenso wie mit Beredsamkeit begabt. Seine Reden sind Seifenblasen ohne die geringste Tragweite, sein eigentlicher Anhang äqual Null, da er doch kein Meisterkandidat ist, nur die augenblickliche Laune verschafft ihm Applaus und wie in der s. g. italienischen Frage augenblickliche Anhänger, um dem Minister empfindlich auf den Fuß zu treten.

„Das europäische Europa hält sich natürlich an die Tatsache, und so könnte man, wie es vielleicht in Wien geschieht — versucht werden zu glauben, daß jene lächerliche Abstimmung auf dem Volkswillen begründet wäre.

„H. von Vincke hat aber weder den eigentlichen Willen der Kammer noch den des Volkes im Allgemeinen vertreten und ausgesprochen. Mit dem Nationalverein steht er in gar keiner Verbindung.

„Es ist wohl kein Wunder, daß die größte Menge der freisinnigen Persönlichkeiten in der Kammer gewisse Sympathien mit dem frei gewordenen Italien besitzt. Die Reaktion auf den neapolitanisch-römischen Druck mußte sich in den liberalen Kreisen Deutschlands fühlbar machen, und die Empfindung für ein großes, freies Italien war dort eine Zeitlang allgemein.

„Demgegenüber aber stand wohl noch bestimmter ausgeprägt der feste Wunsch, Deutschland nicht verkleinert zu sehen, und so kam es, daß die hervorragendsten Leute, Männer von wirklicher Kritik und politischer Einsicht, trotz ihres liberalen Standpunktes, in der Kammer sowohl wie in dem so angefeindeten Nationalverein das Verbleiben Venedigs bei Deutschland für unbedingte Notwendigkeit halten. Und wenn man bei jener unglücklichen Abstimmung die Namen derer, die gegen die Regierung gestimmt haben, einzeln aufführt, so wird man finden, daß die meisten Leute von Gewicht nicht mit Vincke stimmten, ja sogar äußerste Demokraten wie Waldeck usw. Ohne die Polen, welche rein aus egoistischen Gründen gegen das Ministerium stimmten, würde Vincke auch gar keine Majorität erhalten haben! — Ich bitte also, mein geehrter Freund, jener

Abstimmung nicht die Wichtigkeit beizulegen, die sie durch die Presse und das Frohlocken der Piemontesen erhalten hat.

„Wie die Dinge in Italien selbst stehen, dürften auch selbst bald den Uneingeweihten die Schuppen von den Augen fallen.

„Die Hauptsache scheint mir aber immer darin zu bestehen, daß Österreich auf dem liberal-konstitutionellen Wege, den es betreten, fortschreitet. So wird es auch eine rasche Versöhnung mit den liberalen Kreisen Deutschlands ermöglichen, und die Lösung aller Fragen, besonders der territorialen, erleichtern.

„Zum Schlusse drängt es mich, — selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, — noch anzuführen, daß ich bei meiner genauen Kenntniß der meisten Persönlichkeiten, auch der auf der äußersten Linken stehenden, alle jene Männer von dem Verdachte einer engeren Verbindung mit dem Pariser und Turiner Revolutionskomité freisprechen möchte. —

„Die patriotische Ehrlichkeit hat auch bei den vermeintlich Verrufensten stets den Sieg davon getragen, in dem Grade selbst, daß die meisten noch im tiefsten Elend französisches Geld und französische Lockung von der Hand gewiesen; und nehme ich einige Personen, wie Vogt usw., aus, so kann ich behaupten, daß ich gerade in den demokratischen Kreisen am meisten deutsch-patriotische Gesinnung gefunden habe.

„Man ist nur zu geneigt, unter Liberalen und Demokraten Anarchisten zu verstehen und zu glauben, daß ein Drängen zu gewaltsamer Revolution im Volke liege. Von dem ist gerade das Gegenteil mit Bestimmtheit anzunehmen. Selbst in denjenigen deutschen Staaten, wo mit geringer politischer Weisheit regiert wird, sind Conspirations-Vorschläge und allerhand Verlockungen zum gewaltsamen Abschütteln eines drückenden Jochs noch überall verworfen worden.

„Der Nationalverein ist ein vollkommen öffentlicher Verein, und er besitzt kein Papier, kein Dokument, das er nicht sofort vorlegen möchte und könnte. Er ist aus einem kleinen Anfang zu einer nicht zu unterschätzenden Macht geworden und zählt zu drei Vierteilen seiner Mitglieder Wohlhabende, ja Reiche. Sein Hauptprogramm ist Bundesreform.

„Doch ich bin schon zu ausführlich geworden und kann doch dieses wichtige Thema in brieflicher Form nicht erschöpfen. Verzeihen Sie daher die lange Epistel und seien Sie der aufrichtigsten Hochachtung versichert, mit welcher ich stets verbleibe Ihr ergebener Freund Ernst."

Während Gagern seine Korrespondenz mit dem Herzog fortsetzte,[1]) gestalteten sich die Aussichten für eine Vermittelung zwischen Österreich und Preußen immer ungünstiger. Als dann die Verständigung mit dem

[1]) Vgl. Herzog Ernst II., Aus meinem Leben III, 135 ff.

Berliner Kabinette völlig scheiterte, entschloß man sich in Wien zu einer neuen selbständigen Aktion in Sachen der deutschen Bundesreform. Man bediente sich hierbei der Denkschrift, welche der Herzog von Koburg am 25. Januar an Gagern gerichtet hatte. Ende Oktober erschien ein Teil des Aktenstückes in einem Wiener Blatte. Der Chef des herzoglichen Kabinetts schrieb darauf am 4. November an Gagern: „So wenig ich in dieser Veröffentlichung eine Gefährdung des Interesses Seiner Hoheit erblicke, so bereitwillig ich vielmehr anerkenne, daß die Publikation nur nützlich sein kann, so glaube ich es doch dem Interesse S. Hoheit, das ich in Höchstdessen Abwesenheit zu vertreten habe, schuldig zu sein, dem etwas nackt dastehenden veröffentlichten politischen Programm S. Hoheit auch die Motivirung hinzuzufügen, zumal als die ‚Berliner Kreuzzeitung' bereits darauf hinweist, daß von den Lücken des Briefes seine Beurteilung abhänge. Ich lasse deshalb heute aus der zu den Kabinettsakten zurückbehaltenen Abschrift des herzoglichen Schreibens die Motivirung in die ‚Koburger Zeitung' rücken, natürlich mit Hinweglassung einiger, wenn auch an sich unbedeutende Stellen, welche wohl für einen Brief, aber nicht für die Öffentlichkeit geeignet sind, und für welche ich auch um Ew. Hochwohlgeboren freundliche Diskretion bitten darf."

Gagern selbst sprach am 9. November gegenüber dem Herrn von Meyern sein Bedauerrn aus, daß ohne sein Zutun und gegen seinen Willen das Programm überhaupt und besonders in unvollständiger Fassung durch fremde Indiskretion an die Öffentlichkeit gelangt sei. Zugleich bemerkte er jedoch: „Absolute Geheimhaltung lag sicherlich nicht in den Absichten S. Hoheit, und ich bekenne daher ohne Rückhalt, daß ich das wichtige Schreiben vom 25. Januar 1861, nachdem der ursprüngliche Zweck mir nicht zu erreichen möglich schien, mehreren Vertrauten und Bekannten verschiedener Anschauungen sowohl hier als auswärts zur Kenntnißnahme mitgeteilt habe. Ein Auszug muß auf Umwegen wieder hierher gelangt und einem Blatte zugegangen sein, mit welchem nicht leicht einem Mitglied des Auswärtigen Amtes eine Verbindung zugeschrieben werden dürfte."

Übrigens hat der Herzog das Verhalten Gagerns so wenig übelgenommen, daß er vielmehr später in seinen Memoiren die Art und Weise, wie sich der österreichische Hofrat der Aufgabe entledigte, die Reformvorschläge vom Januar mehr und mehr in den Vordergrund der Diskussion zu ziehen, als dem Interesse der Sache in hohem Grade entsprechend rühmt.[1]) Ebenso genoß Dr. Orges nach wie vor das Vertrauen des Herzogs.

Im Juli 1862 hatte das erste große allgemeine Schützenfest in der alten Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt einen hoch politischen Charakter angenommen und sich zu einer großen Demonstration für die deutsche

[1]) Ernst II., Aus meinem Leben III, 126; vgl. 137 u. 275.

Einheit gestaltet. Herzog Ernst als Ehrenpräsident des deutschen Schützenbundes hatte dabei mehrere Reden gehalten und großen Beifall geerntet. Es waren jedoch auch Mitteilungen in die Presse gekommen, welche der Wahrheit nicht entsprachen. Unter anderem berichtete die „Allgemeine Zeitung" am 18. Juli, der Herzog habe bei dem Schützenfest auffallend oft „Lebehochs auf den deutschen Kaiser begleitet". Zur Berichtigung wandte sich Ernst II. an Dr. Orges, dem er durch seinen Kabinettschef am 21. Juli schreiben ließ: „Weder der Herzog noch irgend Einer von seinen Begleitern hat jemals auch nur einen solchen Ruf gehört, und es steht daher bei Ihm fest, daß Ihr Korrespondent der ‚Allgemeinen Zeitung', wenn er auch obigen Passus mit einigen mildernden Redensarten umgeben hat, doch die Absicht gehabt habe, dem Herzoge durch eine tendenziöse Unwahrheit zu schaden. — Diese Absicht setzt der Herzog aber keineswegs bei der ‚Allgemeinen Zeitung' voraus, welche die Artikel ihres Korrespondenten natürlich einfach abdruckt; deshalb läßt Er um eine Berichtigung des Factums bitten und zwar um so lieber durch Ihre Vermittlung, als er weiß, daß gerade Sie unter den Redakteuren am besten seine nichts weniger als spezifisch kleindeutsche (also von Ihrem Blatte als feindlich angesehene) politische Anschauung kennen. Bei einem Gegner — setzt Er voraus, wie mir scheint — läßt man vielleicht seinen Korrespondenten etwas, das sich nicht erweisen läßt, hingehen, aber doch gewiß minder bei einem Nicht-Gegner, der schon gerade Verunglimpfung genug von unehrenwerten Seiten her zu ertragen hat."

Im Jahre 1863 erlebte Herzog Ernst die Genugtuung, daß teilweise infolge der Vorschläge, die er Anfang 1861 durch Gagern nach Wien hatte gelangen lassen, die Bundesreform immer mehr offiziell auf die Tagesordnung kam, ja daß Österreich endlich einen gewaltigen Anlauf zur Lösung der großen Frage nahm. Es entstand der Plan zum Frankfurter Fürstenkongreß. Von welch versöhnlicher Gesinnung gegenüber Preußen Kaiser Franz Joseph damals erfüllt war, dafür liegt ein merkwürdiges Zeugnis vor in einer Aufzeichnung Gagerns über eine Audienz vom 11. Juni 1863. In dieser brachte Gagern zunächst seinen Dank dar für den Ausdruck der allerhöchsten Zufriedenheit, welche ihm aus Anlaß des Abschlusses eines neuen Elbeschiffahrtsvertrages zuteil geworden war. „Diese Gnade," bemerkte er, „war mir um so tröstlicher, als ich in einem anderen Amt in der Preßleitung für die auswärtigen Angelegenheiten — was Eurer Majestät bekannt ist — wohl nicht die Hoffnung habe, irgendeine besondere Zufriedenheit mir zu erwerben. Das Höchste, was dabei zu erreichen, ist — bei der großen persönlichen Verantwortung — glücklich vor den ärgsten Verstößen, Mißverständnissen und Verdächtigungen bewahrt zu bleiben."

Auf die Frage des Kaisers, „finden Sie denn Schwierigkeiten in Ihrem Komitee selbst?" erwiderte Gagern: „Im Gegenteil, ich kann mich

der Unterstützung nur beloben; aber der Einfluß auf die auswärtige Presse ist eine schwierige Aufgabe bei mäßigen Mitteln, und es ist ein für mich noch immer neues Feld der Erfahrungen. Andere Regierungen, besonders die französische, richten neuerlich die Hälfte ihrer politischen Arbeit nicht mehr mit Noten und geheimen Depeschen aus, sondern mit der Presse, durch absichtlich verfrühte Verlautbarungen, künstlich berechnete Telegramme, halbwahre Gerüchte und Erfindungen; das sind Angriffswaffen, wogegen man mit bloßer Defensive zu kurz kommt. Man muß oft, wie Ew. Majestät Feuerwerker für die gezogenen Geschütze, mit Materialien experementieren, deren Wirkung noch nicht genau zu berechnen ist, damit die Raketen im feindlichen Lager zünden, aber nicht schon in der Werkstatt zerspringen und Unheil anrichten. Ich habe Ew. Majestät den Eid der Treue geschworen, im Amte eine besondere Verschwiegenheit und Diskretion; und doch muß ich öfter planmäßige Indiskretionen begehen, mit einer Art diskretionärer Macht."

„Das ist schon gut," entgegnete der Kaiser, „und mit der auswärtigen Presse können wir jetzt schon zufrieden sein, sie ist besser für uns geworden; aber hier unsere eigene Presse läßt noch viel wünschen und Ich meine, da könnte noch mehr geschehen, um einen besseren Geist hineinzubringen." „Ich kann nicht in Abrede stellen," meinte darauf Gagern, „daß die meisten Wiener Blätter immer noch mehr dem Privatinteresse ihrer Eigentümer dienen, als sie der Ausdruck patriotischer Parteigesinnungen sind, daß sie mehr nach Effekt haschen, als zu unparteiischen Erwägungen geneigt sind. Aber ich hoffe, daß es auch damit allmählich besser gehen wird."

Diese optimistische Anschauung teilte der Kaiser nicht, vielmehr betonte er, daß es „sehr bedauerlich sei, daß in der Wiener Presse wenig achtbare Personen das Wort führten". Als Gagern entschuldigend bemerkte: „In den auswärtigen Fragen hat doch die ganze Wiener Presse neuerlich die Politik E. M. Regierung im wesentlichen unterstützt," entgegnete der Kaiser: „Nein, sie ist weiter gegangen und hat durch beständiges Drängen zugunsten der Westmächte Meiner Regierung die eigene freie Entschließung erschweren oder unmöglich machen wollen. Es ist keine gute österreichische Politik, eine so große und schöne Provinz wie Galizien aufzugeben." „Ew. Majestät," bemerkte Gagern, „wollen zu Gnaden halten, daß, soviel mir bewußt ist, keine Stimme in der Wiener Presse sich dafür erhoben hat, Galizien aufzugeben und auch nur eine Kompensation dafür im Kriegsfalle anzudeuten." Auch diese Bemerkung überzeugte den Kaiser nicht. „Wir müssen die Erhaltung des Friedens wünschen", hob er hervor; „die Herstellung eines unabhängigen Polenreichs kann nicht in unserem österreichischen Interesse liegen, weil sie den Krieg und den Verlust von Galizien nach sich ziehen würde, und es ist nicht recht, daß man die Regierung fortwährend in dieser Richtung drängt." Gagern versuchte auch

jetzt noch einmal eine Entschuldigung. „Absichtlich zum Krieg zu drängen," sagte er, „ist wirklich, soviel mir erinnerlich, nicht der Ausdruck der Presse gewesen; die meisten Blätter bemühen sich zu beweisen, daß durch weiteres Zusammengehen mit den Westmächten die größte Wahrscheinlichkeit der Erhaltung des Friedens und der Erhaltung Galiziens herbeigeführt werde."

Darauf stellte der Kaiser die Frage: „Können Sie denn nicht selbst Artikel schreiben und einigen Blättern mitteilen, wodurch die Gefahren der Lage und des Verlustes von Galizien richtiger dargestellt würden?" Die Antwort Gagerns lautete: „Solange E. M. Regierung die gegenwärtige Politik befolgt, welche die Blätter zu unterstützen behaupten, würde jedes Zeichen einer entgegengesetzten Richtung, wenn es in befreundeten Blättern erschiene, mit großem Mißtrauen aufgenommen werden und es droht die Gefahr — die auch schon ausgesprochen worden ist — daß dann die Finanzkreise sich alarmieren und das Agio alsbald wieder auf 30 Prozent getrieben werden könnte. Ich darf E. M. nicht verhehlen, daß wir außer der ‚Wiener Zeitung', der offiziösen ‚Donau-Zeitung' und der halboffiziösen ‚General-Korrespondenz' keine eigenen Organe haben, über welche man unbedingt verfügen könnte; man muß da immer den Anschauungen der Personen oder Cotterien, denen die Blätter angehören, bei der Einflußnahme auf dieselben viel nachgeben und nachsehen, wenn man mit den Argumenten der Regierung wirken will und ich gestehe E. M., daß es keine leichte Aufgabe für denjenigen ist, der mit talentvollen, gewandten und geübten Zeitungsredakteuren verkehren muß, sie mit guten Argumenten zu überbieten. Die Verantwortung für jedes Wort, was dabei über die Lippen gegangen, ist eine sehr gefährliche und man hat darüber manches Mal keinen ruhigen Schlaf. Es wird einer der glücklichsten Tage meines Lebens sein, wenn ich einmal von dieser so schweren Verantwortung erlöst werde."

Nachdem der Kaiser gnädig bemerkt hatte, „Er sei überzeugt, daß Gagern sein Möglichstes tue," richtete er zum Schlusse der Audienz an diesen noch die bedeutsame Mahnung: „Ich empfehle Ihnen, besonders dahin zu wirken, daß die geheimen und gehässigen Angriffe gegen Preußen unterbleiben, die zum Teil unter diesem Anscheine auch gegen unsere eigene Politik berechnet sind."

Ganz in demselben versöhnlichen Sinne sprach sich damals der Kaiser gegenüber dem Herzoge von Koburg aus, der am 9. Juni nach Wien gekommen war. Er empfing dort alsbald den Besuch Gagerns, der ihm für sein Verhalten wertvolle Ratschläge gab. Da man dem Protektor des Nationalvereins und Schützenfestredner seitens der Wiener Regierung nicht traute, so riet Gagern, vor jedem anderen Schritte bei dem Kaiser selbst den Versuch zu machen, eine Geneigtheit dafür zu bewirken, daß sich die offiziellen Persönlichkeiten auf Unterhandlungen mit ihm einließen. Wie wichtig dieser Wink

war, erfuhr der Herzog sofort. Er hatte es Gagern zu danken, wenn seine Reise nicht ganz nutzlos verlief. Bei dem Kaiser Franz Joseph konnte der Herzog das große Interesse beobachten, welches dieser persönlich der deutschen Frage und zwar von ganzem Herzen zuwandte. In den Erörterungen hierüber betonte der Monarch, daß „man ohne Preußens Mitwirkung nicht leicht etwas tun und noch weniger etwas erreichen könne". „Der Kaiser," heißt es in den Denkwürdigkeiten des Herzogs, „schien unablässig auf dem Standpunkt stehen bleiben zu wollen, welchen die Beziehungen der beiden Höfe seit so langer Zeit an die Hand gegeben hatten. Am wenigsten war von einer persönlichen Entfremdung zu merken, welche damals und später von dem Publikum vorausgesetzt worden ist. In der Abschiedsaudienz vom 15. Juni sagte der Kaiser dem Herzog, „daß er persönlich alles anwenden wolle, um mit dem Könige von Preußen gemeinschaftlich vorgehen zu können." Kein Wunder, daß Ernst II. von Wien mit der Überzeugung schied, daß die Verständigung der beiden Großmächte nicht nur möglich, sondern sogar nahe bevorstehend sei.[1])

Mit gespanntestem Interesse sah der Herzog deshalb den weiteren Nachrichten entgegen. Allein zwei Wochen vergingen seit seiner Abreise, ohne daß er etwas Näheres über den Fortgang der Angelegenheit hörte oder den ihm vom Grafen Rechberg versprochenen Reformentwurf zur Einsicht erhalten hätte. Vor Begierde brennend, die Absichten des Wiener Kabinetts zu erfahren, schrieb der Herzog aus Koburg am 3. Juli an Gagern:

„Geehrter Freund!

„Mit Ungeduld hatte ich einer Benachrichtigung von Ihnen entgegengesehen, welche mir von dem Fortgang der so oft besprochenen Sache Kunde geben würde. Nach dem Anteil, den die Presse und das Publikum genommen, dürfte ein längeres Zögern, so weit diese beiden Faktoren in Betracht kommen, geradezu bedenklich erscheinen. Auch möchte ich darauf aufmerksam machen, wie wünschenswert es wäre, einigen sicheren Anhalt in Betreff der österreichischen Propositionen zu besitzen, ehe der Abgeordnetentag in Frankfurt — was ja schon in nächster Zeit der Fall ist — zusammentritt. Ich habe geringe Meinung von der Fruchtbarkeit dieser Versammlung, fürchte aber die nach jeder Richtung hin so leicht kompromittierenden Phrasen und unüberlegten Redensarten der dort versammelten Doctrinäre und Winkelpolitiker. Alle Arten von Intriguen, aus dem

[1]) S. Ernst II., Aus meinem Leben III, 291 ff. Der hier S. 287 erwähnte ungenannte Vertrauensmann des Herzogs in Wien ist Gagern. Mit Recht bemerkt Dorien, Der Bericht des Herzogs Ernst II. über den Frankfurter Fürstentag 1863 (München 1910), S. 76, wie sehr es für den Mangel an Einheitlichkeit in den Memoiren des Koburgers zeugt, daß dieser das „höchst zuverlässige Urteil" Gagerns über Kaiser Franz Joseph so wenig verwertet hat.

preußischen Lager, wie aus dem der Mittelstaaten, werden dort fühlbar werden und könnten auf die eine oder die andere Art möglicherweise doch auf die Entschlüsse des Wiener Kabinetts einen Einfluß üben. Umgekehrt würde es dagegen für die Sache höchst zweckdienlich werden, wenn man vor jener Zusammenkunft nur wenigstens einigen sicheren Anhalt über die definitiven Entschließungen Ihres Kabinetts hätte.

„Ich würde dringend bitten, bester Freund, Sr. Exzellenz dem Grafen Rechberg diese meine Vorstellung ans Herz zu legen. Jeder Tag dürfte jetzt in dieser Sache Gewinn oder Verlust mit sich führen.

„Da ich darauf rechne, daß Se. Exzellenz noch die liebenswürdige Absicht hegt, mir die formulirten Propositionen in der nächsten Zeit mitteilen zu lassen, so bitte ich Sie, ihm in meinem Namen anzuzeigen, daß ich vom 11. bis 20. d. M. abwesend sein werde. Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster Ernst.

P. S. „Sie haben mich nun schon gewöhnt, ohne Rückhalt mit Ihnen zu sprechen; ich erlaube mir daher, Sie auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der mir in Betreff des äußeren Scheines für meine Anwesenheit in Wien von Wert ist. Es ist der Gebrauch, daß, wenn fremde Souveräne an einem der europäischen Höfe zum Besuch sind und dort Auszeichnungen verleihen, ihre Begleitung dort ähnlich bedacht wird. Man hat bei meiner Anwesenheit einen Grund angegeben, weshalb eine sofortige Dekorierung nicht eingetreten. Ich kann nicht umhin, in der bescheidensten Weise die Sache wieder anzuregen, da sie sonst im Publikum auf unerwünschte Art ausgelegt wird. Sie würden mich verbinden, wenn Sie auch hierin dem Gedächtnis nachhelfen wollten."

Gagern antwortete am 7. Juli, daß die Angelegenheit ins Stocken geraten sei. Der in Karlsbad weilende König von Preußen wünschte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich nicht und letzterer wollte in der Reformangelegenheit keinen Schritt unternehmen, bevor er sich nicht mit König Wilhelm persönlich verständigt haben würde. Davon, betonte Gagern, scheine nicht allein die Einleitung, sondern selbst die letzte Feststellung der schon reifen Entschlüsse abzuhängen.[1]) Mit dieser Auskunft nicht zufrieden, telegraphierte der Herzog am 7. August aus

[1]) So gibt Ernst II., Aus meinem Leben III, 296 den Inhalt des Schreibens an, zu dem sich leider im Nachlaß Gagerns kein Konzept vorfindet. Da auch das Original, wie Dorien S. 38 feststellt, im Archiv zu Koburg nicht aufzufinden ist, läßt sich nicht mehr feststellen, ob Gagern den Brief so geschrieben hat, wie sein Inhalt in den Memoiren des Herzogs auf den ersten Blick erscheint; es bleibt namentlich ungewiß, ob der Satz, der in die unzweifelhaften Äußerungen des Briefes eingefügt ist („Der König von Preußen" — „verständigt haben würde"), wirklich in dem Briefe gestanden hat. Wenn Gagern damals Falsches berichtet hat, so kann er das nur im Auftrage und mit Wissen seines Chefs Rechberg getan haben.

Reinhardsbrunn: „Habe ich nach Ihrem letzten Briefe nicht noch Näheres zu erwarten?“ Gagerns Antwort lautete: „Untertänigstes Schreiben mit Beilage unterwegs.“ Nach Empfang dieses im Nachlasse Gagerns nicht mehr vorliegenden Briefes telegraphierte der Herzog am 11. August: „Mit Dank erhalten, möchte es genügen!“ Am folgenden Tage ließ er durch seinen Kabinettschef Gagern nachstehendes mitteilen: „S. Hoheit beauftragt mich, Ihnen mit seinem schon telegraphisch ausgesprochenen verbindlichsten Danke für das Übersandte doch noch vor seiner Abreise nach Frankfurt seine große Besorgnis auszusprechen, daß das von Österreich zur deutschen Reform Gebotene, welches namentlich im Modus der Parlamentszusammensetzung so weit von dem abweiche, was er selbst als notwendig aufgestellt und was ihm als jenseitige Proposition in Aussicht gestellt worden, von vielen Seiten nicht als genügend befunden und von manchen Gouvernements, die vielleicht gerade sehr erfreut darüber seien, als Vorwand benutzt werden möge, ihre Beteiligung zu versagen. S. Hoheit Höchstselbst, welcher von seinen verschiedenartigen politischen Gesinnungsgenossen derjenige sei, welcher gegenüber Österreich in der deutschen Frage als der am meisten Vorgeschrittene betrachten werden könne, habe bisher schon Mühe genug gehabt, die österreichische Initiative den Parteien mundgerecht zu machen und sehe jetzt bei dem in der neuen Delegierten-Proposition enthaltenen Grundgedanken der österreichischen Vorschläge die größten Schwierigkeiten bezüglich der Beteiligung der nationalen Parteien voraus. Dem ungeachtet werde es S. Hoheit an keiner Anstrengung fehlen lassen, auch diesem jenseitigen Minimum zu gerechter Würdigung zu verhelfen, und Er ersuche Euer Hochwohlgeboren, diesen seinen besten Willen zur Kenntnis Ihres Allergnädigsten Herrn bringen zu wollen.“

Dieser Erklärung entsprechend stand der Herzog von Koburg, welcher am 15. August, dem Tage vor der Ankunft des Kaisers Franz Joseph, in Frankfurt eintraf, auf dem Fürstenkongreß ziemlich fest zu Österreich. Am deutlichsten zeigt dies die Tatsache, daß während der Verhandlungen der Kaiser ihn bitten konnte, er möge doch auf seinen Schwager, den Großherzog von Baden, einigen Einfluß üben, damit sich dieser nicht so sehr „verklausuliere“. Wäre es auf König Wilhelm allein angekommen, so würde damals wohl doch noch eine Verständigung zwischen Wien und Berlin zustande gekommen sein. Man weiß heute, wie schwer es Bismarck geworden ist, seinen Herrn angesichts einer Einladung, die ein Kaiser ergehen ließ und ein König „als Kabinettskurier“ erneuerte, zur Absage zu bewegen. Das Nichterscheinen König Wilhelms machte von vornherein alle Beschlüsse des Frankfurter Fürstentages illusorisch. Nicht minder schwer aber fiel für das Scheitern des österreichischen Reformversuches in die Wagschale die übermäßige Eifersucht der deutschen Fürsten auf die Wahrung ihrer Souveränitätsrechte, die Einschüchterung der Kleinstaaten durch Preußen

und endlich last not least die Fehler des Ministers von Rechberg.[1]) Schon Ende Oktober mußte es Österreich bei den Nürnberger Ministerkonferenzen erleben, daß auch der Herzog von Koburg seine Beteiligung an weiteren Reformarbeiten ohne Berücksichtigung der preußischen Ansprüche ablehnte. Wie sicher man auf diesen Fürsten gerechnet hatte, erhellt aus einem Schreiben von Gagern an den Herzog, in dem es heißt: „Unter allen Umständen hoffe ich, daß Ew. Hoheit den großen Geschicken des Vaterlandes Ihre rege Teilnahme erhalten, welche vom Fürstentage her uns in dankbarster Erinnerung geblieben ist, und deren Ziele unerachtet verschiedener Nüancierung in der äußeren Haltung doch die unsrigen sind.“[2]) Der Herzog, dem seine Stellung zwischen Österreich und Preußen immer unbehaglicher wurde, antwortete hierauf am 11. November 1863 mit einem längeren eigenhändigen Brief, der also lautet[3]):

„Geehrter Freund!

„Auf Ihre freundlichen Zeilen des vorigen Monats vermag ich erst jetzt bei meiner Rückkehr zu Hause und nachdem ich die Position in Deutschland klarer übersehen konnte, zu antworten.

„Gestatten Sie mir zugleich mit meinem verbindlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit die Bitte, in Ihren Mitteilungen fortzufahren, um mir die Möglichkeit zu geben, Ihrem Allergnädigsten und Hochverehrten Herrn auf indirekte Weise mich nützlich zu machen.

„Nun ist auch Nürnberg hinter uns. Das Resultat konnte wohl nicht anders ausfallen. Halbe Mittel bringen halbe Erfolge. Man muß eine Sache ganz und stark wollen, um vollständigst Sieger zu werden. Daß man eben noch nicht ans Ziel gelangt ist, ist die naturgemäße Folge nicht der Wege, die man gegangen, sondern der Art, wie man sie gegangen.

„Neben der unmächtigen und schließlich leicht zu besiegenden Opposition einiger kleinerer Bundesfürsten galt es und gilt es jetzt noch ebensowohl dem

---

[1]) Wenn Gagern auf die damaligen Verhältnisse zu sprechen kam, betonte er stets, daß 1863 wie 1859 auf österreichischer Seite zu viel Halbheit herrschte. Rechberg, so sagte er, hätte den Frankfurter Fürstentag nicht anfangen dürfen, wenn nicht vorher alles auf einen großen Krieg mit Preußen vorbereitet war, falls der Tag durch Preußen ohne Resultat blieb. Den von dem eifersüchtigen Rechberg durchgesetzten Ausschluß des als Staatsmann so hervorragenden H. von Schmerling, der in Frankfurt außerordentlich viel hätte wirken können, beklagte Gagern auf das tiefste. Er machte Rechberg Gegenvorstellungen und wies nachdrücklich darauf hin, wie gefährlich es sei, Schmerling in Wien zu lassen, während die große Angelegenheit auf deutschem Boden gemacht würde. Rechberg erwiderte trocken abweisend: „Das ist Sache der auswärtigen Politik“.

[2]) Ernst II., Aus meinem Leben III, 364.

[3]) Die kleinen Stellen, welche Ernst II. (Aus meinem Leben III, 365) aus diesem Schreiben mitteilt, geben von dem Inhalt des interessanten Schreibens nur ein unvollständiges Bild.

kaiserlichen Kabinett wie der Anzahl Regierungen, die die eingeschlagenen Wege mit diesem fortzugehen beabsichtigen, sich die beiden Hauptfaktoren zu versöhnen und auf dem Verhandlungsweg, auf dem man manches selbst concedire, Conzessionen zu erlangen. Unter diesen beiden Hauptfaktoren verstehe ich die Krone Preußen und die große deutsche liberale Partei. Bei beiden findet verletzte Eitelkeit statt; einer jeden von beiden gegenüber muß man eine andere Sprache führen als diejenige, welche geführt wurde.

„Ich glaube, daß man in Wien täglich mehr Grund haben muß, ein rascheres Zustandekommen des Reformwerkes zu wünschen. Möchte man sich daher auch nicht scheuen, den Hindernissen klar ins Gesicht zu sehen und ihnen die Spitze abzubrechen.

„Eine Annäherung Preußens würde um so rascher erfolgen, wenn man nicht absichtlich vermieden hätte, den Wünschen jener deutschen Partei, die mit jedem Tage mehr an Macht gewinnt, sich zu nähern. Die Fehler, die in dieser Beziehung in Frankfurt gemacht sind, haben sich bereits auf das Traurigste gerächt. Man hat der Nation kein freundliches Wort gesagt; man hat die Pille, die sie schlucken sollte, nicht vergoldet, und sie benimmt sich daher auch mit dem Eigensinn eines kranken Kindes. Preußen weiß das und sieht von dieser Seite keine Gefahr, daher alle Weitläufigkeiten.

„Zwei Thronreden liegen seitdem vor uns. Die eine gibt aufs neue die untrüglichen Beweise, daß der französische Kaiser von seinen Träumereien noch nicht Abschied genommen hat und, im Falle vollständiger Zurückweisung, unbedingt gesonnen ist, Europa ein blutiges Erwachen zu verschaffen. Die andere zeigt eben so klar, daß der König von Preußen und seine Junker noch ferner auf die Loyalität und Geduld des Volkes bauen, den Konflikt mit diesem nicht evitieren, sondern ihn aufs neue hervorzurufen gedenken. Beide Reden zeigen entschiedener als je die Notwendigkeit der Annäherung und Ausgleichung aller Differenzen zwischen Österreich und Preußen. Nur dann, nachdem dieses geschehen, vermag man den Träumereien des gefährlichen Nachbars zu begegnen. Im entgegengesetzten Falle ist es ja nur zu einleuchtend, daß er alle Chancen für sich hat, größere Spaltungen in Deutschland zu verursachen und jeder einzelnen der beiden Großmächte soviel Schaden als möglich beizufügen.

„Wir haben aus dem Benehmen Badens zur Genüge gesehen, wie leicht es wird, unter dem Deckmantel liberaler Ansichten und patriotischen Strebens die Nation zu täuschen und dynastisch-partikularistische Zwecke zu verfolgen. Ich kann nicht genug darauf aufmerksam machen, wie notwendig es ist, daß Österreich den immer kritischer werdenden Verhältnissen gegenüber das deutsche Volk gewinne, da man auf dessen Opferbereitschaft über kurz oder lang doch wird rechnen müssen. Ich weiß, daß diese Sprache in manchen Kreisen in Wien mißfallen wird, weil sie eben einen Punkt berührt,

der die wunde Stelle bei mancher Persönlichkeit trifft. So manche kleine Nüance, so mancher verbitterter Grimm gegenüber dem, was man Fortschritt nennt, war die Ursache, daß man wissentlich Fehler machte. Es war unbequem, nach gewissen Seiten die Augen zu richten, man übersah das Hindernis im Wege und strauchelte darüber. Noch bei dem Schluß der Frankfurter Verhandlungen hätte eine patriotische und offenherzige Ansprache an die deutsche Nation uns eine andere Situation verschafft. Ich ermangelte nicht, bei verschiedenen Seiten auf die Notwendigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam zu machen, fand aber nirgends Eingang, nicht etwa, weil man eine Gefahr darin sah, sondern weil man der Nation die kleine Rücksicht nicht gönnen wollte. Inzwischen hat sich die Animosität gegen das Frankfurter Projekt, wie ich mir erlaubte vorherzusagen, mit jedem Tage gesteigert, was nur Herrn von Bismarck zu Gunsten ausschlägt.

„Sehr glücklich würde ich sein, wenn ich erführe, daß man in Wien oben erwähnten Gesichtspunkten mehr Aufmerksamkeit schenkte und, wie Sie sich richtig ausdrückten, sich der Nüancirung in der äußeren Haltung näherte, die ich für allein ersprießlich halte zum Gedeihen der ganzen Idee. Wie immer, Ihr alter Freund Ernst."

Nicht lange nach dem Fürstentage trat unerwartet die schleswig-holsteinische Frage in den Vordergrund und drängte für den Augenblick alles übrige zurück. Eine ungeheure politische Aufregung ergriff ganz Deutschland. Man fühlte instinktiv, daß mit der Lösung dieser Frage noch weit umfassendere und wichtigere verknüpft waren. Während weitaus die Mehrzahl der Deutschen für den Augustenburger Partei ergriff, verstand es Bismarck mit kalter Berechnung, die verworrene Sachlage trefflich zu Gunsten seines Staates zu benutzen. Er setzte es durch, daß die Erbansprüche des Augustenburgers auf das schärfste abgewiesen wurden, trennte durch Aufrollung des Schreckbildes einer neuen Volkserhebung das Wiener Kabinett von den liberalen Mittelstaaten und nahm es in das Schlepptau seiner Politik.[1] „Kurzsichtig und im guten Glauben ließ sich Graf Rechberg in die Schleswig-Holsteinische Falle locken und verletzte im Bunde mit Preußen das Bundesrecht und die Bundesstaaten, deren Hilfe er eventuell in Aussicht nehmen mußte."[2]

Der Herzog von Koburg, der Protektor des Augustenburgers, hatte gleich zu Beginn der Entwickelung am 16. November 1863 bei einer zufälligen Zusammenkunft mit Gagern in Gotha die neue Lage besprochen. Der Wiener Hofrat mußte sich dabei begreiflicherweise große Reserve auferlegen. Er sprach nur persönlich die Ansicht aus, das österreichische

[1] S. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland I (Stuttgart 1897), 69ff.; vgl. Jung, J. Ficker 381.

[2] Urteil von A. Franz in d. Hist.-polit. Bl. (CXIX, 1897), 869; vgl. Oncken, Kaiser Wilhelm I, 480.

Kabinett werde weder unbedingt mit dem Bunde gehen noch auch für den Augustenburger zunächst etwas tun. Der Herzog meinte darauf, daß sich dann an einer kriegerischen Verwickelung nicht zweifeln ließe, infolge deren Schleswig-Holstein wohl nur in den Schoß Preußens fallen würde.[1]) Noch schärfer äußerte sich der Herzog, als er auf Wunsch des Augustenburgers am 24. November seinen Geschäftsträger in Dresden, Herrn von Löwenfeld, mit einem Schreiben an Kaiser Franz Joseph nach Wien sandte. In diesem bemerkte er: „Zweifellos ist es, daß die Herzogtümer früher oder später von Dänemark getrennt werden, es ist nur die Frage, ob sie dann bestehen werden unter der rechtmäßigen Dynastie der Augustenburgs oder ob sie preußische Provinz werden. Das Interesse Österreichs erheischt ebenso, sich in der neuen Dynastie einen Alliirten zu sichern wie auch die zweite Großmacht im Bunde zu hindern, sich in so auffallender Weise zu vergrößern. Im Interesse Österreichs liegt es, der Träger zu werden für das überall in unzweideutiger Weise laut werdende National- und Rechtsgefühl aller Parteien und zugleich für seine Politik im Norden Deutschlands einen Stützpunkt zu finden, der von unberechenbarer Wichtigkeit werden kann. Ich beschwöre Ew. Majestät, diese Rücksichten schwerer wiegen zu lassen als alle jene feinen Subtilitäten und Rücksichten europäischer Diplomaten, welche Ew. Majestät vielleicht hindern möchten, an die Spitze einer großen Aktion zu treten. Denn — verzeihen Ew. Majestät die Unumwundenheit meiner Sprache — sollten sich Dynastie und Volk in diesem Augenblicke von Österreich verlassen fühlen, so könnten Möglichkeiten aus dem Hintergrund hervortreten, an die bis jetzt sicher noch von keiner Seite gedacht worden ist.“[2])

Trotz dieser Warnung entschloß man sich in Wien zu der verhängnisvollen Vormachtspolitik an der Seite Preußens. Am zweitvorletzten Tage des Jahres 1863 gaben die beiden deutschen Großstaaten die formelle Erklärung, die Sache der Elbherzogtümer außerhalb des Bundes aus eigener Machtvollkommenheit und allein ordnen zu wollen. Der Herzog von Koburg versuchte darauf, noch einen letzten Druck auszuüben, indem er am 3. Januar 1864 ein Schreiben an Gagern richtete, das in Wahrheit an den Kaiser von Österreich gerichtet war und diesem auch unterbreitet wurde. Das Schreiben lautete:

„Geehrter Freund!

„Eigentlich greift man in diesen Tagen zur Feder, um zum neuen Jahre Glück zu wünschen, und in welcher Zeit dürfte man mehr des Glückes bedürfen als in der jetzigen, wo man mit dem tiefsten Schmerze mitansehen muß, wie große politische Kombinationen zu Gunsten der Völker

[1]) Ernst II., Aus meinem Leben III, 370ff.

[2]) Ernst II., a. a O., 373—374.

und Dynastien verlassen und dafür Wege eingeschlagen werden, welche für beide Teile gleich verhängnisvoll werden müssen!

„Ich schreibe nicht, mein bester Freund, weil ich vielleicht glaube, daß meine einfachen Worte noch irgend einen Eindruck machen dürften, sondern nur um mein Gewissen von dem Vorwurf zu befreien, daß ich auch in der letzten Stunde noch mich nicht bemüht hätte, Anschauungen auf indirekte Weise vor das sonst so erleuchtete Auge Seiner Majestät zu bringen, welche denn doch beachtenswert genug sein möchten!

„Lassen Sie mich ganz objektiv die Verhältnisse nebeneinander stellen, wie sie liegen.

„Österreich bedarf, um zu seiner eigenen Machtentwickelung und zur Sicherung der deutschen Verhältnisse — da ich mir ohne Österreich ein richtiges Deutschland jetzt nicht mehr denken kann — zu gelangen, so lange es in seinem Süden und Osten von Italienern, Ungarn und Polen bedroht ist, hinter denen tätige Verschwörer, gestützt auf die jetzt mächtigste der Großmächte, stehen, der engeren Verbindung mit Deutschland und durch dieses mit England; es bedarf ebenso der Sympathien der mitteleuropäischen Nationalitäten, um das Wort ‚deutsch' nicht wiederholen zu müssen."

„Durch die Dänische Unverschämtheit, die seit Jahren die Großmächte ungeahndet an der Nase herumgeführt, und durch das Aussterben der direkten königlichen Linie sowie durch das Faktum, daß Österreich einst dem Londoner Protokoll beigetreten, ist letztere Macht in die Lage gekommen, von der bereits betretenen Bahn abzuweichen; sie verläßt die deutsche Sache und deutsches Recht und macht sich zum augenblicklichen Exekutor einer kleinen Macht wie Dänemark, deren König von einigen Intriganten und einem Haufen Studenten beherrscht wird; ja sogar sie verbindet sich mit dem Führer einer Partei, die in Preußen augenblicklich gebietet und die man noch vor kurzem in ihrer richtigen Gestalt erkannte, und glaubt, durch diese Verbindung zu geordneten politischen Zuständen zu gelangen und das Ministerium Palmerston sich geneigt zu erhalten.

„Die nächste Zukunft dürfte aber ein anderes Bild bringen.

„Wenn es auch an und für sich gleichgültig wäre, ob ein Augustenburg[1]) infolge seines Rechtes oder ein Glücksburg infolge des Befehles der Großmächte über Holstein oder Schleswig-Holstein regieren oder ob besagtes Land dänisch oder deutsch, gut oder schlecht regiert wird, so knüpft sich doch an die Schleswig-Holsteinische Frage die Entscheidung über viel wichtigere Interessen.

„Durch die feindliche Stellung der nun temporär vereinten beiden deutschen Großmächte gegenüber den gerechten Forderungen und Sym-

[1]) Die gesperrten Worte sind im Original unterstrichen.

pathien der deutschen Nation in dieser Frage wird Deutschland mit der Mehrzahl seiner Fürsten unmittelbar in die Lage versetzt, sich auf Frankreich zu stützen. Der Kaiser Napoleon wird in den Verhandlungen und auch nebenher nichts versäumen, wie er längst gewünscht, in Deutschland wieder Fuß zu fassen; er wird auch, wie es bereits den Anschein hat, die gewaltsame Lösung der italienischen Frage mit gewaltsamer Bewegung in Ungarn beschleunigen und Österreich wird sich trotz seines neuen Alliirten vielleicht in wenigen Monaten in der Lage befinden, seine äußersten Kräfte anzuspannen, um nicht auch Venetien zu verlieren. Und in welcher Lage würde es sich dann befinden? Es wird gänzlichst isoliert stehen und zum ersten Male dann ernstlich bedroht sein. Auf deutsche Hilfe, direkte oder indirekte, wird es verzichten müssen, denn einerseits wird die steigernde Antipathie gegen Österreich in allen Ständekammern ihren Ausdruck finden, wenn es sich zu einer tatsächlichen Unterstützung um Geldbewilligungen handelt, anderseits wird das Berliner Junker-Regiment eine nur zu kostbare Gelegenheit finden, durch eine unklare Neutralität seinem neuen Bundesgenossen, den es ja in der Holsteinischen Frage zur Genüge bereits kompromittiert, vielleicht dauernd unschädlich zu machen.

„Und England?? . . . . .

„Das englische Volk sucht in Österreich nur dann seinen Alliirten, wenn dieses eng verbündet ist mit nationalen Sympathien. Lord Palmerston kann augenblickliche Verwicklungen hervorbringen, ist aber machtlos einer großen Strömung des Inselandes gegenüber, und nur zu bald, wenn das Spiel in Italien beginnt mit allen seinen Konsequenzen, dürfte Österreich einsehen, daß es übelberaten war, wenn es sich verleiten ließ, um eine Palmerstonsche Scheinfreundschaft zu erringen, seine Stellung in Deutschland aufzugeben und sich in Gefahr zu stürzen, die, wenn es umgekehrt gehandelt hätte, wohl niemals eingetreten sein würde!!

„England würde einem liberalen Österreich in Verbindung mit Deutschland der sicherste und naturgemäße Alliirte sein. Wie ist es aber denkbar, daß dieses Land dauernd mit dem Staat sich verbindet, der die preußische Junkerpartei zum Bundesgenossen gewählt hat!!

„Ein jeder Unbefangene und in der Politik der neueren Zeit Erfahrene wird mir in meinen Folgerungen beipflichten. Ich wiederhole, daß ich nur als treuer Anhänger des Kaisers es für meine persönliche Pflicht hielt, ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen er auf dem eingeschlagenen Wege entgegengehen dürfte.

„Wie immer Ihr ergebener Freund Ernst.

„P. S. Soeben höre ich telegraphisch die Abberufung des österreichischen und des preußischen Gesandten aus Kopenhagen. Man wird doch nicht zu Gunsten der dänischen Gesamtmonarchie Krieg führen wollen?“

Gagern legte dies wichtige Schreiben gemäß dem Wunsche des Absenders dem Kaiser vor; er beschränkte sich dem Herzog gegenüber auf eine Depesche, in welcher er am 5. Januar 1864 den Empfang des Schriftstückes bestätigte. Da bald in der Presse über Inhalt, Richtung und Beantwortung des Schreibens irrige Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangten, glaubte er eine berichtigende Andeutung des wirklichen Hergangs veranlassen zu dürfen; diese erschien in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 21. Januar.

Indem Gagern dies am 25. Januar dem Herzog mitteilte, fügte er hinzu, er „hoffe, S. Hoheit werde die Fassung nicht mißbilligt haben". Dann fuhr er fort: „Heute ist es eine schwerere Pflicht, die ich ohne allen Auftrag, vielmehr aus eigener Überzeugung und aus dankbarer Ergebenheit für Ew. Hoheit mir auferlege, indem ich es mir erlaubte, Höchstdemselben den Eindruck wiederzugeben, welchen — vom Gesichtspunkt der österreichischen Politik betrachtet — die Kunde einiger neueren Vorgänge hier hervorbringt. Die Schleswig-Holsteinische Sache an sich und im Verhältniß zu den auswärtigen Mächten darf ich dabei ganz unberührt lassen und mich auf die augenblickliche Stellung der deutschen Fürsten zueinander beschränken. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat — bei aller Verschiedenheit der Verfassungen und sonstigen Verhältnisse, — doch unter den deutschen Fürstenhäusern in der Wahrung ihrer Interessen und in ihrem äußeren Verhalten eine gewisse Solidarität obgewaltet. Kein Gegensatz führt in diesem Zeitraume zu einem so unversöhnlichen Bruche, daß die Fürsten in zwei feindlichen Lagern einander gegenübergestellt worden wären. Die deutsche Nation ist in dieser Zeit mächtig vorangeschritten in materieller Entwickelung wie in der Gleichartigkeit geistiger Bildung. Die edelsten deutschen Fürsten haben in neuester Zeit durch das Beispiel reformatorischen Wirkens in ihren eigenen Staaten wie im Bunde gewetteifert: und nun droht plötzlich ein Successionsstreit, nicht sowohl die Fürsten nach verschiedenen Interessen und Rechtsansichten zu entzweien, als vielmehr das gesamte Deutschland in eine solche Parteiung zu zerklüften, daß auf der einen Seite vielleicht bald kein Platz mehr sein wird — für einen deutschen Fürsten!

„Ich begreife lebhaft, wie Ew. Hoheit jetzt in der Teilnahme für einen befreundeten Fürsten — in der Hoffnung, für dessen Ansprüche den größten Teil Deutschlands mit sich fortzuziehen und alle Elemente der aufgeregten Bewegung in der Richtung auf ein augenfälliges Ziel nationalen Strebens zusammengefaßt zu sehen, — mit Ungeduld von Schritt zu Schritt vorangegangen sind. Ich kann mir ebenso lebendig vorstellen, wie Ew. Hoheit in so bewegter Umgebung auf so neue Bahnen von Wehrorganisationen durch Vereine unmerklich weiter vorwärts gedrängt wurden, als es Höchstihnen selbst bewußt ist! Die Stimmung in den

mittleren Staaten ist vielleicht bei zahlreichen Klassen der Bevölkerung für solche Waffenübungen günstiger, als sie es bei den bereits einlenkenden Regierungen sein kann. Endlich ist es wohl das Mißtrauen, welches Ew. Hoheit in das ‚Preußen des Herrn von Bismarck' und deshalb in Österreichs mit ihm in der schleswig-holsteinischen Frage verbündete Politik setzen, — wahrscheinlich doch größer, als die wirkliche Sachlage es rechtfertigt. Ew. Hoheit scheinen auf die Möglichkeit zu verzichten, welche ich Höchstdenselben doch sehr ans Herz legen möchte, — daß durch die jüngste Weigerung Dänemarks alle deutschen Regierungen wieder zu gemeinsamem Handeln vereinigt und durch allseitiges Einlenken am Bundestage die drohende Spaltung gegenüber dem Auslande wieder ausgeglichen werden könnte. Schon die gewichtigen Zeilen vom 3. d. M. waren wie am Vorabende eines Bruches und nahen Umsturzes der gegenwärtigen deutschen Verhältnisse geschrieben. Seitdem sind mancherlei Zeitungsnachrichten aus dem Staatsgebiete und Wirkungskreis Ew. Hoheit hierher gelangt, welche mich mit Besorgnissen in obiger Richtung erfüllen. Einzelne Symptome von ungesetzlichen Parteiäußerungen, wie sie in der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 3. d. M. an der Scheide des Jahres hervortreten, können jetzt auf die politische Haltung einer Regierung wie die österreichische keinen provocirenden Eindruck machen noch zu politischen Beschwerden, wie in früheren Zeiten, Veranlassung geben. Allein, wenn eine Meldung der ‚Allgemeinen Zeitung' vom 21. d. aus Koburg die Wahrheit berichtet, daß Wehrvereine unter der Leitung W. Rüstows, des Waffengefährten eines Garibaldi, in Koburg organisiert werden, also wohl nicht ohne Ew. Hoheit Zulassung sich vereinigen, so darf ich Höchstdenselben den Eindruck nicht verhehlen, den eine solche Nachricht in Wien hervorbringen mußte. Ich hoffe, Ew. Hoheit wollen mir diese offene Sprache nicht verargen: ich würde sie mir nicht zur Pflicht machen, wenn ich nicht zugleich die Hoffnung hegte, daß Höchstdieselben nicht durch unwiderrufliche Entschlüsse gebunden sind, sondern diese letztere Angelegenheit frei in eigener Hand halten.

„Auch in Österreich schlagen die Wogen, von wechselnden Winden gepeitscht, hoch auf; vieles dreht sich um den Wortstreit und den Wettstreit der Nationalitäten, die Nichtdeutschen nehmen zeitweise einen großen Anlauf gegen die Grundfesten der Monarchie; aber in Wahrheit kommt das deutsche Element doch immer wieder zu Kräften und zu Ehren, nicht bloß, weil Kaiser und Kaiserhaus deutsch sind, sondern weil auch die *notwendigen Bahnen* des Fortschreitens die Geschicke des Reiches durch Deutschland hindurchführen. Das ist meine Hoffnung und Überzeugung weit über die zeitweilige Farbe dieses oder jenes Ministeriums hinaus. Zum Ausdruck dieser Gesinnung haben mich Ew. Hoheit selbst ermächtigt, indem Höchstdieselben es so schön von sich selbst aussprechen: ‚Ich kann

mir ohne Österreich ein richtiges Deutschland jetzt nicht mehr denken.' Geruhen usw."

Bei so verschiedenen Standpunkten hätte ein weiterer Meinungsaustausch zwecklos erscheinen können. Trotzdem ruhte die Korrespondenz nicht. Bereits am 1. Februar 1864 antwortete der Herzog von Gotha aus also[1]):

„Geehrter Freund!

„Herzlichen Dank für Ihre eingehenden Zeilen, welche mich um so mehr erfreuten, da es mir Gelegenheit gibt, mich durch Ihre Vermittelung bei höchster Stelle aussprechen zu können. Sie werden verzeihen, wenn ich heute in einem Übermaß von Geschäftsdrang mich der Hand eines meiner Sekretäre bediene.

„Nun zur Sache. Ich gehe direkt auf die Punkte zu, welche Sie in Ihrem werten Schreiben berührten: also zuerst auf das Verhältnis der deutschen Staaten zueinander, welches gerade nach dem Reformversuch in Frankfurt in den Augen des kaiserlichen Kabinetts um so auffallender erscheinen mag, als man in Wien leider stets gewohnt ist, deutsche Verhältnisse vom rein österreichischen oder europäischen Standpunkt aus zu betrachten, und uns nie die Gnade erwiesen hat, mit kritischer Unparteilichkeit die Interessen der deutschen Fürsten und ihrer Völker zueinander von allen Seiten aus zu untersuchen.

„War die Idee der Reform, die ja ausschließlich von Wien ausging, mehr als eine gewöhnliche politische Diversion und wirklich hervorgegangen aus dem Bedürfniß, die wackelige Bundesmaschine durch neue Reformen lebenskräftig zu machen und auf der Basis eines liberalen Fortschrittes mit der Nation sich zu verständigen, so mußte das kaiserliche Kabinett sich auch die Folgen klar machen, die bei einem Scheitern eines Reformversuches eintreten würden und auf die ich bei meinem Besuch in Wien bereits deutlich genug hinwies.

„Wie kann man sich jetzt darüber wundern, daß nach alledem, was wir Fürsten mit rückhaltslosem Freimut in Frankfurt aussprachen, wir jetzt noch, wo es das Interesse unserer Familien, den einstimmigen Wunsch unserer Volksstämme und die Ehre unseres Gesamtvaterlandes gilt, uns submiß, wie es leider seit Jahren Brauch war, kaum ohne nach Gründen zu fragen, dem Willen der einen oder der andern der beiden Großmächte fügen würden.

„Zweimal zu verschiedenen Perioden haben die deutschen Großmächte den Versuch gemacht, unseren Verhältnissen eine neue Gestaltung zu geben;

---

[1]) Der scharfe Ausfall, den das Schreiben gegen Bismarck enthält, ist die Ursache, daß es der Herzog in seinen Memoiren mit Schweigen übergeht.

einmal Preußen durch seine Union, das andere Mal Österreich durch den Vorschlag zur Reform. Wir wollen hoffen und glauben, daß es beiden Großmächten mit der Sache ernst war, zu beiden Malen scheiterte das Unternehmen an dem entschiedenen Widerspruch der einen oder andern jener Mächte; zu beiden Malen befanden sich die deutschen mittleren und kleineren Staaten in verschiedenen Lagern und die meisten derselben hielten treu zu den Ansichten, welche von der größten Zahl ihrer Bevölkerungen geteilt wurden. Zu beiden Malen wurde der alte Bund wieder hergestellt und, je nachdem es den Großmächten paßte, als die beste Form einer deutschen Verfassung angepriesen.

„Die Mittelstaaten waren zu groß, als daß eine der beiden Großmächte eine eclatante Ungnade ihnen ausgedrückt hätte; uns kleinen Staaten wurde jedoch, je nachdem wir uns in den verschiedenen Lagern befanden, der Unwille der entgegengesetzten Großmacht laut genug bekannt und von der eigenen verbündeten Großmacht meist kaum eine Anerkennung zu Teil.

„Der Versuch in Frankfurt war der neueste und beinahe sämtliche mittleren und kleineren Staaten auf österreichischer Seite; er war gegründet auf das wirklich allgemein gefühlte Bedürfnis einer Änderung und trotz der arg verstümmelten Vorlage hätte dennoch, wenn der Tod des Königs von Dänemark nicht so bald eingetreten wäre, in dem Reformwerk fortgebaut werden können. Da trug sich jenes Ereigniß zu, und anstatt Österreich nun an unserer Spitze zu sehen und alle Schwierigkeiten, die bisher der deutschen Frage noch entgegenstanden, mit einem geschickten Zuge verschwinden zu machen, trat es auf die Seite seines und unseres unerbitterlichen Feindes, auf die Seite der preußischen Junker, unter der Führung eines der unzuverlässigsten Subjekte, die je einen Ministerposten eingenommen.

„Wie konnte man jetzt wohl glauben, daß wir auf diesem neueingeschlagenen Weg, abgesehen, daß die meisten von uns seit 13 Jahren, was die Schleswig-Holsteinische Landes- und Erbfolge-Angelegenheit anbelangt, treu an ihren Ansichten gehalten hatten, dem kaiserlichen Kabinett würden folgen können? Wollen *wir* vielleicht den Bund sprengen? Stehen wir nicht ganz auf bundesmäßigem Boden? —

„Die Schleswig-Holsteinische Frage ist aber zu heilig und das Recht in derselben mit uns zu sehr verwachsen, als daß wir aus reiner Staatsklugheit den Winkelzügen und Irrwegen der europäischen Diplomatie zu folgen gedächten!

„Und stehen wir vielleicht allein? Sind wir nicht gestützt auf den gleichmäßig ausgesprochenen Willen von nahezu 30 Millionen Deutschen? *Daß* diese Ansicht eine allgemeine ist und *daß* seit langer Zeit endlich einmal die Mehrzahl der Fürsten mit ihren Völkern gehen können, soll uns zum Verbrechen gemacht werden! —

„Töricht wäre es allerdings, den Bruch mit den Großmächten bis zum Äußersten zu treiben; der Gewalt werden wir natürlich weichen müssen, wie ja auch die von den Preußen umgehauenen oldenburgischen Schlagbäume und das Einrücken der großmächtlichen Heeresmassen in das Bundesgebiet Holstein genugsam beweisen.

„Trotzdem werden wir in unserem Rechtsbewußtsein und unseren Ansichten treu bleiben und uns sicher nicht durch Bismarcksche Reden oder englische Noten schrecken lassen; die einen wie die anderen sind in dieser Frage machtlos, weil aus vielen, uns wohlbekannten Gründen, der Wille fehlt, ihnen die äußerste Tragweite zu geben. Auch dürfte es selbst, trotz der numerischen Übermacht an Bajonetten, nicht ohne Gefahr sein, die Bevölkerungen allzusehr zu reizen.

„O möchte doch die jetzige Lage der Dinge eben beweisen, wie anders Deutschland in den letzten 20 Jahren geworden, und möchte das kaiserliche Kabinett dadurch zu der Einsicht kommen, wie unfruchtbar und geradezu unmöglich es geworden ist, in Beziehung auf Deutschland die Wege fortzugehen, die man seit dem Wiener Kongreß als einzuschlagen für gut fand.

„In dem Verlaufe Ihres werten Schreibens greifen Sie mich persönlich an, indem Sie, gleichsam für mich entschuldigend, die Motive zu meinem Handeln in der persönlichen Freundschaft zu dem jetzigen Herzog von Holstein und in einem gewissen Grade jugendlicher Ungeduld zu erkennen glauben. O wie wenig haben Sie meine bisherige Tätigkeit verstanden, wie wenig vermochten Sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es deutsche Fürsten geben könne, die auch deutsch gesinnt zu sein vermöchten und persönliche und verwandtschaftliche Rücksichten hintansetzen, wenn es sich darum handelt, dem Gesamt-Vaterlande die schönsten Provinzen und dem Gesamtvolke seine Ehre zu erhalten. —

„Seitdem in den 40er Jahren durch die Veröffentlichung jenes offenen Briefes Christians VIII. eine Schleswig-Holsteinische Frage entstand, habe ich mich fortwährend mit derselben beschäftigt und bin ihr Schritt für Schritt bis zum heutigen Tage zur Seite geblieben. Vertraut bin ich mit den politischen wie rechtlichen Verhältnissen und durch einen fünfmonatlichen Aufenthalt in den Herzogtümern, die mir damals (getrennt von der Operationsarmee des Generals Prittwitz) als Höchstkommandierender mehr oder minder unterstellt waren, habe ich die Verhältnisse des Landes und den Wert der Bevölkerung kennen gelernt, bin seit der Zeit unausgesetzt in Verbindung mit jenen Ländern geblieben, und habe geraten und geholfen, wo es in meiner geringen Macht stand. —

„Sie werden es nun, mein geehrter Freund, begreiflich finden, daß es nach dem Tode Friedrichs VII., nach dem Aussterben des dänischen Mannesstammes, in dem Augenblick der einzigen und größten Gefahr für die Herzogtümer, darauf ankam, sofort den rechtmäßigen Herzog anzu-

erkennen, zu proclamieren und zu dem geeigneten Zeitpunkte in seinem Lande erscheinen zu lassen.

„Mir zur Seite steht das unbestreitbare Recht, was auch darüber gelogen und geklügelt werden mag und der unumwunden ausgesprochene und allgemein gefühlte Wunsch der Schleswig-Holsteinischen Bevölkerung, sosehr man auch diese zu verdächtigen gesucht hat. — Nach und nach hat nun auch ein Teil der deutschen Kabinette sich mit der Sache vertraut gemacht und gefunden, daß es ehrlicher und ratsamer sei, sich mir und den Gleichgesinnten anzuschließen. —

„Daß das deutsche Volk in seiner Allgemeinheit das regste Interesse an der Schleswig-Holsteinischen Sache nimmt, ist wohl auch begreiflich nach alle dem unnütz vergossenen Blute, nachdem die heiligsten Gefühle absichtlich mit Füßen getreten und so manchem edlen Mann, der für das gute Recht der deutschen Sache in Schleswig-Holstein mit dem Schwerte oder mit der Feder gekämpft, der Bettelstab in die Hand gegeben und dann der öffentlichen Wohltätigkeit überwiesen wurde. — Die Volksbewegung in dieser Sache konnte wohl niemanden befremden, wenn es auch leider Regierungen gegeben haben mag, welche sich zu ihren Schritten erst durch jene bestimmen ließen.

„Bei unserem geteilten Wesen in Deutschland, bei der Unmöglichkeit rascher Verständigung und der Schwierigkeit, auf die Massen im richtigen Augenblick einzuwirken, kann es wohl nicht verwundern, wenn da und dort Ausschreitungen vorgekommen sind und in der Presse manches törichte und nach alten Begriffen respectwidrige Wort sich verlauten ließ. Doch warum will man sich auf den Thronen und bei dem ausschließlichen Besitz der Macht dergleichen unwichtige Vorkommnisse so zu Herzen nehmen?

„Diese Bemerkung führt mich zu dem letzten Punkt Ihres werten Schreibens und ich habe wirklich lächeln müssen, daß man in Wien von den Albernheiten eines kaum gelesenen Winkelblattes nur Notiz nehmen könnte, während man sich nicht die Mühe gibt, unsere Verhältnisse im allgemeinen zu betrachten. Wir regieren bei uns genau nach der Verfassung und nach den Gesetzen; auf weitgreifende polizeiliche Tätigkeit habe ich stets verzichtet und meine Ländchen als einen Freihafen für eine jegliche politische und konfessionelle Meinung angesehen. Der Staatsanwalt hat zu wachen, daß die Gesetze nicht übertreten werden, und so ist er wohl auch in Betreff jenes ridicülen Artikels eingeschritten.

„Die ‚Allgemeine Zeitung', wie Sie wissen, beschäftigt sich gern und zwar auf unfreundliche Weise mit Koburg-Gotha, sie verdächtigt und übertreibt.

„Die Bildung der ‚Wehrzeitung' halte ich für ein höchst ungefährliches Unternehmen, ebenso daß Rüstow, der mir seit Jahren bekannt ist und den ich als militärischen Schriftsteller hochschätze, sich dabei beteiligt hat.

„Männer werden erst bedeutend, wenn man ihnen eine größere Wichtigkeit beilegt, als sie verdienen. Und so hasche man nicht nach Gespenstern! Doch es ist Zeit, daß ich schließe. Mit banger Erwartung und — lassen Sie mich es aussprechen, mit einer stillen Hoffnung auf Änderung der bisher ausgesprochenen Ansichten sehe ich den Ereignissen der nächsten Tage entgegen, sie werden über die Geschicke der nächsten Zeit entscheiden, möchte man in Wien die Augen offen haben und zur rechten Zeit die Initiative ergreifen (ehe ihm zuvorgekommen wird) auf der einzigen Bahn, auf der Deutschland zu gesegneten und ruhigen Zuständen und Österreich zur Entfaltung von neuer Macht und Ansehen kommt. Ich kann und darf mich nicht in diesem Punkt näher aussprechen; möchte dieser Wink von Ihnen verstanden so wie mir meine rückhaltlose Sprache nicht verargt werden.

Ihr ergebener Freund

Ernst."

Als der Herzog sich Anfang März zu einem Besuche des französischen Imperators entschloß, bediente er sich wieder Gagerns, um durch ihn den Kaiser von Österreich über den Zweck dieses auffälligen Schrittes zu informieren. Am 8. März 1864 meldete der herzogliche Kabinettschef Gagern: „Se. Hoheit reist heute nach Paris, um dem Kaiser Napoleon, mit dem er, wie Sie wissen, persönlich in den freundlichsten Beziehungen steht, einen Besuch zu machen. Es liegt dem Herzoge daran, bei dieser Gelegenheit nicht etwaigen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, am wenigsten an solcher Stelle, auf deren gute Meinung er vorzugsweise Wert legt, und das ist par excellence Wien. Da ich nun das Glück habe, allemal eine Mission zu erhalten, wenn Vertrauen in Anspruch genommen wird, und dabei wiederum stets an Sie adressiert zu werden, so wollen Sie den Charakter auch dieser Zeilen freundlichst hieraus beurteilen und denjenigen Gebrauch davon machen, der Ihnen angemessen scheint.

„Der Herzog empfindet das Bedürfnis, sich einen speziell Pariser Überblick über die verschiedensten Verhältnisse zu verschaffen sowie namentlich in der Schleswigischen Frage sich zu überzeugen, ob der Kaiser auch von der wirklichen Sachlage und der deutschen Anschauung noch so gründlich unterrichtet ist, wie er durch Mitteilungen des Herzogs beim Beginn der neuen Phase es in der Erbfolgefrage sein mußte. Und wenn eine persönliche Einwirkung möglich sein sollte, will der Herzog natürlich die für Schleswig günstigste eintreten lassen. Der Herzog weiß sehr wohl, daß in der Erbfolge-Frage und der Anschauung über das Londoner Protokoll seine Ansichten, soweit es sich um Abstimmungen beim Bunde handelt, leider nicht mit denen Ihres Gouvernements über-

einstimmen; dagegen bittet er dringend, davon überzeugt zu sein, daß gegenüber den außerdeutschen Protokollmächten, die über Schleswig leider mitzusprechen haben, nach seiner Ansicht alle deutschen auseinanderlaufenden Meinungen sich nur auf die eine Linie zu stellen haben, die möglichst günstigen Bedingungen für die Lostrennung der deutschen Schleswiger von Dänemark zu erhalten — die Erbfolge für Holstein wird ja der Bund entscheiden! Der Herzog beklagt tief, daß er in der Erbfolgefrage genötigt ward, von der in den Frankfurter Konferenzen für die deutsche Reformfrage so glücklich gewonnenen gemeinschaftlichen Basis mit dem K. K. Gouvernement abzuweichen. Seine ernstliche Überzeugung in der Frage, die auf den Principien der Michelsen'schen Schrift beruht, stand seit Jahren fest, und er müßte ein schlechter Deutscher sein, wenn er einer rechtlichen Überzeugung Rücksichten opfern wollte.

„Abgesehen aber von dieser Abweichung hält Se. Hoheit sich stets noch für einen speziellen Verbündeten Ihres kaiserlichen Herrn und hofft, vielleicht auch bei seinem jetzigen Aufenthalte in Paris Gelegenheit zu finden, durch Sammlung von Mitteilungen, welche für Höchstdenselben wesentliches Interesse haben könnten, sich ihm dienstbar zu bezeigen."[1] In diesem Sinne ließ der Herzog nach seiner Rückkehr von Paris seine dortigen Wahrnehmungen Gagern durch ein Schreiben vom 21. März mitteilen, welches in den Memoiren Ernsts II. veröffentlicht ist.[2])

---

[1]) Dem Briefe ist noch folgendes P. S. beigefügt: „Eben im Begriff abzureisen, erhält Se. Hoheit aus Wien eine Mitteilung, die ihn so tief verletzt, daß er mich beauftragt, direkt, falls hier nicht ein Mißverständnis vorliegen sollte, Ihnen sein Bedauern darüber auszusprechen. — Es ist ihm mitgeteilt worden, daß bei Gelegenheit des Abschlusses der Ehepakten über die Vermählung des Erzherzogs Josef mit der Prinzessin Clothilde in der Staatskanzlei die Äußerung gefallen sei, man werde den Herzogl. Hausminister Geheimen Staatsrat Freiherrn von Pawel nicht nur nicht seinem Range gemäß, sondern gar nicht dekorieren, weil man mit Koburgischen Beamten schlechte Erfahrung gemacht und im Ganzen die Koburger Regierung als eine Österreich feindliche ansehe. Seine Hoheit protestiert gegen beide Annahmen, und ganz feierlich gegen letztere. Aber auch abgesehen davon glaubt Seine Hoheit, daß doch eine starke Anomalie darin liegen dürfte, eine solche Verbindung zwischen zwei hohen Häusern zu schließen und gleichzeitig bei demselben Anlaß dem einen derselben von Seiten des anderen einen persönlichen Affront zuzufügen. Wäre der Austausch von Dekorationen bei solchen Gelegenheiten nicht Gebrauch, so würde Seine Hoheit, der auf solche Äußerlichkeit ohnehin nichts gebe, gar keinen Wert darauf legen, wenn etwa bestimmt werde, daß man gegenseitig nicht dekorieren wolle. Da aber dem Falle eine so verletzende Auslegung gegeben werde, so müsse er dringend hoffen, daß man sich an die Norm halte, und dem so freudigen Ereignis nicht einen offiziellen Makel anhänge. Se. Hoheit sei überzeugt, daß dies auch die Ansicht sein müsse, welche dem edlen und ritterlichen Sinne des Kaisers persönlich entspreche."

[2]) Aus meinem Leben III, 424—25. Das Schreiben wurde, wie mir Gagern mitteilte, dem Kaiser von Österreich vorgelegt.

Die Tatsache, daß Graf Rechberg trotz aller Warnungen und Abmahnungen seine bisherige Politik fortsetzen konnte, versetzte den Herzog in eine sehr bittere und erregte Stimmung. Wenn er auch den Briefwechsel mit Gagern durch seinen Kabinettschef fortsetzen ließ, so hatte er doch angesichts der Entwickelung der Dinge nur mehr wenig Hoffnung, damit etwas in Wien zu erreichen. Als dann immer klarer wurde, daß die Politik Bismarcks auf eine Kombination der schleswig-holsteinischen mit der deutschen Frage hinausging und damit ein Programm verraten wurde, welches den Ausschluß Österreichs vom Deutschen Bunde herbeiführen mußte, ließ er noch einmal einen Warnungsruf nach Wien ergehen. Er tat dies durch ein Schreiben, welches sein Kabinettschef am 31. Mai 1864 an Gagern richtete. Das Aktenstück, welches in sehr charakteristischer Weise auf diese gefährliche Wendung aufmerksam machte, lautet:

„Verehrtester Herr Geheimrat!

„Wir sind zwar seit dem Schleswig-Holsteinischen Erbfolgefall von Ihrem hohen Gouvernement, was man sagt, schlecht behandelt worden. Haben wir ja doch das Verbrechen begangen, ohne vorherige Anfrage in Wien sofort die Legitimitätsfahne auszustecken und ein Protokoll anzufechten, in welchem die deutschen Großmächte die Rechte des deutschen Bundes höchst eigenhändig mißachtet hatten, ja, waren wir überhaupt so unerhört frei, trotz unserer mangelhaften Körpergröße eine eigene, recht gesunde Meinung zu haben und gar dieselbe kraft unserer Souveränität viel größeren Leuten zuzurufen! Wir sind deshalb — erlaube ich mir zu wiederholen — schlecht behandelt worden; allein das verschlägt unserem unverwüstlichen Patriotismus gar nichts, höchstens daß es, wie Sie freundlichst ersehen wollen, den Humor fördert. Und so fangen wir jetzt wieder von vorne damit an, Ihnen, als ob gar nichts geschehen wäre, unsere kleinen Freundschaftsdienste anzubieten. Unser hoher Herr erfreut sich nämlich, wie Sie wissen, eines besonders scharfen Auges, und nachdem Ihr Gouvernement zu seiner Freunde jetzt, noch in der elften Stunde und gleichviel aus welchen Motiven, sich dazu verstanden, die Schleswig-Holsteinische Höhe mit zu ersteigen, hat er selbst bereits einen weiteren Blick über dieselbe hinweg auf jene Reihe von Alpenketten getan, welche hinter dieser Höhe für die deutsche Reformsache zu überwinden sind und deren letztes Ziel sich in nebeliger Ferne noch gletscherhaft in den Wolken verbirgt. Dieser Ausflug hat dem hohen Herrn aber die Gewißheit verschafft, daß man sich in Berlin schon darauf gefaßt macht, sofort von der Schleswig-Holsteinischen Höhe aus mit Benutzung der Gunst des Augenblicks einen raschen Anlauf auf jene weiteren Höhenzüge zu nehmen nach dem Grundsatze: ‚Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.‘

„Da nun Höchstderselbe (trotz der oben angedeuteten Behandlungs-

weise) nichts weniger möchte, als daß Österreich, welches in der Schleswigschen Frage leider wieder an Sympathien in Deutschland verloren hat und in der Zollfrage auch noch die ihm sonst zugetanen, aber zum preußischen Verein gedrängten Regierungen verlieren wird, sich auch in dieser bedeutungsvollsten aller Fragen plötzlich im Hintertreffen sähe, so gestattet er sich, Sie auf die naheliegende Gefahr aufmerksam zu machen, eine Gefahr, die ihm um so größer erscheint, als eine Zurücksetzung Österreichs in der Reformfrage mit einer Versetzung desselben in eine feindliche Stellung zu letzterer, zum höchsten Nachteil Gesamt-Deutschlands, gleichbedeutend sein müßte, während Österreich, wenn es selbst den ersten Anlauf nähme, Sympathien, Nation und Wettlauf mit Preußen, alles auf einmal, zum größesten Vorteil Gesamt-Deutschlands, wieder gewinnen könnte.

„Aber freilich, daß man uns ja nicht übel nimmt, wenn wir uns einmal wieder unterstehen, in deutschen Sachen vielleicht andere Ansichten zu haben, als die hohe Staatskanzlei!

„Wir meinen eben nur so."

Begreiflicherweise mußte Gagern eine solche Sprache übelnehmen. Er ließ den herzoglichen Kabinettschef darüber nicht in Zweifel, wenn er auch seine Antwort in eine feine und liebenswürdige Form kleidete. Der Meinungsaustausch mit dem Herzog Ernst fand damit sein Ende.[1])

Unterdessen war Gagern, der sich mit voller Aufopferung und unermüdlichem Fleiß der Leitung der Preßangelegenheiten gewidmet hatte, von dieser „entsetzlichen", eine außerordentliche geistige wie physische Anstrengung erfordernden Aufgabe auf sein eigenes Ansuchen durch den

---

[1]) Am 18. November 1864 versuchte der Kabinettschef des Herzogs nochmals eine Anknüpfung mit Gagern, indem er für seine frühere Sprache um Entschuldigung bat. „Die Bitterkeit über unsere Behandlung von Seiten Ihres hohen Chefs im Auswärtigen", bemerkt er, „haben Sie höher angeschlagen, als sie gemeint war; Ich bitte mir deshalb nicht zu zürnen, die Wolke, die sie erzeugte, ist ja jetzt verschwunden! — Auch für den Herzog ist nunmehr an die Stelle eines persönlichen Feindes ein persönlicher Freund getreten, sowie für die deutschen Verhältnisse ein vorzügliches Verbindungsglied, und auch bezüglich Ihrer eigenen Stellung, verehrtester Herr Geheimrat, würde es Sr. Hoheit wahrhaft angenehm sein, von Ihnen bestätigt zu hören, daß dieselbe infolge der freieren Anschauungen seines Vetters wieder eine freiere und in Ihrer vorzüglichen Wirksamkeit minder eingeengte geworden sei. An dem allgemeinen Atemschöpfen nimmt auch der Augustenburger Herr lebhaften Anteil, freilich erst auf einem Lungenflügel, denn der nach Berlin zugekehrte scheint noch stark gelähmt; der Herzog, mein gnädigster Herr, ist aber in dieser Beziehung noch durchaus nicht ohne Besorgnis, ob auch das Atemschöpfen mit Rücksicht auf den Referenten im Wiener Auswärtigen gerechtfertigt sei. Jedenfalls würde der Herzog Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie ihm recht Erfreuliches von sich hören lassen könnten. Sollten Sie also 10 Minuten Zeit übrig haben, so könnten Sie nichts für uns Verdienstlicheres tun, als den in der Wiener „Presse" so taktvoll persiflierten Anschluß Österreichs an Koburg-Gotha Ihrerseits einstweilen mit bestem Erfolge anzubahnen." Weitere Schreiben finden sich im Nachlasse Gagerns nicht vor.

neuen Minister von Mensdorff befreit worden. Er empfand dies unter den damaligen mißlichen Verhältnissen als eine große Erleichterung.

Er konnte sich jetzt dem handelspolitischen Departement, dessen Leitung ihm im Dezember 1859 anvertraut worden war, wieder mit voller Kraft widmen. Ein Kenner dieser Dinge urteilt: „Das handelspolitische Departement, welches erst durch ihn auf den heute noch bestehenden Grundlagen organisiert wurde, gewann dadurch eine hohe Bedeutung, daß es nach Zweiteilung des bisher einheitlichen Handelsministeriums in ein österreichisches und ein ungarisches die einzige Instanz für den Abschluß aller Handelsverträge der Monarchie mit dem Auslande wurde. An dem Abschluß einer Anzahl dieser Verträge, die teilweise noch vor den Zeitpunkt der Trennung fielen (mit dem deutschen Zollverein 1865, Frankreich 1866, Italien 1867) ist Gagern in leitender Stellung beteiligt gewesen."[1])

Man kann sagen, daß die in dieser Zeit von Österreich eingeschlagene Vertragspolitik zum guten Teile der Initiative Gagerns entsprang. Was er weiterhin geleistet, kann man am besten daraus ermessen, wenn man bedenkt, welch bedeutsame und schwierige Aufgaben infolge der Neugestaltung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn durch den Ausgleich des Jahres 1867 an das Ministerium des Äußeren herantraten. Ein glänzendes Zeugnis erteilte ihm in dieser Hinsicht sein letzter, schwer zu befriedigender Vorgesetzter, der Minister des Äußern Graf Andrássy, in dem anläßlich von Gagerns Pensionierung dem Kaiser unterbreiteten Vortrag. In diesem wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die erwähnten Aufgaben „nur durch eine schöpferische Gestaltungskraft, verbunden mit einer kundigen Hand, zu einer festen Organisation gefügt werden konnten; . . . daß diese Aufgaben in Freiherrn von Gagern ihren Meister fanden, . . . daß er dabei im eigentlichsten Sinne des Wortes Schule gemacht habe und daß das Verdienst für das allen gerechten Wünschen entsprechende Funktionieren der handelspolitischen Sektion in erster Reihe ihm zuzuerkennen sei."[2])

Die unausgesetzte Tätigkeit, die Gagern in seinem Amt entfaltete, fand auch die gebührende Anerkennung. Nachdem durch die am 31. Mai 1862 erfolgte Ernennung des Freiherrn von Meysenbug zum Unterstaatssekretär im Ministerium des Äußern eine der systemisierten sieben Hof- und Ministerialratsstellen zur Erledigung gelangte, wurde Gagern durch seinen damaligen Chef, den Grafen von Rechberg, in den ordentlichen Status der Hof- und Ministerialräte dieses Ministeriums eingereiht (10. Juni 1862).

---

[1]) G. v. Pacher in d. Allg. Deutsche Biographie LV 482. Vgl. Schäffle, Aus meinem Leben I (Berlin 1905), 100 ff., wo eine Anzahl von Briefen Gagerns von 1863 und 1864 in der deutschen Zollfrage mitgeteilt sind. Die bisher unbekannten Schreiben Schäffles die für diesen sehr charakteristisch sind, werde ich an anderer Stelle veröffentlichen.

[2]) Vgl. v. Pacher, a. a. O. 483.

Im folgenden Jahre ließ der Kaiser mit Entschließung vom 28. Mai Gagern aus Anlaß seiner ersprießlichen Mitwirkung bei dem Abschlusse der neuen Elbe-Zollkonvention die allerhöchste Zufriedenheit aussprechen. Schon am 25. April 1861 hatte ihm König Wilhelm von Preußen den Roten Adlerorden II. Klasse mit dem Stern, am 6. Januar 1862 König Georg V. von Hannover das Komturkreuz des Guelfenordens verliehen. Am 14. Juni 1863 erhielt Gagern das Kommandeurkreuz I. Klasse des sächsisch-ernstinischen Hausordens mit dem Stern, und am 29. Juli desselben Jahres das Komturkreuz I. Klasse des sächsischen Albrechtsordens. Am 5. August 1865 befahl Kaiser Franz Josef, daß Gagern für seine eifrige Wirksamkeit bei den Verhandlungen über den am 11. April zwischen Österreich und dem deutschen Zollverein abgeschlossenen Handels- und Zollvertrag[1]) die allerhöchste Zufriedenheit ausgedrückt werde.

Während der ersten Jahre seiner Wiener Tätigkeit stand Gagern in besonders eifrigem Briefwechsel mit seinem Bruder Heinrich. Den Anlaß dazu gab die Biographie des Bruders Fritz, auf deren Vollendung und Herausgabe Max in seiner neuen Stellung verzichten mußte.[2]) Nach dem ursprünglichen Plan sollte das Werk zwei mäßige Bände umfassen: im ersten sollte das Leben in möglichst tatsächlicher, allgemein verständlicher Darstellung erzählt, in dem zweiten eine Auswahl der schriftstellerischen Arbeiten von Fritz gegeben werden, welche dieser, obwohl sie vollendet vorlagen, doch nie hatte drucken lassen.

Bei dem Übergang der Arbeit in die Hände Heinrichs von Gagern blieb diesem volle Freiheit zu Änderungen. Die Verschiedenheit der Weltanschauungen und Schreibweise kam denn auch in dem stark umgearbeiteten Werke deutlich zum Vorschein. Indessen erkannte Max dankbar an, daß der Bruder „in allem, was Familiensachen und was besonders die niederländischen Angelegenheiten betraf, großartig nachsichtig für seine Auffassung war, auch manches auf sich nahm, was ihm von näheren Freunden einigen Tadel zuzog. Aber," fährt Max in einer seiner hinter-

---

[1]) Vgl. Beer, Die österreichische Handelspolitik im 19. Jahrhundert (Wien 1891) 304.

[2]) Die Angabe G. v. Pachers (Allgem. Deutsche Biographie LV, 483) über die Mitarbeit Max von Gagerns an der Biographie des ältesten Bruders wird von Wentzcke a. a. O. S. 220, Anmerkung 154, bestritten mit der Bemerkung, die Vorrede Heinrichs widerspreche dieser Aufstellung durchaus. Pacher hat aber trotzdem vollkommen recht. In den Wentzcke nicht zugänglich gewesenen „Jugenderinnerungen" sagt Max ausdrücklich (Seite 30), daß er im Frühjahr 1854 an dem Leben seines Bruders Fritz geschrieben habe. Daß in der Vorrede Heinrichs nur von den „Erinnerungen der Brüder" die Rede ist und die Beteiligung Maxens an der Abfassung des Werkes verschwiegen wird, erklärt sich aus der Rücksichtnahme auf die Stellung des Bruders im österreichischen Staatsdienst. Max von Gagern hat mir ausdrücklich mitgeteilt, daß er einen großen Teil des Lebens von Fritz geschrieben, aber bei seiner Übersiedlung nach Wien sein Manuskript Heinrich zur freiesten Verwertung überlassen habe.

lassenen Aufzeichnungen fort, „was mehrere dieser Freunde, namentlich Eigenbrod, Mathy und Max Duncker, in Übereinstimmung mit mir bedauerten, und was Heinrich selbst auch schon bald ausdrücklich und lebhaft bereut hat, ist, daß er mitten in meine mehr tatsächliche Erzählung alles eingeschaltet hat, was ihm erforderlich schien, um den Zusammenhang zwischen seiner politischen Haltung in den entscheidenden Fragen des Jahres 1848 und der für ihn maßgebenden Denkschrift von Fritz: ‚Von der Notwendigkeit und den Mitteln die politische Einheit Deutschlands herzustellen‘,[1]) logisch und moralisch darzutun. Das war denn auch in Wahrheit der Anachronismus, der, wie ich fest glaube, ihn selbst abgehalten hat, bei seinen Lebzeiten noch ausführlich in eigenen Denkwürdigkeiten auf die Hauptfragen zurückzukommen.“[2])

Max von Gagern war längst ein guter Österreicher geworden, als sein Bruder Heinrich ebenfalls in das großdeutsche Lager überging. An diesem Umschwung hatten weniger die persönlichen Täuschungen und Kränkungen, die er preußischerseits erfahren mußte, Anteil[3]) als die Haltung des Berliner Kabinetts im Jahre 1859. Im Frankfurter Parlament hatte einst General von Radowitz erklärt, „unser Rhein wird am Po verteidigt“, und nun ließ man die Österreicher auf den Schlachtfeldern der Lombardei gegen Franzosen und Piemontesen verbluten. Das empörte Heinrich von Gagern und bewirkte seine Abwendung von der Partei der Gothaer.[4]) Ebenso aufrichtig wie über diesen Umschwung war die Freude von Max als sein Bruder im Jahre 1864 als hessischer Gesandter nach Wien kam. Heinrich von Gagern zog in denselben Häuserkomplex, Heugasse 4, in welchem sein Bruder wohnte. Sie sahen sich nun bis zum Jahre 1872, in welchem Heinrich von seinem Gesandtenposten abberufen wurde, fast täglich. Auch die beiderseitigen Familien verkehrten in der vertrautesten Weise.[5])

---

[1]) Abgedruckt im Leben des Friedrich von Gagern I, 278 ff.

[2]) Hierzu vgl. die treffenden Bemerkungen bei Wentzcke a. a. O. Seite 216ff., über die Beeinflussung der Darstellung im „Leben des Generals Friedrich von Gagern“ durch die damalige Verstimmung Heinrichs gegen das reaktionäre Preußen.

[3]) Wichmann S. 23 betont diese eine Seite zu stark.

[4]) S. J. Sepp, Erinnerungen an Heinrich von Gagern in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1880 Nr. 153. Vgl. dazu noch Freytag, K. Mathy 384. Gegen die Verdächtigungen von Heinrichs Übertritt in das großdeutsche Lager siehe Rotteck-Welcker, Staatslexikon VI, 78. Unparteiisch und feinsinnig ist die Abwendung Heinrich von Gagerns von der alten Erbkaiserpartei durch Wentzke a. a. O. 219 f. 227 ff. gewürdigt.

[5]) Nur durch die an Idiosynkrasie grenzende Abneigung des H. von Zwiedineck-Südenhorst gegen katholische Gesinnungen ist es erklärlich, daß dieser in seiner „Deutschen Geschichte“ (Stuttgart 1905) III, 250 behauptet der „schwarze“ Max von Gagern habe sich „namentlich im Gegensatze gegen die Ideen des geistig höher veranlagten [?] Bruders gefallen“. Wer das innige Verhältnis der beiden und die zarte Rücksichtnahme, die sie gegenseitig bei abweichenden Meinungen beobachteten, gekannt hat, muß diese haltlose

Die Leitung des Preßdepartements im Ministerium des Auswärtigen war naturgemäß Sache des ganz persönlichen Vertrauens des Ministers; sie brachte es mit sich, daß Max von Gagern tiefe Einblicke in die Geheimnisse des Wiener Kabinetts, besonders in dessen deutsche Politik, gewann.[1]) Auch nach Befreiung von dieser Obliegenheit wurde er besonders durch die Freundschaft, welche ihm der seit dem Oktober 1852 das Referat in den deutschen politischen Angelegenheiten führende Freiherr Ludwig von Biegeleben schenkte, in vieles eingeweiht, was anderen hohen Beamten des Ministeriums verborgen blieb. Trotzdem hat Gagern, abgesehen von dem Briefwechsel mit dem Herzog Ernst II. von Koburg, in der für Österreich so verhängnisvollen Zeit von 1859 bis 1866 eine eigentlich politische Rolle im Ministerium des Auswärtigen *nicht* gespielt. „Die Tätigkeit meines Vaters," betont Baron Paul von Biegeleben, „und jene des Baron Gagern lagen in dieser Richtung weit auseinander."[2])

Diese aus guter Kenntnis der Verhältnisse geschöpfte Mitteilung schließt indessen nicht aus, daß Gagern doch in manche rein politische Frage hineingezogen wurde und daß er hier, wenn auch meist wohl nur indirekt, einen Einfluß ausübte. Worauf und wieweit sich dieser erstreckte, wird zu entscheiden erst möglich sein, wenn endlich die mit Recht schon wiederholt[3]) als Pflicht der Selbstverteidigung geforderte Öffnung der österreichischen Archive für die Zeit von 1859—1866 sowie die Bearbeitung der Aufzeichnungen und Papiere der damals maßgebenden österreichischen Staatsmänner erfolgt sein wird. Bis dahin wird auch für jene Männer,

---

Behauptung belächeln. Der Humor bei der Sache ist, daß Heinrich von Gagern seine Kinder in der katholischen Religion erziehen ließ und durch die Erfahrungen, die er machte, zu einer so aufrichtigen Bewunderung des Katholizismus geführt wurde, daß Max einen Augenblick die Rückkehr des Bruders zur Kirche für möglich hielt; er überzeugte sich indessen bald, daß dieser an einen solchen Schritt nicht dachte, und enthielt sich deshalb auch jeglicher Einwirkung. Daß Heinrich 1870 konvertirt sei, behauptet Grube irrig im Freiburger Kirchenlexikon III, 1062.

[1]) Vgl. Ernst II., Aus meinem Leben III, 288.

[2]) Schreiben vom 29. Juli 1890 an den Verfasser dieser Biographie, dem noch andere hier einschlagende Angaben entnommen sind, wofür auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen wird. Bismarck war nicht ganz genau unterrichtet, wenn er 1864 „wiederholt als die eigentlichen Leiter der Wiener Politik die aus Rheinhessen gebürtigen Freiherren von Biegeleben, von Meysenbug und von Gagern bezeichnete". (Robert von Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872. Berlin 1901. S. 180.) Rudolf von Delbrück, der im Dezember 1866 amtlich mit Gagern in Wien zu verhandeln hatte, entging der Unterschied in der Wirksamkeit dieses Mannes von der seiner ebengenannten Landsleute und Kollegen nicht; er bezeichnet in seinen „Lebenserinnerungen" (Leipzig 1905 II, S. 387) Gagern als „weniger bedeutend, aber auch weniger fanatisch als die Herren von Meysenbug und von Biegeleben".

[3]) So namentlich 1897 in dem ausgezeichneten Aufsatze von A. Franz, Zur österreichischen Politik in der deutschen Frage in d. Hist.-polit. Bl. CXIX, 854 ff.

die wie Biegeleben, Meysenbug und Gagern mit all ihren Kräften gegen die überlegene, kein Mittel zum Zweck scheuende Staatskunst Bismarcks ankämpften, das vae victis in Geltung bleiben.[1]) Ein gewissenhafter Historiker aber muß sich jedes Urteils enthalten, bevor nicht das volle Aktenmaterial der Forschung zugänglich gemacht ist. Wenn neuerdings behauptet wurde, daß „die seltene Geschicklichkeit dieser Männer zum Teil durch ihre religiöse und politische Einseitigkeit lahmgelegt worden sei", so ist hierfür ein genügender Beweis bis jetzt nicht erbracht worden. Übrigens wird selbst von dieser Seite anerkannt, daß Biegeleben, Meysenbug und Gagern „nicht nur außerordentlich ehrenwerte, sondern auch hochbegabte Männer" waren, welche auch die Feder trefflich zu handhaben wußten.[2])

Wie unbegründet der Vorwurf der Einseitigkeit gerade gegen Gagern ist, erhellt aus der Tatsache, daß er sich in seinem gesellschaftlichen Verkehr niemals auf eine Partei beschränkte. Abends zum Tee konnte man bei ihm stets einen Kreis auserlesener Männer der verschiedensten politischen Richtungen und Religionsbekenntnisse antreffen. So wenig Gagern mit seiner eigenen festgegründeten Überzeugung zurückhielt, so übte er doch gegen fremde Ansichten eine „liebenswürdige Zartheit und Rücksichtnahme."[3])

Da es für Österreich eine moralische Unmöglichkeit war, auf seine bisherige Stellung in Deutschland zugunsten Preußens ohne Schwertstreich gutwillig zu verzichten, Bismarck aber zur Erreichung seines Zieles *alle* Mittel in Anwendung zu bringen entschlossen war, mußte es früher oder später zu einem blutigen Waffengang zwischen den beiden deutschen Vormächten kommen.

Das eigentliche „Eingangstor" zu dem Bruderkriege von 1866 war, wie Gagern mit seinem Freunde Onno Klopp hervorzuheben liebte, das preußisch-italienische Bündnis vom April des genannten Jahres. Da der Inhalt dieses Vertrages das Geheimnis sehr weniger Persönlichkeiten in

---

[1]) Vgl. den Aufsatz des österreichischen Diplomaten Rüdiger von Biegeleben „Zur Vorgeschichte des Krieges von 1866" in den Hist.-polit. Bl., Band CXXIII, S. 587 ff., wo S. 594 ff. auch Friedjungs Urteil über die Rolle Biegelebens und Gagerns vor 1866 richtiggestellt wird. Eine Biographie L. v. Biegelebens bleibt dringend zu wünschen. Sollten sich ihrer Veröffentlichung dermalen noch Hindernisse entgegenstellen, so müßte doch wenigstens das von Alfred v. Vivenot gesammelte Material nicht länger zurückgehalten werden.

[2]) S. v. Arneth, Aus meinem Leben, II. (Wien 1892) 352. In den gleichen Fehler wie Arneth, ist auch Louis Eisenmann in seinem sonst so vortrefflichen Werke Le Compromis austro-hongrois de 1867 (Paris 1904) 386 f. verfallen.

[3]) Dies betonte gegenüber dem Verfasser dieser Biographie in einem Schreiben vom 16. Nov. 1891 ein so unparteiischer Zeuge wie Alex. v. Peez, dessen Memoiren wohl noch manches Neue über Gagern bieten werden. Über A. v. Peez s. Friedjung in d. Beil. z. Allg. Zeitung 1899 Nr. 20.

Berlin und Florenz bildete, hoffte man in Wien noch lange auf Erhaltung des Friedens. Als der Krieg ausbrach, rächte es sich bitter, daß man militärisch nicht genügend vorbereitet war. Wenn Gagern auf die damaligen Ereignisse zu sprechen kam, hob er stets neben der Unentschiedenheit des Wiener Kabinetts als Hauptfehler hervor, daß man die militärische Kraft nicht derart gestärkt hatte, daß sie sich erfolgreich mit dem seit der durch Wilhelm I. durchgeführten Heeresreorganisation so wesentlich verstärkten Preußen hätte messen können. „Was konnten," betonte er, „die schönsten Noten Biegelebens helfen, wenn die großen Mängel im Heerwesen nicht behoben wurden, infolge deren die österreichische Armee bei weitem hinter der preußischen zurückstand."

Zwei Söhne Gagerns, Heinrich und Karl, zogen 1866 mit den Waffen ins Feld. Heinrich hatte bei Königgrätz Gelegenheit, sich durch seine tapfere Haltung im Feuer auszuzeichnen. Noch Größeres leistete der Sohn von Gagerns Schwester Karoline, Anton Freiherr von Bechtolsheim, der an dem Siege von Custozza durch seine berühmte Reiterattacke entscheidenden Anteil hatte und hierfür vom Kaiser durch das Maria-Theresien-Kreuz ausgezeichnet wurde.

Wenn auch der Schmerz Gagerns über den furchtbaren Schlag, der am 3. Juli 1866 all seinen politischen Hoffnungen und Idealen ein jähes Ende bereitete, groß war, so verzweifelte er trotzdem nicht wie so viele andere, namentlich in Wien, an Österreichs Zukunft. Es war ihm aus der Seele geschrieben, daß sein Freund Hermann Müller auch nach der bei Königgrätz verlorenen Schlacht den Mut hatte, zu singen:

„Nimmer kann dein Stern erbleichen,
„Nimmer kann dein Engel weichen,
„Du allein von allen Reichen
„Stehst als Deutschlands Säule da!
„Gott erhalt' dich, Austria."

So dachte auch der österreichische Gesandte am bayerischen Hofe, Graf Blome, der am 16. Juli aus München an Gagern schrieb: „Wohin sind wir geraten!! jetzt tut altösterreichische Zähigkeit und fester Glaube an Österreichs Unsterblichkeit: Austria est in orbe ultima, sehr not, um nicht zu verzweifeln. Ebenso nötig ist Vertrauen auf Gott, um nicht an der Gerechtigkeit der Vorsehung irre zu werden. Gab es je eine gute Sache, lautere Absicht, loyales Verhalten, so war es jetzt im österreichischen Lager, und wie sind wir geschlagen worden! Siegten wir, so trat Ordnung in das italienische und in das deutsche Chaos, die Kirche wurde befreit, das Freimaurertum erlitt eine Niederlage — und dennoch sind wir geschlagen worden, Gott hat den Triumph der Revolution abermals zugelassen — was wird aus Europa — aus der Menschheit!"

An seine Tochter Kunigunde schrieb Gagern: „Für unser armes Österreich war der Verlauf des Krieges ein unverdient schlechter — Gott allein weiß, wozu es gut war oder sein soll. Für eine Gnade haben wir zu danken, daß Heinrich am Leben geblieben. Er hat das Zeugniß, ein ausgezeichneter Offizier zu sein, der sich musterhaft benommen."

Die Ansicht von Vivenot, durch eine rasche und energische Organisation des Kleinkrieges im Rücken der feindlichen Armee noch einen Umschwung herbeiführen zu können, teilte Gagern nicht. Der rasche Friedensschluß erschien ihm um so weniger übereilt, als er nur zu gut wußte, wie sehr im Innern der Monarchie alles unterwühlt war. Wie weit es in dieser Hinsicht gekommen war, davon hatte er in Wien genugsam Gelegenheit, sich zu überzeugen. Nur allzu treffend fand er das, was ein Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" am 20. Juli aus der Kaiserstadt meldete: „Nichts hat Wien in dieser ernsten Zeit dem Vaterlande zu bieten als die verwaschensten Phrasen des ordinärsten Liberalismus."[1])

Ludwig von Biegeleben goß seine Entrüstung über diese Art des „Liberalismus" in folgendem flammenden Sonett aus:

„Weh' euch! entartet Volk am Donaustrande,
Phäaken nicht, nein, feige Sybariten!
Unselig, wer für euren Ruhm gestritten,
Ihn treffe Spott, euch immer tief're Schande!
Von Ehr und Mut, von männlichem Verstande
Sei unter euch kein letzter Rest gelitten!
Fort mit der Väter treuen tapfern Sitten,
Fort mit der Scham, fort mit dem Vaterlande!
Weh' dir o Wien! Du wirst dein lock'res Prahlen,
Nied'res Verzagen, jammervolles Flehen
Mit allem, was dein Erbe war, bezahlen,
Und lässet Gott den Tag des Heiles dämmern,
Dich wird er unwert finden, ihn zu sehen,
Ein Volk von Toren, Wucherern und Schlemmern."

In einer Reihe von andern Sonetten geißelte Biegeleben mit Dantescher Entrüstung und Redegewalt die „Macht vor Recht"-Politik Bismarcks. Eines dieser Sonette, es ist noch nicht das bitterste, lautet:

„Nun wohl! Da du nicht anders magst gesunden,
Mein Vaterland, nicht anders dich entwöhnen
Ehrsücht'gen Streits, so seien deinen Söhnen
Geschlagen hunderttausend Todeswunden!

[1]) Über die damalige Haltung der Liberalen in Wien vgl. auch B. v. Meyer, Erlebnisse (Wien 1875) II, 76 ff.

Nun wohl! sie alle hat das Grab verbunden,
Sei's ihnen leicht nach solcher Schlachten Dröhnen!
Weh' aber, wer die Sieger wagt zu krönen,
Denn du hast dennoch nicht das Heil gefunden.
Weh' dir, Berlin, und deiner Lügenzunge,
Bei Freund und Feind mit flinkem Redeschwunge —
Belobt sie frech das ungeheure Morden;
Und wenn sie lockt den bied'ren deutschen Landsmann,
Ist Deutschland groß, — doch klein ist es geworden,
Da sie umwarb den unzufriednen Franzmann."

Gagern ließ diese Sonette, die vielleicht das Schärfste enthalten, was über das Vorgehen Preußens im Jahre 1866 gesagt wurde, 1872 als Manuskript in London drucken, ein Beweis, daß er sich damals noch nicht im entferntesten mit der Lösung der deutschen Frage durch die „Blut- und Eisenpolitik" Bismarcks ausgesöhnt hatte.[1]) Besonders schmerzlich berührte ihn der Verlust der staatlichen Selbständigkeit seiner nassauischen Heimat und das harte Geschick seines ehemaligen Landesherrn. Was dieser bei Gagerns Dienstentlassung verfehlte, war von ihm längst in hochherziger Weise wieder gutgemacht worden, so daß bereits vor 1866 eine vollständige Aussöhnung stattgefunden hatte.[2]) Zahlreiche eigenhändige Briefe des Herzogs an Gagern zeugen davon, welch vertrauliches, man könnte fast sagen freundschaftliches Verhältnis sich zwischen ihnen bildete und bis zum Tode Gagerns fortbestand.

Am 20. Februar 1868 schrieb Herzog Adolf von Frankfurt aus an Gagern: „Sie glauben gar nicht, wie wohl es mir tut, Jemand zu haben, der mir so wie Sie ein treues Andenken bewahrt hat." Am Vorabend des deutsch-französischen Krieges, als alle Gegner Preußens neue Hoffnung auf Vergeltung schöpften, legte der Herzog seine Interessen beruhigt in die Hände Gagerns.[3]) Allein bereits die ersten Kriegsereignisse zeigten, daß den Entthronten keine Hoffnung blieb, ihre frühere Stellung zurückzuerhalten.

Gagern berichtete in der Folgezeit dem Herzoge regelmäßig über die politischen Wandlungen, die sich in Österreich vollzogen. Als äußeres Zeichen seiner Anerkennung verlieh ihm dieser am 19. April 1873 das Großkreuz

[1]) Bismarck versuchte damals vergeblich in Wien, den Verfasser der Sonette resp. den, der sie hatte drucken lassen, zu eruieren. Das Geheimnis wurde von den wenigen Eingeweihten streng bewahrt; es liegt jetzt kein Grund mehr vor, den Sachverhalt zu verheimlichen. Schon 1886 sprach Gagern davon ohne Reserve.

[2]) Schon am 8. Juni 1855 hob Erzherzog Stephan in einem Schreiben an Gagern hervor: „Die Beruhigung übrigens können Sie mit sich nehmen, daß auch Ihr bisheriger Landesherr Sie sehr achtet und die Mißverständnisse, die Ihre Resignation zur Folge hatten, keineswegs imstande waren, diese seine Gefühle irgendwie zu schwächen."

[3]) Schreiben vom 14. Juli 1870.

des Militär- und Zivilverdienstordens Adolfs von Nassau. Es rührte Gagern tief, daß sein ehemaliger Landesherr die drei Stockwerke zu seiner Wiener Wohnung hinaufstieg, ihm die Insignien dieses höchsten Ordens, den er zu vergeben hatte, persönlich zu überbringen.

Das Vertrauen auf die Zukunft Österreichs war inzwischen bei Gagern und seinen Freunden abermals auf eine harte Probe gestellt worden durch die ebenso neuen wie bedenklichen Bahnen, welche der am 1. November 1866 zum Minister des Auswärtigen ernannte sächsische Baron Beust einschlug. Vieles, ja das meiste von dem, was in den nächsten Jahren in Wien geschah, widersprach den politischen wie kirchlichen Anschauungen Gagerns auf das Schroffste. Ohne seine Überzeugung zu verleugnen und mit seinem Urteil zurückzuhalten[1]), war er doch froh, daß er sich amtlich auf das neutrale Gebiet der Handelspolitik beschränken konnte, die ihn „nicht unmittelbar in die Verantwortung der großen Weltfragen hineinzog". Noch volle sechs Jahre trug er die Last der Geschäfte, die ihm durch seine Vorgesetzten nicht gerade erleichtert wurde. Viele Arbeit bereitete ihm besonders der Abschluß der Handelsverträge mit Belgien, den Niederlanden und Italien im Jahre 1867.[2]) Als Zeichen der Anerkennung erhielt er in diesem Jahre von seinem Kaiser die Eiserne Krone II. Klasse, vom italienischen Könige das Großoffizierskreuz des St. Lazarus- und Mauritiusordens. Fast zu gleicher Zeit wurde er zum Kommandeur der französischen Ehrenlegion, des niederländischen Löwenordens, des belgischen Leopoldsordens und 1868 des griechischen Erlöserordens ernannt.

Die Auszeichnung durch Kaiser Franz Joseph hatte für Gagern noch eine besondere Bedeutung. Es wurde dadurch die Ungnade aufgehoben, in welche er im Jahre 1865 ohne sein Verschulden geraten war. Damals hatte ihn der Minister des Auswärtigen, Graf Mensdorff, beauftragt, einen Zeitungsartikel zu bestellen gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers. Gagern gehorchte dem Befehle seines Chefs, welcher ihm darauf die kaiserliche Ungnade eröffnete.[3]) Als Gagern infolgedessen An-

[1]) Einem Schreiben Gagerns an den Freiherrn von Prokesch, österreichischen Botschafter in Konstantinopel, dat. Wien 1870, September 17., entnehme ich folgendes scharfe Urteil: „Ich gestehe, daß mir das Verhalten unserer Regierung in der römischen Frage sehr schmerzlich war; nicht die Ohnmacht, denn diese ist begründet, aber die Würdelosigkeit, die Italiener zu allererst zum Einrücken aufgefordert zu haben, sei es auch anscheinend in der Absicht des physischen Schutzes für den Papst! Nun hat Preußen auch diese Genugtuung."

[2]) Vgl. Beer a. a. O. 372.

[3]) Obige Mitteilung, die wie die folgende über das Verhalten Kaiser Franz Josephs mir von authentischer Seite gemacht wurde, läßt die Darstellung bei Eisenmann, Le compromis austro-hongrois, S. 387, Note 2, Gagern habe 1865 entgegen dem Willen Mensdorffs in der Presse zum Kriege gegen Preußen gehetzt, sowie die weiteren dort gemachten Angaben über die Beteiligung Gagerns am Intrigenspiel, das die österreichischen Staatsmänner damals gegeneinander führten, in einem ganz anderen Lichte erscheinen.

fang 1867 von der Liste der neu vorgeschlagenen Leopoldsritter gestrichen wurde, nahm er zur Aufklärung der Angelegenheit die Vermittelung seines Freundes, des Staatsrates von Braun, des Vorstandes der kaiserlichen Kabinettskanzlei, in Anspruch. Dieser ausgezeichnete Mann, dessen stillem, aber tiefgreifendem Einfluß sehr viele treffliche Maßregeln zu danken sind, trug dem Kaiser den wahren Sachverhalt vor. Der Monarch machte darauf mit gewohnter Hochherzigkeit sofort das Gagern geschehene Unrecht wieder gut, indem er neben dessen auf der Liste der Leopoldsritter durchstrichenen Namen schrieb: „zum Kommandeur der Eisernen Krone."

Über die Audienz vom 31. Januar 1867, in welcher Gagern seinen Dank abstattete, liegt folgende Aufzeichnung vor:

Gagern: „Ew. Majestät danke ich ganz untertänigst für die mir erteilte große Gnade."

Kaiser: „Es hat mich gefreut, Ihnen etwas Angenehmes erweisen zu können."

Gagern: „Zugleich aber, daß Ew. Majestät eine Ungnade von mir genommen haben, die zwei Jahre lang auf mir gelastet hat und die mir im Auftrage Ew. Majestät wegen Ungehorsams verkündet worden ist. Majestät! Es wäre das der größte Undank von mir gewesen, Ew. Majestät allein haben mich in Ihren Dienst berufen, und es war immer mein Vorsatz, Ew. Majestät allein und ganz persönlich zu dienen, es war mein Stolz, gegen Niemand so zu Dank verpflichtet zu sein, wie ich denn niemals, weder für mich, noch für die Meinigen, um eine besondere Gunst gebeten habe. Ich habe auch niemals mit eigener Hand Politik machen wollen; mit Bewußtsein bin ich daher gegen Ew. Majestät Befehle nicht ungehorsam gewesen; es war mir darum so schmerzlich zu denken, daß Ew. Majestät mich für einen Undankbaren gehalten bei einem Anlaß, wo ich nicht im Stande war, mich selbst zu verteidigen."

Kaiser: „Nun, Sie sehen, daß ich gerne Gelegenheit genommen, Ihnen meine Zufriedenheit zu beweisen."

Gagern: „Dann darf ich Ew. Majestät nochmals untertänigst danken und bitten, daß Sie mir in schweren Zeiten auch schwere und, wenn es sein muß, die unangenehmsten Aufträge erteilen. Ew. Majestät haben so schwere Prüfung zu ertragen gehabt! Diese eiserne Krone haben Ew. Majestät zu den Füßen des Allmächtigen niedergelegt und dafür eine Dornenkrone eingetauscht. Aber Ew. Majestät teilen dies Schicksal und die schweren Gefahren jetzt mit dem heiligen Vater, dessen weltliches Bestehen auch auf dem Spiele steht; das können treue Untertanen aufs tiefste mitfühlen."

Kaiser: „Ja, das letzte Jahr war ein schreckliches, es war entsetzlich hart und es wird uns schwer, uns davon zu erholen. Aber es tut mir

wohl, wenn ich solche Gesinnungen erkenne, und Sie haben auch immer viel Arbeit, besonders jetzt mit den Handelsverträgen."

Gagern: „Ew. Majestät, das sind ja unerhebliche Arbeiten gegen die anderen schweren Sorgen, die jetzt Ew. Majestät beschäftigen."

Kaiser: „Die großen und gewaltsamen Veränderungen werden noch überall viel Arbeit geben. In Deutschland kann man sich auch noch nicht recht fassen."

Gagern: „Die sollen sich ja auch noch gar nicht fassen, so viel Unrecht und Gewalt kann denn nicht so bald mit Ruhe hingenommen werden. Ich hoffe aber noch, daß der Allmächtige Gott Ew. Majestät auch wieder bessere Zeiten erleben läßt und einstweilen dürfen Ihre treuen Untertanen die Eiserne Krone auch nur als Dornenkrone tragen."[1])

Im Jahre 1869 wurde die amtliche Wirksamkeit Gagerns in Wien unterbrochen durch eine ehrenvolle Sendung zu der unter dem Vorsitz des Khedive abgehaltenen internationalen Konferenz zur Regelung der Suezkanalschiffahrt in Kairo. „Die Seereise nach Ägypten dauerte sieben Tage und war beschwerlich durch fast beständiges Übelbefinden." Doch konnte Gagern, wie er seiner der Kongregation vom Heiligsten Herzen Jesu angehörenden Tochter Klementine schrieb, „in seiner stillen Kajütenecke liegend in Gedanken sich resignieren, daß so viele liebe, fromme Seelen im Gebete seiner gedachten".

In Ägypten weilte Gagern vom 6. bis 20. November, meist in Kairo, wo der Kongreß um so mehr Arbeit verursachte, als Gagern zum Vize-Präsidenten gewählt wurde. „Ich mußte," berichtet er, „als solcher viel sprechen, französische Reden halten und fand kaum Zeit, die Pyramiden zu besichtigen, von denen ich eine bestieg."

---

[1]) In Ausführung dieses Gedankens verfaßte Gagern am 2. Februar 1867 ein „Promemoria über die Eiserne Krone", in welchem er anregte, den genannten Orden, der nach dem Verlust der italienischen Provinzen seine eigentliche Bedeutung für Österreich verloren hatte, aufzugeben und dafür einen Orden der Dornenkrone zu stiften. „Es läge darin", bemerkte er, „ein tiefer Ernst: das Anerkenntnis des großen Leides, das der Kaiser geduldig erlitten, und der Entschluß — den Untertanen ein Vorbild — auch künftig Gefahren und Schicksalsprüfungen, wie sie den Kronen dieser Welt wahrscheinlich noch bevorstehen, im demütigen Andenken an den zum Kreuze geführten Herrn und Heiland mutig bestehen zu wollen. Es wäre wirklich der Beweis, daß ein christlicher Kaiser in dem Namen und Wesen des erneuten Ordens ein Wahrzeichen des Glaubens verkünde statt einer bloßen neuen Erfindung der Etikette. Dem Wesen der neuen Stiftung müßte freilich eine nicht blos sinnbildliche, sondern wahre christliche Grundlage gegeben werden. Wie der eiserne Reif in der lombardischen Krone aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet wurde, so muß auch dem Orden der Dornenkrone die heilige Reliquie der wirklichen Dornenkrone die Weihe geben, und da in der kaiserlichen Schatzkammer eine solche nicht ist, so würde der heilige Vater gewiß glücklich sein, dieselbe aus Rom, wo sie sich befindet, dem treuen Sohne, dem Nachfolger der römischen und deutschen Kaiser zu widmen."

Am 16. November 1869 nahm Gagern teil an den großartigen Feierlichkeiten, mit welchen in Gegenwart des Kaisers von Österreich, der Kaiserin Eugenie, des Kronprinzen Friedrich von Preußen, des Prinzen der Niederlande und zahlreicher anderer hoher und berühmter Gäste des prachtliebenden Ismail Pascha die feierliche Einsegnung des Suezkanals nach katholischem Ritus und die Eröffnung dieses nach Überwindung der größten technischen und finanziellen Schwierigkeiten endlich fertiggestellten hochwichtigen Verkehrswegs vorgenommen wurde. Den genialen Schöpfer des Werkes, Ferdinand von Lesseps, hatte Gagern bereits im Herbste 1868 in Wien kennen gelernt.

Den Rückweg in die Heimat machte Gagern über Korfu, Brindisi und Rom. Die ewige Stadt entschädigte ihn für alle Anstrengungen der beschwerlichen Reise. Leider konnte er dort nur eine Woche verweilen und deshalb alle „Herrlichkeiten des Altertums und der Christenwelt nur flüchtig und mit Anstrengung sehen". Trotz der kurzen Zeit ließ er es sich nicht nehmen, das Kloster des Sacré-Coeur auf Trinità de' Monti zu besuchen. Der General der Jesuiten zeigte ihm die Wohnzimmer des heiligen Ignatius. Noch in letzter Stunde verschaffte ihm Monsignore Nardi Audienz bei Pius IX. Gagern besuchte auch den wegen des Konzils in Rom weilenden Bischof Ketteler und den Wiener Kardinal Rauscher. Bei Kardinal Antonelli hatte er gleichfalls Audienz. „Ich könnte leicht," schrieb er seiner Tochter Klementine, „viele hohe und interessante Bekanntschaften machen. Darauf kommt es mir aber nicht an. Das Grab des hl. Petrus, den Papst und die ewige Stadt wollte ich so gerne sehen und diesen Wunsch hat mir nun der liebe Gott erfüllt." Da Gagerns Urlaub abgelaufen war, mußte er am Vorabende der Eröffnung des Konzils in einer ununterbrochenen Fahrt nach Wien zurückkehren.

Noch zwei Jahre lang diente Gagern unter Beust, dessen leichtsinniges, frivoles Gebahren ihm viel schwere Stunden bereitete. In der Wirksamkeit des sächsischen Freiherrn sah Gagern ein großes Unglück für Österreich. „Nach 1866," urteilte er, „hätte bei uns ein Mann wie Stein an die Spitze gestellt werden müssen; statt dessen kam ein Schwindler wie Beust, der sich mit Schwindlern umgab."[1])

Ganz abgesehen von der Richtung, die Beust vertrat, mußte Gagern, dem strengen Mann der Ordnung, die Art, wie dieser Minister die Geschäfte führte, höchst unsympathisch sein. Gagern wußte manche pikante

[1]) „Eine große Politik zu treiben", sagte mir Gagern einmal, „war Beust völlig unfähig, deshalb waren auch alle Revanchepläne gegen Preußen aussichtslos. Da Gramont ein ähnlicher Mann war, konnte es schon deshalb 1870 zu keiner Allianz kommen." Das so sehr ungünstige Urteil über Beust hat die neueste Forschung völlig bestätigt, vgl. E. von Wertheimer, Graf Julius Andrássy, Stuttgart 1910, I. Band.

Details über die Nachlässigkeit und Unordnung des sächsischen Barons zu erzählen, der oft die wichtigsten Aktenstücke nicht zu finden vermochte.[1])

Mit dem am 15. September 1871 zum Nachfolger Beusts ernannten Grafen Julius Andrássy trat eine völlige und tiefgreifende Wandlung in der Politik Österreich-Ungarns ein. Durch die vielen fremdartigen Elemente, welche nun in das Haus am Ballplatz einzogen, fühlte sich Gagern als Mann einer ganz andern Zeit mehr und mehr beengt. Er befreundete sich nun allmählich mit dem Gedanken seines Rücktritts; und das um so leichter, als er hinsichtlich der Organisation des Ministeriums, speziell der handelspolitischen Abteilung, Änderungen für nötig erkannte, deren Durchführung kaum zu hoffen war. Im März 1872 wandte er sich in einem Promemoria direkt an seinen Chef. Mit dem ihm eigenen Freimut regte er hier die notwendigen Reformen an, indem er betonte, daß das handelspolitische Departement „auch in Österreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert nicht Aschenbrödel sein dürfe, sondern, wie in den anderen Großstaaten, seiner Bedeutung entsprechend selbständiger und zweckmäßiger organisiert werden müsse." Über Arbeit habe er niemals geklagt, sondern nur über unnütze Schwierigkeiten, „über ein Steeple-Chase mit künstlichen Hindernissen, die in der Trennung zusammengehöriger Dienstzweige liege." Ganz offen erklärte er ferner dem Grafen Andrássy, daß er keineswegs meine, die neu organisierte handelspolitische Abteilung müsse gerade i h m übertragen werden. „Hochdieselben können und werden frei eine Wahl vornehmen, welche jeden, den sie trifft, zu einem würdigen Ehrgeiz anspornen wird. Ich gestehe Ew. Excellenz ganz offen, daß ich selbst nicht weiß, ob ich heute noch die Gesundheit und die Schwungkraft haben würde, die Aufgabe, wie sie mir vorsteht, mit dem Feuer und Erfolg zu unternehmen, womit ich sie mir früher unter ermutigenderen Umständen zugetraut hätte. Ich bekenne weiter, — wenn ich mich bei Ew. Excellenz Übernahme des Auswärtigen Amtes aus vielen Gründen darauf gefreut hatte, Ihnen mit dem besten Willen dienen zu dürfen, so ist es mir nach einigen Erfahrungen doch zweifelhaft geworden, ob ich der so raschen Auffassung Ihres Geistes und den natürlich daraus entspringenden Anforderungen mit meinen zweiundsechzig Jahren würde nachkommen und genügen können. Ich gestehe endlich, daß es mich wirklich schon entmutigt hat, daß Euer Excellenz mich in fünf Monaten nicht ein einziges Mal über meinen Geschäftskreis in seinem Zusammenhang zu befragen die Gnade gehabt haben. In der Specialität meines Amtes liegt keine Notwendigkeit, täglich in politischer und kirchlicher Beziehung Farbe bekennen zu müssen; ich bin mir bewußt, darin keinen Anlaß gegeben zu haben, ich kann auch

[1]) Über einen peinlichen Auftrag, den Gagern für Beust bei Schäffle auszuführen hatte, siehe des letzteren Mitteilung „Aus meinem Leben" I, 161 ff.

Ew. Excellenz ausdrücklich versichern, daß ich, obgleich meine Überzeugungen nie verleugnend, doch in Wahrheit mich gegen Ihre Politik nicht in irgend einem — wenn auch nur einem Gegensatz fühle. Diese Versicherung, welche Ew. Excellenz gar nicht verlangen, wage ich nur deßhalb, weil ich wünsche, daß Hochdieselben mit voller Kenntnis meiner eigenen Beurteilung der Sachlage entscheiden."

In den ersten Tagen des Jahres 1873 legte die Generaldirektion der Wiener Weltausstellung dem Ministerium des Auswärtigen dar, die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen seien so weit gediehen, daß in kurzem die fremden Regierungskommissäre ihren bleibenden Aufenthalt in Wien nehmen würden und der tägliche Verkehr mit ihnen nicht allein in amtlicher, sondern auch in sozialer Beziehung eine regelmäßige Gestaltung würde gewinnen müssen, die Unterabteilungen (Komitees) der kaiserlichen Kommission, insbesondere des Auswärtigen Komitees und des orientalischen würden jetzt bald ihre Tätigkeit entfalten und einen Mittelpunkt in einer höher stehenden Persönlichkeit erhalten müssen. Hierfür wurde Gagern vorgeschlagen, der durch den Eifer, Takt und praktischen Sinn, den er als Hofrat des Ministeriums bei den Einladungen an die fremden Regierungen betätigt habe, für die Vermittlung so vieler Beziehungen hervorragend geeignet sei. Gagern erklärte sich zur Annahme dieser Ehrenstellung, die von ihm wegen der gesellschaftlichen Repräsentation bedeutende Opfer an Zeit und Geld erforderte, bereit, betonte jedoch, daß bei seinen vorgerückten Jahren er die neue Funktion unmöglich mit der Pflichterfüllung in seiner bisherigen vollen Amtswirksamkeit vereinigen könne. Er bat daher am 20. Januar 1873 um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand. Diese wurde ihm durch Allerhöchste Entschließung vom 16. März mit einer Pension von 4300 Gulden gewährt. Zugleich verlieh ihm der Kaiser „in Anbetracht der mehrfälligen, eifrigen und ersprießlichen Dienste", welche er im Ministerium des Äußern dem Staate geleistet, und „in Berücksichtigung der treuen Anhänglichkeit an das allerdurchlauchtigste Erzhaus", welche er bei allen Anlässen zu erproben rühmlich beflissen war, die Würde eines Wirklichen Geheimen Rates mit dem Prädikat „Exzellenz".

Unter den Preßstimmen, welche bei der Pensionierung Gagerns laut wurden, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden das Urteil des „Neuen Wiener Tagblattes". Dieses hochliberale Organ schrieb in seiner Nummer vom 19. März: „Was andere als wohlfeile Reklame benützten, Österreichs Kulturmission im Osten, das galt dem Manne mit den puritanisch strengen Gesichtszügen als ernste Lebensaufgabe. Er war ein Großdeutscher nach des Herzens grundehrlicher Überzeugung und *seine Schuld ist es nicht*, wenn Österreich bei der Ausführung seiner Mission Schiffbruch gelitten hat. Baron Gagern zählt nicht zu den Männern unserer

Partei. Er war konservativ und diente den reaktionären Systemen. Dennoch hat das Auftreten des Baron Gagern nichts Verletzendes, nichts Widerwärtiges. Die Eindrücke seiner Jugend, des Studentenlebens in Heidelberg, die Früchte humanistischer Studien waren bei ihm nicht verloren gegangen. Seine Religiösität hat keine Beimischung von Tartufferie, von Intoleranz. Er war konservativ, aber er haßte jeden Rechtsbruch, jeden Gewaltakt. Man hatte das Gefühl, daß man einen Mann von ernsten Überzeugungen vor sich hatte; er war eben ein Deutscher geblieben. Man begreift, daß das ihm anvertraute Amt viel Rechtschaffenheit und viel Arbeitsamkeit erforderte. Gagern war in beiden Beziehungen geradezu musterhaft. Seine Pflichttreue, seine Gewissenhaftigkeit können nicht übertroffen werden; von hoher Bildung, war er bescheiden genug, sich über alle ihm neuen Gegenstände unterrichten zu lassen; er vermied jede Unwahrheit und war daher auch nicht geeignet, jene kleinen diplomatischen Künste zu üben, durch welche man Auszeichnungen und Avancements erringt. So blieb denn Max von Gagern, was er gleich anfangs gewesen war, 18 Jahre hindurch Hofrat."[1])

Als mit Anfang März 1873 die Kommissäre und Delegierten für die Weltausstellung in Wien eintrafen, begann für Gagern statt des Ruhestandes eine Zeit angestrengter Tätigkeit. Ohne irgendeine Entschädigung zu beanspruchen, hielt er offenes Haus. Die Zusammenkünfte bei ihm, die einen internationalen Charakter hatten, erhoben sich weit über das Niveau der herkömmlichen Routs. „Die Familie Gagern," erzählt Ludwig von Przibram,[2]) „bewohnte ein eigenes Haus in dem ‚Landstraße' genannten Bezirke, der zu jener Zeit noch manchen alten Garten als Überbleibsel seines einstigen ländlichen Charakters aufwies. So bot auch das kleine, aber behagliche Palais Gagern Gelegenheit zu Gartenfesten, die mit Empfängen in den geräumigen, lichten Salons abwechselten. Den fremden Gästen war hier Gelegenheit geboten, auch die geistige Elite der Wiener Gesellschaft kennen zu lernen. Der alte Freiherr stand den wissenschaftlichen Kreisen persönlich sehr nahe, beteiligte sich lebhaft an philosophischen und sozialen Studien, so daß sich stets eine Corona von Professoren und solchen, die es zu werden hofften, um ihn scharte. Der Christuskopf Franz Brentanos, die Apostelgestalt des Ästhetikers Robert Zimmermann, Lorenz Stein, der gefeierte Nationalökonom, waren ebenso Stammgäste wie der Bildhauer Zumbusch, der Architekt Hasenauer, nicht zu reden von all den offiziellen Persönlichkeiten, unter denen besonders der alte Schmerling von den jüngeren Herren, an denen er seine Sarkasmen auszulassen liebte, sehr gefürchtet war." Bei diesen Repräsentationspflichten kam Gagern

[1]) Hierzu ist allerdings zu bemerken, daß das Ministerium des Äußeren damals nur zwei Sektionschefs hatte.

[2]) Erinnerungen eines alten Österreichers (Stuttgart 1910) 380 ff.

besonders seine vielseitige Sprachkenntnis zugute; seine gewandte und geistreiche Gemahlin stand ihm bei diesen Empfängen treu zur Seite. Gagerns Arbeitslast wurde noch vermehrt, da ihm auch die Leitung des damals in der Kaiserstadt tagenden internationalen Ärztekongresses zufiel. Sein ehemaliger Chef, Graf Andrássy, sprach ihm seinen aufrichtigen Dank aus für seine energische, umsichtige und taktvolle Leitung, die zur Erreichung des angestrebten Zieles wesentlich beigetragen habe.[1]) Kaiser Franz Joseph, der Gagern schon am 23. Mai 1874 seine Allerhöchste Anerkennung hatte aussprechen lassen, verlieh ihm am 20. August 1874 das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens. Von seiten der auswärtigen Mächte ergoß sich dann über Gagern ein förmlicher Ordensregen. Noch im Jahre 1873 erhielt er das Großkreuz des russischen Annenordens, des württembergischen Friedrichsordens, des norwegischen Olaf-Ordens, der niederländisch-luxemburgischen Eichenkrone und des hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen.[2]) 1874 erhielt er das Großoffizierskreuz des belgischen Leopold-Ordens, 1875 das Großkreuz des portugiesischen Ordens Unserer lieben Frau von der Empfängnis von Villa Viçosa und die goldene Medaille des französischen Ackerbauministeriums. Der Schah von Persien zeichnete ihn durch den Sonnen- und Löwenorden I. Klasse aus, der ferne Osten würdigte seine Verdienste um die Weltausstellung durch Verleihung des siamesischen weißen Elefanten-Ordens und später, im Jahre 1880, durch den chinesischen Drachen-Orden erster Klasse und den Großkordon des japanischen Ordens der aufgehenden Sonne.

Wie sehr Gagern dauernd bei seinem kaiserlichen Herrn Gunst und Anerkennung genoß, beweist das kaiserliche Handschreiben vom 16. Januar 1881, welches ihn auf Lebensdauer als Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrates berief. Zahlreiche Gratulationen bewiesen, wie sehr man Gagern dieser Auszeichnung für würdig hielt. Als Dolmetsch des katholischen Deutschland beglückwünschte ihn August Reichensperger durch ein Schreiben aus Berlin vom 11. Februar 1881, das also beginnt: „Geehrtester Freund! Nicht ohne Bedenken erlaube ich mir, wie vorstehend geschehen, einen in so mancher Beziehung ohnehin schon über mir stehenden Mann jetzt anzureden, nachdem derselbe mit dem Hermelin eines Senators des ehrwürdigsten Kaiserreiches geschmückt worden ist. Im Vertrauen indeß auf Ihr mir so vielfach bewiesenes besonderes Wohlwollen glaube ich doch, meiner Freude über die Ihnen gewordene hohe Auszeichnung, wie hiermit geschieht, durch einen herzlichen Händedruck im Geiste, ohne irgendwelche Ceremonie, Ausdruck geben zu dürfen. Hoffentlich hat diese Auszeichnung insofern zugleich eine sachliche oder typische Bedeutung, als sie ein ent-

[1]) Schreiben, datiert Terebes, 1874, August 7.

[2]) Diesen nach dem doppeltbeweibten Landgrafen benannten Orden hat Gagern niemals getragen; er legte ihn uneröffnet in seinen Schrank.

schiedenes Fortschreiten zum echten Konservativismus auf christlicher Grundlage bezeichnet. Gelegenheit zu Bekehrungen werden Ihre hohen Kollegen nicht wenige darbieten. Beurteile ich die dortigen Verhältnisse richtig, so läßt insbesondere der potente Adel noch gar vieles zu wünschen übrig. Geht es so fort, so könnte leicht selbst der Bauernstand ihm über den Kopf wachsen. Unser katholischer Adel hat durch den Kulturkampf etwas gelernt: er denkt nicht bloß mehr an sich und sein Pläsier."

Wie nicht anders zu erwarten, nahm Gagern im Herrenhause seinen Platz auf der Rechten, trotzdem ihn ein hochbetagtes Mitglied der liberalen Partei persönlich dringend bat, der anderen Seite des Hauses beizutreten, denn dies sei Sache der Solidarität der österreichischen Beamten! „Es war mir äußerst peinlich," so erzählte mir Gagern damals, „dem steinalten Herrn, der sich in meine hochgelegene Wohnung hinaufbemüht hatte, eine abschlägige Antwort zu geben. Aber ich konnte nicht anders. An diesem Beispiel liberalen Eifers sollten viele unserer Gesinnungsgenossen sich ein Muster nehmen."[1])

Während der acht Lebensjahre, die Gagern noch beschieden waren, standen die politischen Verhältnisse nicht mehr im Vordergrund seiner Tätigkeit, jedoch verfolgte er die Entwicklung der Dinge in seinem lieben Österreich, wie nicht minder draußen im Deutschen Reich, nach wie vor mit großem Interesse. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er jetzt den Verhältnissen der Schule und Kirche, ohne darüber das Kreuz Österreichs, die Nationalitätenfrage, zu vergessen. In geistreicher Weise reihte er in seinen zuerst im Jahre 1885 in den Wiener „Dioskuren" veröffentlichten und 1889 als besondere Schrift erschienenen „Jugenderinnerungen" Erlebnisse und Betrachtungen aus der ersten Hälfte seines langen unruhigen Lebens an den Faden der Nationalitätsidee. Am Schlusse dieser interessanten Abhandlung skizziert er seine Stellung gegenüber dem deutsch-österreichischen Bündnisse, das den 1866 zerschlagenen Bund ersetzen soll[2]); er bemerkt hierüber:

---

[1]) Auch späteren Versuchen von liberaler Seite widerstand er standhaft. So berichtet er am 10. Mai 1887 seiner Tochter Elisabeth: „Die Herrenhaussitzung ist für mich nicht gerade merklich unangenehm geworden, aber eigentlich war ich als eingewanderter Deutscher in derselben Stellung wie Professor Maassen, der zufällig mein Nachbar im Herrenhause ist. Der alte Schmerling hat persönlich einen Versuch gemacht, meine Stimme für sich zu gewinnen. Ich habe aber meine Pflicht getan. Das kannst Du unserem Freunde Pastor mitteilen."

[2]) Obwohl Gagern sich 1870 mit Preußen noch keineswegs ausgesöhnt hatte, war er doch der Ansicht, daß nach dessen Siegen über Frankreich Österreich sich mit dieser Macht „so gut als möglich stellen müsse". (Schreiben vom 3. Oktober 1870 an den österreichischen Botschafter in Konstantinopel Freiherrn von Prokesch.) In der Folgezeit erschien ihm Bismarck und der Kulturkampf als „das größte Hindernis für ein ehrliches deutsch-österreichisches Bündnis". Wiederholt betont er dies in den Briefen an seinen Bruder Heinrich, so namentlich in einem Schreiben vom 1. März 1878. Im April des

„In der kurzen Zeitspanne, da mein Bruder Heinrich eine Macht war, da die am lautesten sich hörbar machenden Stimmen aus der deutschen Nation von ihm einen Orakelspruch, oder, wie es hieß, ‚Die Lösung‘ — und zwar in Gestalt eines Programmes (gültig für Großmächte!) zu hören begehrten, da war sein letzter Vorschlag: ‚Eine ewige Union zwischen Österreich mit allen seinen Königreichen und Ländern einerseits und dem übrigen Deutschland mit preußischer Spitze anderseits.‘ Dieses Auskunftsmittel ist heute als Allianzideal eine Wirklichkeit.

„Meine ernstesten Wünsche gegen dahin, daß hüben innere nationale Zänkereien, drüben innere religiöse Principienzwiste versöhnlich und allmählich zu ehrlichem und rechtskräftigem Ausgleich gedeihen, daß dann ein ewiger Frieden — auf der Freundschaft beider Reiche beruhend — herrschen und beide gemeinsam die Herstellung christlicher Socialordnung unternehmen möchten. Es wird an uns dann der tacitische Fluch des Auslandes nicht weiter in Erfüllung gehen können: Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui.“

Mit begeisterten Worten dankt er hierauf seinem hochverehrten Kaiser Franz Joseph, dem er in Erinnerung an das einst ihm, dem völlig Unbekannten, gewährte gnädige und großmütige Vertrauen eine geradezu unbegrenzte Verehrung entgegenbrachte, mit den Worten, die der älteste deutsche Dichter Otfried vor tausend Jahren seinem König des „Ostarrichi“, Ludwig dem Deutschen widmete: Nu niazen wir thia guoti, joh fridosamo ziti, sinas selbes werkon! (Nun freuen wir uns der guten und friedsamen Zeiten, seiner selbsteigenen Werke.)“

---

folgenden Jahres äußerte er seine Freude über eine eventuelle preußisch-österreichische Allianz, jedoch glaubte er noch nicht an deren Zustandekommen. Auch dem Umschwung, der im Sommer 1879 in Berlin eintrat, stand er skeptisch gegenüber. Vgl. sein Schreiben an Heinrich vom 13. Juli 1879, in dem es heißt: „Noch dankbarer bin ich aber dafür, daß die gütige Vorsehung diese materielle Angelegenheit ausersehen hat, um den mächtigen Reichskanzler in seinem unsinnigen und bösartigen Kulturkampf eine Diversion aufzunötigen, für mehr halte ich bis jetzt seine Entschlüsse nicht; aber eine aufrichtige Genugtuung empfinde ich einstweilen über das Fortschicken der schauerlichen Kerle Falk und Friedenthal und den National-Liberalen gönne ich die verdiente Lektion für ihre Rücksichtslosigkeit.“ Als das große Ereignis dann Tatsache geworden war, schrieb er am 16. Oktober an den Bruder: „Die österreichisch-deutsche Allianz seit Bismarcks Besuch hier wird Dich freuen und Dir zu Ehren freut sie auch mich. Unter Bismarcks Auspizien hätte ich an eine solch gute Wendung der Dinge nicht geglaubt; sie verändert ja die ganze Weltordnung! Die wirtschaftlichen Aufgaben in Gemeinsamkeit haben aber unermeßliche Schwierigkeiten.“

Dreizehntes Kapitel.

Teilnahme am katholischen Leben und charitative Tätigkeit. Letzte Jahre und Tod (1889).

Während der Tätigkeit Gagerns im österreichischen Staatsdienste vollzogen sich nicht bloß auf politischem, sondern auch auf kirchlichem Gebiet tief eingreifende Umwälzungen. Als er im Jahre 1855 nach Wien kam, war eben das Konkordat abgeschlossen und das kirchliche Leben in der alten Kaiserstadt befand sich in einem erfreulichen Aufschwung. Gegen Ende seiner Amtslaufbahn wurde dieser Vertrag durch Staatsgesetze einseitig außer Kraft gesetzt und 1870 ebenso einseitig beseitigt.

Wenngleich es Gagern durch seine amtliche Stellung unmöglich war, im Parlament für das bedrohte Recht der Kirche einzutreten, so erfüllte er um so eifriger seine Pflicht als treuer Sohn der Kirche durch rege Teilnahme an allen katholischen Bestrebungen. Die Vereine, besonders der Vinzentiusverein, der Verein zur Unterstützung der Katholiken im Orient, der Bonifaciusverein und die 1860 gegründete St. Michaels-Bruderschaft hatten in ihm einen eifrigen Förderer.

Nicht minder war dies hinsichtlich der katholischen Presse der Fall. Dem „Volksfreund“ wie dem 1859 von der föderalistischen Partei gegründeten „Vaterland“ stand er als stets bereitwilliger Berater und zeitweiliger Mitarbeiter treu zur Seite. Wie sein Freund Blome so war auch Gagern bemüht, vor allem gute Korrespondenten für das Ausland zu gewinnen, was indessen bei den damaligen Eigentümern des „Vaterlandes“ wenig Verständnis fand. Blome, Graf Fries, Domprediger Gruscha und Baron Siegfried von Stillfried waren es dann, welche im Jahre 1868 dem „Volksfreund“ zu einem neuen Aufschwung verhalfen; diese Zeitung wurde ausschließliches Eigentum des Kardinals Rauscher, nach dessen Tode sie nicht weitererschien. Besonders tatkräftigen Anteil nahm Gagern auch an der St. Michaels-Bruderschaft, zu deren Vorstand 1866 Eduard Freiherr von Stillfried gewählt wurde. Im Verein mit dem Landgrafen Josef von Fürstenberg, dem Grafen Blom, dem ehemaligen Botschafter Grafen Friedrich Thun, dem einstigen Minister für Kultus und Unterricht Grafen Leo Thun, den Prälaten Sebastian Brunner, Mislin, dem Domprediger Gruscha, dem Dominikaner-Pater Hecking, den Professoren Arndts und Phillips und seinen Kollegen im Ministerium des Äußern

Baron Hofmann und Baron Meysenbug entfaltete hier Gagern eine sehr ersprießliche Wirksamkeit. Sein und seiner Genossen Bestreben ging vor allem dahin, die Anhänglichkeit an den Papst zu heben und zu Geldopfern für ihn zu begeistern, damit es ihm in seiner bedrängten Lage möglich werde, die Regierung der Kirche in würdiger Weise zu führen und Rom und den Kirchenstaat zu verteidigen. Die Erfolge, welche in dieser Hinsicht erzielt wurden, fanden dankbare Anerkennung in Rom, aber offene Mißbilligung seitens des liberalen Ministeriums in Wien.[1])

Als am 22. März 1868 als große katholische Demonstration gegen das kirchenfeindliche Vorgehen der Regierung eine glänzende Versammlung der Michaels-Bruderschaft stattfand, an welcher die Kardinäle Rauscher und Schwarzenberg, 10 Bischöfe und ein großer Teil des österreichischen Adels teilnahmen, fehlte auch Gagern nicht. Die Versammlung hatte den Erfolg, die Sympathien für den Hl. Vater in allen Klassen zu heben und gegenüber der liberalen Strömung mächtig das katholische Bewußtsein zu wecken. Eine der glänzendsten Reden hielt bei dieser Gelegenheit Gagerns Freund, Domkapitular Moufang. Eine Stelle dieser Rede verletzte die Eitelkeit des Ministers Beust, der aus Rache den drei Räten seines Ministeriums, Hofmann, Meysenbug und Gagern, die Weisung zukommen ließ, aus dem Ausschuß der Bruderschaft auszutreten, was jedoch die beiden zuletzt Genannten entschieden ablehnten.

Mit tiefem Schmerz erfüllte Gagern das Bestreben der Regierung und der liberalen Reichsrats-Majorität, durch einseitige Staatsgesetze das Konkordat außer Kraft zu setzen und neue Kirchengesetze zu erlassen, welche auf die katholische Lehre keine Rücksicht nahmen. Am meisten beklagte er die 1868 erlassenen interkonfessionellen und Schulgesetze. Mit den „Historisch-politischen Blättern" erblickte er in der neuen österreichischen Ära die in Fluß gesetzte Revolution von 1848. Als wahrer Freund Österreichs erfüllten ihn die Wege, welche die liberale Regierung einschlug, mit Schmerz und Trauer. Zur größten Genugtuung gereichten ihm dagegen die großen Manifestationen der österreichischen Katholiken zu dem fünfzigjährigen Priesterjubiläum Pius' IX. im Jahre 1869. Er selbst hatte damals das Glück, den von der ganzen katholischen Welt mit so großer Begeisterung verehrten Oberhirten zu sehen. Sein Aufenthalt in Rom war jedoch so kurz bemessen gewesen, daß er nur einen ganz flüchtigen Eindruck von der ewigen Stadt erlangen konnte. Was er damals versäumt, wollte er nach seiner Pensionierung nachholen. Für den Winter 1873/74 wurde ein Aufenthalt in Italien beschlossen. Es ist charakteristisch

[1]) Vgl. W. Menzel, Die wichtigsten Weltbegebenheiten von 1866—1870, I (Stuttgart 1871) 273. Über die Michaels-Bruderschaft s. Friedrich von Hurters Leben, II, 445. B. v. Meyer, Erlebnisse, II, 6 ff. und F. v. Schulte, Lebenserinnerungen, I Gießen 1908.

für Gagern, daß er nach all den Ehrungen, welche die Gnade seines Kaisers und die Weltausstellung ihm gebracht, sich vor Antritt seiner italienischen Reise auf einige Tage nach Kalksburg zurückzog, um dort unter der Leitung eines von ihm besonders verehrten Jesuitenpaters geistliche Übungen zu machen. Am Schlusse dieser „heilsamen Tage" bat er seine seit dem Mai 1858 der Kongregation des Sarcé-Coeur angehörige Tochter Klementine um ihr Gebet, „damit," wie er sagte, „nachdem der Kaiser mich großmütig in den Ruhestand versetzt hat, ich auch vom lieben Gott erlange, den rechten Ruhestand endlich auch innerlich anzutreten und zu verdienen". In diesem Sinne faßte er in Kalksburg den Vorsatz, die seiner Familie eigene, von Bruder Fritz so oft beklagte Mischung von „Trotz und Wehmut" niederzukämpfen und sich das Motto „Trost in Demut" zum Leitstern zu nehmen. „Ich suche mich," schrieb er am 16. November 1873 von Sorrent aus an seine liebe Klementine, „seitdem in den Gedanken einzuleben, daß der liebe Gott in meinem Ruhestand jetzt nichts andres mehr von mir verlangt als Ruhe; körperliches und geistiges Ausruhen, Gleichmut, Sammlung, Ersparung der letzten Seelenkräfte für den unwahrscheinlichen Augenblick, daß Er dennoch vielleicht noch einmal von mir etwas anderes verlangen könnte als Sorgen um die eigenen Familienglieder. Du wirst hier wohl denken: ‚Das ist es ja eben! Das Nächste, das Wichtigste, — so viele Familienglieder, — und welche Sorgen und Aufgaben!' — Ich habe für meinen Sorrenter Aufenthalt mir auch gar keine großen Aufgaben gestellt und ein hochverehrter geistlicher Freund hat mich darin bestärkt: Ruhe und Sammlung. Über mein Befinden habe ich gerade nicht viel zu klagen, aber ich schlafe immer noch schlecht, nervös aufgeregt und erwache meist mit Kopfweh. Von der Schönheit Sorrents, die alle Welt kennt, schätze ich nichts so sehr als die Einsamkeit, die ich mir auch extra im nördlich gelegenen Schlafzimmer mit dem Blick auf das Meer und auf den Krater des Vesuv zurecht gemacht und vorbehalten habe, — während Mama in ihrem kleinen Salon auf der Südseite die andern vereinigt."

In Sorrent genoß Gagern mit seiner Frau und seinen Kindern Franzina und Max die schöne Natur, vor allem aber die Ruhe und Einsamkeit. In den Morgenstunden las er des heiligen Bernhardus Buch von der Erbauung des inneren Hauses, das heißt des Gewissens, das er kapitelweise überdachte wie sonst die Nachfolge Christi. Daneben las ihm seine Gemahlin Hettingers „Apologie des Christentums" vor. Von profaner Lektüre nahm er in Sorrent im Angesicht von Capri den Tacitus wieder vor.

Anfang Januar begab sich Gagern nach Neapel, wo er mit dem trefflichen Erzbischof, Kardinal Riario Sforza verkehrte und dann Ende Februar nach Rom. Hier hatten er und seine Familie durch die Ungunst der Witterung zu leiden. Indessen meinte er in einem Briefe an seine

Schwester Amélie, das falle nicht in die Wagschale, „Rom ist und bleibt groß und erhebend! — Monsignore Nardi hat — als unser alter Hausfreund — sich selbst überboten an Freundlichkeit und Eifer. Ehe ich nur darum gebeten, hatte er bereits eine Audienz für uns beim heiligen Vater erwirkt, und diese hatte vorgestern statt. (3. März 1874.) Wir wurden von Monsignore Nardi abgeholt, von ihm selbst in ein bevorzugtes Empfangszimmer eingeführt, Camera di Matilde, wo außer uns nur die Schwester des Kardinals Antonelli mit einer Dame gleichfalls warteten. Der heilige Vater kam direkt auf uns zu, sein Aussehen schien mir besser als im Dezember 1869, nicht gelb, aufgedunsen und müde, sondern heiter, von belebter Farbe und nur um den Mund etwas mehr eingefallen; er fragte mich zuerst, ob ich italienisch spreche? und als ich mit ‚ein wenig' antwortete, ging er sogleich sehr freundlich ein, Monsignore Nardi hatte uns alle sechs einzeln genannt und darauf erfolgte nach dem Handkuß die sehr gütige Einladung, uns zu erheben. Der heilige Vater sprach darauf sogleich von Österreich, vom Kaiser und seiner Regierung, mit offenem und starkem Bedauern der Schwäche, mit der man sich immer weiter fortreißen lasse. Bei dem Ausdrucke, wie sehr ihn das betrübe, (afflitto), glaube ich doch, einschalten zu dürfen, ich sei überzeugt, den Kaiser selbst mache das auch betrübt! Die ganze Anrede über diesen Punkt dauerte aber wohl fünf Minuten und ließ an Offenheit nichts zu wünschen übrig. Hierauf gab Pius IX. uns allen, die wir wieder knieten, den Segen und weihte auch einige Andenken von Franzina. — Nachdem er mit Gräfin Antonelli gesprochen, die er sehr gut zu kennen schien, verließ er das Gemach mit dem Gefolge, das ihn an der Türe erwartete. Die Familie Gagern begab sich sodann nach Hause; ich aber erhielt noch die Einladung, den Papst auf dem Spaziergang zu begleiten und mich dem Gefolge anzuschließen. Man ging durch lange, lange Gänge, Teile des Skulpturen-Museums, und gelangte endlich in die vatikanischen Gärten. Zwei Kardinäle bleiben dem Papste immer zur Seite, zunächst hielten sich dann der vertriebene armenische Patriarch Hassan von Konstantinopel, Monsignore Mérode und andere der höchsten Kirchenfürsten, auch General Kanzler, ein alter Herr, der trotz aller Versuchungen dem heiligen Vater treu blieb. Nach einhalbstündigem Auf- und Abgehen im Garten, wobei Pius IX. mich wiederholt freundlich grüßte, wenn er beim Wenden an mir vorbeikam, begab sich die ganze Gesellschaft von etwa zwanzig Personen in einen Bibliothekſaal oder Gallerie, wo ohngefähr die gleiche Zahl Sessel aufgestellt waren. Wie bei dem Spaziergang behält man in den kalten Räumen den Paletot an. Der Papst selbst hat über seinem weißen Talar einen dicken roten Mantel, den roten breitkrämpigen Hut hält ein Kammerherr, sowie auch seinen Krückenstock. Diese kleine Sitzung dauerte auch wohl eine Viertelstunde und die Unterhaltung war eine allgemeine und ungenierte. Monsignore

Mérode, ein sehr lebhafter Herr, führte am meisten das Wort; ich weiß nicht recht, wie man auf die verschiedenen Mundarten Italiens kam, aber bei diesem Anlasse adressierte Seine Heiligkeit wieder das Wort an mich und stellte mir die unerwartete Frage, welche von den deutschen Mundarten Österreichs als die reinste und edelste gelte? Ich antwortete, die Mundart der deutschen Bevölkerung von Böhmen, besonders von Prag, was sich auch wohl behaupten läßt. Zuletzt kam man auf die neuen Umbauten und Anstalten der italienischen Regierung in Rom zu sprechen und dabei führte Visconti, die anerkannteste Autorität das Wort. An der Türe der Gallerie oder nahe dabei wurde das Gefolge verabschiedet, alles mit größter Freundlichkeit. Du kannst Dir denken, daß mir diese Erinnerung Freude macht. Gestern war ich nun auch bei Kardinal Antonelli, weil ich angesagt war; sonst wäre ich besser zu Bett geblieben, denn meine Stimme war sehr rauh und schwach zugleich. Ich fand den Kardinal über österreichische Zustände sehr genau unterrichtet! ich hatte ihn nichts zu lehren. Aber er faßt die Dinge von sehr hohem Standpunkte und aus weitem Überblicke!"

Am 23. März, dem fünfundzwanzigsten Jahrestage der Thronbesteigung Viktor Emanuels, fand im Vatikan eine große Audienz statt, an der Männer aus allen Klassen und den verschiedensten Ländern teilnahmen. Gagern hatte die Ehre, die Adresse an den Hl. Vater zu verfassen, welche der Landgraf Josef Fürstenberg verlas. „Wir bewundern die Geduld," heißt es hier, „mit welcher Ew. Heiligkeit die unaufhörlichen Bedrängnisse erträgt; wir theilen den Schmerz Ew. Heiligkeit über die Verfolgung der Kirche in verschiedenen Ländern und beklagen mit Ew. Heiligkeit die ungerechte Unterdrückung so vieler ehrwürdiger Stiftungen. Wenn es sich bloß um materielle Verluste und persönliche Leiden handelte, so würde wohl der hl. Vater nach dem Beispiele Christi voll Ergebung sagen: ‚Der Menschensohn weiß nicht, wo Er Sein Haupt hinlegen soll.' Aber diese Schläge treffen Ew. Heiligkeit zugleich in der freien Ausübung der geistlichen Gewalt, die Kirche ist bedroht bis in das Reich, das nicht von dieser Welt ist, und um diese Gefahren zu bekämpfen, hat der göttliche Meister Ew. Heiligkeit übermenschlichen Muth eingeflößt.

„Die Vorsehung hat es während der wunderbar langen Dauer des gegenwärtigen Pontifikates gefügt, daß das zartfühlendste Herz und der beredteste Mund eine strenge Verurtheilung gewisser weit verbreiteter Lehren aussprach, welche äußerlich verführerisch die Grundlage der christlichen Gesellschaft angreifen. Solche sind die aus dem heidnischen Alterthum übernommene Lehre von der Allgewalt des Staates, welche die Stelle Gottes einnehmen will, seine Tyrannei gegen die Kirche selbst in den rein geistlichen Angelegenheiten, die Volkssouveränität und das absolute Recht der Nationalitäten, der Unterricht ohne Gott und die Erziehung zum

Materialismus. Bei so schweren Gefahren, gegenüber welchen die weltlichen Regierungen nur zu oft in Unthätigkeit verharrten, hat Ew. Heiligkeit ohne Furcht die Stimme erhoben im Namen der unveränderlichen Prinzipien der göttlichen Autorität. Da haben viele wie die Jünger in der Schrift, gesagt: ‚Diese Sprache ist hart, wer kann sie hören.' Und Einige haben sich abgewandt und Ew. Heiligkeit verlassen. Als jedoch Sie, hl. Vater, unsere Bischöfe gefragt haben: ‚Wollt auch Ihr mich verlassen?' haben diese einstimmig geantwortet: ‚Wohin sollen wir gehen, o Herr, Du allein hast Worte des ewigen Lebens.' Und diese Antwort der kirchlichen Oberhirten hat einen Widerhall gefunden in den Herzen der Gläubigen der ganzen Welt.

„Jesus Christus hat uns sein größtes Geschenk gemacht, indem Er der Kirche eine sichtbare Einigkeit gab in der Person Seines Stellvertreters. Das war eine notwendige Bürgschaft für die Einheit aller Gläubigen, welche durch die Grenzen ihrer Länder geschieden sind.

„Heiliger Vater, die ganze katholische Welt verlangt laut die Unabhängigkeit Eurer höchsten Autorität und wir vereinigen damit standhaft unsere Gebete und unsere Anstrengungen, um uns würdig zu machen des Segens, den wir heute demüthig von Eurer Heiligkeit erflehen."

Pius IX. antwortete in einer viertelstündigen, ganz freien Rede, die zuletzt in ein Gebet überging: „Ich wünsche aufgelöst zu werden, um bei Dir zu sein! — wenn das Opfer meines armen Lebens Deiner nur schon wert wäre!"

Durch Monsignore Nardi erfuhr Gagern, der Papst habe geäußert, seit langem habe ihm keine Adresse so viel Freude gemacht wie die vom 23. März. Kurz darauf hatte Gagern auch das Glück, der Messe des Oberhauptes der Kirche beizuwohnen und aus seiner Hand die heilige Kommunion zu empfangen. Das waren schöne, unvergeßliche Tage. „Rom," heißt es in einem Briefe vom 10. April an den Sohn Franz, „ist natürlich das Beste gewesen von der ganzen Reise; das Interesse wird beständig wach erhalten durch die herrlichen Umgebungen, fern und nahe; großartige Natur und tausend Erinnerungen aus alten Zeiten bis zu den neuesten; Alterthümer, Kunstsammlungen, besonders aber Kirchen und Paläste könnten einen Fremden Monatelang von Morgens bis abends im Athem erhalten. Wir haben nicht ein Zehntel gesehen!"

Der Aufenthalt im Süden war Gagern nicht sehr gut bekommen. „Im Allgemeinen," klagte er am 1. April noch von Rom aus seiner Tochter Klementine, „hat sich meine Nervosität während des italienischen Winters nicht gebessert und ich muß es zu Hause in Wien mit möglichster Ruhe versuchen." Auf der Rückreise wurde noch ein zehntägiger Aufenthalt in Florenz und ein ebenso langer in Venedig gemacht. Anfang Mai war er mit seiner Familie wieder in Wien.

Schon von Rom aus hatte Gagern die Absicht geäußert, nicht bloß die weitzerstreuten Kinder seiner ersten Ehe zu besuchen, sondern auch seine vier alten Geschwister, von welchen Moritz gerade damals von einem leichten Schlaganfall heimgesucht worden war. Diese Familienreise, die er später seine „alte Wallfahrt" nannte, hat er bis zum Jahre 1888 jeden Herbst wiederholt. Er besuchte auf derselben mit rührender Treue jedes seiner Kinder, seine meist auf ihren Gütern in Österreich lebenden Söhne, seine Töchter in Innsbruck und Riedenburg, dann seine Geschwister, Bruder Heinrich in Darmstadt, Moritz in Neuwied, seine Schwester Karoline Freifrau von Bechtolsheim auf Schloß Steinbach und Amalie Freifrau von Breidbach in Aschaffenburg, zuletzt seine in Bremen verheiratete Tochter Kunigunde Bredenkamp. Bei diesen Reisen wurden auch fast regelmäßig die alten Freunde aufgesucht, so namentlich Dr. Kalt in Bonn, Hermann Müller in Braubach und in Mainz Bischof Ketteler, Domdechant Heinrich, Domkapitular Moufang und die Professoren Hennes und Haffner. Letzterer betonte noch als Bischof, wie das Erscheinen des alten Gagern für die Mainzer Tafelrunde stets ein besonderer Festtag gewesen sei. Einige Male fuhr Gagern auch nach Hannover zu Windthorst, im Jahre 1882 besuchte er in Berlin einige alte Kampfgenossen von 1848, so besonders Max Duncker, mit dem er alte Erinnerungen austauschte.

Nächst der Familie und den Freunden kam das „Mehr an Zeit", über welches Gagern seit seiner Pensionierung zu verfügen hatte, besonders seinen charitativen Bestrebungen zustatten. Wie in Wiesbaden und Metz so widmete Gagern diesen auch in Wien den größten Teil seiner freien Zeit. Er gehörte bis Ende 1882 dem Vinzentiusverein in doppelter Eigenschaft an: als Präsident des Oberverwaltungsrates von Österreich und als tätiges Mitglied der Konferenz St. Rochus auf der Landstraße. Was er namentlich in letzterer Eigenschaft gewirkt und getan, wie viele dem materiellen und moralischen Untergange nahe Existenzen er gerettet und erhalten hat, entzieht sich größtenteils der öffentlichen Kenntnis. Alle, die mit ihm zusammengewirkt, besonders der treffliche, im April 1890 verstorbene Franz Xaver Aumayr bezeugen, daß er zu den eifrigsten Mitgliedern gehörte. Je ausgedehnter das Elend in der mehr und mehr anwachsenden Großstadt wurde, desto unermüdlicher war er im Besuche der Armen und Kranken. Wo er es nur vermochte, spendete er seine Hilfe. Nur zu oft überstiegen die Ansprüche seine Kräfte. So macht er in einem Briefe vom November 1877 an seinen Bruder Heinrich das Geständnis:

„Als Präsident des Vinzentius-Vereins habe ich nicht allein meine Sitzungen jede Woche und einige größere Versammlungen, sondern, was schlimmer ist, es kommen unmittelbar auch zahllose Ansprüche an mich, für die mein Budget längst nicht mehr reicht."

Als Gagern im Juni 1875 eine Woche in Paris verweilte, besuchte er auch die Versammlungen des Vinzentiusvereins. „Ich habe dort," schrieb er, „viel Gutes erfahren, viel Herzlichkeit empfangen. Auch alte Bekannte, Menschen sowohl als Steine, Straßen, Kirchen und Bilder, wieder aufgesucht, die ich seit 1829 nicht wieder gesehen. Die Arbeiten für den Vinzentiusverein betrachtete ich als unverkennbare Pflicht. Diese Mühen sind meine beste Ruhe." Ein anderesmal meinte er, nichts im Leben habe ihm so viel Genugtuung bereitet als seine Tätigkeit für diesen Verein.

Es war ganz natürlich, daß bei dem 1. österreichischen Katholikentag im Frühjahr 1877 Gagern zum Präsidenten der Sektion für die Angelegenheiten des katholischen Lebens gewählt wurde. In der Sitzung vom 2. Mai verbreitete sich Gagerns Freund Aumayr in eingehender Weise über die Vinzentiusvereine und deren Förderung in Österreich. Seine Rede gipfelte in dem Antrag, es sei mit allen Kräften danach zu streben, den genannten Verein als ein Hauptmittel zur Regenerierung der Gesellschaft auf christlicher Grundlage allenthalben, namentlich in Gegenden mit starker Arbeiterbevölkerung, zu verbreiten und dahin zu wirken, daß die bestehenden wie die neu zu errichtenden Vereine ihre Obsorge der Jugend durch Errichtung von Asylen für Knaben, Lehrlinge usw. widmen.[1])

In dieser Hinsicht war Gagern in Wien schon seit Jahren mit bestem Erfolg tätig gewesen. Er war es, der 1857 durch den Vinzentiusverein die Anregung zur Berufung der Schwestern vom armen Kinde Jesu nach der Kaiserstadt gab. Die Schwestern erhielten zunächst eine kleine Behausung in der Roßau; ihr anfangs nur für 36 arme Kinder berechnetes Institut bekam den Namen Vinzentinum. Sehr bald erweiterte sich die Anstalt durch Aufnahme von andern armen, auch nicht nach Wien zuständigen Kindern, für welche private Wohltäter die Kosten übernahmen. Schon im Jahre 1860 konnten die Schwestern in Oberdöbling ein eigenes Haus mit geräumigem Garten und eine Kapelle für 70 Personen erwerben und dort eine selbständige Erziehungsanstalt mit 6klassiger Schule für eine größere Zahl armer Mädchen des dienenden Standes eröffnen.[2]) Gagern verschaffte dieser Unterrichtsanstalt vom Ministerium das Öffentlichkeitsrecht. Was er sonst alles für das Haus tat, darüber berichtet die Oberin Schwester Assunta folgendes: „Von dem ersten Tage unseres Aufenthaltes in Wien an war er der treueste Freund, Berater und Fürsorger für unsere kleine Schaar. Überall erweckte er uns Wohltäter, kam oft nachsehen, ob es uns an nichts fehle, forschte, wie wir alles gerne eingerichtet hätten, und ließ uns volle Freiheit, alles nach dem Gebrauche

[1]) S. Verhandlungen des allgem. österreichischen Katholikentags zu Wien 1877, Heft 6.

[2]) Vgl. Das kirchliche Leben in Wien. 2. Aufl. (Wien 1865) 53. S. auch Möller, L. Laurents Leben III, 19 ff., Fröbel a. a. O. II, 98 und Pesch, Die Wohltätigkeitsanstalten in Wien. Freiburg 1891.

unserer Genossenschaft und zum Besten der Kinder einzuteilen. Unsere ersten kleinen Schützlinge brachte uns der Vinzentiusverein ins Haus. Niemand war glücklicher als der selige Baron, wenn wieder ein neuer Ankömmling zu der kleinen Schar hinzukam.

„Ich erinnere mich noch seiner innigen Herzensfreude, als wir ihm die ersten armen Kleinen in ihren einfachen Uniformkleidchen vorführten; die Zufriedenheit, die sich in seinen Worten und Mienen aussprach, rührte uns alle tief. Die Familienverhältnisse all dieser Kinder waren ihm stets genau bekannt und ihr Wohl lag ihm so am Herzen, daß er, so oft er uns besuchte, die Kleinen zu sehen verlangte. Er erkundigte sich dann angelegentlichst, ob sie brav, fromm und fleißig wären. Dann erfolgte Lob oder Tadel, welche solchen Wert für die Kinder hatten, daß wir mit der bloßen Drohung, sie beim Großpapa, wie Baron von Gagern genannt wurde, zu verklagen, die kleinen Schlimmen zur Besinnung bringen konnten. Jedoch nicht bloß in der ersten, oft so schweren Zeit der Gründung unseres Hauses stand Baron von Gagern uns helfend und schützend zur Seite, sondern bis zu seinem seligen Ende, also volle 32 Jahre hindurch, hatten wir in ihm einen weisen Ratgeber in schwierigen Fällen, einen unerschrockenen, freimütigen Verteidiger, wenn es galt, unsere Rechte zu wahren einen liebevollen Helfer in den Tagen der Not und zu jeder Zeit einen treuen Hausfreund. So pflegte er sich selbst uns gegenüber zu nennen.

„Mit großer Dankbarkeit sei auch erwähnt, daß in der schweren Zeit, zu Anfang der 60er Jahre, wo so viele Klöster Gegenstand der Verfolgung waren und wo auch wir das Opfer einer schweren Verleumdung wurden, Baron von Gagern es war, der unserer Sache einen gerechten Ausgang verschaffte. Wenn oft die Herren des Ausschusses vom Vinzentiusverein sich ängstigten ob des Wachsens unserer Anstalt und fürchteten, wir möchten Schulden machen auf ihre Rechnung, dann war er es immer, der, auf unsere Seite tretend, die Herren zu beruhigen wußte und sie aufforderte, sich unserem Gottvertrauen nicht entgegenzusetzen. Gern kam er zur Zeit des Gottesdienstes in unsere Kapelle, dann erbauten sich Schwestern und Kinder an seiner Andacht und der Ehrerbietung in seinem ganzen Benehmen. Sein lebendiger Glaube leuchtete aus seiner ganzen Erscheinung hervor; wer ihn beten sah, mußte auch beten."

Die Anstalt zu Döbling entwickelte sich zu einem Mustererziehungsinstitut mit 300 Kindern, wodurch natürlich auch die Zahl der Schwestern größer wurde, so daß sie auf den Bau eines neuen Gotteshauses bedacht sein mußten. Auch hier griff Gagern wieder besonders tätig ein. Er hatte noch die Freude, die Weihe der neuen Kirche zu erleben; die mündliche Einladung zur Teilnahme an dieser Feier in der Generalversammlung des Vinzentiusvereins am 8. Dezember 1886 war seine letzte Rede.

Auch sonst war Gagern in Wien und weit darüber hinaus stets bereit,

geistlichen Orden zu helfen. Seiner besonderen Fürsorge erfreuten sich die Damen vom Heiligsten Herzen, die Barmherzigen Schwestern, die Lazaristen, die in Reichenburg in Steiermark angesiedelten französischen Trappisten, endlich die Franziskaner in Bosnien. Die Beamten des Unterrichtsministeriums wußten schon im voraus, daß, wenn der Baron Gagern erschien, es sich stets um die Förderung eines religiösen oder charitativen Werkes handelte.

Das Hauptinteresse Gagerns aber blieb nach wie vor dem Vinzentiusverein zugewandt. Niemand wußte dessen Aufgaben mit so begeisterten Worten zu schildern, wie er, der dem Vereine mit ganzer Seele angehörte. Sein glühender Eifer litt oft unter der Tatsache, daß die Beteiligung keine stärkere war. Mit Wehmut und Betrübnis zog er Vergleiche mit dem regen Leben, das er in den Konferenzen zu Paris beobachtet hatte, wo oft Mitglieder der höchsten Aristokratie es sich zur Ehre rechneten, den Vorsitz zu führen.

Gagerns wohltätige Liebe und Fürsorge für die Armen Wiens lebt dort noch im Gedächtnis vieler. Überall, wo die Armut versteckt wohnte, wußte er den Weg. Fand er dann neben viel Elend auch noch kleine verwahrloste Kinder, so packte er sie sofort in einen Wagen und brachte sie nach seinem Vinzentium in Döbling. Dort wurden sie oft noch schreiend abgesetzt. Gagern blieb meist, bis die Kleinen sich beruhigt und rein gewaschen und gesättigt ihm wieder vorgeführt wurden. Sah er dann, daß sie sich behaglich fühlten, so strahlte sein Gesicht vor Freude.

Immer neue Aufgaben wußte seine nie rastende Nächstenliebe zu finden: die St. Regiskonferenz zur Sanierung wilder Ehen verdankt seiner Initiative ihre Entstehung. Kaum zu sagen ist es, wie viel Schreibereien ihm dieses für die sittliche Hebung der Bevölkerung so wichtige Werk verursachte. Oft besuchte er auch die armen Kranken in den Spitälern. Manchem Sterbenden hat er die letzte Stunde erleichtert, indem er die zurückbleibenden Waisen versorgte. Kein Wetter war ihm zu schlecht, wenn es galt, den Armen zu helfen. Eine schwere Verletzung, die er sich im Alter am rechten Fuße zuzog, hat er sich auf einem solchen Gange geholt. Mit besonderer Sorge bemühte er sich auch für die Aussöhnung eines mit dem Glauben zerfallenen Philosophen. Auf stundenlangen Spaziergängen suchte er diesen „aus den Banden der Täuschung, welche ihm Stolz und Übermut einst geschmiedet", zu befreien. „Es ist schwer," meinte er, „und fast unwahrscheinlich, aber dennoch möglich, da das menschlich Unmögliche für das mächtige Erbarmen Gottes eine Kleinigkeit ist."[1]) Als der Gelehrte an den schwarzen Blattern erkrankte, besuchte ihn Gagern persönlich; es war ein Karfreitag, an welchem er sich dieses Werk der Nächstenliebe zur Buße auferlegte.

[1]) Schreiben an seine Tochter Elisabeth vom 21. Dezember 1878.

Neben den Werken der Charitas nahm Gagern in den 70er Jahren auch der preußische Kulturkampf vielfach in Anspruch. Als August Reichensperger im Herbst 1875 in Wien weilte,[1]) war er eifrig bemüht, ihm die Erlangung von materiellen Unterstützungen für die hartbedrängten Glaubensbrüder in Preußen zu verschaffen.

Im Jahre 1876 verlor Gagern seinen alten Freund Hermann Müller, Anfang des folgenden Jahres seinen Bruder Moritz, den er unter ehrenvollster Teilnahme der Fürstlich Wiedschen Familie an den Dünen von Wassenaar zur letzten Ruhe bestattete. „Wir waren," schrieb er seiner Tochter Kunigunde, „zwanzig Jahre ungetrennt im Leben, später acht Jahre in Wiesbaden zusammen. Der Ausdruck der Demut auf seinen Gesichtszügen im Tode bleibt mir unvergeßlich. Fast freundlich einverstanden schien er zu sein mit seiner Entlassung aus dieser Welt."[2]) Auch Bruder Heinrichs geistige wie körperliche Kräfte begannen damals bedenklich abzunehmen. Gagern selbst hielt sich geistig außerordentlich frisch. „Mit meiner Gesundheit," meint er in einem Brief vom 1. März 1878, „habe ich zwar oft genug Anlaß, mich herumzustreiten, aber bei der Nähe des siebzigsten Jahres muß man bescheiden sein, dankbar für jede gute Stunde." Von der geistigen Frische Gagerns zeugt seine bald nach dem Tode Hermann Müllers begonnene, zuerst im „Katholik" und dann 1878 als selbständige Schrift erschienene Biographie dieses alten Freundes. Was er von diesem rühmte, hätte er füglich auch auf sich selbst anwenden können: „Als Laie übte er durch Beispiel, Wort und Briefverkehr großen Einfluß auf ungläubige und schwache, auf nahe und entfernte Persönlichkeiten aller Klassen der Gesellschaft. Er war ein Mann des Gebetes und darum war ihm Eigennutz und Hochmuth fremd."

---

[1]) Pastor, Reichensperger II, 174.

[2]) Moritz von Gagern starb am 2. Januar 1877 auf Schloß Huis de Paauw, dem „Pfauenhaus" nächst dem Haag, dem Landsitz des alten Prinzen Friedrich der Niederlande und dessen mit dem Fürsten Wilhelm zu Wied vermählten einzigen Tochter Marie, deren diensttuender Kämmerer er war. Er bekleidete daneben die Würden eines nassauischen Kammerherrn und Geheimen Rats und war seit Jahren der Vertraute und treueste Berater des Hauses Wied, besonders auch der Fürstin-Mutter Marie, geborenen Prinzessin von Nassau, Schwester des Herzogs Adolf von Nassau, die diesem wahren Freund wegen der seltenen Lauterkeit seines Charakters über das Grab hinaus zeitlebens die höchste Verehrung und Dankbarkeit zollte. Im Hause der alten Fürstin zu Neu-Wied hatte er auch deren liebliche Tochter heranwachsen gesehen, die geistvolle Carmen Sylva, Rumäniens hochherzige erste Königin. Max sagt von dem Verstorbenen in einem Briefe an den Bruder Heinrich aus Jeritz vom 21. Januar 1877, nur einmal im Leben habe er ein solches Bild männlicher Schönheit — das edle Haupt mit der „breiten, heiteren Stirne" so friedlich verklärt — auf der Bahre gesehen: den Vater. „Unfern der Stelle, wo das letzte Tosen der brausenden Meeresbrandung verhallt, an der Mauer der schlichten Kirche von Wassenaar, zwischen zwei Strebepfeilern, hat dieser echte Edelmann seine letzte Ruhestätte gefunden; kein Schmuck ziert sie, denn so verlangt es die strenge reformierte Richtung, der jener Friedhof gehört."

Übrigens hat Gagern von dem alten Freunde, der in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt, keineswegs ein bloßes Lichtbild entworfen, auch die Schatten, mit welchen die zahlreichen Gegner Müllers das Wesen dieses Mannes so gern entstellten, sind wahrheitsgemäß hervorgehoben. Aber es wird auch hervorgehoben, daß dieser geniale Gelehrte, dessen „Lebensboot jeden Augenblick an drei Klippen: Geldnoth, Etymologie und Mythologie anstieß,“[1]) nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab beurteilt werden darf.

„Da man nichts halb machen soll,“ schrieb Gagern am 22. Oktober 1878 an seine Tochter Elisabeth, „habe ich jetzt auch noch zu dem Grabdenkmal Müllers in Aschaffenburg beigetragen. Ich habe die Inschrift darauf setzen lassen: ‚Lehrer des Rechts, Bekenner des Glaubens.‘“

Wie geistig frisch sich Gagern noch damals fühlte, zeigt auch der Umstand, daß er seit Neujahr 1878 die regelmäßige Wiener Korrespondenz für das von seinem Freunde Baron Hauleville geleitete „Journal de Brüxelles“ und 1880 auch für den Pariser „Moniteur Universel“ übernahm.[2]) Außer der Abfassung dieser in klassischem Französisch geschriebenen Berichte nahm ihn damals noch eine andere, weit ausgreifendere Arbeit in Anspruch. Sein Bruder Heinrich hatte ihm seit 1877 wiederholt brieflich und mündlich den Wunsch geäußert, er möge seine politische Laufbahn beschreiben. Max dachte, er hätte dies vergessen, auch schien es ihm beinahe eine Vermessenheit, sich in seinem Alter eine Arbeit, die mindestens drei Jahre beanspruchen mußte, vorzunehmen. Als er jedoch inne ward, daß der Wunsch des Bruders fortdauere, war er geneigt, das „schwere Werk, wohl das letzte seines Lebens“, zu übernehmen. Seine Absicht war, die Aufgabe möglichst objektiv zu lösen. „Ich werde,“ betonte er gegenüber Heinrich, „mit dem besten Willen bemüht sein, dieselbe in Deinem Geiste aufzufassen und nach Deinen guten Absichten, Dir zu Ehren und der deutschen Nation zum Nutzen auszuführen.“[3])

---

[1]) Brief an Heinrich von Gagern vom 2. Juni 1876.

[2]) „Diese meine Wiener Briefe“, schrieb Gagern am 7. Februar 1878 an seinen Bruder Heinrich, „gelingen mir über alle Erwartung, beschäftigen und zerstreuen mich . . . Die Sache ist hier für alle Welt Geheimnis und muß es bleiben. Da ich nach fester Überzeugung im konservativen Sinn für Österreich schreibe, so ist mein Gewissen und Anstandsgefühl dabei vollkommen beruhigt.“ So viel ich sehen kann, reichen die Korrespondenzen bis Mitte 1881.

[3]) Auch mit Schmerling besprach Gagern damals die Ereignisse des Jahres 1848. „Er scheint“, berichtet Max am 17. Januar 1878 seinem Bruder, „Memoiren unter der Feder zu haben und bedauert sehr, daß die Ministerrats-Protokolle aus der Eschenheimer Gasse spurlos verschwunden seien; er behielt sich auch vor, über irgend zweifelhafte Punkte an Dein und mein Gedächtnis zu appellieren. Immerhin wird seine Arbeit nicht uninteressant sein, und Du hast von seiner Seite keine feindselige, wenngleich gegnerische Beurteilung zu erwarten; eher eine billig würdigende!“

Heinrich war über den Entschluß seines Bruders hocherfreut. „Lieber Max," schrieb er ihm, „Dein brüderlicher Brief könnte mich stolz machen durch die Bedeutung, die Du meinem politischen Leben verleihst. Aber ich habe mir Überhebung nicht vorzuwerfen, vielmehr habe ich zu allen Zeiten und mir selbst bekannt, daß an der hohen Stellung, die mir während der kurzen Zeit im Leben geworden ist, weder meinen sehr mittelmäßigen geistigen Capacitäten noch viel weniger meiner sehr mangelhaften Vorbildung ein Antheil gebühre, sondern daß ich sie der unverdienten göttlichen Vorsehung allein verdanke, die mich in manchen entscheidenden Augenblicken inspirirt haben muß."

Die Biographie Heinrichs beschäftigte Gagern während des Jahres 1878 unausgesetzt und das um so mehr, als der teure Bruder damals wiederholt sein Ende nahe glaubte. Auch Reichensperger mahnte zu dieser Arbeit. „Mein hochverehrter Freund," schrieb ihm Gagern am 24. November 1878, „Sie können nicht glauben, d. h. nicht gewußt haben, welche Freude Sie mir mit Ihrem lieben Brief gemacht haben. Nicht so sehr das Lob über mein ‚Lebensbild' H. Müllers als der Anstoß, den Sie mir mit treuer Freundeshand wieder geben, gerade wie in der Paulskirche, wo Sie mich zuweilen mit dem Ellbogen daran erinnerten, daß ich jetzt aufstehen müsse, während Sie selbst sitzen blieben!

„Sie müssen nämlich wissen, daß zuerst von meinem Bruder selbst nach einer schweren Krankheit im Jänner 1877 das Ansinnen an mich erging, ich möge sein Leben in Angriff nehmen; er selbst habe nur Stückwerk von Materialen in seinen Papieren. Auch sein ältester Sohn, früher Seeoffizier in unsern Diensten und jetzt verheirathet mit einer Gräfin Wimpffen in Bayern lebend, auch als Katholik entschieden, hat mich wiederholt darum gebeten, ich möge Muth dazu fassen.

„Ich habe nun selbst die eine Bedingung gestellt, daß alle vier Söhne und 2 Schwestern damit einverstanden sein müßten; der zweite Sohn, in hessischen Civildiensten, und der dritte preußischer Garde-Pionier-Offizier — dürften etwas bedenklich sein; ich erwarte ihre Äußerung. Vielleicht wird Bismarcks Urtheil (nach Busch) über ihren Vater sie etwas anregen, daß ‚der ja ein ganz dummer Kerl sei, eine bloße Phrasengießkanne!'

„Wie gesagt, ich wäre sonst bereit. Eine andere Frage ist, ob mir auch der Athem bleibt für eine immerhin so schwere Aufgabe? — wenngleich meines Bruders öffentliches Leben eigentlich nur 2 Jahre — 48 und 49 — dauerte! Sie errathen aber ohne Mühe, wo meine Klippen liegen! —

„Sie haben, verehrter Freund, ganz anders lange und standhaft auf einer und derselben Bresche gestanden.

„Gott lohne es Ihnen!“

Im Januar 1879 entschloß sich Gagern, zu Heinrich zu reisen, um mit ihm die wichtigsten Punkte zu besprechen. Das Schwierigste, betonte er am 19. Januar 1879 gegenüber seiner Tochter Elisabeth, sei Heinrichs religiöse Stellung: „Er ist Protestant, wenngleich in keiner gegen die katholische Kirche feindlichen Gesinnung, da er ja alle seine Kinder dem katholischen Bekenntnis der Mutter hat folgen lassen.“

Gagern ertrug die Reise nach Darmstadt, die er als Pflichterfüllung ansah, gut, aber er fand seinen Bruder in traurigem Zustande. „Onkel Heinrich,“ schrieb er seiner Tochter am 9. Februar von Darmstadt aus, „leidet keine Schmerzen, ist aber doch abnehmend und es ist schwer, sich mit ihm längere Zeit zu unterhalten.“ So trug das Beisammensein nicht ganz die erwarteten Früchte. Trotzdem beharrte Gagern bei seiner Absicht, die Arbeit auszuführen, für die er in Darmstadt wichtiges Material erhalten hatte. Brieflich tauschte er in der Folgezeit wiederholt mit dem Bruder Gedanken und Erinnerungen aus. Am 13. April 1879 schrieb er ihm:

„Meinen guten Willen zur objektiven, sachgemäßen Darstellung des berechtigten nationalen Einheitsstrebens, dem Du Dein politisches Leben gewidmet hast, habe ich wiederholt versprochen und ich fürchte mich dabei nicht vor den Rücksichten, die ich als österreichischer Staatsbürger und Staatsdiener zu beobachten haben werde. Ich bin dem Gedanken und der Tatsache des Reichs in seinen gegenwärtigen Grenzen nicht Feind, nicht einmal der Dynastie der Hohenzollern (solange wir keinen Krieg gegen sie zu führen haben). Meine Verwahrung gilt nur dem Regime oder System, welches den Kulturkampf erfand und mit beispielloser Ungerechtigkeit und Härte bis heute verfolgt, dem absoluten Staats-gedanken, der sich anmaßt, über alle Gebiete des geistigen Lebens die höchste und letzte Entscheidung zu erlangen. Ich will in meinem Buch so wenig wie möglich doctrinär und professionsmäßig dagegen mich verbreiten; aber verleugnen kann ich diese meine freiheitliche Grundanschauung nicht! Bismarck experimentirt ja einstweilen noch weiter und die Nationalliberalen, die Dich einst verworfen und verleugnet haben, werden Gelegenheit haben, ihren Geist und Charakter noch weiter an den Tag zu legen. Der deutsche Nationalcharakter hat durch den Kulturkampf nur Schaden gelitten. Es ist möglich, daß per tot discrimina rerum, besonders wenn die innern Dinge in Rußland dessen äußere Politik ändern, am Ende doch eine preußisch-österreichische Allianz sich als gegeben und nothwendig gestalten wird; das sollte mir recht sein, wenn ich es auch noch nicht nahe glaube.“

Am 19. Mai 1879 meldete Gagern seiner Tochter Elisabeth, er denke am 6. Juni in die Sommerfrische nach Skalitzka in Mähren zu gehen —

„wenn es so Gottes Wille ist, denn alte Leute sollten keine weitwendigen Projekte machen.

„Ich hoffe, die Ruhe des Landes wird mir wohl tun und mir endlich die Möglichkeit geben, meine Arbeit für Onkel Heinrich anzufangen." In Briefen vom Juli klagt Gagern, daß die Arbeit nicht vorwärtsrücke. Als er im September den Bruder noch einmal in Darmstadt besuchte, fand er ein Jammerbild. Am 22. Mai des folgenden Jahres wurde Heinrich durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst.[1]) Gagern war damals selbst so leidend, daß er nicht einmal den für die „Allgemeine Zeitung" versprochenen Nekrolog fertigstellen konnte. Den Plan der Arbeit aber gab er noch nicht auf. Leider kamen stets neue Hindernisse dazwischen. Kein geringes war eine Erkrankung seiner Gemahlin und dann ein im März 1881 in seinem Hause in der Salmgasse ausgebrochener Brand, über den er am 21. des genannten Monats seiner besorgten Tochter Elisabeth berichtete: „Ich will Dich sogleich beruhigen, so gut ich kann; Kopf und Herz sind ja nicht mitabgebrannt, das ist die Hauptsache. Das Vertrauen auf den lieben Gott und seine weitere Hülfe hat uns nicht verlassen; es ist nur eine Prüfung gewesen und wir müssen sie weiter mit seiner Hülfe zu bestehen suchen. Bete für uns, das ist Alles, was Du uns Liebes antun kannst und sollst." „Der Schrecken und dessen unmittelbare Folgen für meinen alten Körper waren noch das Geringste," heißt es in einem Schreiben vom 29. März; „ich war keinen Augenblick weder krank noch erschüttert, besonders nicht in den ersten Tagen. Nur als die Details und kleinen Ärgerlichkeiten mit der Schadenversicherung eintraten, ließ die Spannkraft nach und war ich durch die Masse der kleinen Geschäfte, Briefschulden und Besuche aller Art müde."

Ein weiteres Hindernis für die Arbeit war eine neue, ziemlich ernste Erkrankung seiner Frau und die Abnahme des Augenlichtes, durch das Gagern, wie er schrieb, „an die irdische Vergänglichkeit sanft erinnert" wurde. Infolgedessen neigte er immer mehr dazu, seine Aufgabe auf den kurzen Zeitraum vor und nach 1848 zu beschränken. „Wer weiß," meinte er in einem Briefe vom 17. Juni 1882 an seine Tochter Kunigunde Bredenkamp, „wie die politischen Dinge sich weiter gestalten im Reich und in Österreich und für die Beurtheilung des Wirkens und Wollens des seligen Onkels wieder eine gerechte Beleuchtung möglich machen. An Geist, Willenskraft und Thatkraft ist ihm Bismarck überlegen, es läßt sich kaum

[1]) Wentzke hat a. a. O. Seite 236, noch neuestens hervorgehoben, man wisse nicht, wie Heinrich „sich nach der Gründung des Reiches zu dem Kleindeutschland stellte, das der preußische Staat mit den ureigensten Kräften seiner Persönlichkeit in einseitiger Abwehr gegen Österreich geschaffen hatte." Dem gegenüber vermag ich auf Grund der Mitteilungen Max von Gagerns festzustellen, daß Heinrich sogar eine wahre Freude an dem neuen Deutschen Reich empfand.

ein Vergleich anstellen. Aber der hat auch anderen Boden unter den Füßen gehabt, andere Gehilfen in Staat und in der Armee und anderes Glück. An Reinheit des Charakters, deutschem Charakter, Selbstverleugnung und Unbefangenheit steht der Onkel über ihm; wie viel höher an Edelmuth über diesem kleinlichen, leidenschaftlichen, herzlosen Egoisten!"

Als Gagern dann Hand an die auf den Zeitraum von 1848 und 1849 beschränkte Arbeit anlegte, trat ihm ein Bedenken entgegen, das ihn in der Folge bestimmte, das ganze Unternehmen doch aufzugeben. Er selbst hat sich hierüber in einer Aufzeichnung also ausgesprochen: „Ist jetzt wohl schon der Zeitpunkt gekommen," so fragt er hier, „mit Objektivität und mit Hoffnung auf allgemeines Interesse die Möglichkeit einer solchen Umgestaltung der deutschen Verhältnisse in einheitlicher Richtung zu erörtern, wie sie durch das Frankfurter Parlament in gutem Glauben theoretisch und ohne Blutvergießen erstrebt, versucht, aber verfehlt worden ist? Hat nicht inzwischen das Schlachtenglück Preußens tatsächlich für die einheitliche Richtung zuerst und dann fünf Jahre später auch für den einheitlichen Begriff und Namen eines Deutschen Reiches entschieden? — freilich mit dem Ausschluß des kleinen Luxemburg und des großen und ganzen Deutsch-Österreich. Wer mag heute schreibend oder lesend auf die Theorien jenes erträumten gesamtdeutschen parlamentarischen Bundesstaates zurückkommen? Ich zweifle stark an der Gunst der Zeitläufte für eine Darstellung der in meinem Bruder Heinrich damals verkörpert gewesenen öffentlichen Meinung breiter Schichten der deutschen Nation. Lehrreich aber bleibt in dieser Hinsicht immerhin noch das Studium der Literatur jener öffentlichen Meinung, welche langsam fortschreitend die zwei fixen Ideen unseres Jahrhunderts, einheitliche Nationalität und radikales Repräsentativ-System, fortpflanzte und diese Ideen immer stärker und bald ausschließlich auf den preußischen Staatskörper anpaßte. Während ich die mir bekannte historische und publicistische Literatur in dieser Richtung überblickte, fiel es mir auf, daß gerade mein Bruder Heinrich, obwohl kein geschulter Schriftsteller, einen bedeutsamen Beitrag dazu geliefert hatte, indem er im Jahre 1856 in dem von ihm herausgegebenen ‚Leben des Generals Friedrich von Gagern' einen bis dahin unbekannten Aufsatz des Letzteren aus den 30er Jahren veröffentlichte, welcher die Aufschrift führt: ‚Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen'; ja, daß er im Zusammenhang damit ausführlich schon entwickelt hatte, wie weit er selbst sich schon früher in seinen Auffassungen und Überzeugungen an diesen Ideengang angeschlossen und wie weit er sich später in den Jahren 1848—49 in seinen Entschlüssen, Reden und Handlungen danach gerichtet habe. Es wurde mir dadurch aber auch klar, daß mein Bruder Heinrich mit diesen politischen Ausführungen, mit der daran gereihten Aufstellung einer vollständigen Doctrin

des Staatenbundes und Bundesstaates, endlich mit der Vergleichung und Bekämpfung rechtsgelehrter Gutachten neuerer Staatsmänner und Schriftsteller sowohl dem Raume nach weit über die Schranken einer Biographie als der Zeit nach weit über die Lebensdauer unseres Ältesten hinausgegangen war, ja daß er dadurch, seinem eigenen dereinstigen Lebensbeschreiber vorgreifend, den besten Teil, nämlich eben die Jahre seines eigenen, selbständigen Handelns im gesamtdeutschen Interesse, geradezu vorweggenommen hatte."

Infolgedessen trat statt des Lebens von Heinrich eine andere Arbeit in den Vordergrund, mit der Gagern sich bereits seit 1880 beschäftigt hatte: die Aufzeichnung seiner eignen Erinnerungen. Diese waren ursprünglich nur für seine Tochter Klementine bestimmt, die seinem Herzen am nächsten stand. „Riedenburg", wo diese hochbegabte Ordensfrau als Novizenmeisterin und später Oberin wirkte, schrieb er ihr am 23. Dezember 1880, „Riedenburg ist doch mein Lichtpunkt unter allen meinen Kindersorgen, nicht allein, sondern überhaupt, wenn ich denke, was mich am dankbarsten stimmen muß! Es freut mich auch alles, was Du mir mittheilst von dem Segen Eures Hauses und Noviziates bis in die fernsten Welttheile."

Die Lebenserinnerungen, die Gagern seiner Tochter Klementine versprochen hatte, sollten keine Autobiographie werden, sondern nur die wichtigsten Tatsachen und Einwirkungen auf sein Seelenleben schildern, die er als „besondere Gnaden und Fügungen Gottes erlebt und als solche erkannt" hatte. Diese Bekenntnisse wurden mit so rückhaltloser Offenheit und Wahrheitsliebe abgefaßt, daß sie einer Beichte vor dem eigenen Kinde nahe kommen. Die Aufzeichnungen erlitten wiederholt Unterbrechungen; wenn sie dennoch immer wieder aufgenommen wurden, so hat man dies vor allem den unausgesetzten Mahnungen der Tochter Klementine und eines geistlichen Freundes, des Jesuitenpaters Löffler zu danken. Letzterer war es auch, der Gagern veranlaßte, den Plan der Arbeit zu erweitern, nicht bloß die religiösen, sondern auch die politischen Ereignisse seines langen bewegten Lebens zu berücksichtigen. In das Werk sollten jetzt auch Beiträge zum Leben seines Bruders Heinrich eingewoben werden.

Einen Ausschnitt aus Gagerns Lebenserinnerungen stellt eine Skizze dar, welche er 1885 in dem Jahrbuch „Die Dioskuren" veröffentlichte. Er gab ihr den Titel „Jugenderinnerungen aus dem Gebiete der Nationalität".[1])

Diese kleine Arbeit, in welcher er weitere Denkwürdigkeiten versprach, fand eine überaus günstige Aufnahme. Alte Freunde, wie Domdekan

[1]) Separatabdruck aus dem 15. Jahrgange des literarischen Vereinsjahrbuches „Die Dioskuren". Wien, Hof und Staatsdruckerei, 1885. Neuer Abdruck Regensburg, J. Habbel 1889.

Heinrich, Onno Klopp und Alexander Peez, beglückwünschten Gagern zu seiner Publikation und mahnten dringend, das in dieser Schrift versprochene andere Buch bald zu veröffentlichen. „Die Erinnerungen," heißt es in einem Briefe von Heinrich vom 30. Dezember 1885, „werden jedem den Wunsch nach vollständigen Memoiren nahe legen. Wie interessant und lehrreich ist alles, was Sie mitteilen; es ist nur immer zu wenig." „Hoffentlich," heißt es in dem Dankschreiben Johannes Janssens, „bleibt das andere Buch kein imaginäres. Wäre ich in Wien und hätte ich die Ehre, sie öfters zu sehen, würde ich sie jedesmal ‚stuppen' — Ausdruck Böhmers — der Nation nicht vorzuenthalten, was so reich in Ihnen lebt."[1]) Auch Onno Klopp hatte an den „Jugenderinnerungen" nur das eine auszusetzen, daß sie nicht ausführlicher sind und die andere Seite der Sache nur hie und da streifen.[2]) Eine ebenso eingehende wie geistvolle Besprechung der Arbeit Gagerns lieferte Alexander Peez in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (1886 Nr. 232). „Wir müssen gestehen," heißt es im Eingang dieser Kritik, „daß wir anderes erwarteten. Wenn jemand berufen war, große Partien der Entwicklungszeit Deutschlands und zumal des Vorparlaments und des Parlaments darzustellen, so war es der Freiherr v. Gagern, der das alles in begünstigter Stelle miterlebte und dabei tiefe Blicke in die Ursprünglichkeit der Dinge warf, der zugleich als Mitverfasser des ausgezeichneten Buches über General Friedrich von Gagern seine hervorragende Veranlagung für biographisch-politische Darstellungen genügend bewiesen hat. Das Gewünschte und Erhoffte erhalten wir also fürs erste nicht. Aber eine so liebenswürdige und inhaltreiche Skizze wie die vorliegende wären doch nur wenige zu schreiben im Stande!"

Am Schlusse kommt Peez auf das von Gagern in seiner Schrift in Aussicht gestellte andere Buch zu sprechen. „Keiner der Zeitgenossen," bemerkte er, „ist für gewisse Partien der Entwicklungen 1848/1850 zu lehrvollen Memoiren so berufen als Max von Gagern. Fürst Bismarck hat sich in manchen seiner Parlamentsreden eine Spezialität geschaffen, die neben ihrem politischen Gehalte auch ein klein wenig an ‚Denkwürdigkeiten' streift. Durch die Vergangenheit läutert sich oft die Gegenwart. Wir Deutsche haben noch manchen alten Span zu schlichten, noch manchen ererbten Wanderknüttel aus niederer Zeit auf dem Altare des Vaterlandes zu verbrennen, und mehr noch: die Ziele der Nation auf weite Tage auszustecken. War es dem dritten Gagern, der einen Bruder im Felde,

[1]) Janssen traf 1887 mit Gagern in Frankfurt zusammen. Er bezeichnete seine damalige Unterhaltung mit ihm als „einen der größten geistigen Genüsse, die ihm seit Böhmers Tod zuteil geworden". „Mein Zusammensein mit diesem hochedlen, welterfahrenen und gescheidten Manne", schrieb Janssen am 12. Oktober 1888, als eine neue Begegnung in Aussicht stand, an Emilie Pastor, „ist mir noch immer eine überaus wohltuende Erinnerung".

[2]) Schreiben, datiert Penzing 22. Dezember 1885.

den andern in der Politik fallen sah, nicht vergönnt, in der entscheidenden Epoche an der Verwirklichung der vom Vater und dem Freiherrn vom Stein übernommenen deutschen Gedanken direkt mitzuarbeiten, und hat die Entwickelung auch vielfach andere Wege genommen, als einst gehofft wurde, — so ist die Nation doch nicht undankbar genug, jener vorbereitenden, die Wege ebnenden Männer zu vergessen, und so hoffen wir, es werde dem Verfasser der von uns angezeigten Skizze möglich sein, bald jene Denkwürdigkeiten zu beendigen, die gerade jetzt, wo alle Kräfte Deutschlands wieder zu einer glücklichen Zusammenfassung gelangt sind, der besten Würdigung und Wirksamkeit sicher sein können."

Es wird stets zu beklagen bleiben, daß es Gagern nicht beschieden war, den Wunsch seiner Freunde zu erfüllen. Wenn er auch die Aufzeichnung seiner „Erinnerungen" bis ins letzte Lebensjahr fortsetzte, so kam er damit doch nur bis zum Jahre 1844. Auf die Ausarbeitung und Fertigstellung für den Druck verzichtete er zuletzt vollständig. „Ich redigiere nicht mehr," schrieb er im Advent 1887, „sondern sammle nur mein bestes Material von Briefen und Akten und schreibe nur auf gut Glück Tatsachen, Erinnerungen und Glossen nieder, die den Zusammenhang zwischen diesem Material für den Biographen liefern mögen."

Hinderlich für die Fortsetzung der „Lebenserinnerungen" war namentlich eine Arbeit, der sich Gagern als treuer Katholik nicht entziehen mochte. Da am letzten Tage des Jahres 1887 in Rom die Sekundizfeier Papst Leos XIII. begangen werden sollte, so wurden wie allerwärts so auch in Österreich, Vorbereitungen zur würdigen Feier dieses Festes getroffen. In Wien trat unter dem Vorsitz des Grafen Anton von Pergen ein Zentralkomitee zusammen, welchem die bewährtesten katholischen Männer aus beinahe allen Königreichen und Ländern der österreichischen Monarchie angehörten. Den Aufruf dieses Komitees an die österreichischen Katholiken verfaßte Gagern. Er schrieb auch die Festschrift, welche ein kurzes Lebensbild Leos XIII. bis zu seiner Papstwahl und eine Schilderung seiner Tätigkeit an der Spitze der Kirche enthält. Als Anhang fügte er eine Sammlung von Auszügen aus mehr als 300 authentischen Aktenstücken der damals nahezu 9jährigen Regierung des Papstes hinzu, die einen überraschenden Überblick über die mannigfaltige und großartige Regierungstätigkeit des unermüdlichen Oberhirten der Kirche in allen Weltteilen gestatten.

Diese Schrift, für welche Leo XIII. ein besonderes Dankschreiben und eine goldene Medaille übersandte, war die letzte literarische Arbeit Gagerns, die im Druck erschien.[1])

[1]) Papst Leo XIII. Gedenkblätter (von Max von Gagern). Wien, 1886. Auch der Festartikel des Wiener „Vaterland" über Leo XIII. in Nr. 355 vom 25. Dezember 1887 stammt aus der Feder Gagerns.

Die Beschwerden des höheren Alters zeigten sich gerade damals immer mehr. Besonders lästig war ein Hautbrand, der Gagern nachts plagte und ihm den ruhigen Schlaf, der „sonst das besondere Privilegium seines Naturells" war, fast vollständig raubte. Infolgedessen war er, wie er seiner Tochter Elisabeth am 17. Oktober 1887 klagte, am Tage meist so geschwächt, daß er zu nichts taugte, kaum einen Brief zustande brachte.

„Doch wäre ich undankbar," heißt es in demselben Schreiben, „wenn ich nicht vor allem die Besserung im Befinden von Mama rühmte. — Allerdings kann diese noch immer nicht ihre in Döbling schwer krank darniederliegende Schwester besuchen. Über den langen Winter hinaus wage ich kaum bestimmtere Pläne zu machen: ‚Trag' die Sorgen deiner Tage und, was morgen, nimmer frage.' Der liebe Gott wolle gnädig mir das Richtige eingeben. Die Herrenhaussitzungen, die eine Pein für mich sind, haben noch nicht angefangen."

Hautbrand und Taubheit verleideten dem einst so geselligen Manne in der Folgezeit immer mehr allen unnötigen Verkehr. Kein Arzt konnte ihm Hilfe verschaffen oder auch nur die Dauer dieser Heimsuchung erraten. Die schlechten Nächte hatten auch verstimmte Tage zur Folge. „Doch ich will nicht klagen," heißt es in einem Briefe, „vielmehr erkenne ich in dem Nessusgewand, das mich brennend verzehrt, dankbar gnädiges irdisches Fegefeuer."

Ein längerer Aufenthalt in Abbazia im Frühjahr 1888 brachte Gagerns brustkranker Gemahlin einige Linderung und auch ihm selbst erging es dort „leidlich bis auf Taubheit und unruhige Nächte." Ein Sommeraufenthalt auf dem Annahof bei Eichgraben im Wienerwald bekam beiden Kranken sehr gut. Gagern nahm dort die Niederschrift seiner Erinnerungen wieder auf, wobei ihm freilich schmerzlich zum Bewußtsein kam, wie weit zurück er hinter seiner Erwartung und Zeitberechnung geblieben war.

Nach einer durch die jährliche Reise zu den weitverstreuten Kindern veranlaßten Unterbrechung setzte Gagern seine Arbeit im November und Dezember fleißig fort. Zum Beginn des neuen Jahres, das sein letztes sein sollte, zeigte sich eine auffallende Abnahme der Kräfte. Für das Frühjahr wurde ein Aufenthalt in Venedig in Aussicht genommen, wo auch Gagerns Gemahlin Linderung ihres Leidens zu finden hoffte. Sie liebte die zauberische Lagunenstadt ganz besonders, konnte aber dieses Mal fast nichts von ihrer Schönheit genießen. Gagern selbst war in solch leidendem Zustand in Venedig angekommen, daß er seinen Geburtstag im Bett feiern mußte. Als er am 3. April 1889 seiner Tochter Elisabeth für deren Glückwünsche dankte, glaubte er mitteilen zu können, daß es ihm schon etwas besser gehe und daß er anfange, sich allmählich zu erholen. „Bis jetzt haben wir nur an drei schönen Sonnenscheintagen kleine Gondelfahrten unternehmen können und erst zweimal waren Mama und ich auf

dem Markusplatz. Zu meinem Geburtstag bin ich mit Liebesbeweisen so überflutet worden, daß ich fast ängstlich werden könnte, als wäre es das letztemal. Indessen scheint der liebe Gott mir zum Eingang ins achtzigste Jahr doch noch gnädig bleiben zu wollen. Ich hoffe bald wieder an meiner Arbeit fortfahren zu können."

In Venedig traf Gagern liebe Freunde, die alles aufboten, ihm und seiner Gemahlin den Aufenthalt angenehm zu machen. Es waren dies der österreichische Generalkonsul Baron Warsberg, einst Gagerns Untergebener im Ministerium, sowie die Familien Pilat und Prokesch. Mit dem Grafen Prokesch, dem Sohn des früheren Botschafters in Konstantinopel, und dessen Gemahlin, der ehemaligen Schauspielerin Friederike Goßmann („Die Grille") und deren geistvoller, an Baron Reyer verheirateten Tochter Irene war Gagern seit langen Jahren befreundet gewesen. An der literarischen Tätigkeit der letzteren nahm er regen Anteil. Irene Reyer schätzte besonders das reiche Gemütsleben Gagerns, dessen „naive Demut", wie sie betonte, „nur durch seine Begeisterungsfähigkeit überboten wurde."

In die Heimat zurückgekehrt, begab sich Gagern zum Sommeraufenthalt nach dem Hummelhof bei Eichgraben-Rekawinkel. In dieser Idylle des Wienerwaldes verlebte er den Sommer. Eine dort gebrauchte Karlsbader Kur brachte ebensowenig Besserung wie die würzige Luft. „Zwei-, dreimal des Tages," schrieb er am 24. Mai an seine Tochter Kunigunde, „schlafe ich vor Schwäche ein, ich bin immer müde, von der Kur empfinde ich keine Besserung, aber Erschöpfung." Gagern war sich bewußt, daß seine Tage gezählt seien. Um sich auf den Tod zeitig vorzubereiten, ließ er sich schon im Juni die Sterbesakramente erteilen. Mit rührender Andacht empfing er das Brot des Lebens. Seine Tochter Klementine hatte ihm den besonderen Segen des Papstes Leo XIII. vermittelt. In seinem Dankschreiben an seine „liebe, einzige Klementine" bemerkte er: „Das Andenken des heiligen Vaters, der mich in den letzten Jahren mit Anerkennung überhäuft hat, war mir um so rührender, als ich ihm gegenüber eigentlich im Herzen betrübt war. Nicht, als ob ich nicht Alles mit Ehrfurcht hinnähme, was von ihm kommt, und auf sein Steueramt der Kirche nicht das vollste Vertrauen hätte, aber da ich unter dem Nuntius und heutigen Kardinal Serafino Vannutelli jahrelang fast ein Hausfreund der Nuntiatur war,[1]) ist mir dessen Nachfolger[2]) ein Rätsel geblieben. Ein sogenanntes Interview in der „Neuen Freien Presse", das er mit einem liberalen Zeitungsschreiber in Ungarn gehabt und ohne seinen Widerspruch hat veröffentlichen lassen, ist mir seit vierzehn Tagen wie ein Mühlstein am Halse!

---

[1]) Gagern wurde von Nuntius Serafino Vannutelli wiederholt zu Rate gezogen, so im April 1886 wegen der Kandidaten für das Freiburger Erzbistum.

[2]) Galimberti.

Doch solche Eindrücke und Kritiken sind nach den Sterbesakramenten und dem vollkommenen Ablaß in articulo mortis so wenig am Platz, daß ich darin nur den Sporn zu einem höheren Vertrauen auf den Nachfolger Petri erkennen will."

Zu Pfingsten besuchte der Verfasser dieser Biographie den teuren Freund. Gagern lag zu Bett; er hatte in den letzteren Tagen mehrere Ohnmachtsanfälle gehabt. Geistig war er indessen noch sehr frisch: mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Wärme schilderte er verschiedene interessante Episoden aus seinem langen Leben. Bei Besprechung der unsäglich traurigen Zustände an der Wiener Universität betonte er die ernste Pflicht aller Eltern, Vormünder und Seelsorger, ihre Söhne, Mündel und Pfarrkinder, welche das Gymnasium verlassen, zum Eintritt in den katholischen Studentenverein „Austria" zu veranlassen.[1])

An Besuchen fehlte es Gagern damals auch sonst nicht. Am 17. Juni berichtete er seiner Tochter Klementine über den „reichen Inhalt" der letzten Woche: „Zuerst kam Professor Pastor von Innsbruck extra zu uns herausgefahren und blieb sogar eine Nacht unter unserem Dache, als lieber, anhänglicher Freund. Tags darauf kam aber auch mein teurer Pater Kolb, einen ganzen Tag bei uns zuzubringen, zu meinem Trost in recht miserabler Leidenszeit; — dann kam Karl nach mir sehen, um 2 Tage zu bleiben, und von heute an ist unser guter Dr. Ölz in Sicht!" Auch die übrigen Kinder und Verwandten fanden sich ein, soweit sie abkömmig waren, um den Kranken noch einmal zu sehen. Dieser berichtete am 30. Juni seiner Tochter Klementine: „Es ist mit der Schwäche bei mir doch ein klein bißchen besser, behauptet Mama; und die ganze abwechselnde Umgebung findet mich nicht einmal schlecht aussehend. Die Wahrheit ist, daß ich, obgleich viel schlafend, doch die Nacht hindurch stets beständig schreibe und morgens entdecke, daß von Bleistift oder Tinte — alles nur in Gedankenstrichen ausläuft und von Wirklichkeit nichts übrig geblieben ist." Es war die Aufzeichnung der Lebenserinnerungen, die Gagern noch immer beschäftigte. Wehmütig berührte ihn damals ein Brief Pater Löfflers, der ihm nahelegte, sich mit dieser Arbeit nicht weiter in Sorgen, Plänen und Zweifeln herumzuquälen, und ihm in rührend freundlicher Weise andeutete, daß „jetzt der liebe Gott dies Leben in Wirklichkeit wie in den Erinnerungen selbst, in die Hand genommen habe und Sich vorbehalte, über kurz oder lang darüber zu verfügen."

Zum Beginn des August glaubte der Landarzt einen Anfang in der Wiedergewinnung der Kräfte feststellen zu können. Aber Gagern ließ sich

[1]) In diesem Sinne erschien im Juli 1889 ein von dem edlen Kardinal Fürsterzbischof Ganglbauer ausgehender Aufruf (abgedruckt im „Vaterland" Nr. 204), der auch Gagerns Unterschrift trug.

nicht täuschen. „Ich bin," meinte er gegenüber seinem alten Freunde Peez, „kaum einen Zoll fortgeschritten. Besonders die Schwäche und Übligkeit dauern fort, und an guten Tagen kann ich höchstens 100 Schritte machen, die ich keinenfalls für Fortschritte ausgeben kann. Ebenso ist meine tapfere Frau in der Weise stationär, daß sie täglich Antifebrin nehmen muß, um frei zu bleiben. Um so dankbarer nehmen wir briefliche Lebenszeichen von fernen und nahen Freunden auf. Ich weiß nicht mehr, ob ich Ihnen jemals Kaiser Hadrians Abschiedsgedichtchen vom Leben mitgeteilt oder in Erinnerung zurückgerufen habe? Hier ist es:

Animula, vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis ad loca?
Pallidula, rigida, nudula —
Nec, ut soles, dabis jocos!

„Meine Frau, der es zum Übersetzen aufgegeben wurde, hat es möglichst wörtlich so zugerichtet:

Du Seelchen! unstät und anschmiegsam,
Gast dieses Leibes und Genossin,
Wo wirst Du jetzt bald hingelangen?
Verblaßt —, erstarrt und ohne Hülle?
Dort ist Dir all Dein Spaß vergangen!

„Christlich sind die Leute nicht und deswegen triumphierte dabei eine andere fromme Frau über die Armseligkeit der heidnischen Welt."

Wie Gagern in seinem Leben das Vorbild eines tiefgläubigen Katholiken gewesen, so war er es vor allem in dieser letzten Leidenszeit. Ruhig und gefaßt sah er dem Tode entgegen. „Ich bin mit Allem zufrieden, wie es kommt," heißt es in einem seiner letzten Briefe an seine Tochter Elisabeth, „auch dankbar gegen den lieben Gott für die vielen Gnaden, die mir die langen, schlaflosen Nächte zurückrufen." In stillem Gebet, in frommer Betrachtung suchte und fand er Trost. Als ihn Anfang September zwei seiner Enkel, die Kinder seines Sohnes Karl, besuchten, sagte er beim Abschied: „Betet, damit der liebe Gott mit dem alten Großpapa mache, was Ihm beliebt, nicht wie es nur dem Großpapa beliebt; der wünscht den Heimgang."

Die herbstliche Kühle, die sich im Wienerwald besonders fühlbar machte, mahnte zur Rückkehr nach Wien. Dort in seiner Wohnung (Kolowratring Nr. 6) angekommen, nahm die Schwäche so zu, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Seine Gemahlin und die Tochter Franzina von Pacher überboten sich in liebevollster Pflege. Auch die Söhne Karl und Franz waren zu dem teuren Vater herbeigeeilt. In den letzten Wochen be-

schäftigten den Leidenden nur mehr religiöse Gedanken. Wiederholt empfing er die heilige Kommunion. Der Rosenkranz blieb bis ans Ende sein treuer Begleiter. Am 17. Oktober, 11 Uhr vormittags, entschlief er sanft im Herrn; seine letzten Worte bestanden in der Anrufung der heiligen Namen „Jesus, Maria und Joseph". Zwei Tage später fand im Stephansdom die feierliche Einsegnung der Leiche statt. Im Presbyterium, das wie der Hochaltar mit schwarzem Tuche drapiert war, bemerkte man unter den zahlreichen Trauergästen den Prinzen Gustav von Sachsen-Weimar, den Weihbischof Dr. Angerer, den Feldbischof Dr. Gruscha, die Minister Graf Falkenhayn und Graf Schönborn, Fürst Alfred Windisch-Graetz, von Arneth und andere Mitglieder des Herrenhauses, Uditore Tarnassi und Kanzler Leonhard von der apostolischen Nuntiatur, das Domkapitel von St. Stephan, viele hohe Ministerialbeamte, Vertreter zahlreicher geistlicher Orden, Deputationen katholischer Vereine, der Schulbrüder und der Barmherzigen Schwestern. Wohl den schönsten Kranz bildete die Schar der armen Kinder aus der Anstalt zu Döbling, die ihm so viel verdankte. Nach der feierlichen Einsegnung, die Prälat Koller mit großer Assistenz vollzog, wurde der Sarg in der Unterkirche von St. Stephan provisorisch beigesetzt. Am folgenden Tage ward die Leiche nach Schönau bei Leobersdorf überführt und auf dem dortigen Friedhof an der Stätte, die der Heimgegangene selbst bestimmt hatte, zur ewigen Ruhe beigesetzt.

„Max von Gagern," heißt es in dem schönen Nekrolog des Wiener „Vaterland" vom 19. Oktober 1889, „gehörte zu den seltenen Menschen, die jedem, der sie gekannt, unvergeßlich bleiben, weil sie eine lebendige Widerlegung des herrschenden Pessimismus, ein steter Beweis des Adels der menschlichen Natur sind. Wer den Verstorbenen auch nur kurze Zeit näher gekannt, wird fest überzeugt sein, daß dieser Mann nie die Wahrheit verleugnet, nie aus Menschenfurcht oder um seines Vorteiles willen eine Pflicht unerfüllt gelassen, nie einem Mitmenschen Hilfe verweigert hat."

Zahlreiche Beileidsschreiben aus niederen wie hohen Kreisen gaben Kunde von der Achtung und Liebe, deren sich Gagern weithin erfreute. „Welche Schätze an Herzensgüte in feinster, zartester Form," schrieb Graf Gustav Enzenberg, der viele Jahre im Gagernschen Hause ein fast täglicher Besucher war, „welcher Edelsinn, welche Verzeihungs- und Entsagungsbereitschaft, welch tätige Nächstenliebe, echte Frömmigkeit und wahrhaft deutsche Biederkeit waren in dem Verstorbenen gepaart mit den Gaben der geistvollsten Liebenswürdigkeit, mit umfassendem Wissen und scharfblickendem schnellen Verständnis und dies alles mit dem schönen Namen auch äußerlich würdevoll und vornehm getragen."

Bischof Klein von Limburg bemerkt in seinen unter dem unmittelbaren Eindruck der Trauerbotschaft am 18. Oktober geschriebenen Zeilen: „Ein edler

Mann ist uns genommen, von den Besten einer der Besten. Sein Bild wird mir dauernd vor der Seele stehen, sein Andenken für immer in mir in höchsten Ehren bleiben, die Ruhe seiner Seele ein Gegenstand meines Gebetes sein."

„Begeistert für alles Gute," urteilte Abt Maurus von Mehrerau, „mit großem Eifer erfüllt für die Ehre Gottes und das Wohl der hl. Kirche hat der teure Verstorbene seine ganze Kraft eingesetzt und unermüdet gerungen und gearbeitet bis zum Abende seines Lebens. Selbstlos und uneigennützig, wie er stets war, machte er keinen Anspruch auf menschliche Anerkennung. Seine Ziele waren höher und er wird auch schon den großen Lohn empfangen haben, den der Herr seinen treuen Dienern verheißen hat und bereits eingegangen sein in die Freude seines Herrn."

„Gagern," urteilte sein langjähriger Freund Otto Konrad von Dahmen, „war eine der edelsten Naturen, empfänglich für alles Schöne und Gute, gläubig wie ein Kind, von reichem Wissen und dem besten Willen. Der bunte Wechsel der Verhältnisse und die vielfachen Erfahrungen, die sein bewegtes Leben mit sich gebracht, gaben seinem Erzählertalent unaufhörlich neuen Stoff. Er war eine höchst interessante Persönlichkeit. Schwere Prüfungen, auch in seiner Familie, blieben ihm nicht erspart. Nichtsdestoweniger bewahrte er sich bis in das höchste Alter eine große geistige Frische."

In dem ehrenden Nachruf, welchen die „Österreichische Correspondenz" 1889 Nr. 21 ihrem alten Gönner widmete, wird betont:

„In Max von Gagern ward ein hochherziger Katholik, ein vortrefflicher Staatsbürger und ein Mann von glänzenden Eigenschaften zu Grabe getragen. Er hatte die tiefe Religiosität mit Biegeleben, Meysenbug, de Pont, Aldenburg und den anderen Beamten älterer Observanz gemein. Er war in- und außerhalb seines Amtes ‚Vir integer', ein musterhafter Staatsmann und in seiner Familie der liebevollste Hausvater. Es war ihm durchaus unmöglich, jemandem eine Kränkung zuzufügen, und er griff oft zu den seltsamsten Auskunftsmitteln, um sich der Aufgabe, jemandem Unangenehmes zu sagen, zu entziehen. Lieber ließ er sich verleugnen, ehe er seinem leutseligen Wesen Zwang antat. Der edle Mann hatte manchen harten Verlust, namentlich den eines hoffnungsvollen Sohnes, in seiner Familie zu erleiden, ertrug aber alle diese Schicksalsschläge mit Ergebenheit und Geduld. Er war, was man eine ‚Anima candida' zu nennen pflegt."

„Gagern," so schließt der Nekrolog der „Kölnischen Volkszeitung" (1889, Nr. 291), „stellte das vollkommene Bild eines katholischen Edelmannes dar, der dem Kaiser gab, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; der, stark und getreu im Glauben, unüberwindlich in seiner schlicht kindlichen Anhänglichkeit an die katholische Kirche, deren geheimnisvollen Opfergeist tief erfaßt hatte und ihn angesichts einer vielfach glaubenslosen Umgebung im häuslichen wie im öffentlichen Leben ritterlich ausübte, zu jeder Zeit

den Armen ein Vater war, den Schwachen und Bedrängten ein Helfer und Beschützer, der nicht das Seinige für diese Welt suchte, noch Schätze sammelte, die Rost und Motten verzehren."

Max von Gagern ist in Wien sehr bekannt gewesen; manche Leser werden noch seine hohe, hagere Gestalt und seinen geistvollen Kopf mit den blauen Augen und den kurzgeschnittenen weißen Haaren vor sich sehen. Seine ernsten, fast herben Züge standen in eigentümlichem Gegensatz zu seiner Feinfühligkeit und Herzenswärme.

Der Haupteindruck, welchen Gagern im ersten Augenblicke machte, war der eines vollkommen geraden und wahren Mannes. Im näheren Verkehr zeigte er ein ungemein liebenswürdiges Wesen und eine hohe, geradezu jugendliche Begeisterungsfähigkeit für alles Edle, Gute und Schöne. Fast übertrieben bescheiden und anspruchslos, ließ er zunächst nicht erraten, welch bedeutende Persönlichkeit man vor sich hatte. Rastlose Arbeit war ihm Bedürfnis: in seinem Leben gab es nie Zeit für Träumen und Müßigsein. In seinen persönlichen Angelegenheiten, vor allem in seinem sehr ausgedehnten Briefwechsel hielt er auf eine musterhafte, fast militärisch strenge Ordnung. Im Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden zeigte er sich stets liebenswürdig und hilfebereit, gegenüber Untergebenen mild und gut; sein tiefes Gemüt und seine hochideale Gesinnung traten überall hervor. Eine tiefreligiöse Natur, schloß er sich, nachdem er die Wahrheit des katholischen Glaubens erkannt hatte, mit kindlicher Liebe und echtem Feuereifer der Kirche an. Ihr Wohl und Wehe berührte ihn geradezu wie eine persönliche Angelegenheit. Auch Andersdenkende konnten sich der Überzeugung nicht verschließen, daß die Religion ihm eine Herzenssache gewesen ist. Sein Seelenadel war im Glauben an Christus und Seine Kirche gegründet.

Im Glauben wurzelte ebenso seine selbstlose Aufopferung für die Mitmenschen und seine zärtliche, nie rastende Sorge für die zahlreichen Kinder und Enkel, die ihm Gott geschenkt hatte. Ein aufrichtiger Katholik, war er auch stets ein treuer Diener seines Landesherrn. Seine Dankbarkeit gegen Kaiser Franz Joseph und seine warme Anhänglichkeit an Österreich traten überall lebendig hervor. So groß auch die inneren und äußeren Schwierigkeiten des Kaiserstaates waren, so verfiel er doch nicht, wie zahlreiche seiner Landsleute, dem Pessimismus. Er wußte aus der Geschichte zu gut, wie oft Österreich scheinbar am Rande des Abgrundes sich doch wieder machtvoll erhoben hatte. Den Pessimisten antwortete er mit dem Worte des ägyptischen Königs: „Willst du wissen, was ich bin, so zerstöre mich."

Bei allem Wechsel der Verhältnisse bewies Gagern in seinem langen, bewegten Leben felsenfestes Gottvertrauen. Wie sehr er ein Mann des Gebetes war, erhellt aus den schönen Worten, die er einmal an eine seiner

Töchter richtete: „Das Gebet," so schreibt er, „ist die natürliche, notwendige Verbindung zwischen der Seele und ihrem Schöpfer und Erlöser wie die Strahlen der Sonne für die Pflanzen. Nimm Du, mein liebes Kind, recht viele Strahlen des göttlichen Lichtes in Dich auf, ein ruhiges Gemüt in pflichttreuer Stimmung ist die empfänglichste Pflanze. Morgens um $9^1/_2$ und Abends $10^1/_2$ Uhr kannst Du immer an mich denken, es ist die Zeit meines Gebetes für meine Kinder. Sprich oft mit der hl. Jungfrau: ‚Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Deinem Wort.' — Nur wer so in vollem kindlichem Gottvertrauen dieses schöne Wort nachgesprochen und empfunden, kann dann auch in das Magnifikat, das hohe Loblied des Dankes, einstimmen."

Freimut und unbestechliche Charakterfestigkeit hat Gagern in allen Lagen seines Lebens bewiesen. In jeder Hinsicht zeigte er sich als echten Edelmann. Ritterlich wie seine äußerliche Erscheinung waren auch sein Geist und sein Charakter. Für einen unedlen Gedanken hätte er kein Verständnis gehabt. Ein so hoher Idealismus, wie man ihn nur selten antrifft, war der Grundzug seines Wesens.

Anhang.

I. Die Familie derer von Gagern[1]).

Das Geschlecht derer von Gagern, vor Zeiten Gawern, zählt zu den Familien des pommerisch-rügenschen Uradels und gehörte der Ritterschaft des vormaligen Fürstentums Rügen an.[2]) Schon seitdem die ersten Spuren dieser alten Sippe in der Geschichte auftauchen, ist sie auf der Insel Rügen ansässig und begütert und blüht dort bis zum heutigen Tage in einem Zweige fort.

Die Gagern hatten nachweislich seit dem XIII. Jahrhundert von den Herzögen von Pommern, die zugleich Fürsten von Rügen waren, und seit dem Jahre 1648, in dem Rügen durch den westfälischen Frieden an die Krone von Schweden überging, von den Königen von Schweden eine namhafte Zahl von Gütern auf der Insel zu Lehen, die sich zum größeren Teil durch Jahrhunderte — einige bis heute — in der Familie forterbten. Nach dem ältesten dieser rügenschen Lehenbesitze, dem heutigen Gagern, das im Jahre 1232 unter dem Namen Gawarne urkundlich zuerst genannt wird und im Kirchspiel Gingst liegt, trägt das Geschlecht seinen Namen. Dieses Gut ist, nachdem es an die Krone Schweden heimgefallen war, von deren Rechtsnachfolgerin, der Krone von Preußen, im Jahre 1829 an die Grafen von Krassow veräußert worden[3]) und gelangte von diesem im gräflichen Mannesstamme seither erloschenen Haus mit dessen Hauptgut Pansewitz durch Heirat an den gegenwärtigen Fürsten zu Innhausen und Knyphausen.

---

[1]) Vgl. Hans C. E. Frhr. v. Gagern, Die National-Geschichte der Deutschen, Bd. I (Wien 1813), Einleitung, VI; Heinrich von Gagern, Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Bd. I (Leipzig 1856) 10 ff.; Christ. Friedr. Aug. v. Meding, Nachrichten von adelichen Wapen, Bd. I (Hamburg 1786), 167, Nr. 250; Frhr. L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues preußisches Adelslexikon, Bd. II (Leipzig 1836) 209 ff.; J. T. Bagmihl, Pommersches Wappenbuch, Bd. I (Stettin 1843) 7 ff.; Gothaisches Genealog. Taschenbuch der freiherrl. Häuser für das Jahr 1848, 115 ff.; Leop. Freih. v. Ledebur, Adelslexikon der preußischen Monarchie (Berlin 1855), Bd. I, 242 und Bd. III, 256; Dr. Ernst Heinr. Kneschke, Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adeligen Familien, Bd. I (Leipzig 1855), 162 ff.; derselbe, Neues allg. deutsches Adelslexikon, Bd. III (Leipzig 1861) 426 ff.; J. Siebmachers Großes und allg. Wappenbuch, herausgegeben von Dr. Otto Titan von Hefner, Bd. II, 7. Abt., Nassauer Adel (Nürnberg 1857) 6; derselbe, Bd. III, 4. Abt., Hessischer Adel (Nürnberg 1859) 9; derselbe Bd. III, 2. Abt., Preußischer Adel, Edelleute, bearbeitet von O. T. v. Hefner, A. Grenser und G. A. v. Mülverstedt (Nürnberg 1878) 134 ff.; derselbe, Bd. IV, 5. Abt., Oberösterreichischer Adel, bearbeitet von Alois Freiherrn von Starkenfels und Johann Ev. Kirnbauer von Erzstätt (Nürnberg 1885—1904) 728; Leop. Nedopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Zentral-Archive, Bd. IV (Supplement) (Wien 1881) 62 ff.

[2]) Attest d. d. Bergen auf der Insel Rügen, 4. Juli 1731, ausgestellt von „Mauritz Ulrich Grafen und Herrn zu Putbus, Erblandmarschallck" und kgl. schwedischem „Landdrost" im Fürstentum Rügen; Attest der rügianischen Ritterschaft d. d. Stralsund, 9. Sept. 1747; Attest des großherzogl. hessischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten d. d. Darmstadt, 22. Mai 1826. Diese drei Urkunden erliegen in beglaubigten Abschriften im Zentral-Archiv des Deutschen Ritterordens in Wien. Vgl. Nedopil a. a. O., S. 62, Nr. 8427, 8426 und 8428.

[3]) Vgl. Julius von Bohlen, Geschichte des adlichen, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts von Krassow (2 Teile, Berlin 1853), I. Teil, S. 135.

Zu den ältesten der zahlreichen nachweisbaren oder noch vorhandenen Lehenbriefe[1]), die der Familie verliehen wurden, gehören die Handbestätigungen des Herzogs Bogislaus X. zu Stettin und Pommern, Fürsten zu Rügen, vom Jahre 1487 an Claus von Gawern zu Gawern und des Herzogs Philipp, gegeben zu Greifswald am Montag nach exaltationem crucis 1540 an die Gawern, womit deren ältere Lehenbriefe über die Lehengüter Gawern, Teschewitz, Tetzitz, Finkendahl (heute Frankenthal), Moyßelbritz, Cartzitz, Carow, Zarnewitz, Luttow und Stubben, sämtlich auf Rügen, konfirmiert wurden. Aus den Gütern Frankenthal (mit Carow), Luttow und Groß-Stubben wurde durch Urkunde vom 17. August 1833 ein beständiges Familienfideikommiß errichtet.

Das erste urkundlich nachweisbare Mitglied des Geschlechts, auf das dieses seine Abstammung in fortlaufender Reihenfolge zurückführt, ist Henneke de Gawere, der 1290 in dem ältesten Stralsundschen Stadtbuch mit anderen rügenschen Edelleuten als Bürge in einem Schuldgeschäft genannt wird[2]). In der nächsten Generation erscheint Pribe von Gawarn (Ghaweren, Gawern) und zwar 1316 in der Urkunde über das Schutz- und Trutzbündnis, das 127 Ritter und Knappen des rügenischen Adels mit der Stadt Stralsund schlossen, ebenso 1326 in einem solchen „Bundesbrief"; er wird noch in verschiedenen Urkunden bis 1342 genannt. Seine Söhne waren Richold und Henricus[3]), unter deren Nachkommen sich die Familie in mehrere Linien teilte. Von diesen blühen heute nur mehr zwei, die sich voneinander um 1430 trennten:

1. Die Moyßelbritzer Linie (nach dem ehemaligen Lehens- und Stammgut Moyßelbritz auf Rügen), nunmehr zumeist süddeutsche oder rheinische Linie genannt, da sie sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Rhein seßhaft machte, daselbst Güter erwarb und so in der Pfalz, in Hessen, Nassau und späterhin in Bayern heimisch wurde.

Von den Sprossen dieser Linie hat sich hervorgetan Woldemar Mauritius von Gagern (geboren ungefähr 1655, gestorben 1702), der Ahnherr Max von Gagerns in der fünften Generation vor ihm. Er stand zunächst in venetianischen Kriegsdiensten als Generalquartiermeister des Generals en chef der Heere der Republik, Grafen Claude von Saint-Pol aus Lothringen, dessen Tochter er später heiratete. Sodann focht er im spanischen Erbfolgekrieg als baden-durlachscher Oberst und Kriegsrat unter dem berühmten kaiserlichen Heerführer Markgrafen Ludwig von Baden, dem Türkenbesieger, dem er ein selbst geworbenes Regiment zugeführt hatte; er starb den Heldentod in der Schlacht auf dem Friedlinger Felde gegen die Franzosen am 14. Oktober 1702.

Sein und der Gräfin Anna Saint-Pol Sohn Claudius Mauritius (geboren 1696, gestorben 1758) erlangte besondere Bedeutung für seine Familie und weitere Nachkommenschaft. Er erwarb durch seine Heirat mit Maria Jakobea von Steinkallenfels, einer ritterschaftlichen „Erbtochter", der Letzten eines zur reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörigen Geschlechts, die reichsunmittelbare ritterschaftliche Herrschaft Morschheim für

---

[1]) Eine Sammlung dieser Lehenbriefe wurde von dem am 25. Januar 1904 zu Wien verstorbenen Großkapitular des Deutschen Ritterordens und Kapitän der k. und k. Trabanten-Leibgarde General der Kavallerie Anton Freiherrn von Bechtolsheim, dessen Mutter Karoline die Schwester Max von Gagerns gewesen, anläßlich seiner zum Zwecke der Aufnahme in den Orden gelegten Ahnenprobe und der gleichzeitigen Prüfung der Qualität der Familie seiner Mutter im Archiv des Deutschen Ordens in Wien in beglaubigten Abschriften hinterlegt. Vgl. Nedopil a. a. O., S. 65, Nr. 8435 ff.

[2]) Vgl. F. Fabricius, Das älteste stralsundische Stadtbuch (1270—1370) (Berlin 1872) S. 142.

[3]) Bagmihl a. a. O. und Siebmacher-Grenser, Wappenbuch des preußischen Adels (Nürnberg 1878) S. 134, nennen als solche irrtümlich Wilken und Tetzlaf.

sein Haus, sodann das gleichfalls reichsfreie Gut Laumersheim, beide in der heutigen Rheinpfalz gelegen. Auf Grund solchen Besitzes wurde er im Jahre 1731 in die reichsunmittelbare Ritterschaft am Oberrhein rezipiert[1]), von der ihm bald die Würde eines Ritter- und Assistenzrates übertragen wurde.[2]) In der Folge führten er und seine Nachkommen, ihrer staatsrechtlichen Stellung im Reich entsprechend und der unter den Mitgliedern der reichsunmittelbaren Ritterschaft herrschenden Übung gemäß, den Reichsfreiherrntitel. Denn, keines Fürsten Untertanen, nur unter der Lehenshoheit des Kaisers stehend, waren die Angehörigen dieser Reichskörperschaft selbst im Vollbesitz der Landeshoheit und mit ihren, wenn auch noch so kleinen Besitzungen selbständige staatsrechtliche Glieder des Reichs, also im wahren Sinne des Wortes „freie Herren".

Morschheim und Laumersheim blieben indes nicht lange beim Hause Gagern. An ihre Stelle trat nach mehrmaligen vorteilhaften Verkäufen und Erwerbungen im Jahre 1780 als letzter reichsunmittelbarer Besitz der Familie das Gut Monsheim mit der gleichnamigen, ehemals fürstlich leiningenschen Burg, im heutigen Rheinhessen nächst Worms, einer der ansehnlichsten und schönsten ritterschaftlichen Herrensitze am Rhein. Durch die staatsrechtlichen Umwälzungen der napoleonischen Ära, in letzter Linie durch den Frieden von Lunéville im Jahre 1801, der die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich stipulierte, wurden die reichsritterschaftlichen Kantone Ober- und Niederrhein und damit auch die süddeutsche Hauptlinie des Hauses Gagern mediatisiert.[3]) Ja, Freiherr Karl Christoph Gottlieb von Gagern[4]), Max von Gagerns Großvater, der noch Ritterrat des unmittelbaren oberrheinischen Kantons gewesen und diesen 1799 auf dem Rastadter Kongreß vertreten hatte, wurde nunmehr Bürger der französischen Republik, bis der erste Pariser Frieden von 1814 die Grenzen Frankreichs wieder westwärts zurückschob. Doch die staatsrechtliche Vorzugstellung von ehedem lebte nicht mehr wieder auf, die reichsunmittelbare Ritterschaft war erloschen.

Das Fortblühen des Geschlechts im 19. Jahrhundert konnte dadurch nicht beeinträchtigt werden. Die heute in Süddeutschland verbreitete Linie beruht zwar ausschließlich auf den Kindern und Kindeskindern Heinrichs von Gagern, diese Nach-

---

[1]) Attest des großhzgl. hessischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten d. d. Darmstadt 22. Mai 1826, für den gewesenen Staatsminister Hans Ch. E. Freiherrn von Gagern. — Das Urkundenmaterial über die Rezeption des Claudius Mauritius v. G. erliegt im großhzgl. hessischen Haus- und Staatsarchiv in Darmstadt, dem das Archiv der Kantone Ober- und Mittelrhein der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft bei deren Mediatisierung vom hessischen Staat, ihrem Rechtsnachfolger, einverleibt worden war. — Die Angabe bei Bagmihl a. a. O. sowie bei v. Ledebur a. a. O., I. Bd., 242, daß die Moyzelbritzer Linie der Gagern der mittelrheinischen Reichsritterschaft inkorporiert wurde, und die Jahreszahl 1693, die im Gothaischen freiherrlichen Taschenbuch für 1848, bei Siebmacher-Hefner, Nassauer Adel (Nürnberg 1857) S. 6 und bei Kneschke, Neues allg. deutsches Adelslexikon, Bd. III (Leipzig 1861), S. 426, genannt erscheint, ist somit unrichtig. In den neueren Jahrgängen des Gothaer freiherrl. Taschenbuches und bei Siebmacher Starkenfels-Kirnbauer, Oberösterreichischer Adel (Nürberg 1885—1904), S. 728, sind diese Irrtümer richtiggestellt.

[2]) Mehrere Nachkommen des Claudius Moritz v. G. wurden zu Ritterräten gewählt und hatten als solche Anteil an der Leitung der Angelegenheiten der r. u. Ritterschaft, in letzter Linie Hans v. G., Maxens Vater, der noch in die Lage kam, zu Paderborn „die Subsidien an Kaiserliche Majestät zu bewilligen". (S. sein „Promemoria an das Großherzoglich hessische hohe Ministerium, das reichsritterschaftliche Verhältnis meiner Familie betreffend", d. d. Hornau 10. März 1826; Original im Staatsarchiv zu Darmstadt.)

[3]) Für die übrigen Kantone der reichsunmittelbaren Ritterschaft erfolgte die Mediatisierung erst als Wirkung des Preßburger Friedens von 1805 und durch den Artikel 25 der Rheinbundsakte von 1806.

[4]) Geb. zu Tribbewitz auf Rügen am 27. Juni 1743, gest. auf seinem Gut Gauersheim bei Kirchheim-Bolanden am 19. Oktober 1825; er war auch hzgl. pfalz-zweibrückenscher Geheimer Rat und Oberstjhofmeister.

kommenschaft ist aber so groß an Zahl, daß die Gefahr des Aussterbens für lange hinaus gebannt zu sein scheint. Durch Max von Gagern wurde seither auch ein österreichischer Zweig dieser Linie gegründet. Außerdem ist noch ein norddeutscher Ast der Moyßelbritzer Linie vorhanden. Dieser Ast, der sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Hauptlinie trennte und nicht zur Inkorporation in die reichsunmittelbare Ritterschaft gelangte, war seinerzeit in Preußen verblieben und blüht dort bis heute in einigen wenigen, den einfach adeligen Namen führenden Gliedern fort.

2. Die Tetzitzer Linie (nach dem ehemaligen Lehen- und Stammgut Tetzitz auf Rügen), heute zumeist Frankenthaler oder norddeutsche Linie genannt. In ihren Händen befindet sich das rügensche Fideikommiß mit dem Hauptgut Frankenthal. Da diese Linie nicht der reichsunmittelbaren Ritterschaft angehörte, ist sie beim einfachen „von" geblieben. Nur Otto von Gagern[1]), der Vatersbruder des gegenwärtigen Majoratsherrn und kgl. preußischen Rittmeisters Paul von Gagern, nahm bei seinem in früher Jugend vollzogenen Eintritt in die österreichische Armee unbestrittenerweise den Freiherrntitel an, und da er im Verband des k. u. k. Heeres in der Folge zu höchstem Rang aufstieg und anerkannte Verdienste erwarb, hat Kaiser Franz Josef mit Entschließung vom 27. Januar 1903 seiner Witwe und seinen beiden Kindern den österreichischen Freiherrnstand verliehen. Die auf diese Weise geschaffene zweite österreichische freiherrliche Linie blüht indes nur auf ungarischem Boden fort, die Otto von Gagerns einziger Sohn aus seiner ersten Ehe mit Maria Josefa Antonia Freiin von Baillou, Maximilian[2]), die ungarische Staatsbürgerschaft annahm, in Ungarn ein ansehnliches Gut erwarb und auf dieser eigenen Scholle eine Familie gründete. Man kann demnach nunmehr auch von einem ungarischen Zweig der Gagern sprechen.

II. Übersicht der Beiträge Max von Gagerns zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung". 1840—1849.

1840.

April	Nr.	115.	Holland im April 1840.
Mai	„	145.	Holländische Ansichten
„	„	146.	
Juni	„	164.	
Juli	„	204.	Rheinpreußen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV
„	„	205.	
„	„	211.	Bonn, 21. Juli
September	„	258.	Vom Rhein, 5. September.

1841.

Januar	Nr.	15.	Zur Statistik der Vereinigten Staaten.
„	„	19.	Taktik der öffentlichen Meinung.
„	„	20.	
Februar	„	53.	Die Allianzen.
„	„	54.	

[1]) Otto Julius Hieronymus, geb. zu Schwedt a. d. Oder am 23. Januar 1830, gest. zu Wien am 5. Juni 1902; wurde k. u. k. General-Kavallerieinspektor, Oberstinhaber des Ulanenregiments Nr. 12 und schließlich General der Kavallerie und Geheimer Rat.

[2]) Geb. zu Hadház in Ungarn am 8. Juli 1867, diente bis zum Oberleutnantsgrade in einem ungarischen Husarenregiment, ist Besitzer des Gutes Lócs bei Bükk im Komitat Oedenburg.

März	Nr.	69.	Frankfurt a. M., 5. März.
„	„	69.	Bieberich, 2. März.
„	„	73.	Wiesbaden, 10. März.
Mai	„	146.	Haag, 16. Mai.
Juli	„	189.	Vom Rhein.
Auguſt	„	222.	Wiesbaden, 3. Auguſt.
September	„	253.	Haag, 1. September.
„	„	253.	Aus den Taunusbädern.
„	„	254.	
November	Nr.	307.	Vom Rhein.
„	„	319.	Haag, 7. November.

1842.

Januar	Nr.	30.	Luxemburg, 15. Januar.
Februar	„	32.	Wiesbaden, 28. Januar.
„	„	52.	Haag, 12. Februar.
März	„	64.	Vom Rhein, im Februar.
„	„	70.	Vom Rhein, Anfang März.
Mai	„	145.	Niederländiſche Zuſtände, Haag, 15. Mai.
Juli	„	205.	Wiesbaden, 20. Juli.
„	„	205.	Wiesbaden, 21. Juli.
September	„	254.	Vom Rhein, 7. September.
November	„	306.	Von der Luxemburgiſchen Grenze, 26. Oktober.[1])

1843.

März	Nr.	89.	Vom Rhein und Main.
April	„	112.	
November	„	318.	Aus dem Haag.
„	„	328.	

1844.

November	Nr.	326.	Nordiſches Griechentum von H. Müller.
Dezember	„	350.	Haag, 6. Dezember.
„	„	354.	„ 9. „ (Deutſchland und Niederlande).
„	„	364.	„ 15. „ (Kirche und Schule in den Niederlanden)

1847.

Oktober	Nr.	296.	Haag, 17. Oktober.
November	„	311.	„ 31. „
Dezember	„	347.	„ 3. Dezember.
„	„	359.	„ 15. „
„	„	362.	„ 20. „

1848.

Januar	Nr.	4.	Haag, 27. Dezember (1847).
Februar	„	47.	„ 8. Februar (1848).
März	„	73.	Stuttgart, 11. März.
„	„	79.	München, 18. März (nur der erſte zehnzeilige Abſatz).
„	„	87.	„Nationalität".
„	„	90.	Berlin, 26. März (nur die 2 erſten Abſätze, bis zum Schluß des königlichen Schreibens).

[1]) Vgl. Janſſen, Böhmer II, 336.

September	Nr. 248.	Frankfurt a. M.,	2. September.
„	„ 248.	Kiel,	30. August.

1849.

April	Nr. 101.	Frankfurt a. M.,	8. April.
„	„ 106.	„ „ „	14. „
„	„ 107.	„ „ „	13. „
„	„ 111.	„ „ „	18. „
„	„ 111.	Kopenhagen,	11. April.
„	„ 114.	Frankfurt a. M.,	22. April.
„	„ 117.	Kopenhagen,	19. April.
„	„ 118.	Berlin,	24. April.
„	„ 120.	Frankfurt a. M.,	27. April.
„	„ 121.	„ „ „	28. „
Mai	„ 123.	„ „ „	29. „
„	„ 123.	„ „ „	30. „
„	„ 129.	„ „ „	6. Mai.
„	„ 146.	„ „ „	22. „
„	„ 154.	„ „ „	20. „
Juni	„ 156.	„ „ „	3. Juni.
„	„ 161.	„ „ „	7. „
„	„ 171.	„ „ „	17. „
August	„ 226.	„ „ „	9. August.

III.

1. Minister Heinrich von Gagern an Oberhofmarschall und Generalmajor Grafen v. Lehrbach.

Darmstadt 1848 März 8.

Eurer Exzellenz habe ich die Ehre, in Beziehung auf unsere mündlichen Unterredungen, in den Anlagen drei Schreiben an J. J. M. M. die Könige von Bayern und Württemberg und an des Großherzogs von Baden Königliche Hoheit in Ur- und Abschrift, sowie eine Abschrift des Herzoglich Nassauischen Ministerialschreibens vom 7ten d. M. und die Anlage desselben, sowie ein Exemplar der Heidelberger Verabredung vom 5ten März ergebenst mitzuteilen. Sie werden sich vorerst nach Karlsruhe, dann nach Stuttgart und darauf nach München begeben und von dort hierher zurückkehren und sich gefällig, soviel nur immer möglich, beeilen, damit man im Verfolg der hiesigen Entschließungen nicht behindert werde. Sie werden über die jetzige Lage der Dinge die gegenseitigen Ansichten auswechseln, insbesondere aber in Besprechungen hinsichtlich der Herzoglich Nassauischen Anträge über die Nationalvertretung Deutschlands eingehen und es sich in aller Weise angelegen sein lassen, eine desfallsige Übereinstimmung herbeizuführen.

Was Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog wegen dieses wichtigen Gegenstandes unterm 6ten dieses vor ganz Deutschland erklärt haben, ist Eurer Exzellenz bekannt. Höchstdieselben finden es durchaus den Verhältnissen gemäß und sehr dringend, diese Ihre hochherzigen Entschließungen auf den Grund der Nassauischen Anträge hin zur weiteren Ausführung zu bringen. Der sechste dieser Anträge scheint jedoch den nunmehrigen Verhältnissen nicht anzupassen, ob dessen Ausführung gleich unter Umständen noch notwendig werden kann.

2. Max von Gagern an den Herzog Adolf von Nassau.

Darmstadt 1848 März 8.

Der Auftrag, mit welchem Ew. Hoheit mich gnädigst beehrt haben, ist von der Großherzoglich Hessischen Regierung sehr günstig aufgenommen worden.

Herr von Zwierlein, den ich bedaure verfehlt zu haben, wird Euer Hoheit unterdessen über die hiesigen Verhältnisse Bericht erstattet haben. Ich darf nur hinzufügen, daß Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog-Mitregent vom Augenblick der Ernennung meines Bruders zum dirigirenden Minister denselben mit dem erfreulichsten und gnädigsten Vertrauen beehrt und gestern noch zum Minister des Hauses ernannt hat.

Über den Gegenstand meiner Sendung hat heute Nacht eine Beratung stattgefunden und ein Gutachten des Ministeriums des Äußern von der Hand des Geheim-Rats Hallwachs spricht sich über die fünf ersten Punkte der Nassauischen Vorschläge durchaus günstig aus und hält nur den 6ten nicht zu einer direkten und offiziellen Eröffnung an die Höchsten Höfe geeignet.

Um 1 Uhr war Vortrag bei Seiner Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzog-Mitregenten, nachdem Höchstderselbe bereits von den Anträgen Euer Hoheit Kenntniß genommen hatte. Der Erbgroßherzog war sogleich auf dieselben einzugehen bereit, und wie ich mit der größten Sicherheit erfahren habe, waren dabei zwei Ideen leitend:

1. Die Überzeugung, daß der Bund für die Fürstlichen Häuser als solche nicht vorteilhaft gewirkt habe, — ein Gedanke also, der in der Proklamation durchaus als persönliche Ansicht Seiner Königlichen Hoheit gelten darf, und

2. Der Ausdruck, daß die „Könige" die Schuld hätten an der zurückgebliebenen Entwicklung und mißratenen Bestimmung des Bundes, weil sie immer eigenwillig für sich gewirkt hätten statt im Interesse der Gesammtheit der Fürsten und Deutschlands als Ganzen.

Ich kann nicht beurteilen, ob bei diesen Königen auch Preußen mit einbegriffen ist.

Seine Königliche Hoheit hat den Ministerial-Vortrag zu genehmigen geruht und sogleich den Grafen Lehrbach dazu bestimmt, die wichtige Mission gemeinschaftlich mit mir zu verfolgen, unterstützt durch eigenhändige Schreiben an die Höfe von Karlsruhe, Stuttgart und München. — Ich erwarte den Grafen Lehrbach zu einer persönlichen Besprechung. In Erwartung derselben erlaube ich mir, Euer Hoheit untertänigst in Erwägung zu geben, ob und wie den Höfen von Wien und Berlin von dem Gegenstande der Mission Kenntniß zu geben ist.

Nachdem den Ständen deshalb eine Eröffnung gemacht worden ist, habe ich keinen Anstand genommen, Herrn von Bockelberg davon zu sprechen. Derselbe hat in gewohnter Weise in einem krittelnden Tone seine Bemerkung darüber gemacht, jedoch auf einige Gegenäußerungen sich mit der Erklärung zurückgezogen, daß allerdings unsre diesseitigen Gouvernements auf einem anderen und ganz neuen Boden Stellung genommen hätten. Die Vorgänge in der Rheinprovinz dürften dem preußischen Gesandten bald das Verständniß der Lage der Dinge noch mehr eröffnen.

Ebenso werden Eure Hoheit gnädigst beurteilen: ob der freien Stadt Frankfurt dergleichen Mitteilungen zu machen seien, wodurch es dem Senat möglich würde, sich an den bevorstehenden Beratungen zu beteiligen. Von hier aus wird eine solche Eröffnung offiziell weder dahin noch an die großen Höfe fürerst geschehen.

Das Großherzogliche Gouvernement erhält wiederholt die Anzeige, daß in Hanau und an anderen Orten der Erbgroßherzog *ausgerufen* worden sei, mit der Aufforderung, vermittelnd an Ort und Stelle und in Kassel zu wirken. Man enthält sich

jedoch jedes Schrittes der Art. Der leitende Artikel der „Deutschen Zeitung" vom heutigen dürfte Euer Hoheit beweisen, daß es zeitgemäß und weise war, den Gegenstand der gegenwärtigen Mission nicht ganz dem Schicksal zu überlassen.

Ich reise heute Abend 7 Uhr mit der Eisenbahn bis Heidelberg, wo ich es übernommen, mit den dort tätigen Lenkern der deutschen und monarchischen Bewegungspartei mich zu benehmen.

Morgen früh wird Graf Lehrbach mit dem zweiten Bahnzug mich in Heidelberg aufnehmen. Ich war sehr zufrieden mit ihm und allem, was er mir im Namen des Erbgroßherzogs sagte; die Zeit ist zu kurz, Seiner Königlichen Hoheit selbst aufzuwarten.

Euer Hoheit bitte ich untertänigst, mir den Überbringer als Courier nach Stuttgart mit Befehlen zurückzuschicken, eventuell mit Creditiven für München.

3. Max von Gagern an Prinz Friedrich von Württemberg.

Heidelberg 1848 März 9.

Euer Königliche Hoheit kennen, wie ich vermute, die nassauischen Vorgänge in den Hauptzügen. Die Verhältnisse in allen unseren Staaten sehen sich sehr gleich. Die Regierungen haben gegenüber sich:

1. Die konstitutionelle und patriotische Opposition;
2. Die Bauern mit Lokalbeschwerden und dunkeln Vorstellungen;
3. Die Proletarier der halbgebildeten Art und die ganz rohen.

Das Militär gehört diesen Klassen zu nahe an, als daß darauf selbständige Rechnung zu machen wäre, sobald es sich von *inneren* Angelegenheiten handelt.

Die Regierungen daher, welche nachgeben, scheinen mir gerechtfertigt — wenn sie gleichzeitig auch wieder *handeln*, um mit anderen und neuen Mitteln sich und dem gemeinsamen deutschen Vaterlande die Autorität wieder zu erobern oder zu ersetzen.

Eines dieser neuen Mittel haben vier Regierungen bereits im Drange der Umstände zu ergreifen zugesagt — die Einberufung eines deutschen Parlaments —. Es ist noch ein ganz unfertiger Begriff; aber er wächst mit jedem Tag und wenn ihn die Fürsten nicht selbst *pflegen*, so wächst er *neben* ihnen zu einer unberechenbaren Höhe heran.

Der Herzog[1]) hat sein Wort gegeben, zu handeln, und er will es, soviel an ihm ist, mit den unabwendbaren Opfern lösen.

Von Seiten eines Fürsten seines Ranges kann die Initiative am wenigsten Mißtrauen erregen. Er hat sie ergriffen und sendet mich zunächst zu den Höfen von Darmstadt, Karlsruhe und Stuttgart. Der Erbgroßherzog-Mitregent von Hessen hat sich dem Unternehmen offen und mit Überzeugung angeschlossen. Er entsendete heute den Grafen Lehrbach; mit mir zugleich wird dieser heute Nachmittag in Karlsruhe eintreffen. Morgen Abend hoffen wir in Stuttgart anzulangen. Ich wage es, meine Depeschen für das Königliche Ministerium in die Hände Euer Königlichen Hoheit zu legen und einen Brief der Frau Herzogin durch Stafette voraus zu übersenden, damit Ew. Königliche Hoheit Zeit haben, zu überlegen und, so Gott will, uns vorzuarbeiten. Einige nähere Ausführungen haben sich bereits in den bisherigen Unterhandlungen ergeben; die Aufgabe wird sich bald auf einige leitende Ideen, zwischen denen die Wahl zu treffen ist, zurückführen lassen. Euer Königliche

[1]) Adolf von Nassau.

Hoheit werden nicht verkennen, in welchem Maaße auf die hohe Einsicht, Beteiligung und Leitung Seiner Majestät des Königs in dem ersten Entwurf von Wiesbaden gerechnet ist.

Mit der Zustimmung des Königs ist es sogleich entschieden, daß die Autorität des Geistes der Throne die Sache unternimmt, und die Autorität der theoretischen Freischaar, wenn sie auch noch so nützlich und aufrichtig zu schätzen ist, wird damit sofort absorbiert und in das Gefolge versetzt.

Es ist durchaus nicht die Absicht und kann es nicht sein, in der wichtigen Sache Preußen zu umgehen und selbst Österreich. Es ist aber gewiß heilsam, wenn schon einige Hauptzüge feststehen, ehe man die Sache dorthin bringt.

Gebe Gott, daß Seine Majestät der König zu dem großen Unternehmen ein Herz fasse.

Bei der großen Unsicherheit der Ereignisse ist jede Stunde eine Gefahr des Verlustes. Schauderhafte Dinge können uns bevorstehen, aber ich hoffe noch Rettung und vertraue, daß die deutschen Fürsten sich an der Spitze der Nation wieder glorreich bewähren sollen!

Verzeihen Euer Königliche Hoheit, was in diesen Zeilen Stürmisches und Ungewöhnliches liegt; entschuldigen Sie es mit der Eilfertigkeit, der Ermüdung, aber auch mit dem Eifer eines treuen Anhängers der Monarchie und eines Mitstreiters, wenn auch gerne in den untersten Graben.

In tiefster Ehrfurcht verharrt

Eurer Königlichen Hoheit

ganz untertänigster

Max von Gagern.

4. Herzog Adolf von Nassau an Prinz Wilhelm von Preußen.[1])

Wiesbaden 1848 März 11.

. . . So kam ich in Wiesbaden an; daß es so arg sei, hatte ich mir nicht gedacht; j'avais la mort dans l'âme. Ich ging, als ich ausgestiegen war, allein ganz ruhig durch die dichten Volkshaufen nach meinem Schlosse in der Hoffnung, angegriffen zu werden und zu Grunde zu gehen. Doch zur Ehre meiner Untertanen kann ich nicht leugnen, daß [sie], sobald sie mich erblickten, aus dem Zustande der größten, gefährlichsten Aufregung in den des größten Jubels ausbrachen. So begleitete mich eine enorme Volksmenge bis auf den Platz vor dem Schloß, wo dann die Hauptmasse, sicher viele Tausende, im Begriffe standen, zu stürmen, wobei meine Mutter und Geschwister ohne Rettung in ihre Hände gefallen wären. Die braven hiesigen Bürger, die wenige Tage vorher zum Schutze der Stadt bewaffnet worden waren, hatten sich zwar in großer Anzahl da versammelt und standen vor dem Schlosse, hätten aber gegen die enorme Überzahl, worunter Tausende von Fremden, auch nichts wirken können. Auch hier brach alles bei meinem Erscheinen in Jubel aus, noch ehe ich ein Wort sprach. Ich trat nun auf den Balkon, redete die Masse an und erklärte, wie Du wörtlich aus der Anlage ersehen kannst, daß ich das halten würde, was meine Mutter garantiert habe, worauf die Menge, als ich sie dazu aufforderte, sogleich willig auseinanderging. Was ich mit diesem Worte dahin gab, ist unermeßlich,

[1]) Großenteils eigenhändige Kopie des Herzogs. Das Fehlen der Stelle am Anfang ist motiviert durch die Bemerkung des Briefschreibers: „Vorher ist nur Geschichtserzählung."

Du wirst es begreifen. Viel unermeßlicher aber ist, was ich hoffe, damit gerettet zu haben, denn wir haben sichere Data, daß man, meine Abwesenheit benutzend, hier die Republik proklamiren wollte und dann, nachdem ein Foyer gewonnen war, die übrigen süddeutschen Staaten nachfolgen sollten, was auch nach dem seit der Zeit in Darmstadt, Baden und Bayern Vorgefallenen wohl gewiß geschehen wäre. Die Ruhe ist hier zwar äußerlich hergestellt, dennoch kann ich nicht sagen, daß ich die Zügel der Regierung schon ganz wieder in der Hand habe. Es wird dies jedoch wohl in wenigen Tagen der Fall sein. Was hat sich nun in den acht Tagen verändert? Ich habe einen tiefen Blick in den Stand der deutschen Politik getan und habe Furchtbares gesehen. Was ich vor wenigen Tagen radikal nannte, nenne ich heute monarchisch, denn es handelt sich von nichts anderem mehr, als von dem Kampf der Monarchie gegen die Republik.

Es gibt nur ein Mittel mehr, das monarchische Prinzip in Deutschland zu retten, — dies ist — es kommt mir schwer, fast unmöglich vor zu sagen — dies ist: die Fürsten müssen sich an die Spitze der Bewegung stellen und so suchen, sie in die Hand zu nehmen. Glaube ja nicht, daß dieses Gespinste eines durch die Revolution erschreckten Gehirnes sind; das ist bei Gott nicht der Fall. Ich habe reiflich geprüft und bin zu dem Resultat gekommen, es ist nichts anderes zu machen und zwar muß rasch gehandelt werden, denn es ist keine Zeit zu verlieren. Bei den Versprechungen, die ich machen mußte, sind manche fürchterlich hart, — indessen als ehrlicher Mann muß ich sie halten; Du wirst selbst dieses zuerst anerkennen. Einer der Punkte (der dritte) handelt von der Bildung und Einberufung eines Deutschen Parlaments, was ich, wie Du weißt, vor so wenig Tagen noch für einen Unsinn hielt. Jetzt habe ich es versprochen und zugleich mit mir auch vier und zwar die größten süddeutschen Regierungen, und wenn ich auch ein solches nicht berufen kann, so muß und werde ich mit daran arbeiten. Ich habe mich daher schon mit den betreffenden Regierungen in Verbindung gesetzt, denn wenn die Ausführung auch enorm schwer ist, so ist sie doch nicht unmöglich. Daß ich aber bei den übrigen Regierungen die Initiative ergriffen habe, soll keine Umgehung Preußens sein. Im Gegenteil, der König muß sich an die Spitze stellen, und zwar ungesäumt, ehe es zu spät wird, ich bin der erste, der sich freut, ihm zu folgen. Geht Österreich auch mit, desto besser. Es kann jedenfalls nur Hand in Hand mit dem Könige sein; geht es nicht mit, so hat es sich selbst die nachteiligen Folgen zuzuschreiben. Preußen muß voranleuchten. Wie es zu machen ist, was zu geschehen hat, ist natürlich noch nicht zu sagen — ich glaube aber, wir müssen mehr zu einem dem alten deutschen Reiche ähnlichen Verhältnis unter dem Vortritt Preußens zurückkehren mit einer Art Reichstag.

Alle dieselben Bitten und Gesuche werden an den König kommen; ich beschwöre ihn auf den Knien, sie nicht wegzuwerfen, sie lieber, soweit er es in seiner Weisheit für angemessen hält, zu bewilligen, ehe zu sehr in ihn gedrungen wird. Zucke nicht die Achseln, schüttle nicht den Kopf — Du kennst meine politische Überzeugung, es ist die meines seligen Vaters, und dennoch, ja gerade deshalb sage ich: Es ist wie Schuppen von meinen Augen gefallen, ich habe erkannt, wie die Lage der Dinge ist; so, aber auch nur so, können wir uns aus dem Schiffbruche retten, wenn die Fürsten die Bewegung dadurch in die Hände nehmen, daß sie sich an die Spitze der Völker stellen und sie anführen!

Ich weiß, wie sehr diese Ideen gegen Deine bisherigen Ansichten streiten, ich bin ja in demselben Falle — und dennoch bitte ich Dich dringend, dieses Schreiben dem König vorzulegen und es zu unterstützen. Geschieht dies nicht, stellt sich der König nicht an unsere Spitze — so ist es fast unvermeidlich, daß Deutschland je nach seiner politischen Richtung in drei Teile zerfällt: Preußen, Österreich und der größte

Teil der übrigen deutschen Staaten, welche fast alle dieselben Versprechungen gemacht haben und nicht umhin können, sie zu halten. Dieses Unheil von uns abzuhalten, liegt in der Hand des Königs, aber es muß rasch gehandelt werden. Ich habe selbst aus dem Munde des Königs gehört, daß er nicht ohne Österreich an die Spitze von Deutschland sich stellen wolle. Es wird dies aber dennoch nun jedenfalls geschehen müssen, und ich bitte Dich auf das Dringendste, den König mit mir darum zu bitten.

5. Minister von Canitz an Max von Gagern.

Berlin 1848 März 12.

Ew. etc. Schreiben vom 9. habe ich diesen Morgen erhalten. Obgleich ich nicht die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft habe, so nehme ich doch keinen Anstand, das Vertrauen, mit dem Ew. etc. Sich an mich wenden und das ich wohl zu schätzen weiß, mit rückhaltloser Offenheit zu erwidern.

Unstreitig befindet sich Deutschland, wenigstens ein ansehnlicher Teil des gemeinsamen Vaterlandes, in einer sehr großen Gefahr, nämlich in der, die Beute einer schmählichen Anarchie zu werden. Fürstenkronen und Privateigentum, alles und jegliches materielles und geistiges Besitztum, steht auf dem Spiele. Da ist es denn wohl allerdings an der Zeit, daß alle rechtlichen, wohlgesinnten, besonnenen Leute, welchem Stamme, welchem Stande und welcher Meinung sie auch angehören mögen, sich die Hände bieten, um dem Übel zu wehren, — zu erhalten, was noch nicht verloren, wieder aufzubauen, was umgestürzt ist, und zwar es besser zu gestalten, wie es war, als es umstürzte.

Der Drang der Geschäfte gestattet mir nicht, in eine umständliche Erörterung einzugehen; der Stoff ist überreich, die Zeit aber ist knapp bemessen. Erlauben Sie mir, daß ich sofort an den Mittelpunkt der Aufgabe herantrete, wie sie dermalen aufgestellt wird.

Deutsche Nationalität, Recht des deutschen Volkes, das ist das große Wort! Es ist das Losungswort eines heillosen Aufruhres geworden, es liegt aber zugleich darin eine Idee, die im Herzen und im Verstande jedes Freundes des Vaterlandes einen bedeutsamen Anklang findet. Diese Idee erfüllte den Geist des Königs, meines allergnädigsten Herrn, seit Seiner Thronbesteigung. Er hat dafür gearbeitet, lange ehe ein Sterblicher die Pariser Ereignisse vorhersehen konnte; die ersten Schritte Seiner Regierung sind durch die Vereinbarung von 1840 in den Jahrbüchern des Deutschen Bundes bezeichnet und bilden darin ein gewichtiges Blatt. Wäre die Welt ruhig geblieben, so würden von Ihm Anträge zu Reformen vorgebracht worden sein, denen eben jene Idee zum Grunde liegt — aber sie wären allerdings anders formuliert worden.

Ich rede nicht von dem, was mehrere Regierungen beschlossen, bewilligt oder zugelassen haben, sondern beschränke mich auf das, was jetzt als Heilmittel in Aussicht gestellt wird: ein deutsches Parlament.

Ein Parlament ohne Regierung, mit der es verhandelt, müßte mit einem anderen Namen bezeichnet werden, etwa assemblée constituante; wie solche aber neben den Regierungen und neben den legal bestehenden Ständen der verschiedenen Staaten Deutschland umgestalten und regieren soll, vermag ich mir nicht anders zu denken als durch eine totale Auflösung des Bundes, wodurch weder die Einheit noch das Wohl des deutschen Volkes gefördert werden kann. Wie sollte es z. B. ausführbar sein, daß der vereinigte preußische Landtag seine Rechte und Pflichten ausübte, während ein deutsches Parlament seine Wirksamkeit auch über die preußischen Lande ausbreitete?

Meines Ermessens muß der erste Schritt eine Vereinigung der Regierungen sein und dazu ist der Vorschlag bereits von meinem Könige gemacht.

Man hat nicht verfehlt, einen Fürstenkongreß als eine reaktionäre Maßregel zu verdächtigen, in der Tat ist es doch nur der einzige praktischer und legaler Weise mögliche Schritt, an den weitere sich anreihen können, ohne von Hause aus in ein Chaos zu geraten. Congreß und Parlament sind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein monstrum.

Es ist die Rede davon gewesen, dem Bundestage, gleichsam als dem Oberhause, ein Unterhaus von Deputirten beizugeben. Beiden, den an ihre Instruktion gebundenen Gesandten und den willkürlich versammelten Deputirten, würde alle wahre Lebenskraft fehlen. Man sagt: das deutsche Volk soll nach irgend einer Proportion der Bevölkerung wählen; das ist untunlich, bevor nicht alle jetzt existirende ständische Organisation vertilgt ist. Kann man sich denken, daß das praktisch durchzuführen wäre? Eine so wichtige Institution muß gesund zur Welt kommen, um gedeihlich zu werden.

Daß die Sache von den Regierungen erwogen werde, dagegen wird Preußen keine Einwendung machen, wie es sich denn überhaupt ausweisen wird, was von dem Vorwurf reaktionärer Tendenzen zu halten und was für eine vernünftige Freiheit Deutschlands in Preußen zu erwarten ist.

Ew. etc. sagen in Ihrem Schreiben, Sie verlangen Nichts besseres, als daß sich eine stärkere Macht, eine bessere öffentliche Meinung, eine patriotischere Stimmung bei uns organisire und ausbreite; wir hoffen, daß es also geschehe. Bis jetzt hat der Revolutionstaumel uns noch nicht ergriffen, ich hoffe, er wird sich nicht regen und es wird dem Könige nicht unmöglich gemacht werden, die Entwickelung unserer inneren Verhältnisse mit sanfter Hand zu leiten.

Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß Deutschland den Sturm, in den es leider durch eigenes Verschulden geraten ist, kräftig und ehrenhaft überwinde; noch sind unsere geistigen und eisernen Waffen nicht abgestumpft, noch haben wir den Kopf und den Mut nicht verloren.

Die verlangte Abschrift Ihres Schreibens erfolgt hierneben zurück.

Empfangen Ew. etc. meinen Dank für das Vertrauen, womit Sie mich beehrt haben, und den Ausdruck Ew. etc.

Canitz.

Ich bin weit entfernt, unsere rheinischen Landtags-Deputirten, die an den Heidelberger Verhandlungen teilgenommen haben, als Feinde zu betrachten; eine notorische Tatsache aber ist es, daß diese Herren nicht als Wortführer Preußens, auch nicht der Rheinprovinz gelten können, sie gehören einer verhältnismäßig sehr kleinen Minorität an und repräsentiren in dem Vereinigten Landtage nach konstitutionellem Sprachgebrauche die äußerste Linke.

Wenn es in den preußischen Rheinlanden wirklich eine subversive Partei giebt, so ist diese durch die Haltung Belgiens jetzt vollends zu Boden geschlagen. Dort scheint der nationale Sinn wirklich die republikanischen Gelüste zu überwiegen.

6. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848, März 12.

Lieber Gagern! Ihre Depesche von gestern früh ist mir vor einer Stunde zu Händen gekommen und ich muß sagen, daß ich mich darüber gefreut habe, soweit mein Herz zu diesem Gefühl für den Augenblick fähig ist. Ich freue mich, in der Idee des Königs dasselbe zu finden, was ich gestern an den Prinzen von Preußen geschrieben habe. Gott gebe,

daß der König von Preußen es thut, noch glaube ich es nicht. Ich habe den Brief an den Prinzen durch den Frankfurter Wintzingerode geschickt, mit der ausdrücklichen Weisung, zu erklären, daß er nur Courier sei, den ich aber in seiner Person gewählt hätte, um noch mündliche Aufklärungen zu geben, es würde aber ein offizieller Abgesandter in Ihrer Person erscheinen und zwar in einiger Zeit. — Damit Sie au fait von dem sind, was ich dem Prinzen geschrieben habe, sende ich Ihnen eine Abschrift der interessanteren Stellen. Sie werden, glaube ich, damit zufrieden sein. Ich sende Ihnen auch 2 Briefe an König und Kronprinz von Bayern, deren Abschrift zu Ihrer Notiz auch folgt — es sind nur kurze Creditive. In Berlin habe ich noch sagen lassen, daß ich mich nur aus Bescheidenheit nicht zuerst an Preußen gewandt habe, weil ich geglaubt hätte, mehr Gehör zu finden, sobald die süddeutschen Regierungen zusammen erscheinen. Hier geht es so weit gut. Ich habe um das Prävenire zu spielen, ehe es allenfalls verlangt wird, einige Personalveränderungen gemacht: Müller pensioniert, Vollpracht provisorisch an seine Stelle, Roth aus Dillenburg provisorisch an's Ministerium, um die neuen Gesetzvorschläge auszuarbeiten, Wintzingerode von der Leitung der Rechnungskammer dispensirt, die beiden Regierungsdirektoren an die Rechnungskammer und die beiden Regierungsräte Schep und Hehner mit den Directorialgeschäften provisorisch betraut, alles provisorisch, da doch neu organisirt werden muß. Die Maßregel gegen die 2 Regierungsdirektoren ist recht hart, doch ist sie, so sehr leid es mir tut, politisch geboten, denn ich hoffe, jetzt Ruhe zu haben. Die Gemüther fangen an, sich zu beruhigen, obgleich noch die Revolution herrscht und nicht wir. Doch hoffe ich, in nicht sehr langer Zeit in die Reihe zu kommen. Dungern, den ich eben noch sprach, hat Ihnen nichts Besonderes zu schreiben, meint aber, ich solle Ihnen nur sagen, es gehe so weit gut. Es kommt mir vor, wie bei einer Wöchnerin: Den Umständen nach gut. Doch zum Witzmachen ist keine Zeit. Ich sende Ihnen diese Zeilen durch Uxküll, der sich nicht darein finden kann, jetzt nicht hier sein zu können. Ich habe ihm gesagt, in Stuttgart zu bleiben, da dieser Ort jetzt sehr interessant für mich würde, um mich stets au fait von allem zu halten, was vorgehe — bestärken Sie ihn in dem Glauben, damit er Ruhe hat, und geben Sie allenfalls noch Instructionen, damit er vielleicht wirklich nützen kann. Dungern wünscht noch, daß ich Ihnen sagen solle, er halte sich fortwährend in Relation mit Ihrem Bruder. Nun leben Sie wohl! Gottes Segen!

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

7. Herzog Adolf von Nassau an König Ludwig I. von Bayern.

Wiesbaden 1848 März 12.

Durchlauchtigster König,
Gnädigster Herr!

Die Vorfälle, die wir im Verlaufe der letzten 14 Tage in den meisten süddeutschen Ländern zu beklagen hatten, der politische Zustand, aus dem dieselben hervorgingen, und der Uebergang von einem politischen System zum andern, zu dem sich wohl fast alle deutschen Regierungen veranlaßt sehen dürften, erscheint mir von so unendlicher Wichtigkeit, daß nach meiner Ueberzeugung alles verloren ist, wenn sich nicht die Regierungen dadurch dieser unaufhaltsamen Bewegung bemächtigen, daß sie sich an die Spitze derselben stellen. Aus diesem Grunde habe ich mich veranlaßt gesehen, meinen Kammerherrn und Geheimen Legations-Rath Freiherrn von Gagern mit einer besonderen, höchst wichtigen politischen Mission an Ew. Majestät abzusenden, und erlaube mir, Höchstdieselben um eine gnädige Aufnahme für ihn und den Gegenstand, den er die Ehre haben wird

vorzutragen, unterthänig zu bitten. — Die hohe Bedeutung des Gegenstandes möge mich bei Ew. Majestät wegen der Formlosigkeit dieser Sendung entschuldigen. Schließlich genehmigen Ew. Majestät die Versicherung der hohen Verehrung, mit der ich stets zu verharren die Ehre habe

Ew. Majestät
gehorsamster Vetter, Neffe und Diener
Adolph, Hzg. v. Nassau.

8. Herzog Adolf von Nassau an den Kronprinzen Max von Bayern.

Wiesbaden 1848 März 12.

Mein lieber Vetter!

Die unaufhaltsame politische Bewegung, die sich im Verlauf der letzten 14 Tage fast überall, namentlich in allen Süddeutschen Ländern kund gegeben hat, und die traurigen Vorfälle, die daraus hervorgingen, haben mich veranlaßt meinen Kammerherrn und Geheimen Legationsrath Freiherrn von Gagern mit einer besonderen, höchst wichtigen Mission an S. M. den König abzusenden. Ich erlaube mir nun, lieber Vetter, denselben auch Deiner gnädigen Aufnahme zu empfehlen, sowie um recht reifliche Prüfung des Gegenstandes seiner Sendung zu bitten.

9. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848 März 13.

Lieber Gagern!

Morgen früh expediere ich als Courier den Sattelmeister Gerner, derselbe überbringt Ihnen:

1. Ein eigenhändiges Schreiben an den König von Preußen.
2. Abschrift davon.
3. Ein eigenhändiges Schreiben an den König von Sachsen.
4. Abschrift davon[1]).
5. Ein Schreiben (Creditiv) an das auswärtige Ministerium in Berlin.
6. Ein dto. in Dresden.
7. Eine Abschrift meines eigenhändigen Schreibens an den Erzherzog Albert.
8. Eine Abschrift meines eigenhändigen Schreibens an die Erzherzogin Sophie.
9. Ein Schreiben des Ministers von Dungern an Sie.
10. Ein Schreiben dem Freunde v. Gagern.
11. Meinen Segen.

Ich hoffe, lieber Gagern, daß die brillanten Resultate Ihrer Mission in München ihren Fortgang genommen haben. Zugleich hoffe ich, daß Uxküll Ihnen in München seine Depeschen abgeliefert hat, leider konnte er wohl nicht mehr zur rechten Zeit kommen, so daß meine Briefe an den König und Kronprinzen wohl nutzlos waren. Ihre zweite Depesche aus Stuttgart erhielt ich erst, als Uxküll schon expediert war. Es sind diese beiden Depeschen allerdings so günstig, daß sie mir wieder Hoffnung gaben, denn auf das Auswärtige baue ich jetzt, da es bei uns noch immer nicht recht geht. Es ist zwar äußerlich alles in Ordnung und größter Ruhe — Ich bin schauderhaft populär, ebenso Dungern, jedoch hoffe ich zu Gott, daß es bald besser wird, denn noch herrschen Terrorismus und Sicherheits-Comitee. Uebrigens trage ich den Kopf

Adolph.

[1]) Enthält nur Empfehlung Gagerns und seiner Begleitung.

So eben entsteht Feuerlärm, es brennt auf dem Heidenberg. Se. Hoheit ist auf die Brandstätte geeilt, und beauftragt mich, dieses Schreiben mit folgenden Worten zu schließen:

„Uebrigens trage ich den Kopf jetzt etwas höher. Ich bin zwar noch immer nicht ohne Sorge — vertraue aber, daß die auswärtigen Sachen gut gehen!"

Adieu, lieber Gagern, der Himmel sei mit Ihnen.

Goetz.

10. Herzog Adolf von Nassau an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Wiesbaden 1848 März 13.

Durchlauchtigster König!
Gnädigster Herr!

Der Prinz von Preußen wird Ew. Majestät ohne Zweifel ein Schreiben vorgelegt haben, das ich mir erlaubte, unter dem 11. l. M. an denselben zu richten. Ew. Majestät sind daher schon mit den Ansichten und Wünschen vertraut, welche ich mir im Verein mit den übrigen süddeutschen Regierungen Höchstdemselben zu unterbreiten die Ehre geben wollte.

Sehr wohl erinnere ich mir die Audienz, die mir Ew. Majestät vor wenigen Tagen gnädig gewährten, sowie die Worte, die Höchstdieselben damals zu mir sprachen. Dennoch erlaube ich mir heute wieder, mit ähnlichen, aber weit mehr ausgeführten Gedanken Ew. Majestät zu nahen, indem sich die Verhältnisse seitdem so furchtbar geändert haben, daß dies jetzt als unser letzter Rettungsanker erscheint.

Ich erlaube mir daher, den Ueberbringer dieser Zeilen, meinen Kammerherrn und Geheimen Legationsrath Frh. von Gagern, Ew. Majestät Gnade zu empfehlen sowie den Gegenstand, welchen er vorzubringen die Ehre haben wird, Höchstdero gnädiger Berücksichtigung. Genehmigen Ew. Majestät u. s. w.

11. Herzog Adolf von Nassau an Erzherzog Albrecht.

Wiesbaden 1848 März 13.

Lieber Albert!

Die allgewaltige Bewegung, die sich seit den Ereignissen in Frankreich aller deutschen Länder bemächtigt hat, kann Dir nicht entgangen sein. Ebenso wirst Du wissen, auf welche traurige, schmerzliche Art ich davon ergriffen wurde, und mir daher nicht nur Deine Teilnahme nicht versagen, sondern auch gewiß auf den weiteren Verlauf dieser Bewegung höchst gespannt sein. Ich will Dich hier nicht durch eine lange Geschichtserzählung dessen, was hier, während ich auf wenige Tage nach Berlin gereist war, geschehen ist, aufhalten; indessen füge ich in der Anlage eine getreue Geschichtserzählung mit den zum Verständnis nötigen Papieren bei, weil es Dich aus Freundschaft für mich sicher interessirt und Du auch daraus ersehen kannst, wie sich die Aufregung nach und nach gesteigert hat.

Der eigentliche Zweck dieses Schreibens ist indessen ein anderer: ich will es nämlich versuchen, Dir, lieber Albert, darin mit kurzen Worten ein treues Bild der politischen Lage Deutschlands zu entwerfen, wie ich sie seit meiner Rückkehr mit Bestimmtheit erkannt habe.

Die Bewegungspartei, die ihren Plan schon lange in Bereitschaft gehalten haben muß, war durch die Ereignisse in Frankreich ermutigt und wollte nun meine Abwesenheit benützen, nichts weniger als die Republik auszurufen und dann den hiesigen Ort als

Foyer zu benutzen, wo sich ganz Deutschland, vor der Hand wenigstens die süddeutschen Länder, anschließen sollten. Was seitdem in jenen Staaten geschehen ist, bestätigt die Richtigkeit der auf mehr als Vermutungen beruhenden Ansicht. Durch mein, Gott sei Dank noch ehe es zu spät war, erfolgtes Erscheinen wurde dieser Plan verhindert, zugleich aber sind mir wenigstens die Augen aufgegangen und ich habe den Abgrund erkannt, an dem wir stehen. Es handelt sich durchaus nicht mehr darum, nach welchem Prinzip wir regieren wollen, sondern lediglich darum, ob wir überhaupt noch unsere Stellung behaupten können; es handelt sich nur um den Kampf der Monarchie und der Republik. Dieses habe ich erkannt, zugleich aber auch das einzige Rettungsmittel. Die einzige Art, der Bewegung vielleicht Herr zu werden, ist, daß die Fürsten sich an die Spitze derselben stellen und nicht ihr nach, sondern ihr voran gehen müssen; so kann man sie vielleicht in die Hand nehmen. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, habe ich mich gleich ans Werk gemacht, weil die Gefahr keinen Zeitverlust erlaubt, und habe mich mit den übrigen süddeutschen Regierungen (meinen Nachbaren) in Verbindung gesetzt.

Bei den Anlagen zu diesem Schreiben findest Du, lieber Albert, eine Liste von 8 Punkten, die ich versprochen habe, von welchen der dritte von der Berufung eines Deutschen Parlaments handelt. Dieser Punkt ist fast der wichtigste, da der meiste Wert darauf gelegt wird und es auch, wenn es, wie nicht zu bezweifeln ist, zu Stande kommt, von größtem Einfluß auf ganz Deutschland sein muß. Es ist dies auch die Hauptfrage, um die es sich bei meinen Verhandlungen mit den andern Gouvernements handelt. Ich habe einen Abgesandten an die Höfe von Darmstadt, Baden und Württemberg geschickt und habe ich schon von allen drei Orten die Nachrichten, daß man willfährig auf die Vorschläge eingeht und die absolute Notwendigkeit einsieht, sich an die Spitze zu stellen. An jeden Ort wurde ein Abgesandter mitgeschickt. In diesem Augenblick sind die Herren in München, wo man, da dieselben Versprechungen an das Volk auch dort schon gemacht sind, wohl mitgehen muß.

Genau anzugeben, was zu geschehen hat, dürfte wohl noch nicht möglich sein, indessen ist die leitende Idee folgende: man glaubt ein dem Deutschen Reich mehr ähnliches Verhältnis unter den Deutschen Fürsten herstellen zu müssen und zwar unter der Suprematie einer der größeren Mächte, quasi als Verwalter der Deutschen Kaiserkrone, ein Parlament, etwa in der Art eines alten Reichstages, jedoch mit einem Ober- und Unterhaus, wo die Fürsten in Person oder durch fürstliche Vertreter erscheinen müßten und die Völker durch eine Vertretung von 1 per 100 000 Seelen repräsentiert würden. Dies ist nur ganz im Rohen die erste Idee. Das weitere muß sich erst in der Verhandlung finden. Von München werden die Herren sich nach Dresden, namentlich aber nach Berlin begeben, wo man den König von Preußen bitten will, sich, nachdem er seinen Untertanen dieselben Freiheiten gewährt hat, zuerst an die Spitze zu stellen, um also die Kaiserkrone zu verwalten. Nun, lieber Albert, komme ich zum Hauptpunkt meines Schreibens. Du mußt es mir aber nicht übel nehmen, wenn ich frei und offen rede. Der Augenblick ist zu wichtig, es handelt sich um unsere Existenz. Warum nach Preußen? wirst Du fragen, und nicht nach Oestreich? Weil man, ich rede offen, in Deutschland kein Vertrauen zu Euch hat. Man sagt, Oestreich hat uns vernachlässigt, es hat uns seiner auswärtigen Politik zum Opfer gebracht — es wird uns auch diesmal nicht beistehen; Oestreich wird die Sache in die Länge ziehen, sie reiflich überlegen wollen und dann sind wir verloren. Die östreichische Politik, sagt man, handelt nur nach Privatinteressen und läßt uns im Stich. Siehe, lieber Albert, so wird geurteilt, und man hat nicht Unrecht; ich kann es sagen, denn Du weißt, wie ich über Oestreich denke, was ich dafür fühle, aber es ist wahr, Ihr habt uns vernachlässigt, Ihr habt uns Euerer auswärtigen Politik zum Opfer gebracht. Die Folgen kommen jetzt. Alle werden sagen:

Geht Oestreich mit oder gar voran, desto besser; wir wenden uns aber nach Preußen, denn da wird sicher gehandelt. So stehen die Sachen. Zu einer offiziellen Mitteilung an die Staatskanzlei halte ich die Sache noch nicht reif, aber privatim habe ich's für Pflicht gehalten, Dich von Allem zu unterrichten, damit Ihr bei Zeiten mitgehen könnt, ehe es zu spät wird. Glaube mir aber, es ist keine Zeit, viel zu überlegen, es muß rasch gehandelt werden, und ich bitte Dich um Gottes willen, setze alles in Bewegung, damit man erwache und den Moment nicht unbenutzt vorübergehen läßt.

Allerdings werdet Ihr Euren Völkern, wenn auch nicht alle, doch manche der Freiheiten geben müssen, wie wir den unsrigen. Ob Ihr das könnt und wollt, weiß ich nicht. Geschieht es aber nicht, so werden wir von Euch getrennt. Dann bekommen wir ein Deutschland ohne Oestreich. Nimmt Preußen auch nicht an, ein Deutschland ohne Oestreich und Preußen unter der Suprematie vielleicht von Württemberg, denn wir müssen voran — wir haben's versprochen — und es ist auch unsere einzige Rettung. Das furchtbare Unglück einer Zersplitterung Deutschlands abzuhalten, liegt vielleicht in Deiner Hand, lieber Albert. Du siehst, auf welchem Vulkan wir stehen, und glaube mir, es sind nicht Hirngespinste, sondern es ist bestimmte Wahrheit.

So wie Du aus der Anlage ersehen wirst, daß ich nicht aus Schrecken oder Furcht etwas nachgegeben habe, sondern daß es so sein mußte, ebenso urteile ich auch nicht aus Schrecken, sondern weil es so ist. Ich autorisire Dich, von diesem Schreiben jedweden Gebrauch zu machen, den Du für nützlich hältst, bitte Dich aber, es der Erzherzogin Sophie zu zeigen, da diese geistreiche Frau gewiß die Gefahr und die Lage der Dinge ebenfalls erkennen wird.

Nun lebe wohl, lieber Albert, Gott lenke Deine Schritte, damit sie zum Guten führen. Nochmals bitte ich Dich, vergib mir die Offenheit meiner Sprache, Du kennst ja meine Freundschaft zu Dir und die Redlichkeit meiner Absichten.

12. Herzog Adolf von Nassau an Erzherzogin Sophie.

Wiesbaden 1848 März 13.

Ew. K. Hoheit!

hatte ich noch nie das Glück, mich schriftlich zu nahen; was mich heute dazu ermutigt, ist die hohe Wichtigkeit des Augenblicks, in dem wir leben und die unendliche Verehrung vor den großen Gaben des Geistes und Herzens Ew. K. Hoheit. Der Moment ist erschienen, ganz Deutschland und die Existenz des monarchischen Prinzips in unserem schönen Vaterlande zu retten. Nach dem Vorgang Frankreichs handelt es sich jetzt auch in Deutschland um den Kampf der Monarchie mit der Republik. Ich habe über den politischen Zustand, in dem wir uns befinden, einen langen Brief an meinen Vetter Albert geschrieben und ihn gebeten, denselben Ew. K. H. vorzulegen. Die Lage ist von der furchtbarsten Gefahr, Rettung schwer, aber wohl noch möglich, wenn wir Fürsten die Bahn, auf der wir bisher gewandert sind, verlassen und uns an die Spitze der Bewegung stellen. Ich beschwöre Ew. K. H., wenden Sie Ihren ganzen Einfluß an, daß wir nicht von Oestreich losgerissen werden. Es wäre furchtbar, aber es ist unvermeidlich, wenn man nicht auch dort das ganze System ändert. Verzeihen mir Ew. K. H., wenn ich offen rede. — Die Größe der Gefahr erlaubt keine Schminke der Worte, aber es kann kaum mehr die Rede davon sein, ob wir mit Oestreich gehen, aber wohl davon, ob Oestreich mit uns geht. — So weit ist es gekommen. Doch nun erlaube ich mir nur mehr, mich auf meinen oben erwähnten Brief zu beziehen und denselben der gnädigen Berücksichtigung Ew. K. H. zu empfehlen. Höchstdieselben haben mich stets mit so vielen Beweisen von Gnade überhäuft, daß mich dies auf Verzeihung hoffen läßt. Mich der ferneren Gnade empfehlend, habe ich die Ehre zu verharren.

13. Denkschrift von Max von Gagern für König Ludwig I. von Bayern.

München 1848, März 14.

Pro memoria.

Das Schicksal Deutschlands drängt zur Entscheidung und die erleuchtetsten Fürsten haben erkannt, daß nur außerordentliche und kräftige Mittel die gegenwärtige schwache Form der Einheit, ja das Vaterland selbst noch retten können.

Eine Volksvertretung am Bundestag, ein deutsches Parlament, auch auf den geringsten Ausdruck zurückgeführt — ist eine Umwälzung des Bestehenden.

Die Krisis ist sehr nahe, und wenn sie die Regierungen nicht selbst zu leiten versuchen, so fällt sie den Parteien anheim, deren Macht und mögliches Zusammenwirken niemand leugnen wird.

Die Gefahr im Westen ist nicht deshalb so groß, weil man die Franzosen liebt, sondern weil die Franzosen eine Republik gegründet haben, und weil diese durch ihr unerwartetes und für die Umstände verständiges und würdiges Auftreten die Welt in Erstaunen setzt.

Man verhehle sich nicht den Zustand von Deutschland: die Gesinnungen der Landbevölkerung, der Bauern, die der Monarchie durch natürlichen Instinkt und durch ihre religiöse Erziehung am meisten zugetan scheinen, sind leider vielfach untergraben und bedroht, auch auf dem Lande ist vieler Orten die Zahl der Proletarier reißend gewachsen und die Ereignisse in Westdeutschland, in Württemberg, im Odenwald und Schwarzwald beweisen nur zu klar, welcher Stoff zu einem Bauernkrieg, zu einer epidemischen Verbreitung über viele Landstriche Deutschlands vorliegt.

Und wenn dies dem besonnenen Beobachter unleugbar, was muß man erst von den niederen Klassen der größeren Städte, den eigentlichen Proletariern befürchten! Das Schlimmste, Alles, ja Aufstände wie Sklavenkriege, wenn man bedenkt, durch wen sie geleitet werden, nämlich durch die in Deutschland zahllose Menge von Halbgebildeten, brodlosen Subjekten aus dem Stande der Gelehrten, Aerzte, kleinen Beamten, die sämmtlich kein Interesse mehr an dem Bestehenden haben.

Und womit gedenkt man gegen diese wilden Mächte auszureichen? Hoffentlich nicht mit der Militärmacht unserer Nationalarmeen, die aus allen diesen Klassen zusammengesetzt sind und deren Verhalten man in den Stürmen von West-Deutschland in den letzten Wochen und Tagen hinreichend würdigen lernen konnte. Republik oder Anarchie ist einer ungeheuren Anzahl der Bewohner Deutschlands durchaus willkommen.

Die höheren Klassen des deutschen Volkes halten an der Monarchie aus Einsicht oder Glauben an die Notwendigkeit, aus Interesse, aus Gewohnheit oder persönlicher Treue; aber die Jugend, die immer und überall zuerst handelt, kennt das klassische Altertum, kennt die Republik, liebt sie, kann sie nur lieben und sieht in dieser Staatsform die nächste und schönste Hoffnung, daß sich jeder nach Verdienst selbst Bahnen brechen und um den Lorbeer in Krieg und Frieden, in Kunst und Wissenschaft künftig ohne Gunst nach freier Bewerbung ringen werde. Will man etwa einwerfen, der Ruhm des Deutschen Reiches stehe den nationalen Idealen näher, so bedenke man, unsere Reichsstädte waren Republiken und das Reich hatte zum Vertreter der Einheit und des Ruhmes der Nation einen Kaiser.

Der Bund hat die deutsche Nation niemals getröstet, geschweige befriedigt, die Anhänglichkeit an den Stammes-Namen und Stammesfürsten, in Bayern gewiß am stärksten, ist dennoch dafür kein Ersatz und ist durch die Gebietstausche und Wechsel an vielen Orten sogar zweifelhaft.

Der Begriff der Nationalität ist bei allen Völkern Europas in diesem Jahrhundert zum Ideal, ja bis zur Vergötterung einer Idee emporgetrieben.

Wer diese Idee für sich hat, wird siegen, wer sie gegen sich hat oder [sie] reizt, muß nach menschlicher Voraussicht untergehen. Oesterreich hat diesen Feind 3 u. 4fach gegen sich in seinem Innern.

Bei der dringenden Gefahr des Vaterlandes können wir auf Oesterreich weder hoffen, noch volle Rücksicht nehmen. Wir müssen uns selbst helfen, wir sind auf dem Wege!

Der Gedanke des deutschen Parlaments ist geboren, er wird nie und nimmer mehr erstickt oder nur verkürzt werden.

Die klügsten und mutigsten Fürsten haben ihn selbst ausgesprochen; sie haben auch die Folgen durchblickt. Ein Parlament ohne Oberhaupt ist ein Ungeheuer, ist die Republik und Anarchie.

Werden die Fürsten unter sich wählen? werden sie nach altem Brauch des deutschen Reiches denjenigen wählen, der nach Lage der Dinge am sichersten im Stande ist, Deutschland zu retten?

Die Entschlüsse der Fürsten müssen rasch, sie müssen groß und einmütig sein.

Die deutsche Nation, deren Gedächtnis in der Geschichte sehr stark ist, hat zwar niemals ihren Kaiser selbst unmittelbar gewählt, aber sie hat das Recht stets gehabt und oft geübt, zu verlangen und zu warten, daß die Fürsten dem gesammten deutschen Vaterland ein Haupt gaben.

In die Hände des Königs von Bayern ist heute das Schicksal Deutschlands gestellt. Gott gestalte sein Herz.

Max von Gagern.

14. Privatschreiben von Max von Gagern an König Ludwig I. von Bayern.

München 1848, März 14.

Allergroßmächtigster König
Allergnädigster König und Herr!

Euer königlichen Majestät Höchstgnädigstes Vertrauen gibt mir den Mut und macht es mir zur Pflicht, Allerhöchstdenselben angebogenes Pro Memoria zu überreichen.

Euer königliche Majestät haben aus den gestern bereits in Allerhöchste Hände gelegten Punctationen ersehen, wie weit man in Württemberg in der großen Angelegenheit des teuren gemeinsamen Vaterlandes gegangen ist. Ja ich darf Ew. Majestät nicht verhehlen, daß aus dem Munde des Königs ich selbst dort vernommen, daß Seine Majestät bereit sei, für Ihren Teil die höchste Leitung der deutschen Angelegenheiten, den Vorsitz selbst dauernd und mit der Kaiserkrone an Preußen anzutragen, um wenigstens für die Monarchie zu retten, was zu retten ist.

Allergnädigster König und Herr! Lassen Euer Majestät sich beschwören, Höchst Ihren Entschluß in dieser Sache aus freiem Antrieb da zu verkünden, wo die Entscheidung zu erwarten.

Euer Majestät können Ihren Namen zum Zweitenmale an den schönen preußischen Rheinlanden, aber auch an ganz Deutschland bis zur Nord- und Ostsee verherrlichen, wenn Höchstdieselben Ihrem Beitritt die Bedingung setzen, daß des Königs von Preußen Majestät seinem eigenen Volke dieselben Rechte und Freiheiten gewähre, welche Ew. Majestät Ihren eigenen Untertanen großherzig verliehen haben.

Nur unter dieser Voraussetzung kann Preußen das gesammte Vaterland einigen und erretten.

Ew. Majestät wage ich es, noch einen Punkt untertänigst vorzutragen, welcher von des Königs von Württemberg Majestät nicht annehmbar noch wünschenswert erklärt

wurde: Den Vorsitz oder die Kaiserkrone nur auf eine kürzere Reihe von Jahren zu beschließen; und nach Ablauf derselben immer von Neuem einen Wahlbeschluß eintreten zu lassen.

Alle diese Fragen stehen in der Hand Ew. Majestät! Allergnädigster König und Herr! fassen Höchstdieselben ein Herz zu einer der größten weltgeschichtlichen Taten! Noch ist die Entscheidung vollkommen frei — aber im Falle des Gegenteils ist die Republik, mit allen Gräueln der Anarchie in ganz Deutschland nach meiner Ueberzeugung vor der Türe! Ich weiß leider mehr, als ich hier niederlegen darf, ich weiß mehr von der Taktik der Partei, als mein Kopf zu fassen und mein Herz zu ertragen vermag; die Gefahr wächst in jeder Stunde und drängt zur Entscheidung.

Hochherziger und allergnädigster König und Herr! Wie einst ein erster Ludwig der Bayer mit dem Oesterreicher — versöhnt ein brüderliches Bett teilte, so reiche ein zweiter Ludwig der Bayer in schweren Vaterlandsgefahren dem Burggrafen von Nürnberg, dem Königlichen Freund und Bruder, die Hand und bringe ihm die Kaiserkrone!

Seien Ew. Majestät auch des ersten Konrads eingedenk, der in gleicher Lage durch den eigenen Bruder jene Krone dem früheren Feinde, dem norddeutschen Heinrich dem Finkler, sandte. Noch hat die Geschichte für solche Taten Platz, noch ist es Zeit, jedem Zwang und Trotz durch eine weise, freie und kühne Entscheidung zu begegnen und die Welt in Bewunderung zu versetzen. Gott schenke Ew. Majestät in diesem Augenblicke die Gnade, das Rechte zu erkennen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät
untertänigst treu gehorsamster
Max v. Gagern.

15. Aufzeichnung Max v. Gagerns für die bayrische Regierung[1])

[München 1848 März 15].

I. Versuch der Monarchie, Bundesstaat mit Preußen im Vorsitz.

Tactik:

1. Deutsches Parlament vorbereitet und berechnet auf alle Fälle.
2. Die west- und süddeutschen Fürsten treten einer nach dem anderen zusammen und entscheiden sich in München oder Dresden, je nachdem Preußen sich erklärt für oder gegen.
3. Nimmt Preußen die Bedingungen an:
   Gleiche Rechte und Freiheiten für die eigenen 8 Provinzen. Zahlreiches deutsches Parlament?
4. so fällt ihm die verbundene Macht und Leitung zu, nach Umständen die Kaiserkrone.
5. Es wird ein aristokratisches Oberhaus zugegeben.
6. Die deutschen Fürsten verzichten nur auf die bekannten vier Stücke; die verbündeten Regierungen derselben, im Innern stark und populär, werden der Demokratie eine Bürgschaft gegen despotisches Uebergewicht im Vorsitz. Man behält Preußen in der Gewalt.
7. Im Falle der Weigerung einzelner Staaten, beizutreten und einen Bevollmächtigten zu geben, Bruch der Unterhandlungen, Abreise, Indirekter Zwang, durch die Stände, durch Mittel von Außen.

---

[1]) Von Gagern als „das sog. Kompromiß" bezeichnet. Vgl. unten den Brief an Heinrich vom 18. März 1848.

8. Aeußere Politik:
   Oesterreich für Deutschland aufgegeben, doch womöglich mit Frieden und Allianz, Allianz mit England, mit den zugewandten Staaten, mit allen selbstständigen Nationen.

II. Förderative Republik.

Tactik:

1. Der Sicherheits-Ausschuß beschließt.
2. Deutsches Parlament, weiter vorgerückt, reine Demokratie.
3. Die schwächsten westdeutschen Regierungen werden gestürzt; nach Bedürfniß weiter.
4. Volksbewaffnung, durch das Centralorgan geleitet. Konstituirung der Stände.
5. Im Notfalle großer Bauernaufstand, Vertreibung des Adels, Teilung der Güter.
6. Verbindung mit dem republikanischen Ausland wirklich eröffnet.
7. Sturz der übrigen deutschen Regierungen, zunächst Sachsen, Kurhessen, Hannover.
8. Allgemeiner Krieg vorbereitet.
9. Aeußere Politik: Allianz mit Frankreich, Schweiz, Italien.
10. Losbrechen des Aufstandes in Oberitalien und Polen.
11. Oesterreich in seine nationalen Bestandteilen aufgelöst.

16. Denkschrift der Bevollmächtigten von Nassau, Hessen-Darmstadt[1]) und Württemberg für die bayrische Regierung.

München 1848 März 16.

Pro Memoria.

Das deutsche Volk soll bei der Bundesbehörde vertreten sein. Dies ist die Stimme von ganz Deutschland, die constitutionellen Regierungen im Süden von Deutschland und unter ihnen einer der ersten, Seine Majestät der König von Bayern in seiner öffentlichen Proklamation, haben dies als dringendes Bedürfniß zur Rettung der deutschen Einigkeit und zur Erhebung von Deutschland auf diejenige Stufe, welche ihm unter den Mächten Europa's gebührt, anerkannt.

Wenn dieses Wort zur Wahrheit werden soll, so ist vor Allem nötig, sich

1. über die Wirksamkeit der deutschen Nationalvertretung und
2. über die Art der Zustandebringung derselben zu verständigen.

Soviel den ersten Punkt betrifft, so kann für jetzt nicht die Rede davon sein, den Wirkungskreis eines deutschen Parlaments in seinen Einzelheiten zu normieren. Selbst die Frage von Einrichtung der vollziehenden Gewalt mag vorerst dahingestellt bleiben und der konsequenten Entwickelung der Idee der Einheit überlassen werden.

Um sich diese Idee klar zu machen, ist es aber nötig, jetzt schon die hauptsächlichsten Grundzüge der Tätigkeit der neu zu construierenden Bundesbehörde festzusetzen:

Deutschland als solchem ist bis jetzt diejenige Stimme bei Beratung der Großmächte Europas, welche ihm als der Kern von Europa, als der Erbe großer Erinnerungen und mit Rücksicht auf seine intellectuellen und physischen Kräfte gebührt, nicht zu Teil geworden.

Dieses Ziel läßt sich nur erreichen, wenn gegenüber dem Auslande eine Vertretung des deutschen Volks von einem Willen, dem Ausdruck der deutschen Nation, ausgeht.

Die geographische Lage Deutschlands ist — wie die Geschichte lehrt — mehr als irgend ein Land in Europa geeignet, der Tummelplatz kriegerischer Gelüste der Nachbarstaaten zu werden. Einklang in der Leitung der militärischen Angelegenheiten und gleiche Wehrhaftmachung des ganzen deutschen Volkes ist das unabweisbare Bedürfniß, um sich vor Gefahren und Angriffen von Außen zu schützen.

[1]) Der erste Teil dieser Denkschrift ist in der Rede Heinrich von Gagerns vom 24. März 1848 mitgeteilt. Vgl. oben S. 184 Note 1. S. auch Meinecke 472.

Um den Wohlstand und die Blüte des deutschen Handels zu heben, ist Gemeinschaftlichkeit der Handels- und Zollverhältnisse nebst allem dem, was hiermit im nächsten Zusammenhange steht, längst als ausgemachte Wahrheit anerkannt.

Ein freies Volk bedarf bei der Frage von den höchsten Gütern des Individuums: Leben und Freiheit, — Institutionen, welche jeder Willkür theoretischer Spitzfindigkeiten und allen gewalthaberischen Einflüssen ein Ende macht, es bedarf Gerichte, aus Gleichgestellten zusammengesetzt, und eines entsprechenden Gerichtsverfahrens und Strafgesetzes. Zur Erstrebung gleicher Rechte aller Bürger bedarf es aber auch einer gemeinsamen Gesetzgebung in allen den Fragen, welche von der Individualität der einzelnen Stämme und ihrer Sitten und Gebräuche unabhängig sind.

Nach diesen Andeutungen wären die wesentlichen Befugnisse des deutschen Parlaments dahin festzustellen:

I. Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens.

II. Heerwesen und Volksbewaffnung.

III. Handel, Zollverein, Münze, Maß, Gewichte, Posten und Eisenbahnen.

IV. Vertretung gegenüber dem Auslande.

Die in München anwesenden Bevollmächtigten von Württemberg, Darmstadt und Nassau sind beauftragt, der Königlich Bayerischen Regierung diese Grundprincipien der Wirksamkeit der künftigen Bundesbehörde zur Erwägung zu unterstellen, und glauben, die Ueberzeugung ihrer Regierungen aussprechen zu müssen, daß diese Grundsätze dem tief und lebhaft gefühlten Bedürfnisse des ganzen deutschen Volkes entsprechen. Bayerns deutsch gesinnter König wird die wahren Bedürfnisse des großen deutschen Vaterlandes nicht verkennen. Welche weiteren Bestimmungen Se. Majestät aber auch für die Kräftigung und Wohlfahrt Deutschlands nötig halten sollte, so sind die Bevollmächtigten der genannten drei Regierungen auf das bereitwilligste erbötig, die entsprechenden Anträge entgegenzunehmen und an ihre Committenten gelangen zu lassen.

Die zweite oben herausgehobene Frage ist die, auf welche Weise eine Volksvertretung bei der deutschen Bundesbehörde in Stand gesetzt werden soll. Die Vorschläge der drei Bevollmächtigten gehen in dieser Beziehung dahin:

1. Die deutsche Bundesbehörde besteht aus zwei Kammern. Die erste Kammer wird durch die Stellvertreter der deutschen Bundesfürsten gebildet, die zweite Kammer aus Abgeordneten des deutschen Volks.
2. Die Vertreter der deutschen Bundesfürsten empfangen von den letzteren ihre Instruktionen und können zu jeder Zeit geändert werden; die von den Kammern gefaßten Beschlüsse sind aber für sich rechtsbeständig und unterliegen keiner weiteren Genehmigung der einzelnen Bundesregierungen.
3. Die Volkskammer wird aus dem deutschen Volke gewählt, im Verhältnis von 1:100.000 Einwohnern.
4. Die Wahl der einzelnen Abgeordneten geschieht durch die in den verschiedenen Staaten bestehenden Repräsentativversammlungen in einem Zusammentritt der beiden Kammern; wo solche nicht bestehen, aus der Gesammtheit der Bürger des betreffenden Staates.
5. Um einen Beschluß der deutschen Bundesbehörde zu Stande zu bringen, ist Uebereinstimmung beider Kammern erforderlich.
6. Alle weiteren Bestimmungen über die Geschäftsordnung, sowie über die vollziehende Gewalt sind den Beschlüssen der erstmals zusammentretenden Kammern zu überlassen.

Die ereignißvolle Zeit drängt zu einem raschen Entschlusse. Schon ist von denjenigen Männern, welche in Heidelberg die Errichtung eines deutschen Parlaments besprochen haben,

eine größere Versammlung auf den 30. März zur weiteren Beschlußnahme ausgeschrieben. Wenn die deutschen Regierungen oder wenigstens der größere Teil derselben bis dahin nicht zu einem den Bedürfnissen des Volks entsprechenden Entschluß gelangen, so ist zu befürchten, daß sie ihren Einfluß auf Leitung dieser Angelegenheit einbüßen und jedenfalls größere Verwickelungen herbeiführen, wo nicht ein weiteres Umsichgreifen des demokratischen Prinzips durch ihre Untätigkeit provociren. Die Zeit der unerfüllten Versprechungen ist vorüber, möge die Lehre, welche die jüngsten Ereignisse gegeben haben, nicht unbenutzt bleiben. Die süddeutschen Regierungen haben gesprochen, mögen sie auch handeln, schnell handeln, damit nicht auch die Aufrichtigkeit der Versprechungen in Frage gestellt werden könne. Durch das Organ des bisherigen Bundestages diese prinzipiellen Fragen zu erörtern und zur Reife zu bringen, ist platterdings unausführbar, weil der Bundestag sein Vertrauen bei dem deutschen Volke eingebüßt hat und die Instruierung der Gesandten und Austauschung der verschiedenen Ansichten durch das Mittel des Bundestags — insbesondere wenn man die in Aussicht stehende Aenderung der Personen einzelner Gesandten berücksichtigt, viel zu viel Zeit erfordern würde; dies waren die Erwägungen, durch welche die Regierungen der drei Bevollmächtigten es für dringend notwendig gehalten haben, eine Verständigung zunächst der konstitutionellen Regierungen, welche sich bereits für die Sache öffentlich ausgesprochen haben, sodann aber auch der übrigen Regierungen im Wege der Besprechung an Ort und Stelle zu Stande zu bringen.

Da aber eine solche Besprechung mit allen und jeden deutschen Staaten im Drang der Zeiten nicht möglich ist, so ist es geboten, die endliche Sanktion der vereinbarten Grundsätze in einem Zusammentritt der Organe sämmtlicher Bundesstaaten auszusprechen und — wenn ein Ministerkongreß nicht beliebt werden sollte, — so wäre es wohl das natürlichste, diese Sanction durch das bisherige Organ des Deutschen Bundes, den Bundestag, aussprechen zu lassen. Wenn aber die Sache ihre Popularität nicht verlieren soll, so darf der Schleier des Geheimnisses, welcher bisher die Tätigkeit des Bundestags verhüllt hat, — diese Vorschläge nicht umgeben, die Instruktionen der Bundestags-Gesandten müssen — sobald die Ausführung der Idee zu ihrer Reife gelangt ist — an das helle Licht der Oeffentlichkeit gelangen und nur die formelle Beschlußziehung kann dem Bundestag überlassen bleiben.

Daß eine Frage von dieser Wichtigkeit, welche die Grundformen des Bundes wesentlich ändert, von den Regierungen ohne Beistimmung ihrer Landstände nicht vorgenommen werden kann, versteht sich im gegenwärtigen Augenblick wohl von selbst und bedarf keiner weiteren Rechtfertigung. Dieses Stadium ist es also zunächst, welches diese große Frage zu durchlaufen haben wird. Willkommen ein Gegenstand, welcher ebenso die Sympathien der Ständekammern, wie die des ganzen Volks in sich vereinigen wird!

Wenn diese Vorschläge im allgemeinen bei Sr. Majestät dem Könige von Bayern eine geneigte Aufnahme finden, so würden die Bevollmächtigten der drei Regierungen mit größter Bereitwilligkeit in eine Conferenz eintreten, bei welcher etwaige Modalitäten weiter erörtert werden könnten. Nach Erzielung eines entsprechenden Resultats würden dieselben — den ihnen erteilten Weisungen gemäß — sich zunächst an den Königlich Sächsischen Hof und eintretenden Falls weiter wenden. Ausgeschlossen soll und kann keiner der deutschen Staaten von dieser echt deutschen Sache und deren Erörterung werden. Sollte die Königlich Bayerische Regierung geneigt sein, einen Bevollmächtigten zur weiteren Erörterung des Gegenstandes an den kaiserlichen Hof nach Wien zu entsenden, so würde der Sache Deutschlands hierdurch ein fernerer Dienst geleistet werden; von großem Interesse wäre es aber, wenn zur Besprechung der hier vereinbarten Punkte ein Vertreter Bayerns in Dresden und erforderlichen Falls in Berlin bevollmächtigt würde.

Sollten hiergegen die Vorschläge der oben erwähnten Regierungen in keiner Weise die Billigung der Königlich Bayerischen Regierung finden, so werden die drei Bevoll-

mächtigten wohl um eine offene Mitteilung hierüber bitten dürfen, um die ihnen in der uneigennützigsten Absicht und allein im Interesse des großen deutschen Vaterlandes anvertraute Mission, welche sich nach den in Stuttgart vereinbarten Grundlagen auf noch weitere Fragen, als in dem Vorstehendem aufzunehmen dringend für nötig erachtet wurde, erstreckt, zu Ende führen zu können.

Wenn der hier anwesende Bevollmächtigte Badens sich über diese Vorschläge nicht ausgesprochen hat, so unterblieb dies, — seiner Aeußerung zufolge — zunächst deshalb, weil er die Ansichten seiner Regierung bereits unmittelbar an das K. Ministerium hat gelangen lassen.

17. Ablehnung der Anträge der Zirkulargesandtschaft durch die bayrische Regierung.

[München 1848 März 16][1]).

Seine Majestät der König von Bayern haben bereits durch Ihre Proklamation vom 6. deutlich ausgesprochen:

> „daß Teutschlands Einheit durch wirksame Maßnahmen gestärkt, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der teutschen Nation am Bundestage gesichert und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Teutschlands herbeigeführt werden müsse".

Hieraus ist klar zu entnehmen, daß alles nur durch und mit dem Bunde und zwar an dem Mittelpunkt in Frankfurt selbst geschehen müsse, welches der einzig mögliche Ort ist, wo Beratungen über die Nationalvertretung geschehen können durch die Organe, welche die Bundesacte selbst bestimmt. Ebenso kann Teutschlands Einheit durch nichts besser erwiesen werden, als durch gemeinschaftliches offenes Handeln mit Ausschluß jeder Separatbündnisse, und es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß die Nationalvertretung mit den bestehenden Bundesformen in Einklang zu bringen sei, sowie denn auch die Wahl zur Nationalvertretung sowohl, als die Competenz derselben sich nach den bereits beschworenen Landesverfassungen zu richten habe und sich vor der Hand nicht auf Gegenstände erstrecken dürfe, deren Erledigung schon durch die Landesverfassung bestimmt ist.

Wie demnach Seine Majestät der König schon in der Proklamation vom 6. dieses Monats die Stärkung des Mittelpunktes des teutschen Bundes und die Vertretung der teutschen Nation bei demselben deutlich zugesagt, ebenso wird auch der bayerische Bundestagsgesandte noch durch schleunige Instruktion angewiesen werden, die geeigneten detaillirten Anträge wegen Vertretung der Nation und wegen ihrer Competenz zu machen, wobei der Grundsatz vorherrschend bleibt, daß die Partikularverfassung hiedurch nicht beeinträchtiget werden darf.

18. Vertrauliche Antwort des Fürsten Wallerstein[2]).

München 1848 März 16.

Was wollen die vier Staaten?

1. Alle jene Teutschen Staaten, welche die große Reform im Innern einschlüssig des Teutschen Parlaments aufrichtig und entschieden wollen, tuen sich zusammen in eine enge Verbindung behufs der raschen, rückhaltslosen Verwirklichung dieser Reform im Inneren und des Schirmes derselben gegen jegliche Gefahr von außen.

---

[1]) Übersandt mit einem Begleitschreiben des Grafen Waldkirch, Verwesers des Ministeriums des Kgl. Hauses und des Äußern, an dem oben angegebenen Datum.

[2]) Diese Überschrift hat Gagern mit Bleistift an den Rand geschrieben.

2. Diese Verbindung bezweckt keine Zersplitterung Teutschlands, sondern die Kräftigung der teutschen Einheit auf der heute einzig noch möglichen Grundlage. Eben darum ist der Zutritt jederzeit jedem Staate frei, der sich der nationalen Erwägung befreundet.
3. Schließt sich Preußen der Reform offen und werktätig an, so fällt ihm die Leitung der momentanen Einigung eo ipso ebenso zu, wie jene des Bundestags in Verhinderung Oesterreichs ihm längst übertragen ist.

19. Vereinbarung der Zirkulargesandtschaft mit der bayrischen Regierung.

[München 1848 März 17].

Die Souveränität der deutschen Bundesfürsten bleibt aufrecht erhalten.

Ebenso die Selbstständigkeit der repräsentativen Versammlungen der konstitutionellen Staaten.

In beiden Beziehungen sind Modifikationen, welche sich durch die Notwendigkeit der Einigung und Kräftigung Deutschlands ergeben, nicht ausgeschlossen.

Die Kompetenz der Bundesbehörde erstreckt sich:

I. Auf die Verhältnisse des gesammten Deutschlands gegenüber dem Ausland,

II. Auf Ausbildung der deutschen Militärverfassung und Volksbewaffnung,

III. Auf Handel, Zollverein, Münze, Maß, Gewicht etc.

IV. In Beziehung auf Gesetzgebung hegt Bayern Zweifel, ob ohne Gefährdung der Wirksamkeit der Landesrepräsentation solche der Bundesbehörde übertragen werden kann.

Nach späteren Aeußerungen des Ministers dürften jedoch auch in diesem Punkt annähernde Vorschläge von Bayern zu erwarten sein.

Ueber Einrichtung des deutschen Parlaments ist Bayern damit einverstanden, daß die Mitglieder der Volkskammer durch die Repräsentativ-Versammlungen der einzelnen Bundesstaaten gewählt werden. Wegen der Zahl dieser Mitglieder unterliegt die Frage näherer Erwägung, ob der von Mittermaier gemachte Vorschlag der dreifachen Zahl des Bundestagsplenum à 69, also 207, oder 1:100.000 passender sei, verkennt jedoch nicht, daß eine Zahl von 400 Mitgliedern, die deutsche Nation zu 40 Millionen gerechnet, an sich keineswegs zu groß sei.

Wegen der verschiedenen Kammern bei der Bundesbehörde bedarf es einer weiteren Prüfung, ob neben der Volkskammer eine zweite Wahlkammer aus dem Adel und als oberster Rat die Gesandten der Bundesfürsten zu bestehen haben.

Jedenfalls wäre dem Präsidium der Bundesbehörde eine erweiterte Gewalt einzuräumen und demselben die Execution der von der Bundesverfassung gefaßten Beschlüsse zu übertragen.

Wegen der Leitung der deutschen Angelegenheiten durch Preußen kann sich die bayerische Regierung für jetzt nicht aussprechen, ohne jedoch diese Idee, unter Voraussetzung constitutioneller Einrichtungen in Preußen, von der Hand zu weisen und wird seinem Abgesandten nach Dresden und Berlin hierüber, wie über die übrigen Einzelheiten nähere Instruktion erteilen.

20. Graf Lehrbach an Minister Heinrich von Gagern.

München 1848 März 18.

Nachdem unsere Abreise von hier bereits auf gestern d. 17. d. M. festgesetzt und der Herr Minister-Verweser Graf Waldkirch, hiervon in Kenntniß gesetzt war, indem wir, in Rücksicht auf das meiner letzten Depesche angeschlossene ablehnende Schreiben die Mission

am Königl. Bayerischen Hofe als beendigt ansehen müßten, erhielten wir am 17. Morgens die Einladung zu erneuerter Besprechung, indem Se. Majestät der König Ihre Ansicht geändert und geneigt seien, nicht allein den bis jetzt aufgestellten Grundzügen, salva modificatione, beizutreten, sondern auch einen Bevollmächtigten in der Person des Baron Berger in gleichem Sinne an die Höfe von Dresden und Berlin abzusenden. —

Das Resultat dieser Besprechung werden Ew. Excellenz aus der Anlage[1]) zu entnehmen die Güte haben, so wie solches aus dem Gedächtniß von uns gleichförmig ist aufgenommen worden, da Graf Waldkirch durch den Drang der Geschäfte verhindert war, eine schriftliche Ausfertigung uns zuzustellen, auf sein Wort versichernd, daß in diesem Sinne nur die Instruktionen des Königl. Bayerischen Bevollmächtigtem ausgefertigt werden würden. —

Die hier stattgehabten Unruhen vom 16. Abends, sowie die aus Wien und Berlin eingetroffenen Nachrichten, scheinen nicht ohne Einfluß auf diese Entschließung geblieben zu sein. —

Wir reisen heute den 18. um 3 Uhr nach Dresden ab, und Herr von Berger wird, wo möglich, noch heute folgen. —

21. Max von Gagern an seinen Bruder Heinrich.

München 1848 März 18.

Lieber Heinrich!

Wir haben uns lange hier aufgehalten, aber es hat gefruchtet. Der Schauplatz erweitert sich mit jedem Tage! Oesterreich ist nun nicht aufzugeben! Es wird ein neuer Hebel —. Gervinus unterstützt uns prächtig, aber unsere Politik ist auch so grandios einfach und logisch mächtig, daß alle Intriguen daran scheitern. Diese sind uns hier sehr nahe gekommen durch die Kopflosigkeit der Regierung; aber die Sachen stehen jetzt gut. Lehrbach ist ein prächtiges Element in unserer Sendung, er ist resolut, gibt Vertrauen und Haltung. Der Württemberger ist in den Welt-Sachen etwas neu, aber kernhaft gut. Der Badner hat uns, so viel an ihm lag, verraten; ich habe mich deshalb in Karlsruhe bei Buhl und bei Gervinus beklagt. Die Preußen haben mir zwar noch nicht geantwortet, aber sie scheinen sich doch zu nähern. Ich habe ihnen, ich darf es selbst sagen, über Verdienst genutzt; aber in Berlin und Dresden sollen sie erfahren, daß es nicht ihretwegen war.

Wenn Gott uns noch ein wenig lieb haben kann als Nation, so wird er uns irgendwo einen tüchtigen Charakter auftauchen lassen, dessen sich Deutschland einmal freuen kann.

Schreibe mir nach Dresden oder Berlin ein Wort, wie es dort geht und was Du von Fritz hörst?

Dein treuer alter Max.

Hast Du jetzt wieder Freude an mir? und doch bin ich mir gleich und klar.

Dein Schwager Jacob Tillmann (als exaltado) geht eben von hier weg mit Jordan. Sie ziehen alle an unserem Seile. Das Aktenstück „Kompromiß" ist von mir; diese Mine hat in Verbindung mit den Wiener Nachrichten hier den Boden gesprengt. Der Kronprinz hatte mir gesagt: „Ich lasse mich nicht verblüffen," aber es scheint dennoch.

Mein Pro-Memoria und Schreiben an den König sollst Du auch einmal erhalten; es ist mein kühnster Schritt gewesen, aber der König ist, wie Leiningen sagt, an Körper und Geist abgewirtschaftet!

---

[1]) Die Vereinbarung vom 17. März s. oben.

22. Minister Heinrich von Arnim an Max von Gagern.

Berlin 1848 März 21.

Nach der Unterredung, welche ich mit Ew. Hochwohlgeboren zu pflegen die Ehre hatte, bin ich sogleich zu Sr. Majestät dem Könige geeilt, um Allerhöchstdenselben von Ew. Hochwohlgeboren Ankunft und von dem Inhalte Ihrer Sendung Bericht zu erstatten. Se. Majestät haben davon mit der größten Befriedigung Kenntniß genommen. Allerhöchstdieselben betrachten es als einen glücklichen Umstand, daß Ew. Hochwohlgeboren gerade heute hier eintreffen, an dem Tage, wo der König den Aufruf an Sein Volk und an die deutsche Nation gerichtet hat, welchen Sie soeben kennen gelernt haben, und Er freut Sich nicht minder zu vernehmen, daß die mit gleichen Aufträgen betrauten Bevollmächtigten der Regierungen von Bayern, Württemberg und Rheinhessen bereits in Dresden angelangt sind, um sich mit der Königl. Sächsischen Regierung zu vernehmen. Bei dem Drange der Ereignisse ist es wünschenswert, daß man bald zu einer Verständigung über die Vorfragen gelange. Dazu wird ohne Zweifel der kürzeste und sicherste Weg der sein, daß Ew. Hochwohlgeboren und die oben gedachten Herren Bevollmächtigten, sowie der von der Königl. Sächsischen Regierung zu gleichem Zwecke ernannte, sich so schleunig als möglich hierher begeben möchten, um mit mir in weitere Beratung zu treten. Seine Majestät der König haben mich beauftragt, Sie und jene Herren hiezu einzuladen.

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich demnach, die Ausführung dieses Auftrages gütigst übernehmen zu wollen.

Die Zeit läßt es nicht zu, einen Abgeordneten von hier zu entsenden, um diese Einladung zu überbringen, auch wird die Königl. Sächsische Regierung es freundlichst entschuldigen, daß wir über die Form eines deshalb an dieselbe zu richtenden Schreibens im Drange des Augenblicks hinwegsehen.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung. Arnim.

23. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848, März 22.

Lieber Gagern!

Morgen früh expediere ich wieder einen Courier an Sie, lediglich aus dem Grunde, weil ich wünsche, daß diese Zeilen so bald als möglich sicher in Ihre Hände kommen. Der Zweck derselben ist, Ihnen erstens zu sagen, wie wir hier mit Ihren Leistungen zufrieden sind, und alles billigen, was Sie gethan haben. Ihre an den König von Bayern gerichteten Schreiben sind sehr schön und zweckmäßig abgefaßt und mit dem Feuer der Ueberzeugung geschrieben. Daß sie die zu erwartende Wirkung nicht hatten, kann man nur einer unbegreiflichen Verblendung, oder dem eigensinnigen Willen, selbst an die Spitze von Süd-Deutschland gestellt zu werden, zuschreiben! J'espère qu'il n'en sera rien. Das Compromiß, auf welches Sie sich beziehen, und was zuletzt den großen Effect gehabt haben soll, — von dem Flindt behauptet, wir hätten es schon, haben wir nicht. Ich bin also, wie gesagt, mit Ihrem bisherigen Handeln sehr einverstanden, und Sie erhalten hiermit nochmals die unbedingteste Vollmacht, nach eigenem Gutdünken voranzugehen. Die Ereignisse drängen sich so, daß man auch nicht im Stande ist, Instructionen zu geben. Wie weit die letzten Ereignisse in Wien und Berlin auf Ihre Reise, respect. deren Zweck, influiren, kann man von hier aus nicht gehörig beurtheilen — wir haben sie als günstig angesehen. Oestreich kann nun wohl mitgehen,

aber an die Spitze kann doch immer nur der König von Preußen, denn wir brauchen einen Kopf und nicht einen Mann, der statt des Kaisers regiert. Die Proclamation des Königs von Preußen ist ja sehr gut und schön, aber ich glaube, er sollte noch mehr sagen, er sollte gleich laut aussprechen: Ich stelle mich an die Spitze und nehme die Sache in die Hand. Alles würde ihm folgen — aber es muß bald geschehen, denn auf den 30. laufenden Monats ist bekannter Maßen die Volksversammlung nach Frankfurt festgesetzt, die in dieser Frage Beschlüsse fassen soll. Nun haben wir sichere Data, daß man dort ein solches Parlament gleich selbst zu constituiren beabsichtigt. Wir haben darüber noch heute Nachrichten aus Carlsruhe erhalten, mit dem Vorschlag nach dem Bundesbeschluß vom 10ten laufenden Monats den Bundesgesandten schleunigst Männer des Vertrauens wie Bassermann, Hergenhahn und andere beizugeben, die da an den in der Bundesverfassung vorzunehmenden Abänderungen mitarbeiten sollten. Auf diese Art glaubt man in Carlsruhe dem Uebel zu begegnen, daß diese Versammlung sich selbst als Parlament constituirt. Jedenfalls kann es nicht schaden solche Männer hinzusenden, und ich habe auch die Absicht, habe aber früher noch W. Breidbach an Ihren Bruder nach Darmstadt geschickt, um dessen Ansicht zu vernehmen. Meine Meinung geht nun dahin, daß Sie sich mit Ihren Herrn Collegen sobald als möglich nach Berlin begeben, um dort, wo möglich bis zum bewußten Termin schon etwas zu Stande zu bringen, da ich es für wichtig — wenigstens für sehr wünschenswerth hielte, daß die Herren, die die Reise an die verschiedenen Höfe gemacht haben, selbst bei der Versammlung erscheinen, wobei sie sicher vom allergrößten und entschiedensten Einfluß sein müßten. Zugleich müßten Sie aber darauf zu wirken suchen, daß von Nord-Deutschland viele gutgesinnte Männer wie Auerswald, Schwerin usw. dort erschienen. Am 2ten ist freilich die Eröffnung des Preuß. Landtags, aber vom 30ten bis zum 2ten kann man 2 Mal nach Berlin kommen, und es handelt sich um ganz Deutschland. — Eine weitere, in neuester Zeit zur Sprache gekommenen Frage ist die des Congreßes. Ich habe mich dagegen ausgesprochen, indem ich sage, daß ein Ministercongreß dem Zweck aus 2 Gründen nicht entsprechen kann: 1. Kann man in dieser so hochwichtigen Angelegenheit die Instructionen nicht ausgiebig und nicht entsprechend genug machen, wenn sich die Fürsten selbst nicht vorher darüber verständigt haben, welcher Plan passend verfolgt werden soll, und 2. besitzt ein Ministercongreß nicht nur nicht das allgemeine Vertrauen, sondern es wurde (wenigstens bei uns) die bloße Nachricht davon mit solchem Mißtrauen aufgenommen, daß, wenn ich nun einen Gesandten hinschicken würde, der alte Spektakel hier wieder losginge. Man sagt, daß Congreße bisher nur dazu benutzt wurden, den Völkern von ihren Rechten zu nehmen. Die Fürsten müssen sich erst auf andere Weise das Vertrauen wiedergewinnen, ehe an einen Congreß gedacht werden kann. Ein Fürstencongreß, den ich allerdings für nöthig halte, ist in diesem Augenblick deßhalb platterdings unmöglich, weil wir ja nicht aus unseren Ländern gehen können. Ich habe darüber an den Prinzen Friedrich von Württemberg geschrieben, und ihn gebeten, dem König in meinem Namen den Vorschlag zu machen, daß auf dem Wege der extraordinären Beschickung, wie wir es begonnen haben, die Fürsten sich soweit verständigen, daß sie aussprechen: „Wir wollen ein Deutsches Parlament und wir wollen ein Reichsoberhaupt!“ Dann müßte nach meiner unvorgreiflichen Meinung der genaue Plan etwa in Frankfurt durch eine aus Ministern und Volksmännern bestehende Commißion ausgearbeitet werden und, wenn das geschehen, durch einen Fürstencongreß festgestellt werden. Dies ist meine Ansicht. Für den Moment fürchte ich in dieser Angelegenheit hauptsächlich die Frankfurter Versammlung und muß nochmals wiederholen, wie ich es für wünschenswerth halte, daß die Herrn extraordinären Abgesandten dabei erscheinen; aber NB. mit irgend einem bestimmten Projekt, damit man sagen kann: so wird's. Geschieht das nicht, könnte leicht Ihre ganze Reise umsonst sein, denn der Zweck, daß die Regierungen die Veränderungen der Bundesverfassung in der

Hand behielten, könnte leicht dadurch ganz unmöglich gemacht werden, wenn der Plan von anderer Seite her gemacht würde. Ein Weiteres habe ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen. Hier fängt's jetzt an, etwas besser zu gehen, obgleich wir noch Revolution haben. Doch beruhigt sich's nach und nach und schon jetzt fangen die ordentlichen und vernünftigen Leute an, einen enormen Katzenjammer zu haben. Auf dem Lande ist noch keine Ordnung, indessen auch keine besonderen Excesse. An den Gedanken einer rein constitutionellen Regierung kann ich mich zwar noch nicht recht gewöhnen, indessen gebe ich mir Mühe; auf das Parlament, wenn es zweckmäßig eingerichtet wird, hoffe ich auch für die innern Zustände viel. — Nun leben Sie wohl, ich hoffe Sie können das Geschmier lesen, ich hatte aber nicht Zeit, ein Concept zu machen. „Vorwärts geschaut und auf Gott vertraut!" ist jetzt mein Wahlspruch. Fallen dennoch meine Augen zuweilen nochmals rückwärts, und ich erblicke dann mein gutes liebes, altes Princip, so fängt wohl das Herz wieder zu bluten an — dann denke ich wieder, was Gott schickt, müssen wir tragen und suche Muth zu fassen. Somit Gott befohlen und glücklichen Fortgang der Geschäfte!

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

Soeben erhalte ich Ihren Brief aus Reichenbach v. 19t. lb. M. Finde aber, daß die Berliner Vorfälle Sie nicht aufhalten sollten, sondern daß Sie im Gegentheil Ihre Reise dorthin beeilen müssen.

[Nachschrift auf einem beiliegenden Blatt:]

Beifolgender Brief ist zwar geschmiert, da ich wie gesagt, nicht die Zeit hatte ein Concept zu machen, indessen, wenn Sie's für nützlich halten, können Sie jeden Gebrauch davon machen. Gehen Sie auch zu Meyendorff — und sagen Sie ihm, ich ließe ihm viel Schönes sagen und hätte Sie beauftragt, ihm die Süd-Deutschen Verhältnisse auseinander zu setzen. Er wisse wie ich gesinnt sei, könne mir also doppelt glauben, daß wenn ich mich an die Spitze der Bewegung stellte, es doppelt nöthig sei, und er möge die Preußen nicht abzuhalten suchen, es sei sonst alles verloren.

Die Uebertragung der höchsten Würde auf wenige Jahre halte ich kaum für praktisch. Ich meine, es müßte mindestens auf Lebenszeit sein, und dann eine neue Wahl. Auf jeden Fall scheinen 5 Jahre zu wenig, indem das kaum Zeit genug ist für Einen, sich das Vertrauen zu erwerben.

Ist die Wahl schlecht, so wäre es allerdings gut, indessen muß man sich vorsehen, gut zu wählen. A.

24. Max von Gagern an Herzog Adolf von Nassau.

Berlin 1848 März 24.

Auf die oben S. 236 mitgeteilte Stelle folgt noch: „Gestern nachmittag hatte ich den Besuch des Dr. Julius, Redakteurs der Zeitungshalle (der Werkstätte der hiesigen Revolution) zu erwidern. Ich fand gerade das Haus in großer Aufregung durch eine Reaktion der wohlhabenden Bürger gegen den beiliegenden etwas kommunistischen Artikel A in Verbindung mit der Anzeige B. Man machte ihm die bittersten Vorwürfe wegen des verkündigten Bruches zwischen Bürgern und Arbeitern. Seine Frau bat ihn auf den Knieen, einen versöhnlichen Anschlag nachzutragen; ich unterstützte sie bestens und hatte dabei noch eine andere Genugtuung; ein reicher Fabrikant, Borsig, kam gleichfalls hinzu, lobte zwar Dr. Julius als echten Freund des Volkes, aus dem auch er hervorgegangen, bat aber die schmächtige orientalische Figur des Zeitungstyrannen inständig, zur Versöhnung zu wirken. Wir wurden endlich mit ihm einig und ich ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen,

in Gegenwart obiger Zeugen dem Herrn Julius meinen Tadel über mehrere Punkte seines Brandbriefes auszusprechen; ich forderte ihn namentlich auf, seinen Fuß aus dem Sumpfe lokaler Leidenschaften herauszuziehen und sich auf die Höhe der deutschen Einheit zu schwingen, wo ja der König selbst seine Standarte aufgepflanzt. Herrn Borsig bezeugte ich noch auf seine Frage, ob der König nicht noch verbissenen Groll in sich trage? nach Pflicht und Gewissen, daß der König im Gegenteil weich sei und seine Berliner ganz begeistert gelobt habe. Herr Borsig hat um Erlaubniß, hiervon sogleich in der Volksversammlung vor den Zelten im Tiergarten Gebrauch zu machen, was ich ihm gerne gestattete. Niemand wird sonst von dem Inhalt der Audienz durch mich Kenntniß erhalten. Das Merkwürdige aber ist, daß mir die Minister diese Art Tätigkeit noch verdanken müssen."

Es folgt ein Bericht über die Konferenz mit Arnim am Abend des 23. Gagern fährt dann fort: „Nach dieser Konferenz hatte ich noch auf meinem Zimmer eine kleine Versammlung von Litteraten (10) aus drei verschiedenen Nuancen, denen ich versprochen, den Zweck unserer Sendung zu erklären, und die ich dagegen gebeten, mir das Urteil der preußischen Parteien über den Stand der Dinge auszutauschen. Unter ihnen war auch Dr. Gutzkow, dessen arrogantes Geschwätz ich Ew. Hoheit beteure mit größter Selbstverleugnung erduldet zu haben. Die besseren Elemente waren so vorherrschend, daß ich hoffe durch meine Aufforderung und Bitte an die einflußreichen jungen Leute in ihrem Kreise etwas Gutes gewirkt zu haben. Der Oberbibliothekar Geheimrat Pertz, Herausgeber der deutschen Monumente, hatte die Wahl dieser jungen Männer veranlaßt. Dafür hat er von mir auch einige preußische Lektionen bekommen; ich hatte seit Jahren deren viele auf dem Herzen, und doch hätte ich das Wesen nie so morsch geglaubt!

„Ob der hiesige Landtag noch einmal in seiner alten Form einberufen oder zusammen kommen wird, ist noch ungewiß; eine Petition der gestrigen Volksversammlung verlangt ein neues Wahlgesetz direkt vom König! aber ein ganz demokratisches.

„Es fehlt hier jedes System u. s. w. Siehe oben S. 235.

25. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848 März 30.

Guten Morgen, lieber Gagern, ich habe Ihren Brief erhalten, weiß nichts Besonderes zu erwiedern, da ich heute noch Niemand gesehen habe. Sie sagen, daß Niemand da sei an die Spitze zu stellen. Wäre Jordan nicht gut? Sein Name hat Klang und seine Gesinnungen scheinen gut zu sein. Glück zu! Gut Heil!!! A.

26. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848 März 31.

Lieber Gagern!

Obgleich ich von hier nichts Besonderes zu sagen weiß, sende ich Ihnen diese Zeilen dennoch durch Herrn Emmermann, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über die Nachrichten gefreut habe, die Sie mir durch denselben zukommen ließen. Es scheint also doch, daß unsere Partei, die des ruhigen Fortschritts, die Oberhand gewinnt.

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

27. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848 April 5.

Lieber Gagern!

Beifolgend sende ich Ihnen die Abschrift meines Schreibens an den Herzog von Braunschweig, damit Sie sehen, was es enthält, obgleich es nichts von Wichtigkeit ist. Herr von Cramm war heute hier und hat mich besucht, wobei ich entdeckte, daß er ein alter Bekannter von mir ist. Er hat mir sehr gefallen. Seine hohe Stirne gibt ihm ein geistreiches Aussehen, und seine ganze Art zu reden, hat etwas sehr Offenes. Ich habe mit ihm die Frage wegen der Besetzung der Frankfurter Stelle ganz offen berührt, er scheint aber keine Lust dazu zu haben, was ich nun, da ich ihn kenne, doppelt bedauere. Können Sie ihn bereden, so thun Sie's doch jeden Falls. — Hier hat sich auch ein Rupublikanisches Comité gebildet, an dessen Spitze Büning steht, und beifolgendes Programm in der Freien Zeitung veröffentlicht. Als Reaction dieses Artikels hat sich mit enormer Majorität auch die gute Partei zusammengethan, durch beifolgenden Artikel in der Naß. Allgem. Zeitung aufgefordert. Beide Parteien haben Comités zur Wahl bestimmt, das der letzteren Partei habe ich gesehen und es lautet gut.

Doch nun adieu, wenn Sie können, kommen Sie doch bald her, ich möchte wenige Worte mit Ihnen reden; bis dahin auf Wiedersehen,

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

28. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Wiesbaden 1848 April 9.

Lieber Gagern!

Beifolgend sende ich Ihnen das Concept zu einem Schreiben an den König der Niederlande, welches in Folge einer Conversation mit Ihrem Bruder Fritz entstanden ist. Ich wünschte, daß Sie es durchsähen, Ihre allenfallsigen Bemerkungen dabei machten, und es dann Ihrem Bruder durch den Ueberbringer zuschickten, damit auch er seine Bemerkungen machen könne. Ihren Brief vom achten habe ich soeben erhalten, und muß sagen, daß ich das Resultat wegen der Preußischen Wahlanordnungen ganz natürlich finde, und auch nicht anders erwartet hatte. Indeß scheint mir auch, daß die Preußische Verordnung vor dem Zeitpunkt erlassen wurde, wo die deßfallsigen Beschlüsse der Frankfurter Versammlung dort bekannt sein konnten. (Heißt die Frankfurter Versammlung jetzt Notabeln-Versammlung?) Es hat Jemand hier behauptet man müsse dem Parlament einen anderen Namen geben, da das kein deutsches Wort sei; man müsse National-Convent sagen.

Braunschweig hat offiziell hierher angezeigt, daß es den Hr. v. Cramm zum Bundestagsgesandten ernannt habe: wird er's jetzt annehmen? Eine Antwort auf meinen Brief an den Herzog ist es indeß noch nicht.

Nun adieu, ich beneide Sie durchaus nicht um Ihr Aemtchen — wie geht's denn mit dem Präsidiren? Ich bin überzeugt, gut. Leben Sie wohl. A.

29. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1848 Juni 7.

Lieber Gagern!

Ihren Brief vom 6t. l. M. habe ich heute Morgen erhalten und danke Ihnen vielmals dafür. Der Inhalt hat mich sehr interessirt und das gedruckte Projekt scheint mir ganz gut; nur müßte ich eine Bemerkung dazu machen, welche sich lediglich auf die Form

bezieht, mir aber nicht ganz unwesentlich scheint. Die Frage über die Souverainität der Versammlung ist bis jetzt glücklich so weit vermieden worden, daß wohl die Versammlung ihre Ansicht darüber ausgesprochen hat, aber die Regierungen nicht gezwungen waren, dies zu thun. Ich halte dies für ein Glück, daß diese Souverainität wohl faktisch existiren, im Princip aber doch nie anerkannt werden kann. Auf jeden Fall kann dieselbe indessen sich nur und allein auf die zukünftige Reichsverfassung, nicht aber auf den provisorischen Zustand, bis diese ins Leben tritt, beziehen. Es wäre deßhalb vorzuziehen, wenn es im Eingang des mir übersandten Projekts hieße: Die Versammlung beschließt, die Regierungen durch die Bundesversammlung oder meinetwegen auch direct zu ersuchen, eine solche oberste Regierungsgewalt auf die angegebene Weise zu constituiren. Es ist dies, wenn Sie wollen, eine Formsache, die doch nicht ganz Formsache ist und die ich deßhalb für nicht unerheblich halte, weil sich sicher viele (namentlich die süd-deutschen) Regierungen daran stoßen werden. Ferner vermisse ich die Bemerkung von wem diese quasi Regierungscomißion ihre Instructionen empfängt und in welchen Fällen sie selbstständig handelt. Denn, wenn sie in allen Fällen selbstständig handeln soll, sind die Regierungen faktisch abgesetzt und das gouvernement provisoire, ist da, was der Radikalen Linken allerdings recht, aber sowenig den Conservativen in der Kammer als auch den Regierungen genehm sein kann. Dies, lieber Gagern, sind meine unmaßgeblichen Bemerkungen zu Ihrem Projekt — machen Sie damit, was Sie wollen, beachten Sie sie oder nicht; aber glauben Sie mir, sie sind nur vom practischen Gesichtspunkt aus genommen und von durchaus keinem persönlichen, und es ist gewiß gut, zuweilen auch eine Stimme zu hören, die ganz aus dem trouble und Getriebe heraus steht, in dem Sie jetzt seit 3 Monaten beständig leben. —

Ich höre, daß man von Baiern aus den König von Württemberg zum Chef der Central-Militärbehörde vorschlagen will oder es gethan hat, und unter ihm Wrangel. Das wäre vielleicht nicht so übel, und man würde sich gewiß leicht darüber vereinigen; nun leben Sie wohl und reiben Sie sich nicht ganz auf. Ich verbleibe wie immer

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

30. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1848 Juni 23.

Guten Morgen, lieber Gagern, — ich danke Ihnen für Ihren Brief von gestern, mit der darin enthaltenen interessanten Nachricht. Ich würde es allerdings sehr erwünscht und gut finden, wenn die Dreizahl beizubehalten wäre, bin indeß so sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine sehr starke und mehr als die einfache absolute Majorität in dieser wichtigen Frage des Augenblicks nöthig ist, daß ich, wenn diese nicht für die Dreizahl zu erlangen ist, auch für die Einzahl stimme, namentlich wenn die Wahl auf den Erzherzog Johann fällt. In diesem Falle würde ich auch vor der Bairischen Regierung nicht so ängstlich sein, als wenn der Betreffende ein Particulier wäre, den ich für unmöglich halte, weil Niemand einem solchen gern gehorchen würde, mancher vielleicht garnicht, wodurch für das Zusammenhalten von Deutschland wenig oder Nichts gewonnen wäre. Sollte die Dreizahl durchgehen, so wären meine Candidaten Erzherzog Johann, Prinz Karl von Bayern, und Prinz Wilhelm, Onkel v. Preußen. Letzteren halte ich zwar für keine bedeutende Persönlichkeit, indessen unter den beiden anderen und mit einem verantwortlichen Ministerium hat das nichts auf sich, und es ist zu wichtig im Interesse der Einheit Deutschlands, daß es Prinzen sind, weil sie sonst nach meiner Ueberzeugung kaum für mehr als Nichts da sind. Noch auf Eines mache ich Sie aufmerksam, was von solcher Wichtigkeit ist, daß es, wenn auch nur mit geringer Majorität, doch durchgehen muß, und was auch schon, wie mir Hergenhahn sagte, in der Commißion ausgemacht

war: daß das Parlament aussprechen muß, daß sich sämmtliche Staaten solidarisch verbindlich machen, nur die konstitutionelle Monarchie in Deutschland zu dulden, und daß sich nicht jeder Staat constituiren kann, wie er will. Die Linke will das Letztere, weil sie denkt, dann würde Baden gleich Republik, und andere folgten dann bald nach, was auch ohne Zweifel geschehen würde. Ich wundere mich, daß dies noch Niemand den Herren der Linken öffentlich gesagt hat, was doch gut wäre. Geben Sie doch Jemand, der Courage hat (wie z. B. Vincke) diese Idee. Nun adieu, arbeiten Sie sich nicht tod, bringen Sie aber was Gescheutes zu Wege.

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

31. Heinrich von Gagern an seine Gemahlin.

Berlin 1848 November 28.

Du wirst mir böse sein, geliebte Frau, daß ich früher nicht geschrieben ... Ich bin kaum zu mir gekommen bis jetzt und darum schreibe ich Dir heute erst, nachdem ich vor wenigen Stunden Deinen Brief erhalten. Meine Reise war angenehm und rasch über Köln, Minden, Hannover, Braunschweig, Magdeburg. Vincke war sehr offen und wir hatten uns in allen wesentlichen Punkten für den eventuellen Fall, daß er ein Ministerium bilden würde, verständigt; ich glaube aber leider nicht, daß es dazu für jetzt kommen wird. Am Samstag Abend kam ich hier an; daß ich kommen würde, war allgemein hier bekannt, telegraphisch signalisiert. Vincke und Boddien waren in Potsdam zurückgeblieben, Hergenhahn empfing uns hier. Obgleich es bei unserer Ankunft schon zehn Uhr passiert [sic] war, sahen wir doch an diesem Abend bei uns die früheren Minister Kühlwetter und Milde, Präsident Möller, Herkort, Bonemann und hatten ausgiebige Unterredungen mit denselben. Hier herrscht jetzt die vollkommenste Ruhe und es läßt sich nicht mehr leugnen, daß die öffentliche Meinung in den altpreußischen Provinzen gegen die hiesige Nationalversammlung, also zu Gunsten der Regierung umgeschlagen ist. Wenn nur der König sich dadurch nicht zu sehr zu Illusionen und unpopulären Maßregeln verleiten läßt — — das ist die allgemeine Besorgniß der Denkenden. Da ich schon am Samstag Abend durch Boddien dem Könige gemeldet worden war, so fuhr ich am Sonntag Morgen mit Simson und Hergenhahn nach Potsdam zurück, machte eine Promenade nach Sans-Souçi, hatte um halb drei Uhr Audienz bei dem Könige, war dann bei Tafel mit meinen Kollegen und nach Tafel in sehr langen Unterhaltungen mit dem Prinzen von Preußen, der Prinzessin von Preußen, die mich wie einen alten Freund behandelte und ihren Sohn während unserer langen Unterredung anwesend bleiben ließ, dann mit dem Prinzen Karl und dessen Gemahlin, mit denen ich bei deren Sohn den Tee trank. Am Montag Morgen arbeitete ich und war auf zwölf Uhr wiederholt zum Könige beschieden. Diese Audienz dauerte mit Unterbrechung von einer halben Stunde bis einhalb vier Uhr. In dieser langen Unterredung sprach der König mehr als ich; es war eine ernste Unterredung; ich habe für die nächsten Zwecke das nicht erreicht, was ich mir vorgesetzt. Der König wollte nicht Abschied von mir nehmen, ich werde ihn also noch einmal sehen. Ich kam halb krank von dieser Unterredung nach Hause. Während ich bei dem Könige war, kam die Nachricht von Brandenburg, daß die Nationalversammlung dort nur in einer Minorität, nicht in beschlußfähiger Zahl sich eingefunden hat. Das hatte man erwartet und — — gewünscht. Nicht ich! Bei einem Zusammenkommen in beschlußfähiger Zahl (202) würde Zeit gewonnen worden sein, und das Bedürfniß eines neuen Ministeriums alsbald schlagender sich dargetan haben. Jetzt wird man damit noch zögern. Die Proklamation des Reichsverwesers, die hierher gelangte, als man sich kräftiger fühlte, hat in ihrer Fassung verletzt und unsere Schritte sehr erschwert. Doch fast in allen Kreisen, auch den militärischen,

fühlt man die Notwendigkeit, mit Frankfurt Hand in Hand zu gehen. Das ist der allgemeine Ausdruck. Von allen Seiten ergeht die Aufforderung an mich, ein Ministerium hier zu bilden. Demgegenüber habe ich meinen Standpunkt geltend gemacht, mit Entschiedenheit[1]). Auch Vincke wollte sich mir unterordnen! — —

Wenn also auch in der nächsten Zeit hier Dummheiten geschehen, denen ich nicht vorbeugen kann, die deutsche Gesinnung ist die durchaus herrschende. Also noch ist Deutschland nicht verloren.

Ich sah heute Morgen Bonemann, Grubow, Duncker, Möller, Oberstleutnant Fischer. Dann fuhr ich zu General Wrangel, der mich fragte, ob ich von Max keinen Gruß für ihn hätte. Er wollte mich zum Essen behalten, ich blieb aber nicht und bin im Begriffe, nachdem ich dem englischen Gesandten einen Besuch gemacht habe, nach Potsdam zu fahren, wo Simson und Hergenhahn schon sind und wo man das Neueste von Brandenburg erwartet. Mein nächster Zweck ist jetzt, die Minister zu sprechen, um diese selbst zum Rücktritte zu bestimmen. Ich finde sie entweder heute Abend in Potsdam oder morgen hier oder in Brandenburg. Bestimmt ist also meine Abreise noch nicht, wahrscheinlich übermorgen, Donnerstag. Dieser Brief, liebe Babette, ist mehr für Max als für Dich. Laß ihn Max gleich durchlesen.

Von Dir weiß ich, daß, wenn Du nicht in das aufgeregte Schwätzen kommst, wie am letzten Abend, Du schweigen kannst. Nichts für ungut, und sei meiner Liebe versichert.

Dein Heinrich.

Berlin, Dienstag den 28. November 1848, Nachmittags drei Uhr.

32. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1848 Dezember 10.

Lieber Gagern!

Ich wünsche Sie in einer mir höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen und komme deßhalb Morgen mit der ersten Eisenbahn nach Frankfurt. Namentlich möchte ich Sie auch fragen, wo ich vielleicht Ihren Hr. Bruder und einige der Reichs-Minister sehen, resp. wie ich zu einer Unterredung mit denselben gelangen kann. Durch den Ueberbringer dieses, der die Nacht in Frankfurt bleibt, lassen Sie mich doch mündlich wissen, wo ich Sie treffen kann. Ich steige im Russischen Hof ab. In aller Eile muß ich schließen, da die Eisenbahn, die dieses mitnehmen soll gleich abgeht.

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

IV.

1. Max von Gagern an Lord Palmerston.

Frankfurt am Main 1848 Mai 20.

Mylord!

J'aurai l'honneur de communiquer dès demain les rapports que Votre Excellence à bien voulu me permettre de Lui adresser.

La nomination, quoique provisoire, du Président de l'assemblée nationale d'Allemagne par une majorité de 305 voix sur 397 aura démontré à Votre Exc. la force numérique des fractions qui se sont momentanément réunies sous la bannière de la souveraineté nationale. Dans le discours du Président vous aurez retrouvé les idées que j'ai eu l'honneur de vous exposer le 15 de ce mois.

[1]) Die Äußerung bestätigt die von Meinecke 384 gegen Gerlach geäußerte Ansicht.

J'espère, Mylord, que la suite des événements pourra vous engager à prendre confiance dans notre cause et à nous accorder l'intérêt et l'appui moral qui d'aucune part ne nous sera aussi précieux que de la vôtre. Agréez etc. . . .

2. Max von Gagern an Lord Palmerston.

Frankfurt am Main 1848 Mai 21.

Mylord!

Ayant eu connaissance que le Consul général M. Koch vous a fait parvenir sur les deux premières séances un rapport dans le même sens que celui que j'avais préparé pour aujourd'hui, je renonce à celui-ci et je me bornerai à peu de remarques. La question soulevée par M. Raveaux de Cologne sur la difficulté d'admettre simultanément une assemblée constituante des Etats de Prusse à Berlin[1]), a opéré une scission entre les membres prussiens de notre assemblée. Les députés de la province rhénane y sont presque tous contraires. Ce n'est qu'à condition d'établir un pouvoir central pour toute l'Allemagne, que ces derniers consentiront à la dynastie de Brandebourg. Une idée dont j'ai fait mention à V. E. dans l'entretien que j'ai eu l'honneur d'avoir avec Elle le 15 de ce mois gagne du terrain, c'est que les deux grandes puissances ne pourront à l'avenir avoir des diètes de 300 à 600 Prussiens et Autrichiens à côté de 600 membres de notre parlement national allemand et qu'il faudra en revenir à des Etats provinciaux, analogues à nos pays moyens du midi. La province prussienne de Westphalie par exemple serait en parallèle avec le royaume de Hanovre. La Bohême aurait son gouvernement provincial et national comme la Bavière et serait membre immédiat de l'empire fédéral d'Allemagne. Il n'y aurait entre elle et l'Autriche qu'union personnelle avec la même dynastie. L'idée est loin d'être mûre, la Prusse n'y consentira qu'à condition d'obtenir la couronne, mais l'Autriche, dans le triste état où elle se trouve, y voit une lumière d'espoir. C'est avec cette impression que le comte Colloredo est parti hier pour Vienne.

La question de Slesvic ne tardera pas à être portée devant l'assemblée constituante. Je tâcherai de faire de mon mieux, afin que rien ne soit précipité. Mais j'ose recommander avec instance cette question d'honneur pour toute l'Allemagne à la sagesse de V. E. C'est d'après les procédés de l'Angleterre dans cette question qu'on jugera des sentiments du gouvernement de S. Majesté Britannique envers la nation Allemande. V. E. ne saurait en douter.

Agréez . . .

3. Max von Gagern an Lord Palmerston.

Frankfurt am Main 1848 Mai 29.

Mylord!

Nous n'avançons pas beaucoup. Cependant on a adopté aujourd'hui sans discussion le règlement définitif pour en venir à d'autres matières d'une plus haute portée.

Après-demain 31. Mai, le président provisoir sera probablement confirmé pour quatre semaines; de même le vicepresident M. de Soiron; un second sera pris parmi les Autrichiens, peut-être M. d'Andrian.

Bientôt nous aurons à nous occuper du pouvoir exécutif également provisoir, soit triumvirat, soit premier ministre responsable à la diète. Les membres influents

[1]) Vgl. Meinecke 356.

de la diète et de la droite tâchent de gagner du temps et prétendent qu'il faut d'abord connaître les parties de la souveraineté dont les princes consentiront à se voir privés et dont le pouvoir central pourra disposer d'après le nouveau projet de constitution que nous allons commencer. Mais j'ai lieu de croire que l'assemblée n'attendera pas aussi longtemps et je pense que les gouvernements ne gagneraient rien à nous laisser marcher seuls.

La commission pour le nouveau projet de constitution est composée de trente membres, la plupart conservateurs, je dirais même trop conservateurs, car l'extrême droite et l'extrême gauche (qui compte 3 ou 4 membres) sont d'accord à ne pas vouloir un pouvoir central unitaire et fort c'est à dire un monarque à la tête. Les événements nous y pousseront, peut-être pas d'un seul coup; mais bien sûr à la seconde où troisième secousse.

L'opinion démocratique, même républicaine, fait des progrès dans l'intérieur de l'Allemagne, surtout en Saxe; c'est la suite des tergiversations des petits gouvernements qui ne veulent pas comprendre qu'il faut se résigner et consigner le pouvoir en de plus fortes mains. C'est déplorable, car l'opinion démocratique c'est l'esprit français. On a remarqué aujourd'hui qu'une adresse monstre des Allemands républicains de New-York a fait une grande sensation dans l'assemblée. Il faudrait que l'opinion publique et la presse d'Angleterre donnassent plus souvent quelques marques de bienveillance pour l'Allemagne agitée et irritable sans quoi il nous serait difficile d'entretenir les sympathies qui existent au fond des cœurs de nos classes élevées. Je ne reviendrai plus sur la question de Slesvic; elle reste debout dans toute sa force.

Agréez . . .

4. Max von Gagern an Lord Palmerston.

Frankfurt am Main 1848 Juni 5.

Quoique je ne sois pas dans le cas de juger si la continuation de mes lettres vous est agréable, cependant la situation de notre politique extérieure m'engage à reprendre la plume.

La question de Slesvic est la plus brûlante pour nous. La retraite de l'armée prussienne et fédérale n'a été expliquée et excusée que dans la supposition que cette même ait été une des conditions imposées par la médiation anglaise et que l'Angleterre ne permettrait pas à l'armée danoise ni à aucune autre de dépasser la frontière de Jutland. Si les faits viennent démentir cette supposition et si la Prusse dans cette crise est abandonnée par l'Angleterre, l'opinion publique de l'Allemagne toute entière en éprouvera le contrecoup le plus violent.

En présence du danger éminent d'une guerre contre la Russie, l'Allemagne tourmentée par des commotions intérieures sera poussée dans une voie désespérée et nous ne serons plus en état de tenir compte en rien des bonnes dispositions que le Cabinet anglais pourrait d'ailleurs avoir pour nous.

Agréez etc. . . .

5. Max von Gagern an Lord Palmerston.

Frankfurt am Main 1848 Juli 1.

Mylord!

Le départ de Mons. Fox Strongways me sert d'impulsion pour reprendre le cours des rapports que V. E. m'a permis de Lui adresser. Je ne doute point que vous n'ayez été parfaitement informé de la marche des négociations qui ont amené l'élection de l'archiduc Jean d'Autriche comme Régent d'Allemagne. Cette élection faite dans

le sein même de l'assemblée nationale a seule pu nous faire avancer d'un grand pas vers l'unité d'action dont nous avons besoin. Nous comptons fermement sur le consentement et l'appui de tous nos Gouvernements allemands; car l'élection, révolutionnaire en apparence, est en vérité un effort pour la monarchie. Il fallait que l'autorité centrale destinée a remplacer la diète ait une origine populaire pour avoir l'ascendant nécessaire sur les populations agitées et sur les Gouvernements qui ont les mains liées et tant de peine à se résigner.

Nous avons appris de bonne source et avec la plus vive satisfaction que le Gouvernement Britannique a repris la médiation dans l'affaire de Slesvic et j'ai eu connaissance hier du projet du 20 de ce mois. D'après tout ce que j'ai entendu de la part des personnes les mieux informées et les plus impartiales, la première des deux propositions, celle d'une division du Slesvic en deux parties, est tout à fait inacceptable; parce que, sans compter l'aversion des populations contre une pareille séparation, la mesure serait inexécutable au point de vue stratégique et surtout à cause des intérêts materiels. La seconde proposition qui, si je l'ai bien comprise à la première lecture, ajournerait la question de l'union personnelle et celle de l'incorporation du Slesvic dans la Confédération Germanique, m'a paru susceptible d'être adoptée avec plus de chance comme base d'une transaction. J'ai lieu de croire que si l'on garantissait aux deux duchés de Slesvic et de Holstein une constitution représentative et une administration commune, le même système douanier et monétaire, il y aurait moyen de gagner du temps.

Il est nécessaire de traiter cette question avec les plus grands ménagements. Le Régent et ses ministres qui oseraient proposer à l'assemblée nationale de renoncer au Slesvic, seraient perdus dans l'opinion publique.

Mais on pourrait différer d'en faire mention dans la constitution future et rien n'empêcherait les députés slesvigois de continuer à siéger dans l'assemblée nationale.

Ces députés, même les plus modérés, m'ont assuré qu'une réunion au système danois serait impossible; le royaume de Danemark a toujours eu un tout autre système financier que les duchés, dont l'existence est étroitement liée au sort de la ville de Hambourg, qui est, pour ainsi dire, leur capitale commerciale. Ceux des habitants du Slesvic qui parlent un idiome danois ont du reste les mêmes intérêts matériels très différents de ceux des habitants de Jutland. L'ancienne frontière des deux pays est la seule tenable pour établir la séparation nécessaire entre les deux pays qui n'ont rien de commun en matière de droit public, si non la même dynastie; et encore celle-ci d'après un ordre de succession différent dans l'un et l'autre.

Des personnes bien informées sont d'opinion que le Gouvernement russe serait très disposé à admettre les arguments en faveur des duchés, si l'Allemagne consentait à suivre sa politique dans la question polonaise, qui également pourrait rester quelque temps en suspens.

On croit que l'Empereur de Russie ne tardera pas à entrer en négociations à cet égard avec le ministre responsable que le Régent sera appelé à nommer sous peu; on attend même un nouveau représentant de cette puissance aussitôt que l'archiduc aura accepté.

Je n'ai pas besoin de vous confirmer, Mylord, qu'une semblable démarche de la part du Gouvernement de Sa Majesté la Reine de Grande-Bretagne, serait accueillie par toute l'Allemagne comme un témoignage de sympathie et d'estime pour l'unité renaissante de notre patrie. Lorsque le ministère sera formé et les relations régulières entre les deux Gouvernements seront établies, il ne m'appartiendra plus de continuer une correspondance qui ne peut avoir aux yeux de Votre Exc. la valeur d'une communication officielle. En attendant je La prie de juger celle — ci avec indulgence et d'agréer etc.

V.

1. Max von Gagern an General von Below.

Rendsburg 1848 August 23.

Obgleich ich nach den Mitteilungen Ew. Hochwohlgeboren vom 19. d. M. kaum erwarten kann, daß gegenwärtiges Schreiben Dieselben noch in Malmö treffen werde, so halte ich es doch für meine Pflicht, das einzige Verbindungsmittel, welches mir zu Gebote steht, auch heute nicht unbenutzt zu lassen. Von Frankfurt den 26. d. M. ist mir als Instruktion die Mitteilung zugegangen, daß das Reichsministerium beschlossen habe, einer Protestation des französischen Geschäftsträgers in der schleswig-holsteinischen Sache keine Folge zu geben, vielmehr bis auf weiteres bei den Bedingungen des Entwurfes von Bellevue und den Frankfurter Zusätzen stehen zu bleiben.

Herr General von Wrangel, dem ich am 17. d. M. in Apenrade einen Besuch abgestattet habe, gab mir zu verstehen, daß vielleicht Hoffnung vorhanden sei, aus der gegenwärtigen provisorischen Regierung der Herzogtümer den Grafen Reventlow-Preetz in die neu zu bildende Regierung hineinzubringen. Wenn die dänische Regierung wirklich zu versöhnlichen Maßregeln geneigt sein sollte, so könnte obige Wahl nur günstig wirken und es ist vielleicht das einzige sichere Mittel, die Ruhe des Landes zu erhalten und einen geordneten Uebergang der bisherigen Regierung zur neuen zu bewerkstelligen, wenn man außer Graf Reventlow auch den Präsidenten Beseler beizubehalten sucht. Einer der Herren allein würde, wie ich vermute, schwerlich im Amte bleiben wollen. Jedoch zweifle ich überhaupt schon an der Geneigtheit des dänischen Ministeriums, in diesem, wie in anderen Stücken Mäßigung zu zeigen, und verbreite mich nicht weiter über Möglichkeiten, welche in solcher Entfernung gar keine Beurteilung zulassen.

In der Anlage beehre ich mich Ew. Hochwohlgeboren die Beschlüsse der Kieler Versammlung, wodurch deren Vertagung bedingt ist, abschriftlich zu übersenden, sowie den Entwurf eines Staats-Grundgesetzes, worin auf die Personal-Union allerdings Rücksicht genommen ist.

Was die hier gefangen gehaltenen dänischen Offiziere betrifft, so hat die provisorische Regierung deßhalb sich mit dem Herrn General von Wrangel ins Einvernehmen gesetzt, und zweifle ich nicht, daß auch dieser Gegenstand baldigst erledigt sein wird.

Dem Herzoge und Prinzen von Augustenburg habe ich schriftlich den auf Ihre Lage bezüglichen Punkt des Schreibens Ew. Hochwohlgeboren mitgeteilt und der Prinz hat mir bereits heute mündlich seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich zu verharren die Ehre

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster
Gagern.

2. General von Below an Max von Gagern.

Malmö 1848 August 26.

Vertraulich

Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrtes Schreiben vom 23. d. M. ist mir erst gestern Abend spät zugekommen, als ich eben die Schluß-Session wegen des Abschlusses des Waffenstillstandes hier, unter schwedischer Vermittelung, mit den beiden dänischen Bevollmächtigten Baron Bille und Baron Reedtz beendet hatte. Ich hoffe diesen Vertrag heute unterzeichnen und morgen zur Ratifikation nach Berlin mitnehmen zu können.

Ich habe mein Möglichstes getan, um die Stipulationen des Bellevuer-Konventions-Entwurfs — den jedoch die Dänen nie angenommen haben — festzuhalten, allein ich habe doch mehrere Abweichungen davon zugestehen müssen, weil neuerdings aus London und Petersburg angekommene Noten den Dänen einen Rückhalt darboten, auf die [!] frühere Verfassung von Malmö zu bestehen. Der Umstand, daß die von dem Reichsministerium in Frankfurt aufgestellten Punkte zur Kenntniß von Lord Palmerston gekommen waren (dem sie nicht gefielen), hat mir hier meine Negociation ungemein erschwert. Doch werden Sie, wenn Sie die Konvention lesen werden, zugeben, daß die Hauptsachen erreicht sind, wenn auch mit anderen Worten. Namentlich, glaub' ich, kann man über die Wahl der Personen zufrieden sein, welche die neue Regierung bilden sollen. Ebenso ist das Verhältniß der in den Herzogtümern verbleibenden Militärmacht möglichst gut reguliert worden, dagegen war es nicht möglich, das Fortbestehen der seit dem 17. März emanierten Gesetze, die sich auf die Herzogtümer beziehen, auszusprechen. Man konnte in Frankfurt und Berlin nicht wissen, daß auch in Kopenhagen seit dem 17. März mehrere Gesetze und Verordnungen erlassen sind, die sich auf die Herzogtümer beziehen, deren Fortbestehen zu einer Gesetzverwirrung geführt haben würde. Diese müssen ebenmäßig außer Kraft gesetzt werden, und die neue Regierung die Vollmacht erhalten, zu bestimmen, welche von den neuerdings erlassenen Gesetzen dem Lande ersprießlich in Kraft zu setzen sind. Dieser Artikel hat mir am meisten Mühe gemacht, und ich bin mit der Fassung noch nicht zufrieden.

Für die gütige Mitteilung der mir übersandten Anlage sage ich meinen verbindlichsten Dank.

Die Mitglieder der heutigen provisorischen Regierung werden in den letzten Tagen ihres Wirkens noch viel zur Beruhigung der Gemüter beitragen und durch besonnene Verständigung mit ihren Nachfolgern bei Gelegenheit der Ueberlieferung der Geschäfte auf die nächste Zukunft ihres Vaterlandes günstig einwirken können.

Ich gehe nun morgen von hier par Wismar und Schwerin nach Berlin, wo ich Montag Nachmittag einzutreffen gedenke. Die Auswechselung der Ratifikationen kann etwa acht Tage später in Lübeck stattfinden.

Sie werden es in der Ordnung finden, daß bevor diese stattgefunden, ich ein Mehreres nicht mitteile.

Mit der Bitte, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen,

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster
Below
Generalmajor.

3. Max von Gagern an General von Below.

Rendsburg 1848 August 27.

Verehrter Herr General!

Obgleich ich keinen andern offiziellen Anlaß habe, Ihnen zu schreiben, als die Mitteilung eines Antwortschreibens an Herrn von Auerswald über zwei mir gestellte Fragen und Bedenken, — so kann ich mir doch nicht versagen, Ihnen durch wenige vertrauliche Zeilen meine Teilnahme an dem schweren Werke, das Ihnen obliegt, zu bezeugen. Mit der gespanntesten Erwartung sieht man hier wie in Frankfurt der endlichen Entscheidung über Abschluß oder Bruch der Verhandlungen entgegen.

In Frankfurt war man noch am 23. entschlossen, zu beharren, da man sicher zu wissen glaubte, daß Dänemark keinen Waffenstillstand, wohl aber die Demütigung Deutsch-

lands und Preußens zunächst, um jeden Preis wolle, und die Gunst der Umstände in jeder Weise mißbrauchen werde.

So drückend auch die Lage des Ostseehandels, so dringend der Wunsch nach Frieden sein mag, darüber bin ich doch vollkommen beruhigt, daß Sie, verehrtester Herr General, keinen schmählichen Waffenstillstand schließen werden, und ich würde stolz darauf sein, als der erste Sie zu trösten und die Verantwortung mit Ihnen zu teilen, wenn Sie gegenüber unwürdigen Zumutungen die Verhandlungen abgebrochen hätten. Die Schwierigkeiten der Ausführung scheinen bei dem beabsichtigten Waffenstillstand so zahlreich, groß und unberechenbar, daß eine ganz andere Wendung der Dinge uns fast willkommen scheint. Ich stehe keinen Augenblick an zu sagen, was ich mit tiefster Ueberlegung fühle, daß Preußen nur durch mutige Entschlüsse, nur durch kühne Schläge seine Zukunft in Deutschland sichern kann; wir werden sonst von Neuem durch ungesunde und verzweifelte innere Bewegungen bedroht.

Verzeihen Sie, verehrtester Herr General, diese unberufenen Aeußerungen, sie entspringen nur dem großen Vertrauen und der aufrichtigen Verehrung, mit welcher ich verharre

Ihr treu ergebener
Gagern.

VI.

1. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1849 März 14.

Lieber Gagern!

Nicht eine lange Epistel voller Trostgründe, von denen ich nur zu gut weiß, daß es keine gibt, ist der Zweck, der mich dazu bewegt, die Feder zu ergreifen, sondern nur um Ihnen zu sagen, welche innige Theilnahme ich an dem schweren Schlage des Schicksals empfinde, der sie getroffen hat. Es tut mir unendlich weh, Sie nun mit Ihren Kindern allein stehen zu sehen, Ihnen ist die Gattin, jenen die Mutter entrissen, und nirgends Trost. — Nichts als die Zeit, die am Ende alles ausgleicht, um die tiefen schmerzlichen Wunden zu heilen, die die Hand des Allmächtigen Ihnen geschlagen hat. Ich weiß, was Sie empfinden müssen und fühle mit Ihnen, würde auch deßhalb gleich zu Ihnen geeilt sein, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mehr störend als beruhigend auf Sie einzuwirken.

Doch Worte sind zu ohnmächtig, um Gefühle auszudrücken, deßhalb schließe ich, und rufe Ihnen nur das Eine zu: Die, die Sie beweinen, leidet nicht mehr und Ihr ist wohl bei unserem Vater im Himmel. Möge Gott Ihnen die Kraft verleihen, diesen schweren Schlag zu ertragen, und Sie Ihren Kindern erhalten. In dieser Hoffnung verharre ich wie immer als

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

2. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1849 April 10.

Lieber Gagern!

In diesem Augenblick erhalte ich Ihr Schreiben in Betreff einer an mich projectirten Anfrage des Hr. v. Peucker. Meine politischen Ansichten über den Augenblick, in dem wir leben, habe ich Ihrem Bruder gestern selbst ausgesprochen, und ebenso, daß ich einen großen Unterschied zwischen dem Rechtspunkt in politischen Fragen und dem zu

machen weiß, was der Moment erheischt. Ebenso halte ich den jetzigen Krieg, wenn ich ihn auch sonst nicht sehr liebe, für jetzt für eine politische Nothwendigkeit. Was nun mich persönlich anbetrifft, so bin ich viel zu passionirter Soldat, um nicht zu wünschen, ein Commando zu haben, wenn nur dasselbe ungefähr die Stärke des Nassauischen Contingents erreicht. In alten Zeiten führte jeder Herr seine Leute in's Feld — da meine nicht alle gehen, so wünsche ich ungefähr eine gleiche Stärke. Sie beurtheilen mich sehr richtig, wenn Sie glauben, daß die hiesige fast nur auf den Schreibtisch beschränkte Thätigkeit mir schwer zu ertragen ist, so lange es rings herum knallt. Die endliche Entscheidung hängt hiernach nur von der einen Frage ab: Kann ich hier weg? Ueber diese sehr wichtige Frage muß ich mich, wie Sie begreifen werden, mit Hergenhahn und mit meiner Familie berathen, dazu aber erst eine zu stellende Anfrage abwarten. — Dies meine Antwort auf Ihren Brief, für den ich Ihnen sehr danke, denn ich kann nicht leugnen, daß ich alles eher darin vermuthet hätte, als gerade das, was er enthielt.

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

3. Herzog Adolf von Nassau an Max von Gagern.

Biebrich 1849 April 12.

Lieber Gagern!

Sie haben aus meinem Brief von vorgestern Abend ersehen, daß ich eigentlich den Gedanken einer Campagne mit Passion erfaßt habe, werden es daher nicht falsch verstehen, wenn ich heute früh darauf zurückkomme. Ich muß doch vor allem so handeln, wie es der mir von Gott angewiesenen Stellung würdig und angemessen ist, und frage also primo, kann ich mein Land, ehe die Verfassung fertig ist, voraussichtlich auf längere Zeit verlassen? Ueber diese Frage ließe sich vielleicht hinwegkommen. Nun aber kommen einige rein militärische Fragen: Sie wissen, wenn 2 Corps zusammenstoßen, so muß sich immer ein Commandant dem andern unterordnen — der Aelteste erhält das Commando. Wie wird man meine Ancienneté berechnen? Ich kann doch nicht verlangen, daß man mir, der noch nicht commandirt hat, der also garnicht weiß, was er kann, alles unterordnet — es muß also darüber etwas angenommen werden. Wenn ich z. B. mit dem Herzog von Coburg zusammen komme, wer commandirt, er als vornehmerer Herzog, oder ich als weit älterer General, denn ich war nicht nur mein eigner, sondern auch längst Preußischer General, als er noch Erbprinz und in untergeordneten Chargen war. Dagegen hat er früher in Sachsen wirklich gedient, und sich im Commando von Manoeuvres geübt, was ich nicht habe. Sie kennen mich genug, um mir das nicht falsch auszulegen, ich möchte nur, daß man, ehe man mir etwas anbietet, vorher überlegt, daß es nachher keine Conflicte giebt, die doch vor Allem vermieden werden müßen. Seien Sie deßhalb so gut, sich darnach einmal zu erkundigen, und seien Sie von meinen freundschaftlichen Gesinnungen überzeugt.

Ihr wohlgeneigter
Adolph.

Personenregister.

Adolf, Herzog von Nassau 106, 110, 113, 118, 143, 144, 146, 163, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 202, 208, 209, 212, 228, 233, 243, 248, 253, 256, 257, 299, 305, 319, 320, 321, 322, 333, 336, 337, 341—344, 347—352, 410, 411, 454, 455, 456, 459, 460, 461, 462, 464, 474, 476, 477, 478, 479, 481, 487, 488.
Albert, Prinzgemahl der Königin Viktoria 258, 259.
Albrecht, Eduard, Germanist 243, 247.
Albrecht, Erzherzog 208, 462.
Aldenburg 445.
Alexandra, Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Gemahlin des Erbgroßherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin 37.
Alexandra, Tochter des Kaisers Nikolaus von Rußland 144.
Altenstein, von, Minister 77, 85.
Andrássy, Julius Graf, Minister 403, 415, 418.
Andrian, von 482.
Angerer, Weihbischof 444.
Antonelli, Gräfin 424.
Antonelli, Kardinal 414.
Apponyi, Anton, Graf, österr. Botschafter 32, 33.
Arconati, Marquis 77.
Arco-Valley, Graf 217.
Arndt, Ernst Moritz, Professor 103, 104.
Arndts, Ludwig von, Jurist 102, 121, 165, 362, 421.
Arneth, von 407, 444.
Arnim-Boytzenburg, Graf von 222.
Arnim, Heinrich, Freiherr von, Minister des Auswärtigen 160, 207, 223, 225, 226, 227, 229, 230, 231, 232, 235, 237, 240, 241, 474.
Arnim, Sigismund Lukas von, preuß. Geschäftsträger 205.
Arntzenius, Rechtslehrer 22.
Aschbach, Historiker 123.
Assunta, Oberin 428.
Auerswald 486.
August, Prinz von Preußen 239.
Augustenburg, Christian, Prinz von 485.
Aulicke, Geheimrat 279, 328.
Aumayr, Franz Xaver 427, 428.

Bassermann, Abgeordneter 199, 243, 246, 248, 263, 267, 280, 305.
Baumgarten, Hermann 262.
Bechtolsheim, Anton Freiherr von, Sohn der Schwester Gagerns, Karoline 408.
Bechtolsheim, Johann Philipp, Freiherr von, bayer. Kämmerer 5.
Bechtolsheim, Karoline, Freifrau von 5, 427.
Beck, Joh. Bap., Minister des Inneren, 204.
Belliard, franz. General 53.
Below, von, General 272, 274, 277, 282, 283, 485—87.
Bentheim, Prinz, dänischer Gesandter 144.
Berchet, Giovanni 77.
Bernd, Bibliothekar 104.

Bernhard, Erich, Herzog von Meiningen 37.
Bernhard, Herzog v. Weimar, niederländischer General 37, 46, 47, 49, 50, 51, 53, 54, 55, 60, 74.
Bernstoff, Graf, preuß. Gesandter 217.
Beseler, Georg, Abgeordneter 263, 266, 268, 280.
Beseler, Wilhelm 20.
Beust, Freiherr von, Minister des Auswärtigen 411, 414, 422.
Biegeleben, Jenna, Freiin von 25.
Biegeleben, Ludwig, Freiherr von 271, 357, 362, 406, 409.
Biegeleben, Paul, Freiherr von 406.
Birkin, Lisbeth 7, 8.
Bismarck, Otto Fürst von, später Reichskanzler 293, 294, 386, 389, 396, 401, 406, 407, 409, 410, 435, 438.
Blome, Graf, Gesandter 408, 421.
Blum, Josef Peter, Bischof von Limburg 118, 125, 126, 132, 139, 162, 299, 326, 336, 337, 338, 340, 342, 355, 356.
Blum, Robert, Abgeordneter 226, 228, 282.
Bockelberg, preuß. Gesandter am hess. Hofe 201, 202, 205.
Böcking, Professor 110.
Bodelschwingh, von, Oberpräsident 86, 220.
Böhmer, Johann Friedrich, Historiker 67, 68, 74, 75, 76, 80, 92, 97, 103, 112, 114, 120, 123, 124, 154, 155, 162, 163, 168, 169, 170, 359, 362.
Bonaparte, Louis s. Napoleon III.
Bonemann 480, 481.
Boreel 32, 37.
Borsig 477.
Braun, sächsischer Minister 219.
Braun, von, österr. Staatsrat 412.
Bredenkamp, Kunigunde geb. v. Gagern 409, 427.
Breidbach-Bürresheim, Amalie, Freifrau von, geb. von Gagern 5, 9, 43, 132, 427.
Breidbach-Bürresheim, Anton Philipp, Freiherr von, herz. nass. Generalmajor 5, 9, 168.
Breidbach-Bürresheim, Friedrich Freiherr von, Sohn der Schwester Gagerns, Amalie 173.
Breidbach-Bürresheim, Maria Therese, Freiin von 126.
Brentano, Franz 417.
Brühl, Moritz, Publizist 367.
Brunner, Sebastian, Prälat 421.
Buhl, Franz 246.
Bunsen, Christian Karl Josias von, preuß. Gesandter in London 89, 259, 260.
Buol, Graf, Minister 359, 362.
Bury, Blaze de, Madame 367.
Byron, Lord 44, 45.

Camphausen, Ludolf 292.
Canitz, von, preuß. Minister des Auswärtigen 201, 203, 240, 458, 459.
Capellen, Baron van, Kurator der Universität Utrecht 23.
Cappacini, Inter-Nuntius 115.
Carmen, Sylva, Königin von Rumänien 431.
Cavaignac 289.
Chateaubriand, François René 33, 36, 170.
Clemens August, von Droste-Vischering, Erzbischof von Köln 83, 84, 85, 87, 93, 101, 112, 121, 123, 126, 131, 158, 162, 194.
Chlothilde, Gemahlin des Erzherzogs Josef 400.

Christian VIII., König von Dänemark 397.
Colloredo, Graf 248, 482.
Constant, General 39.
Contzen, Geschichtsschreiber 76.
Conway, Eduard, Vicomte, belgischer Beamter 43, 160, 357.
Conway, Familie 161.
Cotta, Johann Georg, Freiherr von 108.
Cramm, von 478.

Dacier, Jesuit 329.
Dahlmann, Professor u. Abgeordneter 239, 241, 248, 263, 264, 268, 278, 280, 305, 361.
Dahmen, Otto Konrad von 445.
Dechet, genannt Jenneval, Brüsseler Schauspieler 48.
Deiters, Professor 263, 268.
Delbrück, Rudolf von 406.
Deschamps, Emil, Schriftsteller 32.
Detmold, Joh. Herm. von 240.
Diehl, Johann Bapt., Domdekan 116, 125, 126, 127, 139, 337, 355.
Dieringer, Professor 164, 279.
Diepenbrock, Fürstbischof u. Cardinal 264, 267.
Dietz, Professor 105.
Döllinger, Ignaz von 267, 279.
Dönhoff, Graf 202, 238.
Drake, Bildhauer 103.
Droysen, Joh. Gustav, Abgeordneter 263, 264, 268, 280.
Duden, Staatsanwalt 77.
Duncker, Max, Geschichtsschreiber u. Abgeordneter 245, 263, 280, 405, 427, 481.
Dungern, Freiherr von, Minister 113, 156, 163, 177, 178, 181, 184, 239, 241, 354.
Dupin 30.
Dupont des Loges, Bischof 326.
Dusch, Alexander von, Minister des Auswärtigen 204, 215.
Duyn, Graf van der 39.

Edel, Abgeordneter 291.
Eigenbrod 98, 405.
Eilers, Gerd, Direktor 11, 70, 71, 81, 360, 361.
Elisabeth, Königin von Preußen, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., geb. Prinzessin von Bayern 150, 222.
Elisabeth Michaelowna, Gemahlin des Herzogs von Nassau 132, 143, 162.
Enschut, van, Professor 22.
Enzenberg, Gustav, Graf, Adjutant Erzherz. Albrechts 367, 444.
Ermen, Bernhard, Abgeordneter 168.
Ernst August, König von Hannover 240.
Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha 369, 370, 372, 373, 374, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 406, 488.
Esmarch, Doktor 276.
Eugenie, Kaiserin von Frankreich 414.

Faber, Regierungspräsident 344, 353.
Fabricius, von, niederländ. Legationsrat 29, 32, 33, 37, 38, 106, 109.
Fagel, Familie 32.
Fagel, Robert, Baron, niederländ. Gesandter 29, 31, 38, 39, 57.
Falkenhayn, Graf, Minister 444.
Fester, A. F., Doktor 110.
Firnhaber, Gymnasialprofessor 340.
Fischer, Oberstleutnant 481.
Francke, Abgeordneter 20, 284, 285.
Franz, Adolf, Prälat 384, 406.

Franz, Kaiser von Österreich 363.
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 374, 375, 381, 382, 383, 384, 385, 390, 393, 394, 400, 404, 408, 411, 412, 413, 414, 418, 420, 423, 446.
Friedemann, Archivdirektor 169.
Friedrich, Kronprinz von Preußen, später Kaiser Friedrich III. 414.
Friedrich VII., König von Dänemark 397.
Friedrich, Prinz der Niederlande, zweiter Sohn des Königs Wilhelm I. 46, 48, 431.
Friedrich, Prinz von Hessen-Kassel 144.
Friedrich, Prinz von Württemberg 455.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 69, 81, 104, 107.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 68, 86, 107, 108, 150, 194, 195, 201, 208, 220—226, 229, 231—235, 237, 239, 241—243, 254, 292, 300, 318, 462, 475, 477.
Fries, Graf 421.
Fröbel, Julius 367, 368.
Führich, Maler 155.
Fürstenberg, Josef, Landgraf von 421, 425.

Gabelentz, von der 243.
Gagnebin, Charles, reformierter Predigtamtskandidat 10.
Gagern, Alexander Freiherr von, Bruder von Max 5.
Gagern, Amalie Freiin von, Schwester von Max s. Breidbach.
Gagern, August Freiherr von, Bruder von Max 5, 12, 14.
Gagern, Carlos, Freiherr von 364.
Gagern, Clementine Freiin von, Tochter des Max und der Franzina 95, 325, 329, 413, 423, 437, 441.
Gagern, Dorothea Marie, Freiin von, geb. Biedenweg, zweite Gemahlin des Max 336, 418, 423, 435, 440, 442, 443.
Gagern, Elisabeth Freiin von, Tochter des Max und der Franzina von Gagern 103, 179, 419, 435.
Gagern, freiherrliche Familie 72, 118, 187, 190, 325, 448, 449, 450, 451.
Gagern, Franzina Freiin von, geb. Lambert, erste Gemahlin des Max 56, 58, 59, 65, 66, 67, 73, 77, 95, 106, 124, 132, 133, 135, 137, 138, 150, 151, 161, 164, 165, 171, 179, 264, 270, 275, 276, 286, 287, 289, 294, 296, 297, 298, 299, 323, 487.
Gagern, Franzina Freiin von, Tochter des Max und der Dorothea s. Pacher.
Gagern, Franziska Carolina, Freiin von, Charlotte genannt, Mutter von Max 5, 6, 8, 21, 27, 53, 60, 71, 72, 118, 120, 134, 144, 294, 296, 297, 298, 324, 328.
Gagern, Friedrich Freiherr von, ältester Bruder von Max 2, 3, 5, 9, 14, 16, 26, 30, 37, 38, 39, 42, 44, 46, 50, 52, 53, 54, 55, 60, 61, 67, 69, 70, 71, 82, 83, 92, 93, 97, 98, 99, 101, 102, 103, 106, 112, 114, 119, 120, 136, 140, 141, 142, 156, 157, 158, 159, 161, 162, 170, 171, 174, 175, 176, 186—195, 201, 230, 245, 246, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 270, 275, 287, 332, 357, 404, 405, 423, 436, 478.
Gagern, Hans Christoph Ernst, Freiherr von, Vater des Max 6, 7, 9, 10, 16, 18, 21—27, 28, 32, 34, 35, 39, 40, 41, 51, 61, 63—67, 72, 77, 90—93 96, 98, 101, 104, 105, 108, 109, 110 113, 114, 115, 119, 133, 139, 141, 146, 151, 152, 156, 159, 161, 162,

163, 164, 167, 169, 170, 171, 176, 186, 187, 193, 201, 210, 245, 252, 255, 286, 287, 296, 297, 298, 304, 323—325, 326, 328—332, 335, 439, 441.
Gagern, Hans Freiherr von, Sohn des Max und der Franzina 34, 95, 134.
Gagern, Heinrich Freiherr von, Bruder von Max 1—5, 9, 11, 25, 26, 28, 39, 52, 53, 63, 67, 69, 71, 73, 74, 83, 84, 87, 88, 92, 93, 95, 97, 98, 99, 100, 101, 103, 109, 110, 113, 119, 140, 141, 162, 167, 169, 171, 174, 175, 177, 186, 191, 192, 193, 196, 198, 199, 200, 204, 207, 209, 226, 227, 230, 240, 242, 243, 245, 246, 251, 252, 253, 254, 255, 258, 261, 262, 263, 264, 265, 267, 270, 273, 275, 281, 285, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 297, 298, 299, 300, 305, 306, 316, 319, 321, 325, 329, 330, 331, 332, 333, 358, 361, 362, 404, 405, 426, 427, 431—437, 453, 454, 473, 480, 481.
Gagern, Heinrich Freiherr v., Sohn des Max und der Franzina 113, 408, 409.
Gagern, Josef Peter Freiherr von, Sohn des Max u. der Franzina, 162.
Gagern, Karl Freiherr von, Bruder von Max 5, 132, 135, 175.
Gagern, Karl Freiherr von, Sohn des Max und der Franzina 408, 442.
Gagern, Karl Christoph, Freiherr von, Großvater des Max 6, 9.
Gagern, Karoline, Freiin von, Schwester von Max, siehe Bechtolsheim.
Gagern, Karoline, Freiin von, Tochter des Max und der Franzina 72, 325, 326, 328.
Gagern, Kunigunde, Freiin von, Tochter des Max und der Franzina, siehe Bredenkamp.
Gagern, Louise, Freiin von, Schwester von Max 5.
Gagern, Louise, Freiin von, geb. von Prettlack, erste Gemahlin Heinrichs 25, 45, 100, 254.
Gagern, Max, Freiherr v., Sohn des Max und der Dorothea 336, 423.
Gagern, Moritz, Freiherr v., Bruder von Max 5, 7, 12, 16, 18, 25, 26, 29, 71, 134, 150, 167, 168, 175, 427, 431.
Galimberti, Nuntius und Kardinal 441.
Ganglbauer, Kardinal 442.
Gaugreben, Franziska Carolina von, siehe Gagern, Franziska Carolina, Freiin von.
Geissel, Bischof u. Cardinal 101.
Georg V., König von Hannover 404.
Gerard, Marschall 53.
Gerlach, Leopold von, Generaladjutant 272.
Gervinus 198, 199, 200, 210, 211, 248, 473.
Giech, Graf 217.
Gieße, Regierungsrat 353.
Gobart, Sekretär 40.
Goethe, Wolfgang von 27, 28, 36.
Görres, Guido 75, 163, 170, 187, 188.
Görres, Josef von 117.
Goßmann, Friederike, Schauspielerin 441.
Götz, Geheimrat 305, 352 462.
Grimm, Brüder 170.
Grimm, Jakob 241, 269, 280.
Gritzner, Abgeordneter 269, 270.
Groiser, Dr., 167.
Großholz, Stadtpfarrer und Dekan von Baden 137, 138.
Gruscha, Feldbischof, später Erzbischof und Cardinal 421, 444.

Gustav, Prinz von Sachsen-Weimar 444.
Gutzkow 477.

Haffner, Professor u. Bischof 427.
Hallwachs, Geheimrat 185, 454.
Hartmann, Pfarrer von Hadamar 299.
Hasenauer, Architekt 417.
Hassan, Patriarch von Constantinopel 424.
Hauleville, Baron 432.
Haym, Abgeordneter 263, 280.
Hecker, Friedrich, Führer der bad. Revolution 228, 244, 246, 249, 251.
Hecking, Dominikanerpater 421.
Heckscher, Minister des Auswärtigen 271, 278, 285.
Heeren, Arnold, Geschichtsschreiber 26.
Heffter, Geheimrat 240.
Hehner, Regierungsrat 460.
Heinrich, Domdechant 427, 438.
Helene, Großfürstin 118, 134, 138, 143.
Hennes, Professor 123, 133, 150, 162, 264, 427.
Hergenhahn 177, 297, 305, 306, 480, 481.
Herkert 480.
Hettinger, Franz 327.
Heydenreich, Dr., protestantischer Bischof in Wiesbaden 145, 148, 150, 158, 163.
Hoffmann, Direktor des königl. geheimen Kabinetts im Haag 24, 39, 40, 41.
Hofmann, Baron 422.
Howard 273.
Hügel, Brüder 155.
Hügel, Clemens, Baron, Botschaftsrat 33.
Hugo, Abgeordneter 263.
Hurter, Geschichtsschreiber 123, 362.

Janssen, Johannes 438.
Jarcke, Ernst 155, 317.
Jochmus, General 303.
Johann, Erzherzog, Reichsverweser 265, 270, 359, 360, 479, 483.
Jordan 243.
Josef, Erzherzog 400.
Julien, Redakteur der „Revue encyclopédique“ 29.
Julius, Dr., Redakteur 476.
Jürgens, luther. Pastor u. Abgeordneter 268, 270, 291.
Iven, Generalvikar 115.

Kaiser, Peter Leopold, Bischof von Mainz 167.
Kalt, Dominikus Josef, Arzt 121, 122, 164, 427.
Kanzler, General 424.
Karbach, protestantischer Prediger 13, 119, 124.
Karl, Erzherzog 155.
Karl X., König von Frankreich 36, 37, 38.
Karl, Prinz von Bayern 479.
Katharina Michaelowna, Großfürstin 153.
Kaufmann, Alexander, Kulturhistoriker 111.
Ketteler, Wilhelm, Freiherr von, Bischof von Mainz 279, 414, 427.
Klein, Bischof von Limburg 337, 339, 444.
Klopp, Onno 407, 438.
Koch, Klothilde, geb. Gontard, Frau des brit. Konsuls Robert Koch 304.
Koch, Robert, brit. Konsul 482.
Kolb, Friedrich, Redakteur 366.
Kolb, Jesuitenpater 442.
Koller, Prälat 444.
Kruse, Freiherr von, General 143.
Kühlwetter, Minister 480.

Künzer, Dekan u. Abgeordneter 280.
Kuranda, Ignaz, Herausgeber der „Ostdeutschen Post“ 367.

La Roche-Starkenfels, freiherrliche Familie von 13.
La Roche-Starkenfels, Philipp, Freiherr von, badischer Reitergeneral 9.
Lafayette, General 30.
Lambert, Carolina Johanna, geb. Preys, Mutter der Franzina von Gagern 56, 74.
Lambert, Elisabeth, Schwester der Franzina von Gagern 57, 59.
Lambert, Franzina, siehe Gagern, Franzina Freiin von.
Lambert, Johann Hendrik, niederl. Artillerieoffizier, Vater der Franzina von Gagern 56.
Lambert, Théron, Familie 56.
Lambruschini, Kardinal-Staatssekretär 38, 116, 117.
Lang, Dr., Präsident 261.
Landsdowne, Marquis 258.
Lasaulx, Ernst von 218, 235, 268, 279.
Laube, Abgeordneter 271, 285.
Lehrbach, Graf, General 201, 203, 204, 205, 212, 219, 226, 230, 233, 234, 237, 240, 453, 454, 455, 472.
Leiningen, Fürst 212, 213, 217, 279, 285, 473.
Leisler 177.
Lennig, Domherr in Mainz 125, 164, 167, 252.
Leo XIII., Papst 439, 441.
Leo, Heinrich 76.
Leonhard, Kanzler der Nuntiatur 444.
Leopold, Großherzog von Baden 250.
Leopold I., König von Belgien 37, 53, 159, 160, 257, 258, 357, 363.
Lesseps, Ferdinand von 414.
Lichnowsky, Fürst 268, 285.
Lieber, Moritz, Jurist 124, 355.
Lobanow, Prinzessin 153.
Löbell, Historiker 78.
Löffler, Jesuitenpater 437, 442.
Louise von Nassau-Weilburg, Fürstin 7.
Löwenfeld, von 390.
Ludwig I., König von Bayern 163, 212, 213, 214, 216, 460, 465, 466.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 36.
Luitpold, Prinz von Bayern, später Prinzregent 214, 218.
Luther, Martin 197.

Maaßen, Professor 419.
Maltitz, Baron, Diplomat 158.
Maret, Herzog von Bassano 32.
Marie, Fürstin-Mutter, Schwester des Herzogs Adolf von Nassau 431.
Mathy, Karl, Abgeordneter 20, 199, 246, 252, 263, 280, 305, 306, 363, 405.
Maurer, Georg Ludwig Ritter von, Rechtshistoriker und bayr. Minister 169.
Maurus, Abt von Mehrerau 445.
Max, Kronprinz von Bayern, später König Max II. 214, 216, 217, 461.
Maximilian Joseph, König von Bayern 7.
Maximilian, Erzherzog, später Kaiser v. Mexiko 363, 364.
Meyern-Hohenberg, Gustav, Kabinettschef 369, 380, 381, 399, 402.
Meinecke, Friedrich 184, 191, 193, 221, 229, 481.
Mensdorff, von, Minister 373, 403, 411.
Merode, Monsignore 424, 425.
Metternich, Fürst 33, 62, 117, 155, 163, 362.

Meyer, Bernhard Ritter von, Ministerialrat 362.
Meysenbug, Otto Freiherr von 362, 403, 407, 422, 445.
Michelsen 263.
Mieroslawski 223.
Milde, Minister 480.
Minckwitz, von, General, sächsischer Gesandter in Berlin 237.
Mittermaier, Professor 245.
Mohl, Robert von 317.
Möhler, Adam, Dogmatiker 124, 128.
Möller, Regierungspräsident 115, 163, 168, 480, 481.
Montez, Lola 215.
Moufang, Domkapitular 125, 164, 327, 422, 427.
Mülder, Nicolaas, Referendar 57, 59.
Müller, Hermann 77, 83, 84, 87, 90, 97, 121, 123, 133, 138, 449, 251, 257, 294, 298, 318, 408, 427, 431, 432.
Müller, Joh. Georg, Bischof 261.
Müller, Ludwig 164.

Napoleon III., Kaiser von Frankreich 289, 388, 392.
Nardi, Monsignore 414, 424, 426.
Naumann, Professor, Hausarzt des Max von Gagern 77.
Nepneu, General, holländischer Kriegsminister 249.
Niethammer 217.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 144, 153, 154, 157, 484.
Nitzsche, Prediger 120.
Nothomb 240.
Nüßlin, Direktor 13.

Oettingen-Wallerstein, Fürst 212.
Olshausen 275.
Ölz, Doktor 442.
Orges, Hermann v., Publizist 366, 369, 371, 372, 380.
Otfried, Dichter 420.

Pacher, Franzina von, geb. Freiin von Gagern 336, 423, 424, 443.
Pacher, Gustav von 403, 404.
Palmerston, Lord 172, 258, 259, 266, 392, 481, 482, 483—84, 486.
Pastor, Emilie 438.
Pastor, Ludwig von 184, 419, 422.
Paul von Mecklenburg-Schwerin, Erbgroßherzog 37.
Pauline, Herzogin-Witwe von Nassau, geb. Prinzessin von Württemberg 118, 151, 165.
Paulus, G. Eberhard 163.
Pawel, Freiherr von, Minister 400.
Peez, Alexander von 293, 407, 438, 443.
Pergen, Anton, Graf von 439.
Perier, Casimir 30.
Pertz, Historiker 76, 80, 170, 240, 477.
Peter, Prinz von Oldenburg 144.
Peucker, von, General 304, 487.
Pfizer, Paul 187.
Pfordten, von der, sächsischer Minister des Äußern 219, 230.
Phillips, Professor 279, 362, 421.
Pilat, Familie 441.
Pilat, Pater 155, 161.
Pius IX., Papst 414, 422, 424, 425, 426.
Polignac, Jules 32, 33, 36.
Pont, de 445.
Porbeck, Freiherr von 204, 237.
Pozzo di Borgo 33.
Praet H. Jules van, Minister 160.
Prela, Viale, Nuntius 117.
Prentana, Redemptoristenpater 155.
Prettlack, Louise v. siehe Gagern, Louise.

Preuschen, W. L. von 18.
Prinsterer, Groen van 40, 157, 158.
Prokesch v., Familie 441.
Przibram, Ludwig von 365, 417.

Radowitz, von, General 170, 267, 279, 405.
Ranke, Leopold von 76.
Rauscher, Kardinal 414, 421, 422.
Raveaux 482.
Rebecque, Benjamin Constant de 30.
Rechberg, Graf von 370, 372, 376, 387, 401, 403.
Reh 306.
Rehfues, von, Geheimrat 81, 88, 91, 95, 108, 110, 112.
Reichensperger, August 42, 267, 279, 291, 328, 418, 431, 433.
Reichmann, Geheimrat 305.
Reuß, Fürst 156.
Reventlow, Graf 485.
Reventlow, Gräfin 275.
Reyer, Irene von, geb. Goßmann 441.
Ritter, Philologe 72, 110.
Römer, Minister 205, 206.
Ronge, Johannes 163, 243.
Roothaan, Joh. Philipp, Jesuitengeneral 33.
Rotenhan, Baron, Minister 214.
Ruge, Abgeordneter 376.
Rümelin, Abgeordneter 197, 305.
Russel, William, Lord 54.
Rüstow, W., 294.

Saalfeld, Jurist 26.
Sack, Prediger 120.
Sarasin, General 186.
Schep, Regierungsrat 460.
Schlegel, August Wilhelm von 74, 78, 104, 105, 109.
Schlosser, Friedrich Christoph, Historiker 19, 35.
Schmeller, Maler, 28.
Schmerling 248, 266, 285, 290, 387, 417, 419, 432.
Schönborn, Graf, Minister 444.
Schröder, Hans 20.
Schütz, Domkapitular 168.
Schwarzenberg, Kardinal 422.
Sebastiani, Horace, General 32.
Seibertz, Maler 102.
Seidlitz 28.
Selby, dänischer Gesandter 44.
Senfft, Graf, Diplomat 158.
Sforza, Riario, Erzbischof von Neapel 423.
Sibold, Doktor 47.
Siccama, Hora, Baron 43, 44.
Simson, Eduard 269, 280, 317, 481.
Smitt, Bürgermeister 304.
Snell, Direktor 15.
Soiron, Alexander von 20, 246, 263, 269, 305, 482.
Sophie, Erzherzogin 209, 464.
Spaen von Voorstonden G. K. Baron Gesandter 23.
Stedmann, Karl 264.
Stein, Freiherr vom 11, 78, 439.
Stein, Lorenz, Nationalökonom 414, 117.
Steinle, Eduard von, Maler 325, 326.
Stephan, Erzherzog 354, 359, 360, 410.
Sternenfels, Freiherr von 207, 219, 230, 233, 234, 237.
Stever 243.
Stifter, Adalbert 155.
Stillfried, Eduard, Freiherr von 421.
Stillfried, Siegfried, Freiherr von 421.
Stockmar, Baron, Politiker 270.
St. Quentin, Graf, General 371.
Strahl, Historiker 109.
Stralen, van, Referendar 40.
Strongways 483.

Struve 243, 245.
Sydow, Marie von, geb. von Stein 160.
Sydow, von, preuß. Gesandter 160.
Talleyrand, Charles Maurice 33, 34, 35, 36, 38.
Tarnassi, Uditore 444.
Thibaut, Anton Friedrich, Romanist 19.
Thomas von Kempen 13, 119, 124, 131, 146.
Thon-Dittmer, Gottlieb, Freiherr von, Minister des Innern 212.
Thun, Friedrich, Graf, Botschafter 421.
Thun, Leo, Graf, Unterrichtsminister 362, 421.
Tillmann, Jacob 473.
Treitschke 361.

Uhland 243, 248.

Vanutelli, Serafino, Kardinal 441.
Venedey, Abgeordneter 20, 291.
Verger, Freiherr von, bayerischer Bevollmächtigter 215, 216, 217, 221.
Vicari, Hermann von, Erzbischof von Freiburg 336.
Victoria, Königin von England 482, 484.
Vigny, Alfred de, Schriftsteller 32.
Viktor Emanuel II., König von Italien 411, 425.
Vincke, Ernst Friedrich Georg von, Abgeordneter 378, 480, 481.
Vivenot, A. von 409.
Vollpracht, Ferdinand, Präsident 305, 321, 460.

Waitz, Georg, 76, 80, 263, 268, 280, 281.
Walderdorff, Karl, Graf von, nassauischer Minister 106, 110, 113, 116, 117, 163, 168, 355.
Waldkirch, Graf von, Minister des Auswärtigen 214, 215, 216, 473.
Wallerstein, Fürst 213, 214, 215, 471.
Walter, Canonist 104, 110.
Wambolt, Clementine, Freifrau von 13, 15.
Wambolt, Freiherrliche Familie von 13.
Wangenheim, Hermann von 238, 243.
Warsberg, Freiherr von, Generalkonsul 441.
Weber, Beda 264.
Weber, Professor 97.
Welcker, Friedrich Gottlieb, Archäologe 72, 77, 104, 105, 110.
Welcker, Karl Theodor, Publizist und Abgeordneter 246, 263, 291, 300.
Welleas, de, Referendar 40.
Wentzke 4, 239, 404, 405, 435.
Werner, Baron 155.
Westmorland 240.
Westphalen, Clemens August Graf von 125.
Westphalen, Josef Graf von 126.
Westphalen, Kunigunde Gräfin von, geb. Aicholt 125, 126.
Wied, fürstliche Familie 431.
Wilhelm von Baden, Markgraf 37.
Wilhelm, Herzog von Nassau 105.
Wilhelm I., König der Niederlande 7, 9, 22, 23, 24, 38, 39, 40, 41, 46, 51, 53, 54.
Wilhelm, Prinz von Preußen, später König von Preußen und Kaiser von Deutschland 52, 259, 260, 385, 386, 388, 404, 408, 456, 479.
Wilhelm I., König von Württemberg 205, 206, 212, 228, 253.
Windisch-Graetz, Alfred, Fürst 444.
Windischmann, Philosoph 104.

Windthorst 427.
Wintzingerode, Friedrich Freiherr von, Minister 208, 305, 319, 320, 460.
Wiseman, Cardinal 125.
Wittgenstein, August Ludwig, Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Reichs-Kriegsminister, später nassauischer Ministerpräsident 304, 338, 344, 345, 346.
Wrangel, Friedrich, Graf, preuß. Generalfeldmarschall 274, 481, 485.
Zarncke 28.
Zimmermann, Robert 417.
Zumbusch, Bildhauer 417.

Berichtigungen.

Seite 18 Note 1 gehört zu Zeile 17 nach den Worten „älteren Brüder".
Seite 41 Zeile 13 von oben lies Partizipial statt Partizipal.
Seite 139 Zeile 2 von oben lies Christi statt Christ.
Seite 299 Note 1 ist „IV" zu streichen.

Gagern, Max von 177179
Author Pastor, Ludwig von
Title Leben des Freiherrn Max von Gagern.

HG.B
G1283
.Yp

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU